

Experimentaluntersuchungen zur
Religions-, Unterbewußtseins-
und Sprachpsychologie — von
Dr. Th. Flournoy

Professor der Psychologie in Genf

Herausgegeben und eingeleitet von
G. VORBRODT

ZWEITES HEFT



Felix Meiner Verlag ❖ Leipzig ❖ 1914

Flournoy, Théodore

28

Die Seherin von Genf man

von

Theodor Flournoy

Mit Geleitwort von Max Dessoir



Autorisierte Übersetzung.

Preis 16, -

Felix Meiner Verlag • Leipzig • 1914

BF
1283
S65
F65

Mr. H. C. Hoekier

94

10-29-1925

4. 9. 28 E 1 X

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Geleitwort von Prof. Dr. Dessoir	IX
Einleitung des Herausgebers	XII
Vorwort des Verfassers	XVI
1. Kapitel: Einführung und allgemeiner Überblick	1
2. Kapitel: Kindheit und Jugend von Frl. Smith	13
3. Kapitel: Frl. Smith seit Einweihung in den Spiritismus	30
I. Helenes mediumistische Debuts	31
II. Frl. Smith im Normalzustande	35
III. Spontan-automatische Erscheinungen	43
IV. Sitzungen	57
Anhang zum 2. und 3. Kapitel: Frl. Smith seit Veröffentlichung von: Des Indes	75
4. Kapitel: Leopolds Persönlichkeit	91
I. Leopolds Psychogenese	94
II. Balsamo-Personifikation	109
III. Leopold und der wirkliche Jos. Balsamo	121
IV. Leopold und Frl. Smith	133
5. Kapitel: Marszyklus	159
I. Ursprung und Entstehung des Marszyklus	160
II. Weiterentwicklung des Marszyklus	169
III. Personen des Marsromans	184
IV. Über den Urheber des Marsromans	203
6. Kapitel: Mars-Zyklus (Fortsetzung): Marssprache	209
I. Martische Wortautomatismen	211
II. Marstexte	221
III. Bemerkungen über Marssprache	254
1. Phonetik und Schrift	258
2. Grammatische Formen	263
3. Konstruktion und Syntax	265
4. Vokabular	266
5. Stil	279
IV. Frl. Smith und der Erfinder des Marsromans	282
7. Kapitel: Mars-Zyklus (Schluß): Ultramars	286
a) Bemerkungen über Ultramars-Sprache	305
b) Bemerkungen über Ultramars-Idiogramme	307
Anhang 1: Uranus und Mond	314
Anhang 2: Allgemeinbetrachtungen	326

	Seite
8. Kapitel: Indischer Zyklus	330
I. Auftreten und Entwicklung des orientalischen Zyklus	333
II. Sivruka und de Marlès	353
III. Arabische Elemente des orientalischen Zyklus	366
IV. Frl. Smiths indische Sprache	373
V. Ursprünge des indischen Traumes	403
9. Kapitel: Königin-Zyklus	412
10. Kapitel: Übernormale Erscheinungen	442
I. Übernormal-Forschung	444
II. Physikalische Phänomene	456
1. Apporte	456
2. Bewegung von Gegenständen ohne Berührung (Telekinesie)	458
III. Telepathie	467
IV. Hellssehen	476
1. Ärztliche Konsultationen	478
2. Wiedergefundene Gegenstände	480
3. Retrokognitionen	485
V. Inkarnationen und Geisterbotschaften	492
1. Frl. Vignier-Fall	502
2. Steinhauer Jean-Fall	505
3. Frau Flournoy-Fall	508
4. Verschiedene Fälle	510
5. Syndikus Chaumontet und Pfarrer Burnier-Fall	511
11. Kapitel: Schluß	518
12. Kapitel: Anhänge zu:	
I. Leopold	536
II. Astronomischer Zyklus	538
III. Orientalischer Zyklus	541
IV. Übernormalität	544
1. Persönliche Neigungen	544
2. Neue Erscheinungen	550
Namenregister des Herausgebers	555

Figurenverzeichnis.

Des Indes:	Seite
Fig. 1, 4, 6 Normalhandschrift von Fr. S.	51. 114. 128
„ 2 Fingerbewegungskurven	64
„ 3 und 7 Handschriften Leopolds	113. 128
„ 5 Balsamo-Handschrift	127
„ 8 Leopold und Normalhandschrift	150
„ 9, 13, 14 Marslandschaften	80. 112. 128

Verbesserungen.

1. S. VII im Figurenverzeichnis: Fig. 11 von Nouv. Observ. ist bloße Wiedergabe von Fig. 24 in Des Indes.
2. S. 104 Anmerk. 1: In der deutschen Übersetzung des „Handbuchs der Psych.“ (die „Principien“ sind nicht übertragen) ist von der Seele als kombinierendem Medium S. 200 die Rede.
3. S. 380 Z. 16 von unten lies: S. 304 Fig. 37 statt 384.
4. Im Namenregister lese man Galilei und Kepler statt Gall. und Kepl.
5. Ebenda bei Kardec Allan **Zeitschr.** statt J.
6. Ebenda bei Thompson 531 statt 530.

	Seite
8. Kapitel: Indischer Zyklus	330
I. Auftreten und Entwicklung des orientalischen Zyklus	333
II. Sivruka und de Marlès	353
III. Arabische Elemente des orientalischen Zyklus	366
IV. Frl. Smiths indische Sprache	373
V. Ursprünge des indischen Traumes	403
9. Kapitel: Königin-Zyklus	412
10. Kapitel: Übernormale Erscheinungen	442
I. Übernormal-Forschung	444
II. Physikalische Phänomene	456
1. Apporte	456
2. Bewegung von Gegenständen ohne Berührung (Telekinesie)	458
III. Telepathie	467
IV. Hellsehen	476
1. Ärztliche Konsultationen	478
2. Wiedergefundene Gegenstände	480
3. Retrokognitionen	485
V. Inkarnationen und Geisterbotschaften	492
1. Frl. Vignier-Fall	502
2. Steinbock-Loon-Fall	505

Figurenverzeichnis.

Des Indes:	Seite
Fig. 1, 4, 6 Normalhandschrift von Frl. S.	51. 114. 128
" 2 Fingerbewegungskurven	64
" 3 und 7 Handschriften Leopolds	113. 128
" 5 Balsamo-Handschrift	127
" 8 Leopold und Normalhandschrift	150
" 9, 13, 14 Marslandschaften	80. 112. 128
" 10, 19 Flugmaschine und Lampe vom Mars	80. 160
" 11, 12, 18 Astané, sein Haus und Tier	176. 208
" 15—17, 20 Marspflanzen	160. 234
" 21 Erster Marstext	217
" 22 Einzelne Marsbuchstaben	218
" 23 Marstext No. 17	219
" 24 Marsalphabet	220
" 25 Marstext No. 18	176
" 26 " No. 26	256
" 27 " No. 28	235
" 28 " No. 31	236
" 29 " No. 34	238
" 30 " No. 37	240
" 31 " No. 38	241
" 32 " No. 39	241
" 33 Ultramarshäuser	292
" 34 Simadini-Unterschrift	340
" 35 Arabischer Text	368
" 36 Melodie des indischen Gesangs	383
" 37 Brief Helenes mit Sanskritbuchstaben	304
" 38 Sanskritbuchstaben	392
" 39 und 40 Antoinette-Handschriften von Frl. S.	414. 415
" 41 Authentische Antoinette-Handschrift	416
" 42 Normal- und Antoinette-Handschrift von Frl. S.	426
" 43 und 44 Geisterhandschriften	514. 515
 Nouv. Observ. :	
Fig. 1 und 2 Brieffragmente von Frl. S.	123. 124
" 3 Ramié	320
" 4—8 Ultramars-Insekten, -Landschaften und Haus	352. 368. 400. 416. 464

	Seite
Fig. 9 und 10 Ultramarshieroglyphen	246. 247
„ 12—14 Desgleichen	248. 249. 251
„ 15—17 Uranusschrift	252. 253
„ 18 Handschrift von Fr. S.	437
„ 19 Barthezbotschaft	438
„ 20 Authentische Handschrift von Barthez	439

Geleitwort.

Mit aufrichtiger Freude höre ich von der Absicht, Flournoys Untersuchung des Falles Helene Smith dem deutschen Leser in Übersetzung vorzulegen, und gern will ich sagen, weshalb ich das Buch „Des Indes à la planète Mars“ (nebst den Nachträgen) so außerordentlich hoch schätze.

Ein sofort sichtbarer Wert des Werkes liegt darin, daß es nicht die üblichen allgemeinen Erwägungen gibt, sondern einen ganz bestimmten Fall bis in alle Einzelheiten hinein zergliedert. Hierdurch gewinnt es schöne Lebendigkeit: es liest sich wie ein psychologischer Roman, dem es weder an Spannung noch an wirkungsvollen Höhepunkten fehlt. Auch die Darstellung hat ihren Anteil daran, denn sie ist von entzückender Leichtigkeit und Natürlichkeit. Der Leser darf sich aber deshalb nicht zu dem Glauben verleiten lassen, die liebenswürdig gelockerte Form sei der Ausdruck lässiger Gedankenarbeit. Nein, im Innern herrscht der Geist strenger Wissenschaftlichkeit. Man kann nicht schärfer beobachten, genauer prüfen, vorsichtiger erklären als es Flournoy getan hat. Allerdings gibt es auf diesem Gebiet keine mathematische Exaktheit; aber diejenige Exaktheit, deren die Behandlung eines solchen Gegenstandes fähig ist, wird durchaus erreicht. Der Leser wird bald bemerken, wie viel Spürsinn und Feingefühligkeit der Verfasser besitzt: vor allem hat Flournoy die Fähigkeit, sich in halbbewußte, schnell verflatternde Seelenzustände einzuleben und sie durch Einfühlung unmittelbar zu verstehen. Außerdem verfügt er über die der Geduld verschwisterte Fähigkeit, die so gewonnenen Einsichten in Begriffe und Gedankenfolgen umzusetzen und so dem Leser ausgebreitet darzu-

bieten. Mir scheint, Flournoy ist ebenso scharfsinnig wie ein moderner „Psychoanalytiker“, doch weniger spitzfindig, ebenso klug, doch weniger klüglerisch, im ganzen von einer gleichsam wärmeren und breiteren Anschauungskraft erfüllt.

Namentlich ist zu bewundern, mit welcher Kunst der Genfer Psycholog die abnormen Erscheinungen des Seelenlebens auf alltägliche zurückzuführen und dadurch ihrer zunächst so auffälligen Seltsamkeit zu entkleiden weiß. Ich denke mir, Flournoy hat anfänglich den Reiz des Wunderbaren, der die spiritistischen Erzählungen umspielt, lebhaft empfunden, vielleicht auch hat er Mitleid mit dem Spiritismus als angeblichem Stiefkind der Wissenschaft gespürt, — ja, ich möchte glauben, daß dieser freie Forscher innerlich sich gegen den Klüngel der Zünftigen auflehnte, die alles Abseitige für „unwissenschaftlich“ erklären. Flournoy durfte das ohne Schaden tun, denn er war seiner selbst sicher; sein klarer und gut geschulter Verstand siegte über die Gefahren des verrufenen Gebiets. Da er vom Geheimnisvollen zwar angezogen, aber niemals der echt wissenschaftlichen Denkart abtrünnig gemacht wurde, so konnte er die ihm durch einen glücklichen Zufall dargebotenen Tatsachen sowohl unbefangen hinnehmen als auch bis ins Innerste aufhellen. Sein Buch ist allen ähnlichen Arbeiten ein Vorbild. Der Einzelfall der Genfer Seherin mag für die Gelehrten allmählich an Interesse verlieren; die methodologische Leistung Flournoys bleibt dauernd wertvoll.

Freilich muß eine Einschränkung gemacht werden. Das vorliegende Buch spricht immerfort vom „Unterbewußtsein“, und dies Unterbewußtsein gilt den meisten unsrer Psychologen als eine törichte, mystisch gefärbte Erfindung; es muß daher — im Sinne der herrschenden Anschauungen — dahingestellt bleiben, ob eine mit dem Begriff des Unterbewußten arbeitende Erklärung als zulänglich anzuerkennen sei. Ich meinerseits glaube, daß eine genauere Kenntnis dieser Theorie¹⁾ manche Einwände zum

1) Im Verein mit Pierre Janet und Morton Prince habe ich sie auf dem Genfer Psychologen-Kongreß (1909) darzustellen versucht; mein Vortrag ist auch in der Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie (Bd. I, Heft 4) erschienen.

Schweigen bringen kann. Überdies ist sie von ihren Vertretern immer nur als eine Arbeitshypothese eingeschätzt worden und zwar — wie ich bereits 1890 in der Schrift „Das Doppel-Ich“ bemerkte — als eine vorläufige Hilfsvorstellung. Gerade Flournoys Buch zeigt uns, wie viel sie für eine erste Aufklärung zu leisten vermag. Welche andre Theorie könnte die bei Helene Smith beobachteten Erscheinungen leichter und überzeugender erklären? Wenn die Gegner einmal imstande sein werden, solche Tatsachen mittels neuer Begriffe verständlich zu machen, so werden wir alle, die wir jetzt noch vom Unterbewußtsein sprechen, gern zu einer besseren Auffassung uns bekehren. Für den Augenblick darf es bei Flournoys Darstellungsweise sein Bewenden haben, denn jeder, der ähnlichen Erscheinungen in der Literatur oder gar in der eigenen Erfahrung begegnet, muß den von Flournoy gewiesenen Weg als einen Weg zur Wahrheit willkommen heißen.

Dieses Buch, das beim Erscheinen Aufsehen erregte, ist noch so frisch wie ehemals, weil es menschlich von Menschen spricht; es hat aber auch die Stellung eines klassischen, d. h. in sich vollendeten Werkes gewonnen. Aus beiden Gründen ist das Erscheinen einer deutschen Übersetzung zu begrüßen.

Max Dessoir.

Einleitung des Herausgebers.

Unter ausdrücklichem Hinweis auf die Einführung zu Heft 1: „Beiträge zur Religionspsychologie“ (abgekürzt künftig H. I.) werden hier zwei Arbeiten Flournoys geboten, die den Grundstock eines Teils seines Lebenswerks ausmachen.

Es handelt sich um das Werk: *Des Indes à la planète Mars, Etude sur un cas de somnambulisme avec glossolalie*¹⁾ (künftighin abgekürzt: Des Ind.) und den Nachtrag bzw. die Fortsetzung desselben: *Nouvelles Observations sur un cas de somn. usw.*, der zuerst in „Archives de psychologie“ (de la Suisse romande) Bd. I, 2, S. 101—255 (Dez. 1901) abgedruckt wurde, seitdem auch in Buchform bei Kündig in Genf erschienen ist (künftighin abgekürzt: Nouv. Obs. zum Unterschied von „Observations de psychologie religieuse“, die das erste Heft dieser Experimentaluntersuchungen füllen).

Der weitere Titel von Nouv. Observ., der von dem Untertitel zu Des Ind. übernommen ist, deutet den eigenartigen Fall an, der vor 10 Jahren in Genf und der ganzen gebildeten Welt Aufsehen erregte und noch heute der Heldin viel Zulauf verschafft.

Nouv. Observ. sind bei dem loseren Zusammenhange der Darlegungen nicht an die Übersetzung von Des Indes als Schlußteil angehängt, sondern zur Erleichterung für den Leser nach Andeutungen Flournoys selbst, sowie nach offensichtlichen Berührungen in Des Indes hineingearbeitet. Wiederholungen des

1) 4. Aufl. 1909 (Edition Atar, Genf und Fischbacher, Paris).

Hauptwerks sind vermieden, ein Schlußkapitel mit wichtigeren Partien aus *Nouv. Observ.*, die noch keinen Raum gefunden hatten, ist als Anhang hinzugefügt, die leichte Nachprüfung des Originals in jedem Fall ermöglicht.

Von dem Inhalte der *Nouv. Obs.* gebe die denselben von Flournoy vordruckte Übersicht mit Seitenverweisungen auf die vorliegende Übersetzung hier einen Einblick, sonst dürfte dazu keine Gelegenheit sein. Da eine vollständige Übertragung mißlich erschien, soll wenigstens die Inhaltsangabe nicht fehlen.

Einleitung.

- I. Kapitel: Frl. Smith seit Veröffentlichung von
Des Indes 75 f. 87.
 - 1. Reizbarkeitsphase.
 - 2. Wiederaufnahmephase.
 - 3. Amerikanistische Phase.
 - 4. Jetzige Phase.

- II. Kapitel: Leopold und das Unterbewußtsein von
Frl. Smith 15. 54. 85. 122. 153 f. 536.

- III. Kapitel: Astronom. Zyklus und Sternsprachen.
 - 1. Verschiedene Meinungen über das
Martische 267. 538 f.
 - 2. Neue außerterrestrische Texte 242.
 - 3. Das Ultramartische 293.
Bemerkungen über diese Sprache 281. 305.
Bemerkungen über diese Zeichen-
sprachbilder 307.
 - 4. Uranisch und Lunarisch 314.
 - 5. Allgemeinbetrachtungen 326.

- IV. Kapitel: Orientzyklus 538 f.
 - 1. Neue Daten 343. 371 f. 403.
 - 2. Innere Widersprüche des Orient-
zyklus 398 f.
 - 3. Über Ursprung konstitutiver Elemente
des Orientzyklus.

a) Kenntnisse über asiatisches Leben und Welt	349.
b) Historische u. geographische Daten	361.
c) Sanskritvorstellungen	394. 541 f.
V. Kapitel: Königin-Zyklus und Barthez-Episode	428. 541 f.
VI. Kapitel: Zur Übernormalität	544 f. 507.
VII. Kapitel: Schluß. Verschiedene Fragen	523.

Die Besprechungen von Des Ind. und Nouv. Obs. waren m. E. in deutschen Zeitschriften nicht genügend. Die theologische und sprachliche Seite ist, so viel ich weiß, in Deutschland ganz totgeschwiegen, die psychologische z. B. in Zeitschr. f. Psych. 30, S. 226 ff. wenigstens anerkennend (vergl. H. I, S. XV ff.) skizziert. Wenn eine wissenschaftliche Monographie einen so außerordentlichen Erfolg erlebt, so dürfte es geradezu eine Pflicht gegen die Wissenschaft sein, endlich auch dem deutschen Publikum der Fachgelehrten wie der Laien, denen eine Klärung der bisher von der deutschen Psychologie im ganzen vernachlässigten Fragen erwünscht oder heilsam ist, Des Indes in deutscher Übersetzung vorzulegen. In Amerika ist das Buch längst (1900) unter: From India to the Planet Mars bei Gebrüder Harper in New York und London, übertragen von Dan. B. Vermilye (soviel bekannt Bibliothekar an der Columbia - Universität in New York)¹⁾. In dem Reklameaufdruck des amerikanischen Titelblatts wird der Fall: Helene Smith als bemerkenswerter als der von Frau Eleonore Piper in Boston bezeichnet. Indes dürfte daran nur soviel wahr sein, daß der Fall: Helene Smith, der allerdings eine vielseitige Mediumität bietet, infolge der mühsamen und peinlichen Untersuchungen Flournoys geklärt vorliegt, als der der amerikanischen Spiritistin. Der Übersetzer hat jedenfalls auf S. XVII seiner Einleitung die vorsichtigen Resultate Flournoys nach der okkultistischen Seite verrenkt, wenn er schreibt: Die wissenschaftliche Darlegung des zukünftigen Lebens wird einer der größten Triumphe sein, der der exakten Forschung des 20. Jahrhunderts durch Flournoy zu erringen vorbehalten war. Auch eine italie-

1) In der „Minerva“ nicht zu finden.

nische Übersetzung ist 1905 veröffentlicht worden in der Bibliotheca generale di coltura No. 6 Mailand, L. F. Pallestrini & Co.

Eine ausführliche Würdigung des Werkes in seiner Bedeutung besonders für Religionspsychologie, die ich in Ergänzung der Darlegungen des Herrn Professors Dessoir begeben wollte, mußte leider mit Rücksicht auf den schon zu stark angewachsenen Umfang des Werkes wegbleiben; deshalb sind meine Ausführungen gleichzeitig durch denselben Verlag als Broschüre unter dem Titel: „Flournoys Seherin von Genf und die Religionspsychologie“ erschienen. Fachpsychologen werden hier weitere Darlegung des Falles Helene Smith sowie Erläuterung durch die Unterbewußtseinsliteratur finden. Es wäre dankenswert, wenn sich die offizielle Psychologie des vorliegenden Tatsachenmaterials nicht nur zur Begründung einer Spiritismuspsychologie als einer Disziplin der angewandten Psychologie annehmen, sondern durch Vergleich und Scheidung von Spiritismus und Religion die Religionspsychologie kräftig fördern wollte.

Schließlich drängt es mich, dem Herrn Autor noch einmal für weitere Förderung herzlich zu danken, nicht minder aber dem ursprünglichen Verleger, Herrn Fritz Eckardt in Leipzig, der mit verständnisvoll-wissenschaftlichem Weitblick über jedwede Engherzigkeit Anderer hinausragte und auf die in Deutschland zunächst nicht recht begriffenen Intentionen des Buches einging, sowie dem jetzigen Herrn Verleger, in dessen Eigentum die Arbeit durch Kauf des philosophischen Abteils überging und der mit gleicher Selbstlosigkeit sich für die Arbeit interessierte.

G. Vorbrodt.

Vorwort des Verfassers.

Der Doppeltitel dieses Werks bezeichnet seinen gemischten und mangelhaften Charakter. Ursprünglich sollte es eine „Untersuchung über einen Fall von Somnambulismus“ sein, d. h. eine kurze Monographie, einzig auf Exaktheit bedacht und beschränkt auf einige solcher Tatsachen, die Psychologen und Physiologen interessieren möchten. Aber die Umstände entschieden anders. Die in Genf auftretende Polemik, die sichtliche Unmöglichkeit, die Kenntnis eines Falls, dem sich schon die Neugierde eines weiteren Publikums anheftete, auf Spezialisten einzuengen, und noch andere Überlegungen haben mich veranlaßt, von meinem rein wissenschaftlichen Plan abzuweichen und meine Untersuchung auf Popularisierung einzustellen. Wenn ich wenigstens ehrlich meinen Weg festgehalten hätte mit Verzicht auf jede Härte der Methode! Wenn ich mich doch bemüht hätte, aus einem komplexen Fall, wo man unaufhörlich von Indien zum Planeten Mars und anderen ebenso unvorhergesehenen Dingen fährt, alles herauszunehmen, was dabei an anekdotenhaftem Interesse, moralischen Reflexionen, historischen Vergleichen, literarischen Quellen vorlag! Aber ich vermochte es nicht. Ich bin der parteiische und unentschiedene Sklave der einander entgegengesetzten Richtungen geblieben, zwischen welchen ich hätte wählen sollen. Ich habe zwei Hasen auf einmal verfolgt, und weiß nun nicht, was daraus wird.

Das ist die Genesis dieses Buches, dessen Länge außer Verhältnis zur Wichtigkeit seines Inhalts ist. Zu sehr gespickt mit Termini technici und barbarischen Interpretationen, um dem

großen Publikum etwas zu sagen, zu angefüllt mit elementaren und banalen Erklärungen, um die Aufmerksamkeit der Fachmänner zu verdienen, hat es weder die Form, die für die ersteren nötig ist, noch den Inhalt, den zu fordern die letzteren ein Recht haben. Nichtsdestoweniger veröffentliche ich es — als ein nicht nachzuahmendes Beispiel —, um nicht mehr daran denken zu müssen, und mit dem Trost, den ich in dem Gedanken finde, daß schließlich niemand verpflichtet ist, es zu kaufen oder zu lesen.

Nachdem dies zur Erleichterung meines Autoren-Gewissens gesagt ist, bleibt mir die viel angenehmere Pflicht, meinen Dank denen auszudrücken, die mir bei meiner Aufgabe behilflich waren.

Ich lege Gewicht darauf, an erster Stelle meinen trefflichen Kollegen Prof. Aug. Lemaître zu erwähnen, dessen Namen neben dem meinigen an den Kopf dieser Untersuchung zu stellen beinahe meine Pflicht wäre, insofern als sie in verschiedener Hinsicht Produkt unseres gemeinsamen Zusammenarbeitens ist. Lemaître, der mich die Bekanntschaft des merkwürdigen Mediums hat machen lassen, dessen Phänomene die folgenden Seiten ausfüllen, hat sie seit etwa 6 Jahren mit gleicher Ausdauer beobachtet und verfolgt wie ich selbst und hat mich ohne Einschränkung den Vorteil genießen lassen nicht nur seiner Notizen und Dokumente, sondern, was noch wertvoller ist, seiner persönlichen Eindrücke als eines scharfsinnigen Beobachters und eindringenden Psychologen¹⁾. Er hat gütigst die meisten Druckbogen dieses Buches durchgesehen, indessen haben meine Trägheit oder mein Eigensinn nicht immer seinen Korrekturen Rechnung getragen; man darf ihn nicht für die Fehler des Stils verantwortlich machen, welche meiner Prosa noch anhaften. Bezüglich des Gedankeninhalts differieren wir, wie ich

1) Lemaître hat diesen Fall publiziert in „Annales des Sciences psychiques“ von Dr. Darlex (Bd. VII, 1897, S. 65 und 181), in 2 Artikeln, auf die ich den Leser des öfteren verweisen werde. — Diese Artikel von L. bilden samt meiner Mitteilung über die Mars-Sprache in der Société de Physique et d'Histoire naturelle de Genève (6. April 1899; Archives des Sciences Physiques et Naturelles Bd. VIII, S. 90) Alles, was bis jetzt über den vorliegenden Fall veröffentlicht ist.

glaube, kaum in der allgemeinen Art, den vorliegenden Fall zu verstehen und zu interpretieren, obgleich wir trotz des häufigen Wandels der Gesichtspunkte nicht zur gemeinsamen Übereinstimmung über alle Details gelangt sind, was in dieser Materie nichts Befremdendes hat. Auch Lemaître steht absolut außerhalb der Sache; es ist gut, ein- für allemal das bei den Anspielungen zu sagen, die hier und da an die Adresse der Umgebung oder der spiritistischen Freunde des Mediums zu richten mir nützlich schien.

Dr. Eug. Demole, der gelehrte Numismatiker und Leiter der Revue suisse de Photographie, der bei vielen unserer Sitzungen assistierte, hat liebenswürdigerweise dabei eine ganze Anzahl von Klischees, betr. somnambuler Körperstellungen und Szenen aufgenommen, zu deren Publikation die interessierte Person mich leider nicht ermächtigt hat infolge von Zurückhaltung und Bescheidenheit, dem wir wohl nachgeben mußten. Ch. Roch hat sich gütigst mit der undankbaren Aufgabe befaßt, in den meisten unserer Versammlungen Protokoll zu führen. — Ich verdanke der außerordentlichen Gefälligkeit von Prof. Cuendet, dem Vize-Präsidenten der Société d'Études psychiques de Genève die Mitteilung von mehreren Dokumenten und von Beobachtungen, die den Stempel der Richtigkeit tragen. Trotz der unvermeidlichen Differenz unserer Auffassungen waren meine Beziehungen zu ihm immer von aufrichtigster Herzlichkeit. — Mein Bruder, Edmond Fl., hat mir große Dienste durch seine ausgedehnten bibliographischen Nachforschungen geleistet. — Außerdem haben zahlreiche Personen, die ich bedauere nicht alle hier nennen zu können, mir brauchbare Auskünfte über Tatsachen, von denen ich nicht persönlich Zeuge sein konnte, geliefert.

Für die Erforschung arabischer und indischer Unterlagen, um die es sich in Kap. 8 handeln wird, habe ich Nachfrage gehalten bei mehreren berühmten Orientalisten unseres Landes. Es sind Leop. Favre und Prof. Luc. Gautier in Genf; Aug. Glardon, früherer Missionar in Indien und Ehrenmitglied der Society for Psychical Research von London, in Tour-de-Peilz (Waadtland) und meine ausgezeichneten Kollegen an der Universität Genf,

Ed. Montet, Professor des Arabischen, P. Oltramare, Professor der Religionsgeschichte und Ferd. de Saussure, Professor des Sanskrit. Durch Vermittlung dieser Herren habe ich gleichfalls die Zustimmung von zwei hervorragenden ausländischen Orientalisten, A. Barth in Paris und Ch. Michel in Lüttich, erhalten. Alle diese Gelehrten wollen hier den Ausdruck meiner Dankbarkeit angelegentlichst annehmen und mir die Freiheit verzeihen, verschiedene Stellen ihrer Briefe zitiert zu haben, die m. E. auf die Streitpunkte ein klärendes Licht werfen konnten. Ich lege Gewicht darauf, ganz besonders De Saussure für die Geduld und unerschöpfliche Gefälligkeit, die er der Prüfung unserer „Hindu“-Texte entgegenbrachte, zu danken.

Endlich und vor allem dem Medium selbst, Fräulein Helene Smith, der Heldin des Buches, der ich meine und des Lesers Dankbarkeit herzlich bezeuge für die dieser Arbeit so gern erteilte Druck-Erlaubnis. Denn es ist nicht überflüssig, die Aufmerksamkeit auf die Tatsache zu lenken, daß ich mich hier vor ein delikates Problem der Berufspflicht gestellt sah. Mediziner empfinden kein Bedenken, in ihren Sonderzeitschriften unter Rückhalt der Eigennamen interessante Fälle, denen sie im Lauf ihrer klinischen Praxis oder ihrer Privatpraxis begegnen, erscheinen zu lassen. Dies wissenschaftliche Eigentumsrecht ergibt sich zugeständenermaßen als Zugabe (und zuweilen als Ersatz) aus ihrem Honorar; das gute Publikum regt sich nicht darüber auf. Die Experimentatoren, die mit bezahlten Objekten arbeiten, fühlen sich obendrein als freie Eigentümer ihrer gesammelten Beobachtungen; jeder Spielraum ist ihnen gelassen, sie ohne Rücksicht auf individuelle Schicklichkeitsgründe, woher sie kommen mögen, zu veröffentlichen. Aber es verhält sich nicht ebenso bei dem armen Psychologen und seinen Beobachtungen an nicht kranken, ins gewöhnliche soziale Leben hineingestellten Personen, die ihre seltsamen Phänomene rein aus gutem Willen liefern, und deren sog. Phänomene so frappierend, so angestaunt von zahlreicher Umgebung sind, daß man nur den kleinsten Teil davon zu veröffentlichen brauchte, um die beschriebene Versuchsperson allgemein kenntlich zu machen. Wie soll man nun in einem solchen Falle handeln? Hat man

vor Wissenschaft und Wahrheit das Recht, völlig teilnahmlos für instruktive Dinge, deren Zeuge man ist, zu bleiben und sich in kluges Schweigen über Tatsachen einzuhüllen, bei denen die Gaffer sich keinen Skrupel machen würden, Ansichten zu haben und von sich zu geben, um so absprechender, je weniger geklärt sie sind? Hat man das Recht vor **P e r s o n e n**, einer unbegrenzten Öffentlichkeit und in einem Lichte, das nicht durchaus das ihnen gewohnte ist, Tatsachen auszuliefern, die bisher auf einen abgegrenzten Kreis von Freunden und Bekanntschaften beschränkt waren? Sehr drückende Fragen! In der Erwartung, daß der Usus in diesem Punkte feste Regeln geschaffen hat, habe ich mich zum einfachsten Ausweg entschlossen, nämlich mein Manuskript oder meine Korrekturbogen dem Medium selbst zu unterbreiten und nur mit ihrer Zustimmung zu drucken.

Es ist klar, daß ich an solches Unternehmen mit irgendeinem Beliebigen nicht gedacht hätte. Denn einesteils konnte ich zweifellos meine Freiheit, meinen Ideen entsprechend zu denken und zu schreiben, nicht aufgeben. Andererseits: wie viel Medien gibt's, die zustimmen würden, ihre Phänomene nach beinahe wissenschaftlicher Methode exponiert und expliziert zu sehen, d. h. ganz verschieden von der Art, die allgemein in Spiritistenkreisen überwiegt, wo ihre Fähigkeiten sich entwickelt haben? — Im besonderen Fall schien zum Glück die Schwierigkeit geringer dank der feingebildeten und ausgezeichneten Sinnesart des Mediums, mit dem ich es zu tun hatte. Frl. Smith dürfte in der Tat eine besonders intelligente und sehr begabte Person sein, stark über gewöhnliche Vorurteile erhaben, sehr weitherzig und unabhängig von Einbildungen und infolgedessen fähig, aus einfacher Liebe zu Wahrheit und zum Fortschritt der Forschung dem zuzustimmen, daß man aus ihrer Mediumität eine psychologische Untersuchung gestaltete auf die Gefahr hin, zu Resultaten zu gelangen, die ihren persönlichen Eindrücken und der Meinung ihrer Umgebung wenig konform sind.

Meine Hoffnungen haben mich nicht getäuscht. Ohne Zweifel hat Frl. Smith mehr als einmal ein gewisses Erstaunen über meine Interpretationsweise der sonderbarsten Phänomene ihrer Mediumität kundgegeben; sie ist davon entfernt, meinen Schluß-

folgerungen zuzustimmen; sie beschuldigt sogar mein Verfahren der Analyse ernstlich und meint, daß ich oft die Tatsachen mit dem starken Willen, sie auf meine gewöhnlichen Erklärungen prosaischer Psychologie zurückzuführen, „denaturiere“; kurz Ihre Urteile stehen an manchen Stellen und in bezug auf die Hauptpunkte im schroffsten Gegensatz zu den meinigen. Das war vorauszusehen. Aber, und das ist hier die Tatsache, die ich betonen möchte, sie hat gar keine Gelegenheit bei diesen unvermeidlichen Beurteilungsdifferenzen genommen, um meine Untersuchung im geringsten zu hindern und die Einschränkung meiner Freiheit zu versuchen. Sogar in den Fällen, wo unser Gegensatz ihr am empfindlichsten werden sollte, hat sie wissenschaftliche Toleranz von einer Höhe des Ausblicks bewiesen, daß ich von einer Entsagung reden darf, wie sie mir gewiß nicht oft begegnet ist. Sie hat diese Arbeit somit nicht nur ermöglicht, sondern relativ erleichtert, wofür ich ihr hier meinen aufrichtigen und lebhaften Dank zu äußern gern die Gelegenheit ergreife.

Noch ein Wort über meine spärlichen Autoren-Zitate. Die ansehnliche Literatur über Hypnotismus und Psychopathologie, ohne von der Normal-Psychologie oder von der Geschichte des Spiritismus und der okkulten Wissenschaften zu reden, würde mir leicht zahlreiche Zusammenstellungen bei Gelegenheit eines alle diese Zweige berührenden Falls geboten haben; ich hätte am Fuß der Seiten, ohne mich vom Gegenstand zu entfernen, Nachweisungen aus mehreren Hunderten von Werken oder verschiedenen Aufsätzen aufhäufen können. Ich habe vorgezogen, mir dieses Vergnügen zu rauben oder diese Mühe zu ersparen — um nicht einen schon zu dicken Band noch mehr zu belasten, und mich auf einige bibliographische Angaben beschränkt, die mir wie von selbst ins Gedächtnis kamen. Indessen an einige übrigens verwandte und zum Teil gleichzeitige Theorien zu erinnern, liegt mir am Herzen, weil ich, ohne sie vielleicht ausdrücklich zu zitieren, beständig ihre Ausdrücke, Gesichtspunkte, Metaphern entlehnt habe, die übrigens mehr oder weniger in das allgemeine Wissensbereich übergegangen sind, so daß es schwierig sein würde, praktisch daran vorüberzugehen. Speziell will ich erwähnen die *Désagrégation mentale* von P. Janet (*L'auto-*

matisme psychologique, Paris 1889; *Etat mental des hystériques* usw.); das Doppel-Ich von M. Dessoir (Leipzig 1890); die hypnoiden Zustände von Breuer und Freud (*Studien über Hysterie*, Wien 1895) und besonders das Unterbewußtsein von F. W. H. Myers (*The subliminal consciousness*, *Proceedings of the Society for Psychical Research* Bd. VII S. 298 und folgende Bände). Ich hatte hier gar keinen Grund, diese Theorien darzulegen, noch in ihrem bezüglichen Zusammenhang und Wert zu erörtern. Besonders die letztere von Myers überschreitet stark das Niveau einer gewöhnlichen wissenschaftlichen Konzeption, um den hohen Flug und die zuweilen mystische Tonart einer richtigen Metaphysik anzunehmen (woraus ich weit entfernt bin, ihr einen Vorwurf zu machen); ich kann nicht daran denken, diese aus Anlaß eines individuellen Falls abzuwägen, ich wäre obendrein in Verlegenheit, wie ich es tun sollte. Indes wollte ich wenigstens diese Theorien im Vorwort nennen in Anerkennung alles dessen, was ich ihnen an wertvollen Anregungen und bequemen Formulierungen verdanke.

Florissant bei Genf, November 1899.

T. F.

Nachschrift: Indem ich dieser Ausgabe auf Bitten des Herausgebers ein kurzes Geleitwort ins deutsche Sprachgebiet mitgebe, wünsche ich, daß das Buch dazu beitragen möchte, auch in Deutschland, wo Vorsicht und Exaktheit der Untersuchung es noch nicht zu ausgiebigen Forschungsreisen in den dunklen Erdteil der Metapsychik haben kommen lassen, eine Anregung dafür zu bieten, daß deutsche Wissenschaft im ganzen Umfang der Einzeldisziplinen ihr bewährtes Licht in jenes finstere, aber interessante und wichtige Bereich erstrahlen lasse.

Mein lebhaftester Dank gebührt zunächst dem Übersetzer Dr. M., der zu meinem großen Bedauern nicht eingewilligt hat, aus seiner Anonymität hervorzutreten, ferner Herrn Prof. Dessoir für das liebenswürdige Vorwort, mit dem er mich geehrt hat,

endlich und besonders Herrn Pastor Vorbrodt, ohne dessen unermüdlichen Eifer und nachhaltige Sorgfalt diese deutsche Ausgabe nie das Licht erblickt hätte. Möchte er für seine Bemühungen belohnt werden durch den Erfolg eines Werkes, von dem er sozusagen Pate oder Adoptivvater in Deutschland geworden ist!

1. Kapitel.

Einführung und allgemeiner Überblick.

Im Dezember 1894 wurde ich von Herrn August Lemaitre, Professor am Gymnasium zu Genf, eingeladen, in seiner Wohnung einigen Sitzungen eines weder gewerbsmäßigen noch bezahlten Mediums beizuwohnen, dessen außerordentliche, augenscheinlich übernormale Begabung man mir schon mehrfach gerühmt hatte. Wie man sich wohl denken kann, hütete ich mich, mir einen solchen Fund entgehen zu lassen, und fand mich am angesagten Tage bei meinem liebenswürdigen Kollegen ein.

Das fragliche Medium, das ich Helene Smith nennen will, war eine große, stattliche Person von etwa dreißig Jahren, mit frischem Teint, fast schwarzen Haaren und Augen, deren intelligentes, offenes Gesicht mit dem tiefen, aber keineswegs ekstatischen Blick sogleich meine Sympathie wachrief. Sie hatte nichts von jenem abgekehrten, unheilvollen Äußern, das man so gerne den antiken Sybillen zuschreibt, ihr Aussehen zeugte vielmehr von Gesundheit, von körperlicher und geistiger Widerstandsfähigkeit, was zu betrachten angenehm und überdies bei guten Medien keineswegs selten ist.

Sobald wir vollzählig versammelt waren, bildeten wir den Zirkel, legten die Hände auf den herkömmlichen runden Tisch der Spiritisten, und bald begann Helene, welche die dreifache Gabe eines Seh-, Hör- und Klopfmediums besitzt, die mannigfaltigen Erscheinungen aufs Natürlichste zu beschreiben, die im milden Dämmerlicht des Zimmers vor ihren Augen auftauchten. Bisweilen unterbrach sie sich, um zu lauschen, denn es schlugen irgendwelche

Namen an ihr Ohr, die sie uns voller Erstaunen wiederholte. Lakonisch kurze, aus Tischklopfclauten abgelesene Hinweise vervollständigten diese Visionen und erläuterten ihre Bedeutung. Was nun mich betrifft (denn zu dritt teilten wir uns in die Ehre des Abends), so erkannte ich zu meiner nicht geringen Überraschung in den Szenen, die Fräulein Smith sich in dem leeren Raum über meinem Kopfe abspielen sah, Ereignisse, die sich in meiner eigenen Familie vor meiner Geburt begeben hatten. Woher nur konnte diesem Medium, dem ich nie zuvor begegnete, die Kenntnis von diesen alten Geschehnissen kommen, die nur persönliches Interesse beanspruchten, und von denen die jetzige Generation sicher nichts wissen konnte? Ich erinnerte mich der aufsehererregenden Leistungen des berühmten Bostoner Mediums, der Mrs. Piper, deren geniale Intuition in den schlummernden Erinnerungen ihrer Besucher wie in einem offenen Buche liest, und ich verließ die Sitzung mit einem Lenz von Hoffnung, so oft enttäuschter Hoffnung, im Herzen. Es erwachte jener Überrest kindlicher Neugier in mir, jener Hang zum Wunderbaren, und ich träumte davon, nun endlich einmal dem „Übernormalen“, aber diesmal dem wahren, echten „Übernormalen“ zu begegnen, sei es nun als Telepathie, als Hellsehen, als Geistermanifestation oder als etwas anderes, es müsse nur entschieden die Sphäre des Gewöhnlichen überschreiten und über den Rahmen gesicherter Wissenschaft hinausgehen.

Über die Vergangenheit des Frl. Smith erhielt ich damals nur summarische, aber in jeder Beziehung günstige Auskünfte, die die Folgezeit durchaus bestätigt hat.

In bescheidenen Verhältnissen lebend und von unantastbarem Rufe, verdiente sie ihren Unterhalt rechtschaffen als Angestellte eines großen Geschäftshauses, wo sie durch ihren Arbeitseifer, ihre Strebsamkeit und Tüchtigkeit zu einem der wichtigsten Posten emporgestiegen war. Als sie vor drei Jahren in den Spiritismus eingeweiht und von einer Freundin in einen intimen Zirkel, in dem man den Tisch befragte, eingeführt worden war, erkannte man fast augenblicklich ihre bedeutenden „psychischen“ Fähigkeiten. Seitdem hat sie in spiritistischen Kreisen viel verkehrt. Ihre Mediumität hatte von Anfang an den vollkommenen

Typus gezeigt, den ich oben beschrieben habe und ist niemals davon abgewichen: Charakteristisch dafür waren ihre Visionen im Wachzustande, die von typtologischen (d. h. durch Tischkopfen erhaltenen) Diktaten und von Gehörhalluzinationen begleitet wurden. Was deren Inhalt anbetrifft, so bezogen sich diese Botschaften meist auf Ereignisse der Vergangenheit, die den anwesenden Personen zumeist unbekannt, sich bei Nachforschungen in historischen Sammelwerken oder in den Traditionen der interessierten Familien doch stets als richtig erwiesen. An diese Phänomene von Hypermnesie oder Retrokognition hatten sich gelegentlich, je nach Sitzung und Milieu, vom Tisch diktierte moralische Vermahnungen gereiht, welche, meist in poetischer Form abgefaßt, sich an die Sitzungsteilnehmer richteten, ärztliche Konsultationen mit im allgemeinen glücklichen Verordnungen, Mitteilungen kürzlich verstorbenen Freunde und Verwandter, schließlich ebenso interessante wie unkontrollierbare Enthüllungen über die früheren (d. h. dem gegenwärtigen Leben vorausgehenden Existenzen der Teilnehmer, welche, zum größten Teil überzeugte Spiritisten, kaum erstaunt waren zu hören, daß sie die Reinkarnation von Coligny, Vergniaud, der Prinzess de Lamballe oder von anderen hervorragenden Persönlichkeiten seien.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß alle diese Botschaften mehr oder weniger an die mysteriöse Anwesenheit eines „Geistes“ mit Namen „Leopold“ gebunden schienen, welcher sich als Führer und Schützer des Mediums ausgab.

Ich zögerte nicht, Frl. Smiths nähere Bekanntschaft zu machen. Sie erklärte sich gern dazu bereit, in meiner eigenen Wohnung Sitzungen in mehr oder minder regelmäßiger Abwechslung mit denen zu geben, die bei Lemaitre und in einigen anderen Familien, besonders bei Prof. Cuendet, dem Vizepräsidenten der (spiritistischen) Gesellschaft für Psychische Studien in Genf, stattfanden. Diese verschiedenen Kreise stellten keineswegs streng voneinander gesonderte Gruppen dar, ihre Mitglieder luden sich vielmehr häufig gegenseitig zu ihren Zusammenkünften ein. So habe ich im Laufe der letzten fünf Jahre den meisten Sitzungen Helenes beiwohnen können. Meine eigenen Beobachtungen, vervollständigt durch die liebenswürdigen Mitteilungen der Herren Lemaitre

und Cuendet, über Sitzungen, bei denen ich nicht zugegen war, bilden die Grundlage der vorliegenden Studie. Dazu kommen noch einige Briefe des Frl. Smith und besonders die zahlreichen und sehr interessanten Unterhaltungen, welche ich teils vor oder nach den Sitzungen, teils in ihrem Heime mit ihr führen durfte, wo ich auch das Vergnügen hatte, mit ihrer Mutter plaudern zu dürfen. Schließlich haben mir verschiedene Dokumente und nebensächliche Mitteilungen, die ich zu ihrer Zeit anzuführen gedenke, gestattet, gewisse Unklarheiten zum Teil klarzustellen. Aber es fehlt noch viel daran, daß ich mit den genannten Hilfsmitteln die Gesamtheit der Phänomene, welche Helenes Mediumität ausmachen, in befriedigender Weise zu entwirren vermocht hätte. Sie sind so sehr verwickelt, ihre Wurzeln gehen so weit in die Vergangenheit des Mediums zurück, und ihre Interpretation ist so schwierig, daß ich oft das Gefühl hatte, mit meinem Latein oder vielmehr mit meiner Psychologie zu Ende zu sein.

Von der Zeit an, in der ich die Bekanntschaft des Frl. Smith machte, d. h. also seit dem Winter 1894/95, behielten zwar viele der spiritistischen Mitteilungen in Form und Inhalt den angezeigten Charakter bei, aber dennoch vollzog sich in Helenes Mediumität eine zweifache, wichtige Änderung.

1. Hinsichtlich der psychologischen Form.

Während Helene bis dahin nur teilweise und in beschränktem Maße Automatismen aufgewiesen hatte — in Form von visuellen, auditiven und typtomotorischen Halluzinationen —, die mit einer gewissen Aufrechterhaltung des Wachzustandes vereinbar waren und keine bemerkenswerten Gedächtnisstörungen nach sich zogen, verlor sie von nun an immer häufiger ihr normales Bewußtsein und erinnerte sich, zur Besinnung zurückgekehrt, nicht an das, was während der Sitzung vorgegangen war. Physiologisch gesprochen: es verwandelte sich der Halbsomnambulismus ohne Amnesie, in dem sie sich bis dahin befunden hatte, und den die Sitzungsteilnehmer für normalen Wachzustand gehalten hatten, in totalen Somnambulismus mit darauf folgender Amnesie. Spiritistisch gesprochen: Helene verfiel in völligen Trancezustand und rückte aus dem Rang eines einfachen Hör- oder Sehmediums in den höheren eines Inkarnationsmediums auf.

Wie ich fürchte, ist diese Veränderung zum großen Teil mir zur Last zu legen, da sie sehr bald nach meiner Einführung in den Zirkel eintrat, oder wenigstens ist, wenn sich der Somnambulismus schließlich infolge einer organischen Veranlagung oder wegen der leicht um sich greifenden Tendenz dieser hypnoiden Zustände verhängnisvoll entwickeln mußte, doch wahrscheinlich, daß ich zur Veränderung beigetragen und ihr Auftreten durch meine Gegenwart und durch die kleinen Experimente, die ich mit Helene vornahm, beschleunigt habe.

Bekanntlich umgibt man die Medien gern mit einem Nimbus der Verehrung, welcher sie unantastbar macht. In den wohlgesinnten Kreisen, in denen sie ihre Priesterschaft ausüben, würde niemand, um ihre sensitiven und motorischen Funktionen zu untersuchen, auf die Idee kommen, ihre Haut, noch dazu mit einer Nadel, zu berühren, ihre Hände zu betasten oder sie gar zu stechen. Stille und Unbeweglichkeit sind unerläßlich, damit der spontane Verlauf der Phänomene nicht gestört werde. Man erlaubt sich höchstens einige Fragen oder Bemerkungen, die die erhaltenen Botschaften betreffen, um keinen Preis aber nimmt man irgendeine Manipulation an dem Medium vor. Frl. Smith war stets von dieser respektvollen Zurückhaltung umgeben. Während der ersten drei Sitzungen paßte ich mich der rein passiven und betrachtenden Haltung der anderen Teilnehmer genau an und verhielt mich ziemlich still und ruhig. Bei der vierten Sitzung jedoch war es mit meiner Zurückhaltung zu Ende; ich konnte der Lust, mir über den physiologischen Zustand der reizenden Seherin Klarheit zu verschaffen, nicht widerstehen und unternahm einige ganz elementare Experimente an ihren Händen, welche graziös ausgestreckt mir gegenüber auf dem Tische ruhten. Das Ergebnis dieser, in der folgenden Sitzung (3. Februar 1895) wieder aufgenommenen Versuche zeigte, daß bei Frl. Smith während ihrer Visionen eine ganze Reihe sehr verschiedenartiger Störungen in der Empfindungs- und Bewegungsfähigkeit zu Tage traten, die den Teilnehmern ¹⁾ bis dahin ent-

1) Wenn man nicht etwa annimmt, daß diese Störungen vorher nicht existierten und erst in dem Augenblick, als ich sie zu konstatieren suchte, entstanden sind.

gangen waren, Störungen, welche im Grunde mit denjenigen identisch sind, welche man, nur anhaltender, bei Hysterischen beobachtet, oder für Augenblicke durch Suggestion auch bei hypnotisierten Personen hervorrufen kann.

Darin liegt nichts Wunderbares, es war vielmehr von vornherein zu erwarten. Eine unvorhergesehene Folge aber war die, daß vier Tage nach dieser zweiten, recht harmlosen Experimentalsitzung bei Herrn Cuendet (7. Februar), der ich nicht beiwohnte, Helene zum ersten Male¹⁾ völlig einschlief. Die Anwesenden waren etwas erschrocken, als sie bei dem Versuche, sie aufzuwecken, konstatierten, daß ihre zusammengezogenen Arme vollständig steif geworden waren. Aber Leopold sagte ihnen durch den Tisch, auf welchen Helene sich stütze, einige Worte der Beruhigung und belehrte sie, daß dieser Schlaf dem Medium durchaus nicht schädlich sei. Nach verschiedenen Gestikulationen und einem lächelnden Gebärdenspiel erwachte Helene in ausgezeichnete Laune; sie hatte nur noch einen Kuß, welchen ihr Leopold auf die Stirn gedrückt hatte, im Gedächtnis.

Von jenem Tage an treten die Somnambulismen bei Helene regelmäßig auf. Die Sitzungen, in denen sie nicht vollständig — wenigstens für einige Augenblicke — einschläft, bilden in den folgenden vier Jahren seltene Ausnahmefälle. Für Frl. Smith bedeuten diese Schlafzustände, von denen beim Erwachen gewöhnlich keine Erinnerung zurückbleibt, eine Entbehrung; mit Bedauern gedenkt sie der schönen früheren Sitzungen, wo die Visionen sich vor ihren wachen Augen abspielten, um ihr ein unerwartetes und immer neues Schauspiel zu bieten und aus den Sitzungen einen genußreichen Vergnügungsausflug zu machen. Für die Teilnehmer hingegen bringt das Schauspiel des Somnambulismus und der Inkarnationen mit den dabei auftretenden

1) Später habe ich aus Dokumenten über die Sitzungen des Spiritistenkreises der Frau N. erfahren, daß Helene in diesen Sitzungen (im Laufe des Jahres 1892) bisweilen auf einige Augenblicke eingeschlafen war, aber diese Somnambulismen, während deren Verlauf der Tisch ruhig fortfuhr, gewisse Mitteilungen zu diktieren, haben sich niemals zu solchen Szenen entwickelt, wie wir ihnen seit 1895 beiwohnten, sie scheinen auch ziemlich rasch aufgehört zu haben, um sich 2 $\frac{1}{2}$ Jahre lang nicht mehr zu zeigen.

mannigfaltigen physiologischen Erscheinungen, wie Katalepsie, Lethargie, Muskelkontraktionen usw. eine mannigfache Abwechslung und gibt den ohnehin sehr merkwürdigen und lehrreichen mediumistischen Vorfürungen Helenes einen erhöhten Reiz.

Das Mehr führt oft auch ein Weniger herbei. Mit dem Erscheinen des Vollsomnambulismus ist auch gleichzeitig der Halbsomnambulismus in neuen Formen und zahllosen Nuancen aufgetreten. Über die drei verschiedenen Arten von Automatismus, die Helene schon in den drei ersten Jahren ihrer spiritistischen Tätigkeit auszeichneten, ging sie von 1895 an ganz schnell hinaus, und es gibt sozusagen keine wichtige Erscheinungsform psychischer Mediumität, von der sie nicht merkwürdige Proben geliefert hätte. Ich werde in der vorliegenden Arbeit Gelegenheit haben, deren mehrere anzuführen. Zweifellos umfaßt ihr Repertoire nicht alle Erscheinungsmöglichkeiten und unwesentlicheren Formen des Automatismus, die hin und wieder beobachtet werden; man darf aber auch nicht Unmögliches verlangen. Jedoch mit Ausnahme der sogenannten „physischen“ Phänomene, die bei Helene überhaupt nicht zu finden sind oder wenigstens nur sehr undeutlich auftreten, bietet sie sicherlich das beste Beispiel einer Mediumität, dem ich je begegnet bin und verwirklicht gewiß im Gegensatz zu den einseitigen Medien, deren Fähigkeiten sich zumeist nur auf eine einzige Automatismenart beschränken, in sehr hohem Grade das Ideal von dem, was man das polymorphe oder vielseitige Medium nennen könnte.

2. Eine Änderung, ähnlich der bei der psychologischen Form beschriebenen, nämlich eine Zunahme an Fülle und Tiefe, vollzog sich gleichzeitig auch an ihrem Inhalt.

Neben den kleinen, in sich abgeschlossenen Mitteilungen, die unabhängig voneinander und gleichsam eingestreut einen großen Teil jeder Sitzung ausfüllten und sich in nichts von denen der meisten anderen Medien unterschieden, hatte sich bei Helene von Anfang an eine deutliche Neigung zu höherer Systematisierung und engerer Verkettung der Visionen bemerkbar gemacht. So hatte man schon zu verschiedenen Malen beobachten können, daß gewisse Mitteilungen sich durch mehrere Sitzungen fortsetzten und erst nach Wochen beendet wurden. Seit dem Tage nun, an

dem ich die Bekanntschaft von Frl. Smith machte, verstärkte sich dies Streben nach Einheitlichkeit in auffallender Weise. Mehrere lange somnambule Träume, die sich ganze Monate, ja sogar ganze Jahre hindurch abspielten und sich noch abspielen, sah man entstehen und sich zu einer Art Romane der subliminalen Phantasie, analog jenen fortlaufenden Geschichten¹⁾, entwickeln, wie sie so Mancher in Augenblicken des *dolce far niente* oder einer gewohnten, alltäglichen Arbeit, die dem Hang zum Träumen einen weiten Spielraum läßt, sich selbst ersinnt, und in denen das Ich gewöhnlich die Hauptrolle spielt; phantastische, tausendmal wieder aufgenommene und verfolgte, selten vollendete Konstruktionen, in denen die lebhafteste Phantasie sich ungehindert entfaltet und sich für die prosaische Flachheit des Lebens schadloß hält.

Frl. Smith hat nicht weniger als drei verschiedene somnambule Romane aufzuweisen. Fügt man noch das Vorhandensein jener anderen Persönlichkeit, deren Existenz ich bereits durchblicken ließ, und die unter dem Namen Leopold in der Mehrzahl ihrer hypnoiden Zustände auftritt, hinzu, so steht man vier Subliminalschöpfungen von großem Umfange gegenüber, die sich während mehrerer Jahre nebeneinander und in unregelmäßiger Abwechslung im Verlaufe der verschiedenen Sitzungen, oft auch in derselben Sitzung, entwickelt haben. Zweifellos haben diese Schöpfungen einen gemeinsamen Ursprung in Helenes Unterbewußtsein und haben sich nicht fortgebildet, ohne sich gegenseitig zu beeinflussen und im Laufe der Zeit ineinander überzugreifen. Aber selbst wenn man annimmt, daß man darin schließlich nur Verästelungen eines einzigen Stammes oder die nur angedeuteten Teile eines Ganzen zu sehen hat, das sich eines Tages einheitlich abschließen wird (wenn es nicht schon in irgendeiner noch unbekanntesten Subliminalschicht zusammengefaßt ist), so sind doch wenigstens tatsächlich und augenscheinlich diese Konfabulationen verhältnismäßig so unabhängig voneinander und dem Inhalt nach so verschieden, daß sie getrennt behandelt werden

1) Vergleiche damit die instruktive Untersuchung und Statistik von Learoyd, *The continued story*, im *American Journal of Psychology*, VII, S. 86. —

müssen. Ich werde mich hier darauf beschränken, eine allgemeine Übersicht zu geben.

Von diesen Romanen knüpfen zwei an die spiritistische Lehre von der Wiedergeburt an. So hat Helene, wie wir erfuhren, schon zweimal auf dieser Erde gelebt. Vor 500 Jahren war sie die Tochter eines arabischen Scheichs und wurde unter dem Namen Simandini die Lieblingsgattin eines indischen Fürsten Sivrouka Nayaka, welcher über Kanara regierte und i. J. 1401 die Festung Tschandraguiri erbaut haben soll. — Im letzten Jahrhundert erschien sie wieder in der Gestalt der berühmten und unglücklichen Marie Antoinette. — Gegenwärtig wegen ihrer Sünden und im Interesse ihrer Vervollkommnung in der bescheidenen Lage einer Helene Smith reinkarniert, erinnert sie sich in gewissen somnambulen Zuständen ihrer ruhmvollen Vergangenheit (Avataras [Sanskrit] = Verkörperungen) und wird für Augenblicke wieder indische Fürstin oder Königin von Frankreich.

Ich werde die Gesamtheit der Manifestationen, diesen zwei Formen eines früheren Lebens entsprechend, als indischen oder orientalischen Zyklus und als Königin-Zyklus bezeichnen. Den dritten Roman, in welchem Fr. Smith dank ihrer mediumistischen Fähigkeiten, die sie in ihrem gegenwärtigen Leben trösten sollen, mit den Menschen und Dingen auf dem Planeten Mars in Verbindung getreten ist und uns seine Geheimnisse hat enthüllen können, werde ich den Mars-Zyklus nennen. In diesem astronomischen Somnambulismus besonders haben sich Phänomene von Glossolie, d. i. Erfindung und Anwendung einer unbekanntenen Sprache, gezeigt, welche in erster Linie in dieser Studie mituntersucht werden sollen. Indessen wird man sehen, daß auch der indische Zyklus ähnliche Tatsachen aufzuweisen hat.

Was die Persönlichkeit Leopolds betrifft, so steht sie mit den übrigen Erfindungen in sehr mannigfachem Zusammenhange. Einerseits ist sie sehr eng mit dem Königin-Zyklus durch die Tatsache verbunden, daß der Name „Leopold“ nur ein Pseudonym ist, hinter dem sich in Wirklichkeit der berühmte Cagliostro verbirgt. Jener große Abenteurer empfand, wie es scheint, für die

Königin Marie Antoinette eine heftige Leidenschaft und schwebt nun, zur Zeit desinkarniert, im Raume gewissermaßen als ein Schutzengel von Frl. Smith, in welcher er nach vielen Nachforschungen das erlauchte Ziel seiner unglücklichen Neigung wiedergefunden hat. Andererseits sichert ihm seine Rolle als Beschützer und geistiger Berater in Helenes somnambulen Träumen einen hervorragenden Platz. In der Mehrzahl der Träume tritt er als mehr oder minder beteiligt hervor, ist darin zugegen, überwacht und fördert sie sogar bis zu einem gewissen Grade. So läßt er bisweilen mitten in einer indischen oder Mars-Szene seine Gegenwart erkennen und redet durch charakteristische Handbewegungen des Mediums. Kurz, indem sich Leopold bald durch Tischklopfen, durch Aufschlagen eines Fingers oder durch automatische Schrift kundtut, bald sich vollständig inkarniert und mit eigener Stimme durch den Mund des im Trance befindlichen Frl. Smith spricht, erfüllt er die mannigfachen und verschiedenartigen Funktionen eines geistigen Führers, der gute Ratschläge für die Behandlung des Mediums erteilt. Er ist der hinter den Kulissen verborgene Regisseur, welcher, stets bereit zu intervenieren, das Schauspiel überwacht; der liebenswürdige Dolmetscher, der gern zur Erklärung stummer oder wenig verständlicher Szenen bereit ist; ein strenger Sittenrichter, der den Anwesenden mit herben Wahrheiten aufwartet; oder schließlich der mitleidige, schnell mit der Diagnose fertige und in der Pharmazie wohlbewanderte Arzt usw. Dabei verdienen noch die Fälle erwähnt zu werden, in denen er als wirklicher Cagliostro vor dem somnambulen Blick der wiedererstandenen Marie Antoinette erscheint und ihr in Form von Gehörshalluzinationen Antworten gibt. Das ist jedoch noch nicht alles. Man müßte, um ein erschöpfendes Bild zu geben, noch die persönlichen Beziehungen zwischen Frl. Smith und ihrem Schutzgeist prüfen. Denn sie ruft und befragt Leopold oft in Privatangelegenheiten, und wenn er einerseits lange Wochen nichts von sich hören läßt, so offenbart er sich in anderen Augenblicken durch Gehörshalluzination oder durch Visionen bei vollem Wachsein, inmitten ihrer alltäglichen Beschäftigung und läßt ihr abwechselnd materielle und sittliche Ratschläge, nützliche Warnungen, Ermutigungen und Tröstungen,

wenn sie deren bedarf, zuteil werden. Aber das geht schon über den Rahmen dieser Übersicht hinaus.

Wenn ich auch glaube, an der Umwandlung von Helenes Halb-somnambulismus in einen Vollsomnambulismus schuld zu sein, so halte ich mich doch für ganz unschuldig an der Entstehung, wenn auch nicht an der späteren Entwicklung jener eben erwähnten großen Subliminalschöpfungen. Was zunächst die Persönlichkeit Leopolds betrifft, so ist sie Helene schon sehr lange bekannt, die Bekanntschaft ist sogar, wie man noch sehen wird, wahrscheinlich älter als ihre Beschäftigung mit dem Spiritismus überhaupt. Zwar haben die drei Zyklen sich erst in ihrem ganzen Umfange zu entfalten begonnen, nachdem Frl. Smith mich kennen gelernt hatte, nämlich von dem Tage an, wo sie in den echten Trancezustand fiel, gleich als ob diese höchste Automatismenform allein das volle Aufblühen so komplizierter Produktionen gestattete und als ob sie allein die einzige, einem solchen Inhalt würdige Form sei. Das erste Auftreten liegt jedoch für alle drei Romane offenkundig in der Zeit vor meinem Erscheinen. Der indische Traum, in dem ich selbst eine Rolle spielte, die mir keineswegs erwünscht war, hat unbestreitbar acht Wochen vor meiner Zulassung zu den Sitzungen (am 16. Oktober 1894) begonnen. Der aus derselben Zeit datierende Marsroman knüpft, wie ich zeigen werde, eng an eine unbeabsichtigte Suggestion durch Herrn Lemaître an, welchen Helene im Frühjahr 1894, also dreiviertel Jahre vor mir kennen lernte. Der Königin-Zyklus endlich wurde bereits im vorangehenden Winter in den Sitzungen, die seit Dezember 1893 bei Cuendet gehalten wurden unbestimmt angedeutet. Gleichwohl traten, das wiederhole ich, der mächtige Aufschwung und die großartige Blütezeit einer üppigen subliminalen Vegetation erst 1895 ein unter der keineswegs beabsichtigten Anregung, dem damals gewiß nicht geahnten Einflusse der Kreise, in denen Frl. Smith ihre Sitzungen abhielt. Natürlich muß man darauf verzichten, festzustellen, von wem jene unendlich zusammengesetzte und doch einheitliche Suggestion herrührt, und wer dafür verantwortlich zu machen ist. Nicht nur Lemaître, Cuendet und ich selbst haben, jeder nach Charakter und Temperament mitgewirkt; es sind auch sonst noch viele Agentien dazu gekommen.

besonders die sehr verschiedenartigen und im ganzen ziemlich zahlreichen Zuschauer, die einer oder mehreren Sitzungen beiwohnten, sowie auch diejenigen, welche Frl. Smith in ihrer Privatwohnung konsultiert haben.

Was die merkwürdigen Enthüllungen über meine Familie anlangt, welche mich bei meiner ersten Begegnung mit Frl. Smith so sehr in Erstaunen setzten, sowie zahllose außerordentliche Vorgänge ähnlicher Art, an denen ihre Mediumität so überaus reich ist, und denen sie ihren großen Ruf in spiritistischen Kreisen verdankt, so werde ich erst in den letzten Kapiteln meiner Arbeit darauf zurückkommen. Die Frage nach dem übernormalen Charakter der durch ein Medium erhaltenen Mitteilungen hat, wie man sich auch dazu stellen mag, stets Unannehmlichkeiten im Gefolge, denn man kann nicht alle Menschen und sich selbst zugleich zufrieden stellen. Es ist daher diplomatischer, der Beantwortung bis zuletzt auszuweichen, und es ist dabei zugleich eine gute Methode, die psychologische Entwicklung der Automatismen zu prüfen, bevor man nach dem Ursprunge ihres Inhaltes forscht.

wenn sie deren bedarf, zuteil werden. Aber das geht schon über den Rahmen dieser Übersicht hinaus.

Wenn ich auch glaube, an der Umwandlung von Helenes Halb-somnambulismus in einen Vollsomnambulismus schuld zu sein, so halte ich mich doch für ganz unschuldig an der Entstehung, wenn auch nicht an der späteren Entwicklung jener eben erwähnten großen Subliminalschöpfungen. Was zunächst die Persönlichkeit Leopolds betrifft, so ist sie Helene schon sehr lange bekannt, die Bekanntschaft ist sogar, wie man noch sehen wird, wahrscheinlich älter als ihre Beschäftigung mit dem Spiritismus überhaupt. Zwar haben die drei Zyklen sich erst in ihrem ganzen Umfange zu entfalten begonnen, nachdem Frl. Smith mich kennen gelernt hatte, nämlich von dem Tage an, wo sie in den echten Trancezustand fiel, gleich als ob diese höchste Automatismenform allein das volle Aufblühen so komplizierter Produktionen gestattete und als ob sie allein die einzige, einem solchen Inhalt würdige Form sei. Das erste Auftreten liegt jedoch für alle drei Romane offenkundig in der Zeit vor meinem Erscheinen. Der indische Traum, in dem ich selbst eine Rolle spielte, die mir keineswegs erwünscht war, hat unbestreitbar acht Wochen vor meiner Zulassung zu den Sitzungen (am 16. Oktober 1894) begonnen. Der aus derselben Zeit datierende Marsroman knüpft, wie ich zeigen werde, eng an eine unbeabsichtigte Suggestion durch Herrn Lemaître an, welchen Helene im Frühjahr 1894, also dreiviertel Jahre vor mir kennen lernte. Der Königin-Zyklus endlich wurde bereits im vorangehenden Winter in den Sitzungen, die seit Dezember 1893 bei Cuendet gehalten wurden unbestimmt angedeutet. Gleichwohl traten, das wiederhole ich, der mächtige Aufschwung und die großartige Blütezeit einer üppigen subliminalen Vegetation erst 1895 ein unter der keineswegs beabsichtigten Anregung, dem damals gewiß nicht geahnten Einflusse der Kreise, in denen Frl. Smith ihre Sitzungen abhielt. Natürlich muß man darauf verzichten, festzustellen, von wem jene unendlich zusammengesetzte und doch einheitliche Suggestion herrührt, und wer dafür verantwortlich zu machen ist. Nicht nur Lemaître, Cuendet und ich selbst haben, jeder nach Charakter und Temperament mitgewirkt; es sind auch sonst noch viele Agentien dazu gekommen.

gebürtiger Kaufmann, hatte außerordentliches Sprachtalent, eine Tatsache, die angesichts der später zu besprechenden Phänomene von Glossolie nicht ohne Interesse ist. Ihre Mutter ist Genferin. Beide Eltern erfreuen sich im allgemeinen einer recht guten Gesundheit und haben ein ziemlich hohes Alter erreicht. Helene hatte eine jüngere Schwester, welche früh starb, und zwei ältere Brüder, Familienväter, welche beide mit Erfolg die kaufmännische Laufbahn eingeschlagen haben und sich im Auslande befinden.

Ich weiß nicht, ob Helenes Vater, ein Mann, dessen Sinn auf Tatsachen gerichtet ist, je Fälle von Automatismus an sich selbst erlebt hat. Frau Smith hingegen erlebte ebenso wie ihre Großmutter mehrere sehr charakteristische Phänomene dieser Art, und von Helenes Brüdern wäre, wie es scheint, wenigstens der eine leicht ein gutes Medium geworden. So tritt hier wieder die Erbllichkeit der mediumistischen Begabung klar zu Tage.

Herr Smith, ein tätiger, unternehmender Mann, starb ziemlich plötzlich im Alter von 75 Jahren, wahrscheinlich infolge einer Arterienverstopfung. Schon in seiner Jugend hatte er Ungarn verlassen, um sich nach mehrjährigen Reisen und längerem Aufenthalt in Italien und Algier schließlich in Genf niederzulassen. Er sprach geläufig Ungarisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch, verstand ziemlich gut Englisch, konnte auch Latein, sowie ein wenig Griechisch. Es könnte scheinen, als habe seine Tochter Helene sein Sprachtalent geerbt, aber nur in latenter, subliminaler Form, denn das Sprachstudium selbst hat sie stets verabscheut und sich gegen die deutsche Sprache gesträubt, worin sie trotzdem drei Jahre lang unterrichtet wurde.

Die gutherzige und praktisch veranlagte Frau Smith ist jetzt 67 Jahre alt. Weder sie noch ihr Gatte sind nervös oder psychopathisch veranlagt, alle beide aber zeigen eine ausgesprochene, verdächtige Neigung zu Erkrankungen der Bronchien und der Lunge, welche dem Arzt Befürchtungen einflößten, die sich jedoch niemals als berechtigt erwiesen. Außerdem hat Frau Smith häufig an Rheumatismus gelitten. Helene scheint diese leidige Veranlagung nicht geerbt zu haben. Sie erfreute sich stets einer guten Gesundheit und ist selbst von den üblichen Kinderkrankheiten verschont geblieben. Hier ist nicht der Ort, das sehr schwierige Problem der möglichen Beziehungen zwischen den sogenannten mediumistischen Fähigkeiten und der Neigung zu Gicht und Tuberkulose zu prüfen.

Obwohl die Eltern protestantisch waren, wurde verschiedener Umstände wegen die Tochter kurz nach der Geburt katholisch getauft und erst einige Monate später in die protestantischen Kirchenregister zu Genf eingetragen. Die Erinnerung an diese ungewöhnliche Taufe ist

wohl für die subliminale Einbildungskraft Helenes nicht geschwunden, und hat zu der Hypothese eines mysteriösen Ursprunges sicherlich beigetragen. Aus ihren Kindertagen weiß ich nichts besonderes zu berichten.

[Nouv. Obs. S. 199: Als die kleine, 2—3jährige Helene eben sprechen konnte, ging sie mit dem Dienstmädchen spazieren; es begegnete ihnen ein unbekannter Herr, der erstaunt vor der Kleinen stehen blieb und zur Wärterin sagte: „Wem gehört dies prächtige Kind?“ Dann erkundigte er sich nach dem Stand der Eltern Helenes und fragte, ob es etwa Kreolen seien. Als das Mädchen dies verneinte, näherte er sich Helenen mit den Worten: „Aber liebes Kind, deine Mutter hat ja vergessen, dir Menschengenossen zu geben“; er wollte damit sagen, sie habe vielmehr die Augen eines Engels. Ganz überrascht sah Helene ängstlich erst ihre Begleiterin und dann lange Zeit den Fremden an. Diese Szene befremdete das Mädchen derart, daß sie den Vorfall sogleich Frau Smith erzählte, aus deren Munde Lemaitre das Geschichtchen kürzlich erfahren hat. — Sicherlich haben Komplimente und Ereignisse dieser Art, die sich sehr wohl wiederholen konnten, denn Fräulein Smith besitzt tatsächlich einen tiefen Blick und bemerkenswerte Züge, in einer erblich prädisponierten Natur dazu beigetragen, den Boden für die unterbewußten Träumereien und die Bewußtseinspaltungen einer späteren Zeit vorzubereiten. Ohne nämlich direkt mit den geschlechtlichen Funktionen in Zusammenhang zu stehen, bewirken doch Vorfälle, welche die Aufmerksamkeit des Individuums auf sich selbst lenken und bei denen sich dieses, plötzlich in den Mittelpunkt gerückt, als Gegenstand der Aufmerksamkeit eines anderen erblickt, fast immer eine Gemütserschütterung von großer Heftigkeit, die sich in den verschiedenen Erscheinungsformen der Scham und der sozialen Instinkte kundgibt und sich bis in die Sphären der Psychosexualität selbst dann ausstrahlt, wenn diese noch vollständig zu schlummern scheint und sich erst viele Jahre später dem Bewußtsein der Persönlichkeit offenbart.]

In der Mittelschule, die Helene nur ein Jahr lang besuchte, zeichnete sie sich, wie ich aus den Klassenbüchern ersehen habe, vor den übrigen weder durch ein gutes noch durch ein schlechtes Betragen aus, jedoch zeigte sie hier nicht die ganze Fülle ihrer Begabung, denn beim Jahresschluß bestand sie das Examen nicht, was ihren Eintritt in die Lehre zur Folge hatte. Andererseits gab mir der würdige Geistliche, der ihr etwas später die religiöse Unterweisung zuteil werden ließ, und der sie in der Folgezeit nie aus den Augen verloren hat, über sie das beste Zeugnis ab. Er erinnerte sich ihrer als eines sehr ernstesten, intelligenten, nachdenklichen, pflichttreuen und ihrer Familie ergebenden Mädchens¹⁾.

1) H. Pattay, ein spiritistischer Verehrer Helenes, hat nach deren Erzählung in einem Büchlein: Les Tableaux de Mlle. Helene Smith,

An Herrn Smith sind niemals Spuren mediumistischer Begabung wahrgenommen worden. Anfangs, als seine Tochter sich mit dem Spiritismus zu beschäftigen begann, stand er ihm gleichgültig, ja unwillig gegenüber, unterlag aber schließlich seinem Einflusse und schloß sich dieser Lehre gegen Ende seines Lebens an. Frau Smith hingegen neigte von jeher dazu und hatte im Laufe ihres Lebens mehrere spiritistische Erlebnisse. In jener Zeit, als die große Tischrückeepidemie in unserem Lande wütete (in der Mitte des 19. Jahrhunderts), beteiligte sie sich sogleich mit Freundinnen und Bekannten daran und zwar nicht ohne Erfolg. Später hatte sie gelegentlich einige Visionen. Ich führe ein typisches Beispiel dafür an. Als Helenes jüngere Schwester im Alter von drei Jahren einmal krank war, sah Frau Smith mitten in der Nacht beim Erwachen einen glanzumflossenen Engel neben dem Bettchen stehen und seine Hände über das Kind breiten; wenige Augenblicke später verblaßte die Erscheinung und zerging langsam, wie eine Wolke am nächtlichen Himmel vergeht. Frau Smith weckte ihren Gatten — welcher jedoch nichts sah und sie auslachte — und machte ihn auf die schlechte Vorbedeutung der Vision aufmerksam. Tatsächlich war das Kind am anderen Morgen zum großen Erstaunen des Arztes tot. Diese Vision ist ein schönes Beispiel für eine richtige mütterliche Vorahnung, welche, im Unterbewußtsein entstanden, als Gesichtshalluzination in einer, einem volkstümlichen Bilde entlehnten, symbolischen Form, in das Normalbewußtsein übergeht.

Frau Smith hatte ihre Mutter, welche kurz nach ihrer Geburt starb, nicht mehr gekannt, wohl aber kann sie sich ihrer Großmutter, die sie erzogen hat, noch erinnern, und sie weiß bemerkenswerte Visionen von ihr zu berichten. Auch haben verschiedene Erscheinungen bei einem der Brüder Helenes (er hörte in der Nacht Schritte usw.) gezeigt, daß wenigstens einer ihrer Söhne ein Medium war.

Durch ihre ererbten Anlagen und ihr Temperament war Helene Smith sicherlich zum Medium prädestiniert, es mußte nur noch eine äußere Veranlassung, wie der Einfluß des Spiritismus, hinzukommen. In der Tat geht aus ihren Erzählungen hervor, daß sie schon von Kindheit an mehr oder weniger visionär veranlagt war. Phänomene, welche von selbst die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung erregt hätten, scheinen jedoch bei ihr sonst nicht

au point d'interrogation, Genf, Imprimerie Soulier 1911, 16 S., 12°, über ihre Jugend geäußert, daß sie unter ihren Mitschülerinnen den Spitznamen: Petite Princesse (S. 8) trug, mit keiner von ihnen spielte und ein ausgeprägtes Reinlichkeitsgefühl sowie eine Vorliebe für Rot äußerte, so daß sie am liebsten in rosa Kleidern ging. Im naturwissenschaftlichen Museum, das sie häufig besuchte, betrachtete sie besonders gern ausgestopfte Vögel und Schmetterlinge.

aufgetreten zu sein. Berichte über irgendwelche Krisen oder Anfälle habe ich nicht sammeln können, selbst Symptome des Schlafwandeln's scheinen bei ihr nicht aufgetreten zu sein. Ihre Automatismen beschränkten sich fast ausschließlich auf Erscheinungen sinnlicher oder geistiger Art, und nur durch ihre eigenen Erzählungen haben andere davon Kenntnis erhalten. Dieselben sind in zweifacher Form aufgetreten: sowohl als mehr oder weniger bewußte Träume, als auch als eigentliche Halluzinationen, ohne daß sich jedoch immer feststellen ließe, welcher dieser Kategorien ein solches Sonderphänomen angehört.

1. Träumereien. Die Angewohnheit, zu träumen, Luftschlösser zu bauen, sich in völlig andere Existenzbedingungen hineinzuphantasieren, oder sich Geschichten zu erzählen, in denen man selbst die Hauptrolle spielt, ist bei der Frau viel häufiger als beim Manne und in der Kindheit häufiger als im reifen Alter zu beobachten¹⁾. Diese Gewohnheit wird durch Untätigkeit und durch in gewissem Sinne mechanisch gewordene Beschäftigungen, welche keine angestrengte Aufmerksamkeit erfordern, sondern den schweifenden Gedanken freien Lauf gestatten, gefördert. Bei FrI. Smith scheint diese Neigung außerordentlich stark gewesen zu sein, denn schon seit ihrer Schulzeit zeigte sie sich zurückgezogen und stubenhockerisch, indem sie den Spielen ihrer Gefährtinnen die ruhige Gesellschaft ihrer Mutter und den lauten Zerstreuungen die Nadelarbeit vorzog, welche die Tätigkeit der Phantasie eher anreizt als zügelt. Von dem Inhalt der Träumereien kennen wir leider nur das Wenige, was im Gedächtnis Helenes haften geblieben und so der Vergessenheit entzogen ist. Das ist aber nichts Bedeutendes. Gleichwohl genügt dies wenige, um uns allgemein über das Wesen dieser Fiktionen Aufschluß zu geben: es zeigt, daß die in Helenes Geiste unvermutet auftauchenden Bilder einen ganz besonderen Charakter trugen, einen sehr häufig morgenländisch-phantastischen Charakter, so daß wir darin wohl mit Recht ein Vorspiel zu ihren später auftretenden, großen Somnambul-Romanen sehen dürfen. Es ist

1) Siehe die Untersuchung von Learoyd „Über unterbewußte Träumereien“ S. 13, vergl. auch das Kapitel von P. Janet in „Névroses et Idées fixes“, Paris 1898, I, S. 390.

auch zu bemerken, daß sie die Zeichnungen, Stickereien, die mannigfachen, kunstvollen Arbeiten, welche in ihren Mußestunden stets ihre Lieblingsbeschäftigung bildeten, und in denen sie Hervorragendes leistete, von Kindheit an fast niemals nach Vorlagen kopierte, sondern daß diese Produkte eigener Erfindung waren und den originellen, bizarren Stempel ihrer Ideenwelt aufgeprägt erhielten. Ferner vollzog sie diese Arbeiten mit einer Leichtigkeit und Raschheit, die sie selbst in Erstaunen setzte; sie machten sich sozusagen ganz von selbst. Diese Beschreibung läßt an automatische Ausführung denken.

Nach den Berichten der Frau Smith und nach ihren eigenen Aussagen war Helene schüchtern, ernst, verschlossen und spielte nicht gern mit Mädchen ihres Alters. Lieber ging sie mit ihrer Mutter aus oder blieb still und ruhig daheim, wo sie (was ihr sehr leicht fiel) gern zeichnete, oder selbst entworfene Stickereien in orientalischem Stil ausführte, die wie durch Zauber unter ihren Feenhänden entstanden. „Es war nicht mein Verdienst,“ pflegte sie zu sagen, „denn es machte mir keine Mühe; ich fühlte mich getrieben, diese Arbeiten anzufertigen, ohne zu wissen, wie sie eigentlich zustande kamen. Zuweilen verwandte ich kleine Stoffreste, die sich unter meinen Händen gewissermaßen von selbst aneinanderfügten.“

Gern träumte sie vor sich hin, und sie erinnert sich noch, oft Sonntags nachmittags viertel und halbe Stunden lang regungslos träumend in einem Lehnstuhl gelegen zu haben. Da erschienen ihr dann alle möglichen Dinge, da sie aber wenig mitteilbar war, behielt sie sie für sich und erzählte, aus Furcht, nicht verstanden zu werden, kaum ihren Eltern etwas davon. So sah sie rosige Farben, stark vergoldete Landschaften, einen steinernen Löwen mit verstümmeltem Kopf, Ruinen inmitten einer wüsten Gegend, wunderliche Gestalten auf Piedestalen usw. Genauer weiß sie die Einzelheiten nicht mehr, aber sie hat die klare Empfindung, daß das Ganze durchaus ihren gegenwärtigen Visionen von Indien und vom Mars gleich war.

Diese Phantasmagorien erschienen ihr auch nachts. Sie erinnert sich auch unter anderem, im Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren einen großen Lichtschein gesehen zu haben, der die Wände ihres Zimmers mit fremdartigen, unbekanntem Schriftzeichen bedeckt habe. Sie hatte den Eindruck, ganz wach zu sein, aber sie fragte sich nachträglich doch, ob sie nicht geträumt habe. Jetzt erst versteht sie, daß es eine Vision gewesen sein muß. Oft erblickte sie auch im Traum oder in der Vision neben ihrem Bette einen Mann in seltsamer, ganz verbrämter Kleidung. Auch vermeinte sie immer Gestalten um sich herum zu sehen. Mehr als einmal erzählte sie am anderen Morgen, ihre Mutter

sei in der Nacht an ihr Bett gekommen, obwohl es keineswegs der Fall war.

2. **H a l l u z i n a t i o n e n.** Es dürfte für die voranstehenden Beispiele schwierig sein, ganz genau festzustellen, zu welcher Kategorie psychologischer Tatsachen sie gehören, es gilt dies besonders von den nächtlichen Phänomenen, und man kann zwischen der Annahme einfacher, aber ungemein lebhafter Träume, hypnagogischer oder hypnopompischer ¹⁾ Visionen oder der Annahme echter Halluzinationen schwanken. Dahingegen darf man wohl die ziemlich zahlreichen Erscheinungen, welche Helene am lichten Tage heimsuchten, als Visionen ansehen.

So sah sie z. B. eines Tages, gerade als sie mit einer Freundin spielte, daß irgend jemand sie verfolge. Sie rief ihre Gefährtin herbei, doch diese bemerkte niemand. Plötzlich verschwand der eingebildete Verfolger, nachdem er ihr um einen Baum herum nachgelaufen war, und sie konnte ihn nicht wieder entdecken. Anders und zwar als graphomotorische Halluzinationen sind die unbekanntenen Buchstaben anzusehen, durch welche sie bisweilen in Briefen an ihre Freundinnen, ohne es zu wollen, französische Lettern ersetzte. Zweifellos deutete sich hier schon das Phänomen an, welches in den letzten Jahren ziemlich häufig aufgetreten ist, und für das man weiterhin noch mehr Beispiele finden wird: automatische Schriftzeichen unterbrechen, während sich Helene im vollen Wachzustande befindet, die normale Schrift.

Neben den Halluzinationen, welche, wie die soeben angeführten, weder beabsichtigt, noch nützlich sind, sondern nur ein zufälliges Eindringen unterbewußter Träumereien in das Normalbewußtsein zu sein scheinen, sind bei Helene auch Halluzinationen von unzweifelhaftem Nutzen für sie aufgetreten, die demnach als Botschaften des Unterbewußtseins an das normale Ich zum Zwecke des Schutzes oder der Warnung anzusehen sind. Dabei ist bemerkenswert, daß diese Halluzinationen, die man teleologische nennen könnte, späterhin von Leopold in Anspruch genommen werden, während er sich der früheren nicht erinnert oder doch nicht als ihr Urheber gelten will.

1) Dieser **M y e r s** entlehnte Ausdruck bezeichnet Visionen, wie sie gegen Ende des Schlafes, kurz vor dem vollständigen Erwachen, auftreten und so das Seitenstück zu den wohlbekanntenen und sehr viel häufigeren hypnagogischen Halluzinationen bilden, welche während des Übergangsstadiums vom Wachen zum Schlaf auftreten.

Hierfür eine interessantes Beispiel. Im Alter von siebzehn bis achtzehn Jahren brachte Helene eines Abends von einem Ausflug aufs Land einen schönen großen Blumenstrauß mit nach Hause. Kurz vor ihrem Hause vernahm sie hinter sich einen sonderbaren Vogelschrei, der sie vor irgendeiner Gefahr zu warnen schien, so daß sie ohne sich umzuwenden, ihre Schritte beschleunigte. Auch daheim in ihrem Zimmer hörte sie den Schrei, ohne daß sie das Tier, welches ihn ausstieß entdecken konnte. Ermüdet legte sie sich ins Bett. Mitten in der Nacht erwachte sie unter heftigen Angstgefühlen, vermochte aber keinen Laut von sich zu geben. Plötzlich fühlte sie sich mit dem Kissen, auf dem sie ruhte, wie von Freundeshänden sanft emporgehoben, so daß sie wieder Atem schöpfen und ihre Mutter rufen konnte. Diese eilte herbei, beruhigte Helene und entfernte die betäubend duftenden Blumen aus dem Zimmer. — Als Leopold vor kurzem, während Helene im somnambulen Schlafe lag, über den viele Jahre zurückliegenden Vorfall befragt wurde, erinnerte er sich dessen sehr deutlich und gab folgende Erklärung: es sei kein wirklicher Vogelschrei gewesen, sondern er, Leopold, habe Helene eine Art Pfiff hören lassen, um ihre Aufmerksamkeit auf den gefahrbringenden Strauß zu lenken, in dem sich viele starkduftende Zitronellen befanden. Helene verstand ihn jedoch nicht und behielt die Blumen in ihrem Zimmer. Er fügte hinzu, daß er ihr in jenem Augenblicke kein klareres und verständlicheres Warnungszeichen als den Pfiff habe geben können. Auch sei er während ihres nächtlichen Unwohlseins gekommen und habe sie, damit sie ihre Mutter herbeirufen könne, aufgerichtet.

Ich habe keinen Grund, im allgemeinen an der Genauigkeit sowohl des von Helene und ihrer Mutter gegebenen Berichtes, als an der (beiden Frauen unbekanntem) neuerdings von Leopold gegebenen Erklärung zu zweifeln. Der Vorfall gehört zu jener wohlbekanntem Art von Phänomenen, bei welchen irgendeine, vom wachen Bewußtsein nicht erkannte, wohl aber unterbewußt wahrgenommene oder geahnte Gefahr dank einer schützenden Halluzination — sei diese sensorisch, wie der Vogelschrei, oder motorisch, wie das Aufrichten des Körpers — abgewendet wird. Das Subliminalbewußtsein kann nicht immer eine klar ausgesprochene Botschaft produzieren. Im vorliegenden Falle ist der auditive Automatismus als Pfiff in einem elementaren Halluzinationszustande geblieben, ohne als bestimmte Verbalhalluzination deutlich werden zu können. Seinen allgemeinen Sinn als Warnung hatte Helene indessen wegen des gleichzeitig empfundenen, verschwommenen Gefühls einer Gefahr wohl verstanden. Jedoch darf das unklare Gefühl, das sie zur Beschleunigung ihrer Schritte veranlaßte, wie mir scheint, nicht als Resultat des gehörten Schreies, sondern muß vielmehr als eine parallele Erscheinung angesehen werden: der Anblick oder der Geruch des Zitronenkrautes in der Hand Helenes hat, ohne ihre Überlegung auf sich zu lenken, doch undeutlich in ihr den Gedanken an

ein Übel, das diese Blumen möglicherweise bringen könnten erweckt. Dieser Gedanke hat ihr Normalbewußtsein einerseits als eine unbestimmte Angst vor Gefahr und andererseits als eine verboauditive Übertragung, die sich nicht gut in Worte bringen ließ, beeinflußt.

Auch sonst erlebte Helene oft bei Gelegenheiten, welche geeignet waren, starke Gemütserschütterungen zu verursachen, und besonders, wenn das Schamgefühl in Frage kam, die Gesichtshalluzination eines Mannes in langem, braunen Mönchsgewande mit einem weißen Kreuz auf der Brust, der ihr zur Hilfe kam und sie, ohne ein Wort zu reden, längere oder kürzere Zeit begleitete. Dieser unbekannte, immer schweigsame Beschützer, der stets in einer mysteriösen Weise plötzlich auftauchte und wieder verschwand, war kein anderer als Leopold selbst, — wenn man seinen eigenen Aussagen aus neuerer Zeit Glauben schenken darf.

Man könnte erwarten, daß Helenes Jugend viele interessante Fälle von zweitem Gesicht, wunderbaren Intuitionen, von Ahnungen usw. aufweisen müsse, Erscheinungen, die zu den verbreitetsten Formen des teleologischen Automatismus gehören. Indessen scheint das kaum der Fall gewesen zu sein, denn weder sie noch ihre Mutter haben mir etwas Bemerkenswertes dieser Art berichten können. Nach ihrer Aussage beschränkt sich alles auf eine Menge allgemeiner, zuverlässiger, später richtig eingetretener Vorahnungen in bezug auf Personen und Dinge, ohne sich aber als jene außerordentlichen Geschichten und Geschichtchen, wovon andere einen Überfluß haben, zu spezifizieren.

Alle angeführten Beispiele sind wohl dazu geeignet, Helenes Neigung zum Automatismus in ein helles Licht zu rücken. Nach ihrer Meinung besteht nun ein bemerkenswerter Unterschied zwischen teleologischen Phänomenen, Vorahnungen oder Halluzinationen mit ersichtlichem Nutzen einerseits und denen ohne Nutzen, Träumereien und anderen, im ganzen mindestens überflüssigen, wenn nicht geradezu schädlichen Störungen andererseits. Die ersteren werden, durch den Nutzen, den sie bringen, selbst erklärt, gerade so, wie viele andere interessante Erscheinungen des organischen und psychischen Lebens, die teleologisch sind. Dabei kommt es wenig darauf an, ob man in jenen Schutzhalluzinationen und in all jenen nützlichen Eingriffen des Unterbewußtseins in das Normalbewußtsein nur zufällig günstige Folgeerscheinungen, sozusagen eine kleine Entschädigung für eine

so pathologische und im Grunde die geistige Auflösung bedingende Veranlagung, sehen will, oder ob man sie im Gegenteil zu reinen, trotz ihrer Seltenheit an sich völlig normalen Vorzügen erheben will, die an den beneidenswerten Besitz eines ungewöhnlich begabten, wachsamem, dem eigentlichen Genie nahe verwandten, subliminalen Ichs geknüpft sind, welche das dumpf und verworren empfindende Ich des gewöhnlichen Sterblichen nicht aufzuweisen hat. Theoretische Betrachtungen über Ursprung und wahre Natur teleologischer Automatismen sind von großem Interesse, aber ihre Diskussion würde uns hier zu weit führen, und da die Phänomene der Helene Smith wohlbekannte, oft studierte Tatsachen sind, brauchen wir uns hier nicht länger damit zu beschäftigen, um so weniger, als wir bei der Besprechung der Persönlichkeit Leopolds, die regelmäßig mit ihnen verknüpft zu sein scheint, darauf zurückkommen werden.

Anders verhält es sich mit den Träumereien und mit jenen gänzlich zwecklosen Automatismen, welche ohne rechten Grund während des Normalzustandes Helenes auftreten. Man weiß nicht recht, wie man diese scheinbar launenhaften und zufälligen Phänomene deuten soll. Sie bleiben Einzeltatsachen ohne Bedeutung, ohne Interesse, solange man sie nicht um einen Mittelpunkt gruppieren kann, solange man sie nicht mit einer Grundidee verknüpfen kann, welche sie alle hervorruft und miteinander verbindet. Leider ist es unmöglich, mit Sicherheit ihre Quelle festzustellen und das Gewebe der Phantasmagorien zu entwirren, welche schon im Augenblick des Entstehens sehr konfus, ungeordnet, unzusammenhängend, Träumen gleich im Bewußtsein auftauchen, und von denen Helene höchstens einige Bruchstücke im Gedächtnis wiederfindet, die keinesfalls dazu ausreichen, ihren Zusammenhang wiederherzustellen und zum Ursprung zurückzuleiten.

Man ist also auf Vermutungen angewiesen. Am wahrscheinlichsten ist, daß die verschiedenen Fragmente einen Teil einer umfassenden unterbewußten Schöpfung ausmachen, in der Helenes ganzes Wesen, gequält von Enttäuschungen, wie sie mehr oder weniger jeder von uns durchmacht, seinem inneren Drange freien Lauf ließ und sich in der Erdichtung einer Existenz, glänzender als die gegenwärtige, genug tat, oder daß es, wie

man ja auch nicht selten findet, gleichsam ein Protest des Ideals gegen die rauhe Wirklichkeit war, ein gesicherter Zufluchtsort, zu dem der Mensch auf Schwingen des Traumes flüchtet, um den tausend kleinen Leiden des Alltags zu entgehen. Alles, was wir von dem Charakter Helenes als Kind und junges Mädchen wissen, zeigt, daß der herrschende Gefühlston in ihr eine instinktive, innere Empörung gegen das bescheidene Milieu war, in dem das Schicksal sie hatte zur Welt kommen lassen. Es war ein dunkles Gefühl der Furcht, der Opposition, ein unerklärliches Unbehagen, eine dumpfe Abneigung gegen ihre Umgebung in materieller und intellektueller Beziehung. Obwohl sie sich gegen Eltern und Brüder stets liebevoll zeigte, verband sie doch nur eine geringe geistige Verwandtschaft mit ihnen. Helene fühlte sich in ihrer eigenen Familie fremd und vereinsamt. Ihr unbestimmtes, unklares Suchen nach etwas anderem, kleine Differenzen in Geschmack und Sinnesart, die sich jedoch niemals bis zu peinlichen Reibereien oder bis zu einer Vernachlässigung der vielfachen Pflichten als Tochter und Schwester steigerten, erweckten in ihr doch das Gefühl der Verlassenheit, der Einsamkeit, des Verbanntseins und wühlten gleichsam eine Kluft zwischen ihr und ihrer Umgebung auf. Es fiel ihr ein, ihre Eltern ernstlich zu fragen, ob sie ganz sicher wüßten, daß sie ihre Tochter sei, und ob nicht das Dienstmädchen einst irrtümlich ein anderes Kind vom Spaziergange heimgebracht habe. Dieser Mangel an Anpassungsvermögen, dieses geheimnisvolle Heimweh nach einem unbekanntem Vaterlande spiegelt sich in charakteristischer Weise in folgenden Fragmenten wieder, in denen Helene, die Träumen stets große Wichtigkeit beigemessen hat, mir einen solchen Traum erzählt, in dem ein abgelegenes Haus eine Rolle spielt.

„. Meiner Auffassung nach bedeutet das einsame Haus, in dem ich mich allein und verlassen befand, mein Leben, das von Kindheit an weder froh noch glücklich gewesen ist. Ich erinnere mich, selbst in meiner frühesten Jugend nicht, an den Gedanken und Neigungen meiner Familienmitglieder teilgenommen zu haben, weil man mich schon als kleines Kind im Herzen vereinsamen ließ.“ — — — „Trotzdem ich also volle Sympathie zu Hause gänzlich entbehrte, habe ich mich doch nicht zu einer Heirat entschließen können, obwohl sich mir oft Gelegenheit dazu geboten hätte. Immer rief mir eine Stimme zu: „Übereile dich nicht, das ist noch nicht der, den dir das Schicksal be-

stimmt hat'. Ich habe dieser Stimme, die etwa mit dem Gewissen absolut nichts zu tun hat, gehorcht und bedauere es nicht, besonders nicht seit meiner Bekanntschaft mit dem Spiritismus; denn seit jener Zeit habe ich soviel Sympathie und Freundschaft gefunden, daß ich mein trauriges Los beinahe vergessen habe und mit dem Schicksal nicht mehr hadere, weil es mich in ein Milieu gestellt hat, dessen Neigung und Empfinden ich nicht teilen kann."

„. . . . Ich erinnere mich — ich war ein Kind von etwa zwölf Jahren —, daß es eines Tages bei uns klingelte. Anstatt mich, wie ich gewöhnlich tat, furchtsam zu verstecken, stürzte ich zur Tür, in der festen Überzeugung, daß irgend jemand käme, um mich weit, weit fortzuholen. Diesen jemand stellte ich mir als einen schönen Mann in reicher, gold- und silberverzierter Kleidung vor. Meine Enttäuschung war natürlich groß, als ich statt seiner einen kleinen Streichholzverkäufer erblickte. Jene freudigen Augenblicke und die folgende schmerzliche Enttäuschung habe ich nie vergessen können."

Diese Zitate sagen mehr als lange Kommentare über die Geistesanlagen und die Gefühlsrichtung, welche in der Kindheit der Helene Smith vorherrschten. Es ist die alte Geschichte, es ist, wenn man so will, unser aller Schicksal. So glauben Kinder, junge Leute, so glaubt auch das unverstandene Genie, in zu engen Schranken zu ersticken, sobald die schlummernden Lebensenergien zu gären beginnen. Aber dabei gibt es Unterschiede in Wert und Stärke. Bei Fr. Smith war das Gefühl, nicht für ihre Umgebung zu passen, sondern von Natur einer höheren Sphäre anzugehören, stark und anhaltend; es hatte als Wirkung (oder als Ursache) ein allgemeines Unbehagen, um nicht zu sagen, einen Zustand wirklichen Leidens. Ihre Mutter hatte immer den Eindruck, als sei Helene nicht glücklich, und sie wunderte sich, daß ihr Töchterchen so ernst und abgezehrt blieb, so ganz ohne jeden natürlichen Jugendübermut, ohne jede Freudigkeit. Der Vater und die Brüder verkannten die wahre Ursache ihrer Freudlosigkeit und nannten sie sehr mit Unrecht stolz und hochmütig. Es gibt Gefühlsnuancen, die man nur verstehen kann, wenn man sie selbst erlebt hat: Helene war sich wohl bewußt, weder Stolz noch Verachtung der sozialen Stellung ihrer Angehörigen gegenüber zu hegen; sie flößten ihr große Hochachtung durch ihre Ehrenhaftigkeit ein, nur harmonisierte gerade dieses Milieu nicht mit ihrer Natur. Über Geschmack und Farben läßt sich schwerlich disputieren, und es heißt nicht, die Menschen verachten, wenn

man sich eingesteht, daß man andere Neigungen als diese, bessere oder doch wenigstens andere Gefühle, ein feineres ästhetisches Empfinden, einen höheren Begriff von dem, was das Leben sein sollte, oder doch sein könnte, kurz, daß man ein höheres Ideal habe.

Mit dem Gefühl, an einen zu beschränkten Kreis gefesselt zu sein, verband sich noch für Helene eine Stimmung immerwährender Furcht. Das geringste Geräusch bei Nacht, ein Knacken in den Möbeln machte sie zittern. Am Tage erregte ein Schritt hinter ihrem Rücken, eine unerwartete Begegnung, oder das Anschlagen der Türklingel, ihr den Eindruck, als ob man etwas von ihr wolle, als ob man sie weit wegbringen wolle, wie wir schon einmal gesehen haben. Es dürfte bei dieser komplizierten Gemütsanlage schwierig sein, in jedem einzelnen Falle zu entscheiden, ob die Ursache in einer lähmenden Furcht vor dem Unbekannten oder in der frohen Hoffnung auf irgendeinen glücklichen Wechsel zu suchen sei. In dem oben berichteten Vorfall, wo das Klingeln die Erwartung eines reich gekleideten Erlösers wachrief, scheint eine solche frohe Hoffnung zu überwiegen, aber aus der Erzählung geht selbst hervor, daß es sich um eine Ausnahme handelt. Im ganzen bildet die Neigung, über alles in Schrecken zu geraten, in Helene eine Art schmerzhafter Panphobie, einen Zustand der Angst und Unsicherheit, der in ihr das Gefühl, in einer Umgebung, der sie sich entschieden überlegen fühlte, deplaziert zu sein, nur verstärkte.

Man kann nicht umhin, von nun an zwischen dieser, aus den Kinderjahren stammenden, niederdrückenden Gemütsanlage und dem ein klein wenig an Größenwahn grenzenden Ton, der in ihren späteren Subliminalromanen angeschlagen wird, eine Annäherung festzustellen. Es drängt sich der Gedanke auf, daß trotz — oder gerade wegen — ihres scheinbaren Kontrastes beide Züge nicht unabhängig voneinander, sondern tatsächlich durch ein Kausalverhältnis miteinander verknüpft sind. Nur trägt dieser kausale Zusammenhang die Gefahr in sich, vom empirischen Psychologen und vom okkultistischen Metaphysiker gerade umgekehrt gedeutet zu werden. Der letztere wird Helenes auffallende Entfremdung den Zuständen ihres niederen gegenwärtigen Seins gegenüber durch ihre erlauchte Vorexistenz erklären,

der Psychologe hingegen wird gerade darin den ganz natürlichen Ursprung ihrer großartigen Somnambularpersonifikationen zu sehen meinen. In Ermangelung einer völlig einwandfreien Verständigung zwischen zwei so auseinandergehenden Gesichtspunkten, die wir beide weiterhin noch behandeln werden, dürfte es verständlich sein, wenigstens vorläufig einen modus vivendi anzunehmen, der auf der Grenze zwischen der angeborenen Konstitution und dem individuellen Charakter des Frl. Smith gegründet ist. Jenseits dieser Linie, also in der zeitlichen Unendlichkeit, die vor Helenes Eintritt in dieses Leben liegt, soll der Okkultist die volle Freiheit haben, sich eine beliebige Aufeinanderfolge von Existenzen auszudenken, um ihren Charakter von Kindheit an zu erklären; diesseits dieser Grenze aber, innerhalb der Schranken des gegenwärtigen Lebens, soll dem Psychologen das Recht zustehen, von all den möglichen pränatalen Existenzen abzusehen. Indem er die angeborene Konstitution Helenes zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung macht, soll er versuchen, ohne sich darum zu kümmern, was Helene einer zufälligen Vererbung verdankt, und was ihr aus möglichen fürstlichen Präexistenzen anhaftet, eben mit Hilfe dieser selben Konstitution, so wie sie sich im täglichen Verkehr offenbart, die Entstehung jener subliminalen Schöpfung unter der Einwirkung äußerer Einflüsse zu erklären. Der Okkultist aber mag sich gern das Vergnügen leisten, das Charakteristikum ihrer Kindheit, die Vereinsamung und Verlassenheit in einer Welt, in die Helene nicht paßt, als Wirkung ihrer wahren, gewesenen Größe aufzufassen, nur muß er dem Psychologen gestatten, eben darin die Ursache ihrer stolzen Zukunftsträume zu sehen; das wenigstens ist seine Pflicht.

Die starke Erregbarkeit, wie ich sie beschrieben habe und die nur eine jener Formen ist, unter denen sich bisweilen mangelhafte Anpassungsfähigkeit in psychischer und physischer Beziehung, des Organismus an die harten Bedingungen des Lebens darstellt, scheinen mir also die Ursache und das treibende Moment für alle Jugendträume Helenes gewesen zu sein. Daher stammen also jene warm leuchtenden, farbig-exotischen, bizarren Visionen, jene strahlenden, überladenen, stolzen Erscheinungen, in welchen sich ihre Abneigung gegen die farblose langweilige

Umgebung, ihre Abneigung gegen Alltagsmenschen, ihr Widerwille gegen prosaische Beschäftigungen, gegen unschöne, widerwärtige Dinge, die enge Wohnung, die schmutzigen Straßen, den kalten Winter und den grauen Himmel äußerte. Es ist heute natürlich unmöglich, genau sagen zu können, ob, wie ich vorausgesetzt habe, diese verschiedenartigen, aber stets glänzend gefärbten Bilder im Unterbewußtsein des Kindes oder des jungen Mädchens schon zu einem zusammenhängenden, logischen Ganzen gruppiert waren. Gleichwohl ist es wahrscheinlich, daß eine solche Systematisierung damals noch bei weitem nicht jenen hohen Grad der Vollendung erreicht haben kann, welchen sie in den letzten Jahren unter dem Einfluß des Spiritismus erreicht hat.

Alle Automatismen, für die Helene schätzungsweise ein Datum angeben kann, gruppieren sich um ihr 15. Lebensjahr und bleiben so ziemlich auf die Zeit zwischen dem 9. und 20. Jahre beschränkt. Dieser offenbare Zusammenhang mit einer Entwicklungsphase von besonderer Wichtigkeit ist mir von Leopold wiederholt bestätigt worden. Zum ersten Male hat er sich Helene in ihrem zehnten Lebensjahre gelegentlich eines ungewöhnlichen großen Schreckens offenbart. In den nächsten vier Jahren jedoch zeigte er sich ihr nicht, weil die für sein Erscheinen notwendigen „physiologischen Bedingungen“ noch nicht verwirklicht waren. Von dem Augenblick an, wo sie vorhanden waren, konnte er sich von neuem manifestieren. In jener selben Epoche, so berichtet er, begann in Helene die Erinnerung an ihre indische Präexistenz in Form von seltsamen Visionen wieder aufzutauchen, ohne daß sie deren Ursprung oder deren Wesen verstanden hätte. Länger bei diesen bezeichnenden chronologischen Hinweisen zu verharren, wäre unnütz.

Mit ihrem zwanzigsten Lebensjahre nun hören solche bemerkenswerte Erinnerungen auf, jedoch glaubt FrI. Smith und sie versichert es auch, daß ihre Visionen und Erscheinungen niemals ganz aufgehört haben. Sie hat mir auch von keinem „psychischen Phänomen“ berichten können, welches in die Jahre vor ihrem Bekanntwerden mit dem Spiritismus gefallen wäre. Daraus kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Erregung des unterbewußten Phantasielebens sich nach jenem

großen Ausbruch in der angegebenen Epoche allmählich beruhigte. Es trat ein Stillstand ein; die Konflikte zwischen Helenes Wesen und der Umgebung, in der zu leben sie gezwungen war, wurden schwächer. Zwischen den Anforderungen des praktischen Lebens und ihrem inneren Streben trat ein gewisser Gleichgewichtszustand ein. Einerseits beugte sie sich den Anforderungen, die die Wirklichkeit an sie stellte, und wenn ihr angeborener Stolz sich nicht so weit herablassen konnte, sich zu einer (zweifellos sehr ehrenvollen) Heirat, für die sie sich jedoch (siehe oben) nicht geschaffen glaubte, zu entschließen, so muß man doch wenigstens der Ausdauer, Treue und Ergebenheit Achtung zollen, mit der sie ihre Berufs- und Familienpflichten erfüllte. Andererseits ließ sie ihre Ideale nicht verkümmern, sie wirkte, so viel als möglich, auf ihre Umgebung ein und prägte ihr den charakteristischen Stempel ihrer eigenen Persönlichkeit auf. In die bescheidene Behausung ihrer Eltern brachte sie eine gewisse Eleganz. Sie richtete einen gefälligen und bei aller Einfachheit behaglichen kleinen Salon her, sie nahm Musikstunden und es gelang ihr, sich ein Klavier zu kaufen. Einige alte Stiche an den Wänden, einige Nipsachen, ein Blumenbrett, frische Blumen in hübschen Vasen, ein prächtiger Schirm eigener Arbeit für die Hängelampe, nach eigenen Entwürfen selbstbestickte Teppiche, nach eigenen Angaben gerahmte Photographien schmückten noch jetzt ihr Heim und über dem Ganzen liegt ein Hauch des Originellen, Bizarren und gleichzeitig Graziösen, der dem Charakter ihrer unterbewußten Phantasie wohl entspricht.

Während sich Frl. Smith, so gut es eben gehen wollte, mit ihren Existenzbedingungen immer in Übereinstimmung brachte und sie nach ihren eigenen Gefühlen umgestaltete, läßt der Zustand schlummernder Angst, in dem sie bis dahin gelebt hatte, allmählich nach. Es überkommen sie auch wohl jetzt noch Angstgefühle, aber viel seltener als früher und niemals, ohne durch irgendeinen äußeren Grund bedingt zu sein. Nach den letzten Jahren zu urteilen erkenne ich wirklich in Helene kaum das früher immer furchtsame, erschrockene, schweigende, immer verdrießliche Kind wieder, wie sie selbst und wie ihre Mutter es mir beschrieben haben.

Nach meinem Dafürhalten hat also nach jenem heftigen Ausbruch der Träume und Automatismen (einem Symptom für eine gewisse Neigung zu Geisteskrankheit), der die Pubertätsjahre gekennzeichnet hatte, eine progressive Verminderung jener Störungen und gewissermaßen allmähliches Aufhellen der Subliminalschichten stattgefunden. Man darf annehmen, daß diese Beruhigung, diese wechselseitige Anpassung des Innen- und des Außenlebens mit der Zeit noch weiter fortgeschritten wäre und die ganze Persönlichkeit „Frl. Smith“ sich weiterhin gegen alle Zweifel gefestigt hätte, wenn nicht der Spiritismus die Glut, welche noch unter der Asche glomm, plötzlich von neuem angefacht und den Subliminalmechanismus, welcher auf dem besten Wege war, einzurosten, wieder in Bewegung versetzt hätte. Die eingeschläferten Fiktionen erwachten wieder, die Träumereien früherer Jahre begannen ihr Spiel wieder, und die phantastischen Bilder des Unterbewußtseins stiegen wieder und zwar schöner empor, da sie ja in den fruchtbaren Suggestionen der okkultistischen Philosophie — wie der Glaube an Präexistenzen und Reinkarnationen — Anhaltspunkte, man könnte sagen Kristallisationszentren, gefunden hatten, um die sie sich nur einheitlich zu gruppieren brauchten, um die umfassenden, somnambulen Romane, deren Entwicklung zu verfolgen, wir uns vorgenommen haben, entstehen zu lassen.

3. Kapitel.

Frl. Smith seit Einweihung in den Spiritismus.

Nachdem ich nun in dem vorhergehenden Kapitel die Lebensgeschichte Helenes bis zum Eingreifen des Spiritismus, zu skizzieren versucht habe, hätte ich gern im vorliegenden Kapitel eine detaillierte Untersuchung ihres Seelenlebens während der letzten Jahre gegeben, ohne aber schon auf den eigentlichen Inhalt der Automatismen einzugehen. Da ich diesen Plan aus Mangel an Zeit und Geduld leider nicht habe ausführen können, will ich mich wenigstens bemühen, meine Notizen darüber zu ordnen und sie um vier Hauptpunkte zu gruppieren. Zuerst werde ich, soweit ich imstande war, mir Berichte aus jener Zeit, da ich Helene noch nicht kannte, zu verschaffen, die Entstehung ihrer Mediumität schildern. Dann werde ich zu Tatsachen übergehen, die mir vertrauter sind und mit wenigen Worten den Normalzustand des Mediums beschreiben, wie ich ihn seit vier Jahren beobachtet habe. Hier wäre eine individuell-psychophysische Studie am Platze gewesen, jedoch habe ich vielfacher Schwierigkeiten wegen darauf verzichten müssen. Schließlich werde ich noch einige Bemerkungen über die wichtigsten automatischen Phänomene bringen, auf welche Helenes Anormalität beruht, und welche man in zwei Unterabteilungen einteilen könnte, je nachdem sie sich als spontan erweisen, d. h. von selbst während des Normalzustandes auftreten, oder durch ein beabsichtigtes Aufsuchen gewisser günstiger Bedingungen hervorgerufen werden, was ja die Sitzungen wohl eigentlich bezwecken.

I. Helenes mediumistische Debuts.

Im Winter 1891—92 hörte Frl. Smith eine bekannte Dame, Frau Y., vom Spiritismus reden, und diese Dame lieh ihr das Buch von Denis: „Après la mort“. Da die Lektüre Helenes lebhaftes Neugier wachgerufen hatte, erbot sich Frau Y., sie bei einer ihrer Freundinnen, Frl. Z., die sich für solche Fragen interessiere und sich der Gabe erfreue, automatische Schrift zu schreiben, einzuführen. Man beschloß, regelmäßig zum Zwecke des Experimentierens zusammenzukommen. Den eigenen Aufzeichnungen des Frl. Z., die sie mir mitzuteilen die Freundlichkeit besaß, entlehne ich die leider nur sehr kurzen Berichte über jene Sitzungen, in denen sich Helenes mediumistische Fähigkeiten zum ersten Male wirklich entfalten konnten.

Am 20. Februar 1892 lernte ich Frl. Smith kennen, die von Frau Y. bei mir eingeführt worden war zu dem Zwecke, die Bildung eines spiritistischen Zirkels zu versuchen. In Sachen des Spiritismus war Frl. Smith damals noch vollständig Laie, sie hatte sich niemals damit befaßt und ahnte noch nichts von den in ihr schlummernden Fähigkeiten.

20. Febr. Erste Zusammenkunft. Wir beginnen, mit dem Tisch zu experimentieren, erreichen jedoch nur einige Schwankungen. Wir halten Frau Y. für das Medium, auf das wir rechnen können. Dann versuchen wir es mit dem Schreiben. Durch meine Vermittlung werden wir ermutigt, auszuharren.

26. Febr. Fortschritt: Der Tisch setzt sich bald in Bewegung, begrüßt nacheinander alle Mitglieder der Gruppe, gibt uns einige Namen an, von denen uns nur einer bekannt ist . . . Schrift: Fräulein Smith macht einen ersten Versuch und schreibt mechanisch, mit geschlossenen Augen einige Sätze, in denen man etliche Worte entziffern kann.

11. März. Über diese Sitzung ist nichts zu bemerken, außer, daß von mir eine Mitteilung geschrieben wurde.

18. März. Fortschritt: Deutliche Mitteilung durch den Tisch. Experimentalversuch in der Dunkelheit, der leider nicht ganz vollständig war, da glühende Kohlen auf dem Kaminrost einen schwachen Lichtschein verbreiteten. Frl. Smith sieht einen leuchtenden, bald heller, bald dunkler werdenden Ballon. Sie hat nie vorher etwas gesehen. Schrift: Fräulein Smith schreibt mechanisch eine ziemlich umfangreiche Mitteilung von dem Vater des Herrn K. (eines an der Sitzung teilnehmenden, bulgarischen Studenten): „Ratschläge für diesen.“

Von nun an teilte sich die Gesellschaft, weil sie mit der Zeit zu groß geworden war, in zwei Gruppen, von denen die eine uns

nicht weiter interessiert. Frl. Smith gehörte zu der Partei, welche sich bei einer Frau N. versammelte, bei der nun fast anderthalb Jahre lang (bis Ende Juni 1893) ungefähr wöchentlich je eine Sitzung stattfand. Die von Frau N. aufbewahrten Sitzungsprotokolle sind leider in bezug auf viele, dem Psychologen interessante Punkte ein wenig kurz und summarisch gehalten. Die Protokolle der ersten Sitzungen sind von Frl. Smith verfaßt, die in dreizehn Sitzungen das Amt einer Sekretärin ausübte. Da man nur die Geisterdiktate sofort niederschrieb, alles Übrige aber erst in den folgenden Tagen aus dem Gedächtnis aufsetzte, darf man nicht allzusehr auf objektive Genauigkeit der Berichte rechnen. Hingegen haben die Protokolle deshalb Wert, weil sie eine von Helene selbst verfaßte Geschichte des Beginnes ihrer Mediumität enthalten. Sie spricht darin von sich als von einer dritten Person. Ich beschränke mich darauf, den Verlauf der beiden ersten Sitzungen in der neuen Umgebung nach diesen Berichten kurz wiederzugeben.

25. März 1892. Elf Personen sitzen um einen großen, schweren Eßtisch aus Eichenholz mit zwei Platten. Der Tisch „setzt sich in Bewegung, und mehrere Geister kommen, nennen ihre Namen (durch Tischklopfen) und bezeugen ihre Freude darüber, daß sie sich in unserer Mitte befinden. An diesem Abend sieht Frl. Smith einen unbestimmten Lichtschimmer, dazu lange, weiße Bänder, die von der Decke bis zum Fußboden hängen und sich bewegen, dann endlich einen prachtvollen Stern, den nur sie allein während der ganzen Sitzung wahrnimmt. Wir schließen daraus, daß sie nach und nach noch mehr solche Dinge deutlich sehen und sich einst als Sehmedium offenbaren wird.“

1. April. Heftige Tischbewegungen, von einem Geiste herrührend, der sich David nennt und sich als der geistige Berater der Gruppe vorstellt. Er weicht jedoch einem anderen Geiste, welcher Victor Hugo zu sein behauptet, und der Schutzgeist des Frl. Smith sein will. Diese ist sehr überrascht, von einer so bedeutenden Persönlichkeit protegirt zu werden. Dieser Geist verschwindet jedoch auch bald. Frl. Smith fühlt sich sehr aufgeregt, sie hat Frostschauer, ist stellenweise eiskalt und sehr beunruhigt. Plötzlich sieht sie über dem Tisch ein sehr häßliches, frazenhaftes Gesicht mit langen, roten Haaren schweben. Sie ist so entsetzt, daß sie Licht verlangt. Man beruhigt und ermutigt sie und die Erscheinung verschwindet. Nun sieht sie auf dem Tisch, vor einem der Teilnehmer P. stehend, einen prächtigen, vielfarbigen Rosenstrauß. Mit einem Male sieht sie eine Schlange, die sich sacht unter den Rosen hervorschlängelt. Diese beriecht die Blumen, betrachtet sie, nähert sich

der Hand des Herrn P., entfernt sich einen Augenblick, kommt sacht zurück, um sich zu ducken und dann im Innern des Straußes zu verschwinden. Dann zergeht die Erscheinung, der Tisch klopft dreimal zum Zeichen, daß die Sitzung geschlossen ist. (Herr P. verstand sofort, daß diese Vision nur die Übertragung eines von Fr. Smith äußerst lebhaft empfundenen Gemüteeindrucks ins Symbolische sei.)

Das also war die Erschließung der Mediumität Helenes. Nach einer fast erfolglosen Sitzung am 20. Februar, in der die Bewegungen des Tisches, obgleich sie aller Wahrscheinlichkeit nach schon von ihr herrührten, doch Helene nicht zugeschrieben wurden, ward ihre mediumistische Begabung durch zwei, leider verlorengegangene, automatische Schreibversuche deutlich klar; sie versuchte dem Schriftsteller-Medium bei welchem sie sich befand, nachzuahmen. Der Erfolg des zweiten Versuches läßt vermuten, daß Helenes Fähigkeiten sich auf diesem Wege schnell weiter entwickelt haben würden, wenn sie nicht durch Wechsel des Milieus die Versuche zu bald abgebrochen hätte. Ihre Begabung als Sehmedium zeigte sich bei den Dunkelsitzungen am 18. und 25. März als jene elementaren, unbestimmt umrissenen Halluzinationen, die höchst wahrscheinlich ihren Ursprung in einfachen, entoptischen Erscheinungen (Eigenlicht der Retina, die daraus entstehenden Bilder usw.) hatten. Die Teilnehmer ermutigten sie durch Prophezeiungen, und so traten denn schließlich am 1. April eigentliche Visionen auf, die bei mannigfachem Inhalt wirkliche oder auch symbolische Bedeutung hatten. Gleichzeitig trat auch Helenes Klopfautomatismus klarer hervor, der sich bei den ersten Versuchen in dem Zusammenwirken der zahlreichen, um den Tisch versammelten Teilnehmer verloren hatte, den man nun aber bald unterscheiden lernte. Man wurde darüber durch den allein für Fräulein Smith bestimmten Namen „Victor Hugo“ klar, denn aus diesem schon in der zweiten Sitzung bekannt gewordenen Namen glaubte man rückwärts schließen zu dürfen. Bald stellten sich auch Gehörshalluzinationen ein, der Zeitpunkt läßt sich jedoch nicht genau feststellen, da aus den Protokollen nicht deutlich hervorgeht, ob die wörtlich wiedergegebenen Botschaften Gehörshalluzinationen oder vom Tisch diktirte Mitteilungen seien. Zu diesen scharf umgrenzten Automatismusformen kommen noch zahlreiche Phänomene, wie Auf-

regung, Schauer, Traurigkeit, Unruhe, Schreck, die Helene empfand, ohne anfangs zu wissen warum, die jedoch in einem ersichtlichen Zusammenhang mit dem Inhalt der Mitteilungen stehen, denen solche Affekte im allgemeinen um einige Augenblicke vorauszugehen pflegen.

So hatte Helenes Mediumität in wenigen von Woche zu Woche wiederholten Sitzungen den komplizierten psychologischen Ausdruck angenommen, den sie nunmehr drei Jahre lang ohne Veränderung beibehalten sollte und dessen ich selbst noch Zeuge war. Die Schnelligkeit der Entwicklung ist nichts Ungewöhnliches, denn manches Medium erreicht gleich beim ersten Versuch eine Stufe, die es in der Folgezeit niemals mehr überschreitet. Charakteristisch ist, daß Helenes mediumistische Fähigkeiten, nachdem sie so während einer langen Periode unverändert geblieben waren, im Frühjahr 1895 plötzlich eine so gewaltige Steigerung erfuhren und sich sowohl in der Form wie im Inhalt überraschend entfalteten. (Indessen deutet sich diese künftige Entwicklung in den kurzen „Schlaf“anwendungen — in Wirklichkeit waren es Somnambulismen — die Helene in einigen Sitzungen des Jahres 1892 überkamen, schon frühzeitig an, vergl. Anm. I S. 6.)

Um eine vollständige Geschichte dieser Mediumität zu geben, müßte ich nun die zahlreichen Sitzungen Revue passieren lassen, welche zuerst in dem Zirkel bei Frau N. bis zum Juni 1893, dann nach einer sechsmonatlichen Unterbrechung (eine Zeit, über welche mir die Nachrichten fehlen) in der Familie des Prof. Cuendet und während des Jahres 1894 bei verschiedenen anderen Leuten stattfanden. Aber ich halte mich nicht für kompetent, mich über Phänomene zu verbreiten, die ich nicht mit eigenen Augen gesehen habe, und über die nur sehr kurzgefaßte Protokolle vorliegen. Ich muß mich darauf beschränken, die charakteristischsten Tatsachen auszuwählen, welche ganz mit Stillschweigen zu übergehen schade wäre. Ihren natürlichen Platz finden diese Tatsachen erst in den folgenden Kapiteln, wo es sich um Dinge handelt, an die sie sich unmittelbar anschließen.

II. Frl. Smith im Normalzustande.

Ich hätte beinahe gesagt, der Normalzustand von Frl. Smith sei eben ein normaler Zustand, aber einige Bedenken haben mich doch davon zurückgehalten, und ich bescheide mich, zu sagen, daß er normal zu sein scheine. Ich meine damit, daß niemand, der sie ihre verschiedenen Beschäftigungen betreiben sieht oder mit ihr über dies und das plaudert, ahnen würde, was sie alles in ihren abnormen Zuständen vermag, und welche wunderbaren Schätze unter ihrer Bewußtseinsschwelle verborgen liegen.

Alles an ihr, die frische, lebhafte Farbe, der stattliche, hohe Wuchs, die regelmäßige und harmonische Gesichtsbildung atmet Gesundheit. Kein sichtbares Zeichen deutet auf Entartung. Von psychischen Fehlern oder Anomalien weiß ich, abgesehen von ihrer Mediumität, nichts, da sich die Furchtsamkeit ihrer ersten Jugend fast völlig verloren hat. In physischer Hinsicht erfreut sie sich eines vortrefflichen Wohlbefindens. Dessen bedarf sie übrigens sehr, um den Anforderungen ihres Berufes gewachsen zu sein, in dem sie täglich ununterbrochen nahezu elf Stunden und zwar fast immer in gebeugter Haltung ¹⁾ beschäftigt ist, und der ihr kaum eine Woche Sommerferien läßt. Außer der so aufreibenden Arbeit im Geschäft hilft Helene morgens und abends der Mutter beim Besorgen des Haushaltes und findet dann noch Zeit, ein wenig zu lesen, bisweilen Klavier zu spielen und zu ihrem Vergnügen reizende, selbst erdachte und entworfene Handarbeiten in exotischem sehr originellen Stil anzufertigen. Schließlich muß man zu ihren so vielseitigen Beschäftigungen auch noch die spiritistischen Sitzungen zählen, welche sie stets in der uneigennützigsten Weise, gewöhnlich am Sonntag bis-

1) Wohl einer der schlimmsten, barbarischen Zustände unserer sogenannten Zivilisation sind die Geschäftshäuser und die großen Warenhäuser, aus denen der Geschäftsbetrieb jeden Humanitätsgedanken verbannt zu haben scheint, in denen man den weiblichen Organismus der elementarsten Physiologie zum Spott stundenlang zu einer fast unbeweglichen, gebeugten Haltung verdammt sieht, und in denen die Mädchen für jeden verstohlenen Augenblick der Ruhe den Zornesausbrüchen des „ehrenhaften“ Herrn Chefs ausgesetzt sind. (Das gilt wohl kaum für deutsche Verhältnisse. D. Übers.)

weilen aber auch in der Woche denjenigen gewährt, die sich mit psychischen Fragen befassen oder von Leopold in wichtigen Fragen Ratschläge erbitten wollen.

Bevor man die Frage, ob ein Mensch mit so außergewöhnlichen Fähigkeiten, wie denjenigen der Mediumität, im übrigen normal sein könne, bejaht, müßte man eine ausgedehnte Untersuchung aller seiner körperlichen und geistigen Funktionen angestellt haben, wie sie nur der Leiter einer Klinik, dem die Kranken dauernd zur Verfügung stehen, oder ein Psychologe, dem eine gutwillige Person alle seine Fragen beantwortet, anstellen können. Das ist mir jedoch bei Frl. Smith nicht möglich gewesen. Aus verschiedenen Gründen sozialer und rein praktischer Natur habe ich mich ihr gegenüber nicht in der günstigen Lage befunden, in der sich etwa Prof. Pierre Janet seinen Patienten in der Salpêtrière, nicht einmal in der Dr. Toulouse sich Zola gegenüber befand. Dieses letztere Beispiel, welches auch wieder einmal beweist, daß nach der Meinung der Wissenschaft außergewöhnliche Menschen immer mehr oder weniger mit Neuropathie behaftet sind, gibt, unabhängig von vielen anderen Gründen zu bedenken, daß mediumistische Fähigkeiten nicht auftreten, ohne verschiedene, mehr oder weniger verborgene, eigenartige Erscheinungen nachsichzuziehen. Dennoch muß ich anerkennen, daß Frl. Smith, soweit ich aus ihren Gesprächen, aus Erkundigungen, die ich einzog und aus geringfügigen, alltäglichen Erfahrungen ersehen konnte, in ihren physischen, intellektuellen und moralischen Anlagen, in jener Zwischenzeit, bevor das automatische Leben über sie kam, keine Anomalien zeigte.

Ihr Gesichtsfeld, das ich mit Landolts Perimeter gemessen habe, ist sowohl für weiß wie auch für die übrigen Farben normal; für letztere hat sie sogar ein sehr feines Unterscheidungsvermögen. Was die Schmerzempfindung an den Händen betrifft, so habe ich keine Spur von Anästhesie, keine Störung in der Bewegungsfähigkeit feststellen können. Das Zittern des Zeigefingers ergibt eine Linie mit durchschnittlich vier Oszillationen in der Sekunde, die sich durchaus nicht von den Linien normaler Versuchspersonen unterscheidet (siehe weiter unten Fig. 2). Natürlich lassen sich aus so oberflächlichen Untersuchungen keine endgültigen Schlüsse ziehen.

Nie hat Frl. Smith an einer eigentlichen Krankheit wie Masern, Typhus usw. gelitten. Abgesehen von Störungen der Menses, die mehrfacher Behandlung widerstanden haben, und von der Grippe, die sie bisweilen im Frühling heimsucht, war ihr Gesundheitszustand ausgezeichnet. Nur vor drei Jahren erlitt er einmal eine Störung, die ich nicht übergehen will. Es handelt sich um eine allzustarke Menstrualblutung und um einen allgemeinen Schwächezustand, der sie veranlaßte ihre Beschäftigung ein halbes Jahr lang ruhen zu lassen. Diese Störungen, die schließlich einer Ruhekur zu Hause und dann einem Aufenthalt

auf dem Lande wichen, erklären sich durch körperliche Überanstrengung, da Helene mehr als gewöhnlich stehend im Geschäft hatte arbeiten müssen. Nach dieser Zeit hat sie sich einer steten Gesundheit erfreut.

Bemerkenswert ist, daß während dieser halbjährigen Unpäßlichkeit, während welcher Frl. Smith die spiritistischen Sitzungen einstellen mußte, sich das automatische Leben bei ihr in Form von Visionen, Wachtäumen und halb-somnambulen Zuständen, die bisweilen einen guten Teil des Tages über dauerten, ganz beträchtlich entwickelte. Dieses wirkliche Zurücktreten des normalen Bewußtseins hinter dem Übermaße der hypnoiden Zustände dürfte gerade der Einstellung der spiritistischen Sitzungen zuzuschreiben sein, welche gewissermaßen den Strom der subliminalen Phantasie in richtige Bahnen lenkten und für Ableitung sorgten. Noch einfacher aber ist es, darin das Resultat der allgemeinen Schwäche Helenes zu sehen. Ihre nervöse Erschöpfung begünstigte die Bewußtseinspaltung und das Überfluten der normalen Persönlichkeit mit unterbewußten Träumen.

Man darf nicht erwarten, daß ich hier in intellektueller und moralischer Beziehung ein vollständiges Porträt von Frl. Smith zeichnen werde, das vielleicht ihre Bescheidenheit verletzen könnte, wenn es ihr zufällig zu Gesicht kommen sollte. Einige Punkte will ich jedoch hervorheben. Eine ihrer hervorstechendsten Eigentümlichkeiten ist eine große, natürliche Würde. Ihre Haltung, ihre Sprache, ihre Manieren sind durchaus immer „comme il faut“ und nehmen gern einen Zug von Vornehmheit und Stolz an, der gut zu ihren somnambulen Rollen paßt. Bisweilen fällt es ihr ein, sich erhaben und stolz wie eine Königin zu zeigen. Sie ist Eindrücken außerordentlich zugänglich und empfindet die kleinsten Dinge mit großer Intensität. Ihre Antipathien wie ihre Sympathien sind bestimmt, lebhaft und anhaltend. Sie besitzt Energie und Ausdauer und weiß recht gut was sie will. Nichts von dem Benehmen anderer ihr gegenüber geschieht unbemerkt oder entschwindet aus ihrer Erinnerung. „Ich sehe alles, nichts bleibt unbemerkt, und ich verzeihe gern, aber vergessen kann ich nichts,“ hat sie mir oft wiederholt. Vielleicht würde ein strenger Moralist an ihr eine gewisse, übertriebene Empfindsamkeit tadeln, sowie eine etwas stark ausgeprägte Neigung dazu, über die Denk- und Handlungsweise anderer Personen kritisch nachzudenken, selbst wenn sie persönlich nur ganz entfernt davon getroffen wurde. Man trifft jedoch diesen egoistischen Zug schon bei gewöhnlichen Sterblichen häufig genug, er läßt sich bei einem Medium, auf

das die Augen Aller gerichtet sind, wohl begreifen und es wäre deshalb Unrecht, Helene daraus einen Vorwurf zu machen.

Sie ist sehr intelligent und begabt. In der Unterhaltung zeigt sie sich lebhaft, heiter und bisweilen sogar sarkastisch. Psychische Probleme sowie Fragen, die an mediumistische Phänomene anknüpfen, beschäftigen sie häufig und bilden den Hauptgegenstand ihrer einsamen Gedanken und ihrer Gespräche mit Leuten, die sich ebenfalls für solche Dinge interessieren. Ihren philosophischen Ansichten fehlt es nicht an Originalität und Tiefe der Gedanken. Mit dem ausgesprochenen Spiritismus hält sie es nicht und sie hat trotz des ihr bewiesenen Entgegenkommens nie in die (spiritistische) Gesellschaft für psychische Studien in Genf eintreten wollen, weil sie, wie sie sagt, über so dunkle Dinge keine durchdachten Ideen habe, fertige Theorien nicht liebe und „für keine Partei arbeite“. Sie forscht, beobachtet, denkt selbständig nach, weil sie sich das Wort zur Lebensregel gemacht hat: „Die Wahrheit zu allen Zeiten, in allen Dingen, in jeder Beziehung!“

Nur über zwei Punkte läßt sie nicht mit sich reden: die wirkliche Existenz Leopolds, und der übernormale Inhalt ihrer Automatismen. Man darf ihr nicht sagen, daß ihr großer, unsichtbarer Beschützer nur eine Illusion ist, ein anderer Teil ihrer selbst, ein Erzeugnis ihrer unterbewußten Einbildungskraft, auch will sie nichts davon hören, daß ihre seltsamen, mediumistischen Mitteilungen, das Sanskrit, die wiedererkennbaren Unterschriften Verstorbener, die tausend genauen Enthüllungen über — ihr scheinbar unbekannt — Dinge nur alte, vergessene Erinnerungen an Tatsachen seien, die sie in ihrer Kindheit gesehen oder gehört haben mag. Derartige Voraussetzungen, die ihrer inneren Überzeugung nach widersprechend, falsch, um nicht zu sagen absurd sind, reizen sie leicht, wie ein Widerspruch gegen den gesunden Menschenverstand, wie eine Verletzung der Wahrheit. Aber von diesen beiden Punkten abgesehen, würde sie jede beliebige Hypothese kaltblütig prüfen und diskutieren. Der Gedanke, daß sie eine Reinkarnation der indischen Fürstin oder Marie Antoinettes, daß Leopold wirklich Cagliostro sei, daß ihre sogenannten Marsvisionen wirklich mit dem Mars zusammenhängen usw., alles das gilt ihr, obwohl es den Tatsachen zu entsprechen scheint, doch

nicht für unumstößlich, und sie würde sich, wenn es sein müßte, bereitwillig einer anderen Meinung anschließen; etwa der Annahme von Telepathie, Einmischung okkulten Einflüsse, einem mysteriösem Zusammentreffen gewisser Intuitionen in ihrem Innern, die aus irgendeiner Sphäre jenseits der Wirklichkeit her-rühre oder ähnliches. Zweifellos erklärt ihr die Annahme jener Präexistenzen in Indien oder auf dem Throne Frankreichs auf eine plausible Weise die — sie seit ihrer Kindheit verfolgende — Empfindung, daß sie in eine höhere Welt gehöre als diejenige ist, an die sie durch den Zufall der Geburt für dieses Leben gefesselt ist. Sie besteht jedoch keineswegs auf der Hypothese einer so glänzenden Vergangenheit und wartet verständig noch immer auf die Enthüllung der letzten Geheimnisse ihrer Existenz.

Noch eine andere Frage liegt Helene sehr am Herzen. Sie hat sagen hören, die Medien gälten häufig in den Augen der Gelehrten und Ärzte für geisteskrank, hysterisch, auf jeden Fall für nicht normal im schlechten Sinne des Wortes. Auf Grund ihrer täglichen Lebenserfahrung nun protestiert sie energisch gegen diese gehässige Beschuldigung. Sie erklärt sehr bestimmt, geistig und körperlich völlig gesund und nicht im Geringsten geistesgestört zu sein und weist die Idee mit Entrüstung zurück, daß es sich bei einer Mediumität, so wie etwa die ihre, um eine gefährliche Anomalie handle. „Ich bin weit davon entfernt, anormal zu sein,“ so schrieb sie mir noch kürzlich. „Niemals habe ich so klar und deutlich sehen, niemals habe ich alles so gut und umfassend beurteilen können, als seit meinen Versuchen, mich als Medium zu betätigen“ — Leopold seinerseits hat ihr durch ihren eigenen Mund während des Trancezustands mehr als einmal die feierliche Versicherung gegeben, daß sie vollkommen gesund sei. Auch brieflich ist er darauf zurückgekommen, und man wird weiterhin ein sehr interessantes Zeugnis für ihr seelisches Gleichgewicht finden, das er Helene selbst diktiert hat. Er hat sie es teilweise mit seiner Handschrift schreiben lassen, gleichsam um seinen Erklärungen noch mehr Nachdruck zu geben (siehe Fig. 8 S. 150).

Unbestreitbar hat Fr. Smith einen äußerst klaren Verstand, geschäftlich zum Beispiel leitet sie die sehr wichtige und kompli-

zierte Abteilung des Geschäftshauses, die ihr unterstellt ist, in ausgezeichneter Weise. Einen Menschen nur deshalb einfach als krank zu bezeichnen, weil er ein Medium ist, setzt mindestens eine unzulässige *petitio principii* voraus, die, solange das Wesen der Mediumität so dunkel und diskutierbar ist wie bisher, nicht ohne weiteres angenommen werden darf.

Wenn man sich über die Stellung wundert, welche die Furcht, als krank oder anormal zu gelten, in den Vorurteilen Helenes und ihres geistigen Führers einnimmt, so muß man zu ihrer Entlastung sagen, — und zu der der Mediziner und der angeklagten Gelehrten —, daß die Schuld dafür in dem Klatsch, dem Geschwätz und den mannigfachen müßigen Redereien liegt, mit denen das Publikum so gerne das Leben der Medien und ihrer Beobachter vergiftet. Es ist klar, daß sich innerhalb der gelehrten Fakultäten und wissenschaftlichen Körperschaften wie in jedem etwas zahlreicheren Gesellschaftsverbande gewisse einseitige und beschränkte, in ihrem Spezialfach vielleicht sehr tüchtige Männer finden, die geneigt sind, auf alles, was nicht mit ihren fertigen Systemen zusammenstimmt, den Bannfluch schleudern, und die alles, was sich von dem menschlichen Normaltypus, so wie sie ihn sich nach dem Muster ihrer kleinen Persönlichkeit vorstellen, irgendwie entfernt, als krankhaft, pathologisch, als irrsinnig ansehen. Natürlich wird gerade das Ungünstige, aber mit voller Zuversicht abgegebene Verdikt so verböhrt Gelehrter mit Vorliebe weiterverbreitet, bis es zu den Ohren der davon Betroffenen dringt, während das zurückhaltende und vorsichtige Urteil derer, die sich nicht gern leichtfertig äußern, und sich nicht überstürzen, Fragen endgültig zu beantworten, deren Lösung heute noch unmöglich ist, selbstverständlich nichts gilt, da die große Menge stets klare und bestimmte Urteile verlangt. „Ihr wagt nicht zu behaupten, daß die Mediumität etwas Gutes, Gesundes, Beneidenswertes sei, daß man überall, wo man nur kann, entwickeln und pflegen sollte, und daß die Medien uns mit einer höheren unsichtbaren Welt in Verbindung setzen, aber haltet ihr denn diese Veranlagung darum für unheimlich, krankhaft, gänzlich abscheulich, für wert, ausgerottet zu werden, wo sie nur Miene macht, sich zu zeigen und seht in allen Medien Geistesranke?“ Es ist die nicht zu erschütternde vulgäre Logik, das mit Axtschlägen zugeschnittene Dilemma, in das das spiritistische und nichtspiritistische Publikum sie zuweilen hineindrängen will, und das Fräulein Smith unaufhörlich zu hören bekommt. Daraus erklärt und rechtfertigt sich zur Genüge, warum Helene sich so oft mit dem abgibt, was man über ihre Gesundheit denkt und spricht, und warum sogar Leopold meint, sich dahineinmischen zu müssen.

Wenn eine vernünftige Überlegung, die eben so kompliziert ist, und ebenso sehr aus Nuancen besteht, wie die wahre Natur der Sache, hier etwas vermöchte, obgleich es gegen diese durchschlagende Logik und

gegen dieses Großinquisitoren-dilemma gerichtet ist, so könnte ich mit allerlei Betrachtungen antworten, von denen hier die zwei hauptsächlichsten folgen:

Erstens: selbst wenn erwiesen wäre, daß Mediumität ein pathologisches Phänomen, eine krankhafte Veranlagung, eine Erscheinungsform der Hysterie, eine Halbschwester des Irrsins sei, so würde das noch nicht beweisen, daß Medien deshalb weniger Achtung, Ansehen, weniger Rücksicht verdienen, noch auch, daß sie weniger fähig wären, ihre sozialen Pflichten zu erfüllen, als die große Menge der sogenannten Normalen. Im Gegenteil, achtet man denn die großen Männer seit der Zeit geringer, sind sie für die Entwicklung unseres Geschlechtes entbehrlicher, seitdem man aus dem Genie eine Neurose gemacht hat, und seitdem Lombroso bei fast allen denen, die in der Geistesgeschichte Aufsehen erregt haben, epileptische Symptome festgestellt hat? Um über den eigentlichen Menschenwert eines Individuums, über seine wirkliche Stellung auf der sozialen Stufenleiter ein Urteil zu fällen, ist es unwesentlich zu wissen, ob er gesund oder krank, normal oder voller Anomalien sei, sondern ob er seiner besonderen Aufgabe gewachsen ist, wie er die ihm zufallenden Verrichtungen erfüllt, was man von ihm erwarten und hoffen darf. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Nun wohl, Mediumität könnte ausgezeichnete Früchte zeitigen. In unserem besonderen Falle wüßte ich nicht, daß ihre „psychischen“ Fähigkeiten Helene jemals an der Erfüllung irgendeiner ihrer Pflichten gehindert hätten. Sie haben sich ihr vielmehr oft als nützlich erwiesen, denn ihre normale, bewußte Geistestätigkeit hat mehr als einmal in ihren subliminalen Eingebungen und in ihren teleologischen Automatismen eine unerwartete Hilfe und wichtige Stütze gefunden.

Zweitens: man ist noch weit davon entfernt, bewiesen zu haben, daß Mediumität wirklich eine pathologische Erscheinung sei. Nicht normal im Sinne von „selten“, „außergewöhnlich“, „vom Durchschnitt abweichend“ ist sie sicher. Das aber deckt sich durchaus noch nicht mit dem Begriff „krank“. Erst seit wenigen Jahren hat man angefangen, sogenannte mediumistische Erscheinungen ernst und wissenschaftlich zu untersuchen, die Zeit ist zu kurz, als daß man schon jetzt über ihre wahre Natur völlig im Klaren sein könnte. Es ist indessen interessant, daß gerade in den Ländern, in denen diese Forschungen am eingehendsten betrieben werden, also in England und in Amerika, die Stimmung für die Mediumität keineswegs ungünstig ist. Man ist weit davon entfernt, aus ihr einen speziellen Fall der Hysterie zu machen und sieht in ihr eine ungewöhnliche, gesunde und nützliche Fähigkeit, von der die Hysterie nur eine Entartungsform, nur ein pathologisches Zerrbild, nur eine krankhafte Karrikatur darstellt. Der einzige Schluß, den man aus der Gesamtheit der bisher beobachteten Tatsachen ziehen kann, ist der, daß man überhaupt noch keinen allgemein gültigen Schluß ziehen darf, daß jedes Auftreten von automatischen Fähigkeiten für sich ge-

sondert studiert werden muß, und ich betone noch einmal, daß man in dem Falle Helene Smith bei einer richtigen Abwägung aller Vorteile und Nachteile ihrer Mediumität gegeneinander, meiner Meinung nach, zu einem nicht zu unterschätzenden Plus gelangt.

Im ganzen genommen ist das Urteil, welches Fr. Smith selbst in ihrem Normalzustande über ihre automatischen Phänomene fällt, durchaus optimistisch, und nichts beweist, daß sie unrecht hat. Sie betrachtet ihre Mediumität als ein seltenes, kostbares Privilegium, das sie um nichts in der Welt verlieren möchte. Wegen der übelwollenden und ungerechten Vorurteile, der Eifersüchteleien, der niedrigen Verdächtigungen, womit die unwissende und gehässige Menge jederzeit über ihr Stehende verfolgt, sieht sie darin wohl sicher auch eine Prüfung. Alles in allem wird der Verdruß jedoch reichlich durch die Wohltaten höherer Art, durch die innere Befriedigung, die mit dem Besitz einer solchen Gabe¹⁾ verknüpft ist, ausgeglichen. Abgesehen von den Sitzungen, die ihr trotz allem, was ihr jene Schlafzustände mit darauffolgender Amnesie an Kräften entziehen, doch eine Quelle der Freude und eine kräftige geistige Anregung sind²⁾, hat sie von ihren spontanen Automatismen wesentlichen Nutzen gehabt, ohne daß sie durch dieselben jemals merklich in ihrer Beschäftigung gestört worden wäre. Zu ihrem Glück besteht tatsächlich ein großer gradueller Unterschied zwischen den Phänomenen der Sitzungen und denen, die während ihres sonstigen Lebens auftreten, denn diese gehen niemals so tief, daß dadurch ihre ganze Persönlichkeit umgewandelt würde.

1) Ich betone ein für alle Mal, daß Helene nicht zu den Somnambulen von Profession gehört oder zu den Leuten, die gelegentlich aus ihrer Mediumität Kapital schlagen. (Nebenbei möchte ich bemerken, daß beide Kategorien, die schlecht zu machen übrigens kein Grund für mich vorliegt, bei uns viel seltener angetroffen werden als in den meisten Großstädten und in vielen anderen Ländern.) Fräulein Smith zieht nie pekuniären Vorteil aus ihren Sitzungen und Konsultationen, denn sie verdient sich ihren Lebensunterhalt, und ihre Familie erfreut sich eines bescheidenen Wohlstandes. Ein solcher Handel mit Fähigkeiten, die in ihren Augen eine Art religiösen Wert und eine religiöse Bedeutung haben, würde ihrem Charakter auch völlig widersprechen.

2) Natürlich möchte Helene stets wissen, was sich während ihrer Automatismen ereignet hat, und man berichtet es ihr auch in großen Zügen.

Im täglichen Leben erlebt Helene nur vorübergehende, auf einen oder zwei Sinne beschränkte Halluzinationen, oberflächliche Halbsomnambulismen, bei denen das Ichbewußtsein nur wenig geschwächt ist. Es sind also nur ganz oberflächliche und was die Betätigung der sensorischen, intellektuellen und motorischen Funktionen betrifft, bedeutungslose Störungen, durch welche ihre tägliche Arbeit nie ernstlich benachteiligt wird. So leidige Abenteuer, wie zweites Gesicht, Nachtwandeln usw. sind ihr bis jetzt erspart geblieben, sie hat nie an Krisen oder an Anfällen, die ihre Arbeit stören oder die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung in peinlicher Weise auf sie lenken konnten, leiden müssen. Über Phänomene wie Hypermnésie, Divination, mysteriöses Wiederfinden verlorengegangener Gegenstände, glückliche Inspirationen, richtige Vorahnungen, gute Intuitionen, kurz, alle möglichen teleologischen Automatismen, diesem Kleingeld des Genies, verfügt Helene in hohem Grade. Sie wird dadurch mehr als genügend für die Unannehmlichkeiten entschädigt, die sich aus den meist unbemerkt vorübergehenden, ihre Visionen begleitenden Anwendungen von Zerstretheit und Geistesabwesenheit ergeben.

In den Sitzungen hingegen weißt das Medium die denkbar schwerwiegendsten funktionellen Veränderungen auf. Sie erlebt Anfälle von Lethargie, Katalepsie, Somnambulismus, totaler Umwandlung der Persönlichkeit, von denen der geringste selbst, wenn er sie auf der Straße oder im Kontor träfe, für sie ein äußerst unangenehmes Abenteuer sein würde. Zum Glück ist diese Möglichkeit nicht zu befürchten, denn es ist eine unbestrittene Tatsache, daß zwischen der Intensität der spontan eintretenden und der durch spiritistische Sitzungen provozierten Phänomene gar kein Verhältnis ist. Diese Tatsache erinnert daran, daß bei allen guten Medien die Autosuggestion zu Beginn der Sitzung der Hypnose durch Fremde völlig gleichwertig ist. Ich möchte mich jetzt nach der Besprechung des Normalzustandes Helenes der Untersuchung ihrer Automatismen zuwenden.

III. Spontane Automatismen.

Die Automatismen, an denen Helenes Leben außerhalb der Sitzungen außerordentlich reich ist, wenigstens diejenigen, deren

sie sich erinnert, und die sie erzählt, sind in ihrer Häufigkeit sehr verschieden, auch sind sie von bekannten Umständen ganz und gar unabhängig. Bisweilen treten sie an einem Tage mehrmals auf, und dann vergehen wiederum zwei bis drei Wochen, ohne daß sich etwas derartiges ereignet. Da sie nach Form und Inhalt außerordentlich verschieden sind, lassen sich die Phänomene ihrem Ursprunge nach in drei Gruppen einteilen. Die einen rühren von Eindrücken her, welche Helene in Augenblicken besonderer Suggestibilität erhielt. Andere sind ein zufälliges Erscheinen unterbewußter Romane, die im Begriff sind, sich über die Schwelle des Bewußtseins emporzuarbeiten. Andere schließlich, welche sich von den beiden vorangehenden Arten (die stets nutzlos, wenn nicht gar lästig sind) durch ihre Nützlichkeit und durch ihre Anpassung an Augenblicksbedürfnisse unterscheiden, sind mit jenen teleologischen Automatismen verwandt, die ich bereits als Charakteristikum der Jugend Helenes erwähnt habe und die an der Überreizung des unterbewußten Lebens Helenes unter dem Ansporn der spiritistischen Experimente teilgenommen haben.

1. Dauer äußerer Suggestionen. Die Hauptursache äußerer Suggestionen sind natürlich spiritistische Sitzungen. Nicht daß Frl. Smith dabei als Gegenstand posthypnotischer Suggestionen behandelt würde, ich glaube vielmehr, daß sich alle Teilnehmer das Zeugnis geben können, die Suggestibilität, die Helene, wie die meisten Medien in solchen Augenblicken, darbietet, nicht mißbraucht zu haben, um ihr Vorstellungen zu suggerieren, die sie am folgenden Tage verwirren könnten. Höchstens hat man ihr in der Form harmloser Versuche kleine Aufträge suggeriert, die sie einige Augenblicke nach dem Erwachen ausführen sollte¹⁾. Um sie dauernd beeinflussen zu können, bedarf es auch gar nicht beabsichtigter Suggestionen. Obwohl man alles, was unangenehme Spuren hinterlassen könnte, so viel wie möglich vermeidet, und Helene vor Ende der Sitzung sogar den Befehl suggeriert, am nächsten Tage weder Kopfschmerzen, noch Ermüdung zu verspüren, so bleiben doch manchmal in unvorher-

1) Soviel ich mich entsinne, habe ich selbst Helene nur zweimal, vor einem Tage an dem sie frei hatte, eine solche Suggestion für den folgenden Morgen (une suggestion à échéance) gegeben.

gesehener Weise ganz unbedeutende Zwischenfälle in ihrem Gedächtnis haften und verfolgen sie eine ganze Woche lang als unerklärliche Zwangsvorstellungen. Ich werde hier einige Beispiele für solche unbeabsichtigten Suggestionen anführen, die manchmal drei, manchmal vier, bisweilen aber auch zwölf bis fünfzehn Tage anhalten können.

Helene erzählte mir eines Sonntags, daß sie während der ganzen Woche von dem halluzinatorischen Bilde eines Strohhutes verfolgt worden sei, welcher stets, die Innenseite ihr zugekehrt, 1—1,5 m gerade vor ihr in der Luft schwebte, ohne von irgendwem gehalten zu werden. Sie hat das Empfinden, daß der Hut mir gehören müsse und sie erkennt ihn tatsächlich in dem meinigen wieder, als ich ihn ihr zeige. Nun entsann ich mich, daß es mir zufällig am letzten Sonntag am Ende der Sitzung während ihres Schlummers passierte, ihr mit besagtem Hute zuzufächeln. Ich glaube nun, daß sich dessen Bild ihr in einem jener Momente eingeprägt hat, in denen sie die Augen ein wenig öffnet, um sie sofort wieder vor dem definitiven Erwachen zu schließen. Diese Zwangsvorstellung war, so berichtet sie, am Montag und in der ersten Hälfte der Woche besonders stark, sie verminderte sich aber dann in den letzten Tagen sehr. Ein andermal hatte sie für die ganze kommende Woche die Empfindung zurückbehalten, daß ich mit meinem Daumen einen Druck auf ihren linken Augenbrauenbogen ausübe. (Der Druck auf die äußeren Frontal- und Suborbitalnerven an der Austrittsstelle aus den betreffenden Gruben ist ein Verfahren, das ich nach einer von Leopold selbst gegebenen Anweisung oft anwende, um das Erwachen zu beschleunigen.)

Auch hatte Helene zweimal an demselben Tage die Gehörs- und Gesichtshalluzination eines älteren Mannes, den sie nicht erkannte, dessen außerordentlich charakteristische Beschreibung jedoch so gut auf einen gewissen Genfer Herren paßte, über den man einige Tage vorher unmittelbar vor Beginn einer Sitzung (wahrscheinlich schon während ihres Suggestibilitätszustandes) gesprochen hatte, daß die Erscheinungen ohne Zweifel eine Folge jenes Gespräches sind.

Ein andermal hatte Helene zu Beginn einer indischen Sitzung die Halluzination eines Armbandes, das sie vergeblich von ihrem linken Handgelenk abzustreifen versuchte. Davon behielt sie drei Tage lang die Empfindung, daß sie irgend etwas an ihrem Handgelenk drücke, ohne eine Erklärung dafür zu haben.

Ebenso haben sie Gefühle der Traurigkeit, des Zornes, der Neigung zum tolleren Lachen, oder zum Weinen, für die sie eine Ursache nicht finden konnte, als Folgeerscheinungen von Sitzungen mehr oder minder lange verfolgt. Diese Gefühle waren sicherlich das emotionelle Echo jener Sitzungen. So wirken Träume häufig auf den Wachzustand. Während sie selbst vergessen werden, bleibt ihr Einfluß (die Färbung der sie

begleitenden Affekte) bestehen, und zwar zuweilen viel ausgeprägter, wenn es sich um hypnoide oder somnambule als wenn es sich um gewöhnliche Träume handelt.

Die Sitzungen sind nicht ausschließlich die Quelle jener unfreiwilligen Suggestionen, die störend, ohne ihr irgendeinen Nutzen zu bringen, in das Leben Helenes eingreifen. Es ist klar, daß sie stets, wenn sie sich in jenem Zustande geringeren Widerstandes befindet, den wir aus Unkenntnis seiner wahren Natur bequemer Weise „Suggestibilität“ nennen, der Gefahr ausgesetzt ist, aus ihrer Umgebung Eindrücke aufzunehmen, die sie nachher während ihrer Arbeit heimsuchen können. Glücklicherweise scheint sich die Suggestibilität außerhalb der spiritistischen Sitzungen, die ja für sie ein wahrhaftes Treibhaus darstellen, nicht ohne weiteres zu entwickeln. Ein typisches Beispiel einer Zwangsvorstellung, fern jeder Sitzung sozusagen auf der Straße erlebt, möchte ich jener Ausnahmepériode, von welcher ich auf Seite 36 sprach, entnehmen. Helene besuchte Mitte Juni 1896, zur Zeit ihres Erholungsaufenthaltes auf dem Lande, in Begleitung einer befreundeten Familie, die National-Ausstellung in Genf. Damals prägte sich ihr der Anblick eines Fesselballons, der im Begriff war mit seinen Passagieren aufzusteigen, infolge eines unbedachten Wortes, das sie auf den Gedanken brachte, ebenfalls mit aufzusteigen, mit solcher Intensität ein, daß dieses Bild länger als anderthalb Monate jeden Tag zur selben Stunde ihre Aufmerksamkeit erregte und sich ihr mit der Lebhaftigkeit einer ersten Perception aufdrängte.

Hier folgt der Bericht über die Angelegenheit, wie sie sie mir in einem Briefe vom 29. Juli darlegte: „Am Tage vor meiner Abreise besuchte ich mit der Familie X. die Ausstellung. Es stieg gerade ein Ballon auf. Dabei ließ Frau X. die Bemerkung fallen: „Ich möchte Sie ¹⁾ gern einmal eine Ballonauffahrt mitmachen sehen, damit Sie uns den Eindruck schildern können, den Sie beim Sicherheben in die Lüfte empfinden. Ich antwortete ihr, daß ich vor solcher Auffahrt gar keine Angst hätte, sondern daß ich der Meinung sei, sie würde mir großes Vergnügen bereiten. Dabei blieb es, und wir haben den ganzen Tag nicht wieder davon gesprochen. Aber nun denken Sie sich, seit jenem Augen-

1) Nach einem entsprechenden Bericht des Herrn X. sagte dessen Frau zu Fräulein Smith: „Ich wäre neugierig, zu erfahren, was Sie empfinden würden, wenn Sie in diesem Ballon aufstiegen.“

blick sehe ich alle Tage um 5 Uhr den Ballon immer an derselben Stelle vor mir in der Luft schweben, mit nie mehr als sechs Personen in der Gondel. Ich hatte vergessen Ihnen das zu erzählen und denke gerade jetzt daran, da es 5 Uhr ist, und ich den Ballon wieder vor Augen habe.

Es ist sehr merkwürdig, daß ich mich, wo ich mich auch befinde, ohne Ausnahme tagtäglich gezwungen fühle, den Kopf zu erheben und den Ballon zu betrachten, dessen feines Netzwerk ich unterscheiden kann, da er mir den Eindruck macht, nicht weiter als 20 m entfernt zu sein. Indessen sehe ich ihn heute und sah ich ihn schon gestern, wenn auch noch in derselben Entfernung so doch schon weniger deutlich. Man könnte meinen, er sei jetzt mit einem Schleier überdeckt. Übrigens fängt er gerade in diesem Augenblicke an, sich langsam zu verwischen. (Es folgen zehn weitere Zeilen über einen anderen Gegenstand) Der Ballon ist ganz verschwunden, ich sehe ihn nicht mehr.“

Den mündlichen Erklärungen Helenes nach absorbierte diese Halluzination (sie war an die Stunde oder doch an eine bestimmte Tageszeit gebunden¹⁾), deren Dauer sie auf ungefähr 10 Minuten schätzte, sie in den ersten Wochen so vollständig, daß sie während dieser Zeit bei jedem Gespräch geistesabwesend war. Die Halluzinationen begannen mit allgemeinen motorischen Empfindungen. Noch bevor Helene die Gesichtswahrnehmung des Ballons hatte, empfand sie schon seine Gegenwart in einer gewissen Richtung und fühlte sich instinktiv gezwungen, nach jener Seite zu schauen, um ihn zu betrachten. Die Stärke dieses Automatismus nahm ganz allmählich ab, und Ende Juli wurde Frl. Smith durch das Phänomen nicht einmal mehr daran gehindert, ruhig weiter an mich zu schreiben, wie wir ja gesehen haben.

Das kleine Beispiel zeigt, wie leicht sich bei einer empfänglichen Person in einer Periode geringerer Widerstandsfähigkeit, das geringste, plötzlich erregte Gefühl — hier Neugierde und Wunsch — bei einer mehr oder weniger bewußten Zwangsvorstellung die Idee oder die Sinneswahrnehmung festlegen kann, mit der das Gefühl verbunden ist. Man erkennt hierin den Einfluß starker Gemütsbewegungen auf Geistesstörung, auf die Entstehung hypnoider Zustände und auf die Entwicklung automatischer Fähigkeiten.

2. Subliminale Träumereien. Ich werde öfter Gelegenheit haben, konkrete Beispiele von Visionen, Gehörshalluzinationen und anderen spontanen Ausbrüchen der Arbeit der

1) Vergleiche damit den Aufsatz über die Kopfuhr in Carl Du Prel: Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften, Leipzig 1905, 2. Aufl., Bd. 1: Tatsachen und Probleme S. 135—151. D. Herausgeber.

Einbildungskraft zu zitieren, die sich jenseits der Bewußtseinschwelle Helenes vollziehen, so daß ich hier nicht mehr als nur einige Bemerkungen zu geben brauche.

Die Beziehungen zwischen diesen unvorhergesehenen Phänomenen der Sitzungen sind sehr mannigfach. Bald erkennt man darin mehr oder minder vollständige Wiedergaben von Episoden aus vorangegangenen Sitzungen, so daß man darin eigentlich nur ein Echo oder nur posthypnotische Rückfälle sehen kann, bald scheint es wiederum so, als ob man es gewissermaßen mit Skizzen oder mit Vorbereitungen für Szenen zu tun habe, die sich in irgendeiner der späteren Sitzungen ausführlich abspielen und fortsetzen werden. Schließlich handelt es sich auch einmal um Bilder, die zu den Sitzungen keinerlei Beziehung haben, auf Nimmerwiedersehen verwehte Seiten aus Romanen, die in den tieferen Schichten des unterbewußten Erlebens Helenes unaufhörlich neu erfunden und durchblättert werden.

Der zuletzt erwähnte Fall scheint der häufigste zu sein. Der Mangel an Einheit, der in den einzelnen Zyklen vorhanden ist, wenn wir sie durch Zusammenfassung aus dem Inhalt der Sitzungen und den spontanen Automatismen zu rekonstruieren versuchen, hat seinen Grund ohne Zweifel darin, daß bei weitem nicht genug Tatsachen bekannt sind und für uns vieles in den Schleier der Amnesie eingehüllt bleibt. Tatsächlich ist die Erinnerung Helenes an die Visionen, welche sie meist früh morgens, bisweilen auch abends oder während der kurzen Ruhepausen im Laufe des Tages, viel seltener aber bei voller, aufmerksamer Tätigkeit überraschen, weder besonders anhaltend noch genau. Hätte sie sich nicht seit längerer Zeit mit größter Bereitwilligkeit daran gewöhnt, den wesentlichen Inhalt dieser Erscheinungen, sei es während der Erscheinungen selbst, was nicht immer möglich ist, sei es unmittelbar nachher, mit Bleistift zu notieren, so würden uns ihre Romane noch viel unzusammenhängender erscheinen.

Den Zustand der Psyche Helenes während ihrer spontanen Visionen kenne ich nur aus ihren eigenen Darstellungen, da man von Visionen, die sich während meiner Anwesenheit einstellten, annehmen muß, daß sie unwillkürlich von ihr erwartet oder von

mir provoziert wurden. Zum Glück ist Fr. Smith eine sehr scharfe Beobachterin und eine ziemlich feine Psychologin.

Aus ihren Berichten geht hervor, daß die Visionen bis zu einem gewissen Grade verschleiert auftreten. So entschwindet z. B. ihren Augen für manche Augenblicke das Zimmer mit der hellbrennenden Lampe, und sogar das Rollen der Wagen auf der Straße erreicht ihr Ohr nicht. Völlig lässig, völlig passiv genießt sie mit einem Anflug von Glückseligkeit und begeistertem Behagen das Schauspiel, das sich ihr darbietet. Dann erlischt das Bild zu ihrem großen Kummer, Lampe und Möbel werden wieder sichtbar, die Geräusche der Straße heben wieder an, und sie wundert sich, warum sie nicht daran gedacht hat, mit dem Bleistift, der doch unmittelbar neben ihr liegt, die seltsamen Worte, die sie vernahm, aufzuschreiben, oder gar beispielsweise die schönen Vögel mit dem farbenprächtigen Gefieder, die vor ihr saßen und sangen, zu berühren und zu streicheln. Bisweilen bewahrt sie Geistesgegenwart und Willen genug, um die Worte, die sie hört, aufzuschreiben. Aber ihre ganz entstellte und unregelmäßige Schrift beweist genugsam, daß ihr Blick, von der Erscheinung gefesselt, dem Bleistift nicht folgen kann, und die Hand ihn sehr nachlässig führt. Ein andermal geschieht wieder gerade das Gegenteil. Im Laufe der Vision scheint man sich ihres Armes zu bemächtigen und sich seiner gegen ihren Willen zu bedienen. Das Resultat sind dann wundervolle, von ihrer eigenen Schrift völlig abweichende Kalligraphien, während deren Ausführung sie ganz geistesabwesend zu sein scheint, wenn man nach der Überraschung urteilt, die sie ihrer Erzählung nach empfindet, wenn sie sich vor den seltsamen, ohne ihr Wissen niedergeschriebenen Texten wiederfindet. Dasselbe geht auch aus ganz ähnlichen Szenen hervor, die sich häufig in den Sitzungen abspielen.

Das Gesagte trifft für die häufigsten Fälle am allerehesten zu, also für jene morgendlichen und abendlichen Visionen, die ihr zu Hause in jener bekanntlich für das Auftreten von Erzeugnissen unterbewußter Gehirntätigkeit besonders günstigen Phase zwischen Schlaf und Wachsein häufig begegnen. Es gibt aber zahllose Nuancen und Abstufungen zwischen diesem, wenn ich ihn

so nennen darf, Mitteltypus und den extremen Fällen. Es kommt einerseits manchmal vor, doch sind das glücklicherweise sehr seltene Ausnahmefälle, daß Helene auf dem Bureau von Extase ergriffen wird, und andererseits kommt es wiederum vor, daß der Automatismus sich darauf beschränkt, in ihre Korrespondenz und in ihre Schriftzüge einige unbekannte Schriftzeichen oder einige von einer anderen Hand als der ihrigen geschriebene Worte hineinzuschmuggeln. Es sind dies sonderbare „lapsus calami“, die ihr natürlich sofort beim Durchlesen auffallen. Hier möge ein Beispiel für solche Visionen seine Stelle finden.

Als Frä. Smith eines Tages in die obere Etage gegangen war, um aus einem ziemlich dunklen Lagerraum etwas zu holen, sah sie dort die Erscheinung eines Mannes, der einen Turban auf dem Kopfe trug und mit einem großen, weißen Mantel bekleidet war. Sie glaubte ihn zu erkennen, und seine Gegenwart erfüllte sie mit einer köstlichen Ruhe und mit tiefem Glück¹⁾. Sie sucht sich vergeblich auf den Inhalt der Unterredung, die in einer ihr unbekanntem Sprache geführt wurde, und die sie dennoch glaubt völlig verstanden zu haben, zu besinnen. Nach dem Weggange des geheimnisvollen Besuches tat ihr das Herz weh, weil sie sich in der trüben Wirklichkeit wiederfand. Sie war erstaunt, an ihrer Uhr feststellen zu müssen, daß die Unterredung viel länger gedauert hatte, als sie zuerst glaubte annehmen zu dürfen. Den ganzen Tag über blieb ihr ein lieblicher, wohltuender Eindruck von der Erscheinung zurück.

Fremde Schriftzeichen inmitten ihrer eigenen zeigen sich relativ häufig. In den folgenden Kapiteln wird man, wenn es sich um die betreffenden Romane handelt, an die dieses Phänomen anknüpft, mehrere Proben dafür finden. Es sei nur ein kompliziertes Beispiel erwähnt, welches gleichzeitig eine Illustration für eine andere, ganz harmlose Sonderart Automatismus sein soll, der Helene gleichfalls unterworfen ist. Helene macht Verse, nicht, ohne es zu wissen, wie Herr Jourdain, wenn er Prosa schreibt, sondern ohne es zu wollen, und zwar tut sie das bei den alltäglichsten Gelegenheiten. Es gibt Perioden, in denen sie sich unwillkürlich veranlaßt fühlt, in achtfüßigen, gereimten Distichen zu reden, die sie keineswegs vorher vorbereitet, und

1) Diese Vision bezieht sich auf den orientalischen Zyklus. Der Mann war ein arabischer Scheich, der Vater Simandinis.

die sie erst dann wahrnimmt, wenn sie sie ausgesprochen hat ¹⁾. In diesem Sonderfalle ist es ausnahmsweise ein Vierzeiler, der eine Antwort sein soll auf eine Anfrage über blaue Bänder. Die Ausdrucksweise in diesem Vierzeiler, die Vision eines blonden Kinderköpfchens, welche ihn begleitete und die Art und Weise, wie sie ihn gleich nachher niederschrieb, läßt vermuten, daß ihm eine Inspiration, die zum Königin-Zyklus gehört, zugrunde liegt. Dagegen entschlüpfen ihrer Feder in dem folgenden Briefe, in dem sie Herrn Lemaitre über die Sache Bericht erstattet, wider ihren Willen seltsame Schriftzeichen, die zweifellos in dem Mars-Zyklus, von dem sie ebenfalls in dem Briefe spricht, ihren Ursprung haben. (Fig. 1 ist eine Stelle dieses Briefes, der in den Worten „vers“ und „rimait“ die Marsbuchstaben „v“ und „m“ enthält.)

Hier matin dans la matinée j'ai de
nouveau parlé en perd sans m'en
douter. ce n'est qu'en finissant ma
phrase que j'ai senti qu'elle risait

Fig. 1. Fragment eines Briefes (Normalschrift) von Frl. S., enthaltend zwei Marsbuchstaben (Kollektion von Lemaitre).

1) Hier seien einige Proben solcher Improvisationen gegeben. Sie stehen sicherlich, wenn man die Umstände, durch die sie inspiriert wurden, berücksichtigt, auf der Höhe, jedoch soll man nach ihnen nicht das eigentliche bewußt dichterische Können Helenes beurteilen.

An ein kleines auf ihre neuen Schuhe ganz stolzes Mädchen:

„Marcelle est là, venez la voir,
Elle a ses petits souliers noirs.“

In einer Küchenunterhaltung:

„Vous détestez les omelettes
Autant que moi les côtelettes.“

An eine etwas eingebildete Person:

„Vos richesses, ma chère amie
Ne me font point du tout envie.“

Der Inhalt dieses Briefes lautet: „Heute nachmittag habe ich Marsworte sprechen hören, ich habe sie aber nicht behalten können. Ich übersende Ihnen hier Worte, die ich schon vor einigen Tagen vernommen habe, als ich jene Vision, von der ich Ihnen eine Zeichnung entworfen habe (Marslampe), erlebte. Gestern morgen habe ich wieder bei der Unterhaltung, ohne es zu wissen in Versen gesprochen. Erst am Ende meines Satzes merkte ich, daß er sich reimte. Ich rekonstruierte ihn mir, um darüber Gewißheit zu haben. Auch später, als ich mir Bänder betrachtete, begann ich wiederum in Versen zu reden. Auch diese füge ich bei, um Sie damit zu ergötzen. Ich hatte seltsamerweise gerade in jenem Augenblick die Vision eines blonden, lockigen Kinderkopfes mit blauen Bändern im Haar. Die Vision dauerte höchstens eine Minute. Es ist merkwürdig, daß ich mich nicht entsinnen kann, als Kind jemals Bänder von dieser Farbe getragen zu haben, von rosa und roten Bändern weiß ich wohl, aber von blauen nichts. Warum ich die Worte ausgesprochen habe, ist mir unerklärlich, amüsant aber ist es, daß ich sie, ich versichere es, wider Willen sagen mußte. Ich habe sie gleich auf ein Blatt Papier geschrieben und habe dabei, noch während ich schrieb, festgestellt, daß die Schrift in jenem Augenblick nicht regulär war, d. h. daß sie von der meinigen etwas abwich.“

Hier folgt der Vierzeiler, den in einer Abbildung wiederzugeben, ihres zu blassen Bleistiftes wegen, unmöglich war. Ich habe die Worte und Silben durch Kursivschrift angedeutet, deren Kalligraphie oder Orthographie sich von der Helenes unterscheidet, und in ihre automatische, sogenannte Marie-Antoinette-Schrift übergeht:

Les nuances de ces rubans
Me rappellent *mes* jeunes ans;
 Ce bleu *verdi*, je ne'en souvien,
 Dans mes cheveux *alloit* si bien.

Der blondgelockte, mit blauen Bändern geschmückte Kopf spielt in den Visionen des Marie-Antoinette-Zyklus eine große Rolle und scheint sich bald, wie in diesem Falle, auf Marie-Antoinette selbst, bald auf eines ihrer Kinder, besonders auf den Dauphin zu beziehen.

Obwohl es meist leicht ist, die aus dem unterbewußten Schaffen in das Bewußtsein projizierten Erscheinungen wieder den verschiedenen Traumgruppen, denen sie entstammen, anzugliedern, so glückt es doch nicht immer. Es kommen nämlich auch Visionen unbestimmten und zweifelhaften Ursprunges vor. Man darf nicht vergessen, daß neben den bekannten großen Zyklen in Helenes schlummernder Phantasie noch zahllose kleine, mehr oder minder unabhängige Nebenzyklen kreisen, die einen guten Teil der Sitzungen ausfüllen. Da gibt es z. B. Enthüllun-

gen aus vergangenen Zeiten über Ereignisse, welche das Familienleben der Anwesenden betreffen, usw. Nicht immer ist es möglich, die aus diesen Einzelräumen stammenden Fragmente zu identifizieren.

3. Teleologische Automatismen. Die spontanen Erscheinungen der teleologischen Automatismen besitzen den gemeinsamen Zug, daß sie Helene mehr oder weniger großen praktischen Nutzen bringen. Sie lassen sich in zwei Klassen einteilen, je nachdem sie direkt mit der Persönlichkeit Leopold in Beziehung stehen oder sich an keine bestimmte Persönlichkeit anknüpfen und nur in lebhafter Form das Ergebnis einer normalen, wenn auch mehr oder weniger unbewußten Tätigkeit des Gedächtnisses und des Verstandes zum Ausdruck bringen. Ich beschränke mich jetzt darauf, für jede dieser Klassen nur ein Beispiel zu zitieren. Andere Beispiele sind in den folgenden Kapiteln zu finden.

Frl. Smith wollte eines Tages einen großen, schweren Gegenstand von einem hohen Regal herunternehmen, wurde aber daran gehindert, weil ihr ausgestreckter Arm einige Sekunden lang starr und zu jeder Bewegung unfähig wurde. Sie sah darin eine Warnung und verzichtete auf ihr Vorhaben. In einer späteren Sitzung erzählte Leopold, er sei es gewesen, der den Arm Helenes steif gemacht habe, weil er verhindern wollte, daß sie jenen Gegenstand, der viel zu schwer für sie gewesen sei und ihr Schaden zugefügt hätte, herunternahm.

Ein andermal fragte eine Angestellte, der vergebens nach einem bestimmten Muster suchte, Helene, ob sie vielleicht wisse, was daraus geworden sei. Sie antwortete ganz mechanisch und ohne Überlegung: „Ja es ist Herrn J. (einem Geschäftskunden) zugeschickt worden. Zu gleicher Zeit sah sie vor sich die Zahl 18 in dicken, schwarzen, 20—25 cm großen Ziffern und fügte instinktiv hinzu: „Vor achtzehn Tagen“. Der Angestellte lachte über solche Angaben und stellte sie als unmöglich hin, da es doch eine Geschäftsregel sei, daß Kunden, denen solche Muster zur Ansicht vorgelegt würden, diese binnen drei Tagen zurückbringen müßten, und daß die Muster, wenn das nicht geschähe, sogleich wieder abgeholt würden. Von diesem Einwand überrascht erwiderte Helene, da sie nichts in bezug auf die Sache wußte: „Das ist richtig und ich werde mich wohl irren.“ Als man jedoch unter dem bezeichneten Datum im Ausgaberegister nachsah, fand man, daß sie dennoch völlig recht habe. Mehrere Versehen waren die Ursache dafür, daß die Proben weder zurückgegeben noch zurückgefordert worden waren. — Als man Leopold fragte, wußte er nichts davon. Er scheint weder der Urheber dieses,

noch der vieler ähnlicher Fälle von Kryptomnesie zu sein, durch welche Helenes Unterbewußtsein ihr manchen ausgezeichneten Dienst leistete und ihr einen gewissen wohlverdienten Ruf als Seherin eintrug.

Man sieht, daß die spontanen Automatismen Helenes, die häufig das peinliche Ergebnis ihrer Suggestibilitätsaugenblicke oder des unzeitigen Eintritts ihrer subliminalen Träumereien sind, doch oft den Charakter von nützlichen Botschaften annehmen. Das ist ein Ausgleich, der nicht zu verachten ist.

[Die „Nouvelles observations“ bringen auf Seite 125 ff. zwei für Kryptomnesie typische Beispiele:

1. „Heute morgen ist mir, so schrieb Helene am 30. April 1900, etwas Merkwürdiges passiert. Ich hatte vor einigen Tagen aus einem Stück Foulardseide zwei Shawlenden herausgeschnitten. Dann hatte ich das Stück samt den Enden dem Chef, Herrn X., gegeben, welcher alles in seinem Comptoir in der oberen Etage beiseite legen sollte, bis ein neuer Auftrag käme. Als es wieder gebraucht wurde, fand X. wohl das Stück Foulard, nicht aber die beiden Enden wieder. Er war sehr erstaunt und ließ die Person kommen, der er die Besorgung anvertraut hatte. Diese versicherte, sie selbst auf das Pult in dem betreffenden Comptoir gelegt zu haben. Es half aber nichts, keiner von den sechs Anwesenden konnte die Shawlenden finden. Ich selbst, die ich stocksteif mitten unter ihnen stand, schenkte ihrem Suchen keine Aufmerksamkeit¹⁾. Plötzlich hörte ich im linken Ohr eine Stimme: „Begib dich in das Nebenzimmer, und wenn du dort das graue Zeug auf dem Tisch links hochhebst, wirst du die Shawls sehen.“ Mechanisch²⁾ gehorchte ich diesem Befehl, wandte mich zum Nebenzimmer, nahm den grauen Stoff auf und fand tatsächlich darunter die gesuchten Streifen. Ich brachte sie Herrn X. mit der Bemerkung: „Hier sind die Enden. Ich hörte soeben eine Stimme, welche mir sagte, wo sie zu suchen seien, und stellte mit Befriedigung fest, daß ich recht unterrichtet war. Er antwortete: „Sie haben großes Glück mit ihren Stimmen Fräulein.“ „Ja wirklich,“ gab ich zurück, „sie leisten mir gute Dienste.“ Dann verneigte ich mich und eilte schnell davon.“

2. „Drei Tage später ereignete sich ein gleicher Vorfall. Heute brachte man mir eine Warenzeichennummer und gab mir den Auftrag, 4 m von dieser Seide abzuschneiden. Niemand wußte aber, was das für Seide sei, da die Kundin, welche die Bestellung telephonisch gemacht hatte, weder die Art noch die Farbe des Stoffes angegeben hatte. Ich mußte es eben mit Hilfe des Warenzeichens aus den vielen tausend

1) u. 2) Man beachte diese Züge, die für einen Zustand der Abwesenheit und des Automatismus sehr charakteristisch sind. Er ist geeignet für das Eindringen unterbewußter Vorgänge in das Normalbewußtsein.

Stücken meiner Abteilung herauszubringen suchen. Ich stand voller Verzweiflung an meinem Kasten und suchte den Stoff. Da bemerkte ein anwesender Angestellter im Scherz: „Aber Fräulein, Sie stehen doch mit Geistern im Einvernehmen, könnten die nicht ihre Macht zeigen? Es wäre unter diesen Umständen wirklich nett von ihnen.“ Die Worte sollten mich verspotten, ich aber antwortete, während ich noch so dastand, schnell: „Sie würden schön reinfallen, wenn mir doch in diesem Falle ein guter Geist zu Hilfe käme. Wohlan, ich will ihn, um Ihnen und besonders um mir zu dienen, ohne mich von meinem Platze zu entfernen, anrufen.“ Ich hörte noch immer in derselben Stellung, ohne mich zu rühren oder mich irgendwie zu bemühen, während ich mir mit der linken Hand¹⁾ den Hals streichelte, und ohne irgend jemand anzurufen, denn ich hatte ja nur gescherzt, in meinem linken Ohr eine bekannte Stimme: „Es ist der und der Stoff in Masticfarbe, hole ihn doch.“ Ich eilte nach dem bezeichneten Orte, und unter den etwa dreißig Stoffen von fast gleicher Schattierung, legte sich²⁾ meine Hand auf einen, den ich hervorzog und der tatsächlich das angegebene Warenzeichen trug. Ich triumphierte glücklich, war aber auch zugleich betrübt, mit einer so ernstesten Sache Scherz getrieben zu haben und trotzdem erhört zu sein. Alle Anwesenden, auch der Herr, der mich wegen meiner Stimmen verhöhnt hatte, waren ganz verwirrt, und niemand sagte ein Wort. Ich zog mich, um ihnen eine Verlegenheit zu ersparen, für einige Augenblicke aus ihrer Nähe zurück.“

Diese zwei Beispiele illustrieren gerade eine der Seiten des mediumistischen Charakters, welche die mit der Psychologie weniger vertrauten Augenzeugen am meisten verwirrt und ihnen leicht ganz extreme, nach meinem Dafürhalten falsche, Urteile eingibt. Während die einen, dem Wunderbaren mehr geneigt, diese Tatsachen ohne Zögern übernormalen Ursachen, wie dem Fernsehen oder höheren Offenbarungen zuschreiben, sehen die anderen darin ziemlich geschmacklose Scherze und halten den Ausdruck „Medium“ für gleichbedeutend mit „Spaßmacher“. Wie soll man schließlich beweisen, daß Frl. Smith die Stücke nicht ganz einfach selbst versteckt hatte, um sich das schlechte Vergnügen zu bereiten, sie im rechten Augenblick wiederzufinden, oder daß sie recht gut den Masticstoff kannte, der der angegebenen Nummer entsprach, und daß sie, um ihren Kollegen zu

1) Diese Geste, die gewöhnlich bei Helene den Einbruch des indischen Traumes charakterisiert, ist ein Anzeichen von Halbsomnambulismus.

2) Hier zeigt der Ausdruck die automatische Natur der Handlung an.

verdutzen, Spaß daran fand, „Stimmen“ vorzugeben? Die Wahl zwischen dieser sehr natürlichen Erklärung des gesunden Menschenverstandes und der auf den ersten Blick höchst übernatürlichen Erklärung des Spiritismus, kann nur von einer individuellen Auffassung abhängen, die Wahrheit scheint mir jedoch zwischen diesen beiden Extremen zu liegen. „Es handelt sich weder um Betrug noch um Wunder“ rief Delboeuf gelegentlich aus, als sich bei einer extatischen Person Stigmata zeigten. Dieses Wort, welches die Devise der ganzen normalen Psychologie sein sollte, scheint mir, si parva licet comparare magnis, auch auf das Kleingeld der fast täglich auftretenden mediumistischen Phänomene Helenes angewandt werden zu müssen. Es liegt eigentlich kein Grund vor, die Wahrheit der von ihr erzählten Tatsachen in Zweifel zu ziehen. Sie erklären sich ja doch in einfachster Weise durch die keineswegs seltenen, unterbewußten Schlußfolgerungen und Erinnerungen, deren Resultat bei einer Person, die wie Helene Smith zu Bewußtseinspaltungen neigt, und die durch den Spiritismus gewissermaßen zu Automatismen getrieben und erzogen wurde, natürlich in halluzinatorischer Form hervortritt. Wir dürfen nicht vergessen, daß sie auch uns, die wir keine Medien sind, passieren können; nur ist bei uns eine besondere Bedingung erforderlich, nämlich der Schlaf, der Traumzustand, damit jene zwei ganz verschiedenen Faktoren sich verbinden, einerseits das Hervorbrechen der Erinnerung an Dinge, die wir seit längerer oder kürzerer Zeit aus den Augen verloren haben, und andererseits ihre Inszenierung, ihr dramatischer Aufputz, das ganze phantastische Zubehör, wie seltsame Stimmen, erdachte, mit gewissen Rollen betraute Gegenpersonen (interlocuteur) die uns diese schon im latenten Zustand herumgetragenen Erlebnisse als etwas ganz Neues enthüllen können. Der ganze Unterschied zwischen einem Medium und einem normalen Menschen besteht darin, daß beim normalen Menschen eine merkliche Kluft zwischen dem Wachzustand und dem Traume liegt. Die Erinnerungen, die während der Tagesarbeit auftauchen, bleiben für ihn einfach Ideen, Bilder, die ihm, wie man so sagt „wieder in den Sinn kommen“. Erst das Nachlassen des Denkens in der Nacht oder gar eine wirkliche Betäubung ist nötig,

damit die unterbewußten Phantasiebilder aus dem Halbschatten heraustreten können, in den sie durch die Wirklichkeit, die während des Wachzustandes die Sinne umgibt, und durch das klare Selbstbewußtsein zurückgedrängt werden. Bei Medien dagegen vermischen sich die Zustände leicht. Unaufhörlich ist der Traumzustand bereit, einzutreten. Selbst während der Berufstätigkeit besteht keine feste Schranke zwischen Schlaf und Wachen. Ein Nichts, eine geringe Gemütsbewegung, ein Augenblick der Verwirrung, die Unruhe bei einer Überraschung, Ärger oder Verlangen, hervorgerufen durch einen nicht gefundenen Gegenstand oder durch die Spöttereien eines Kollegen, können genügen, um augenblicklich eine psychische Spaltung, eine Spaltung der Persönlichkeit hervorzurufen. Es geschieht dies, sei es auch nur während weniger Augenblicke, unter Fortwirkung oberflächlicher Erscheinungen, und zwar werden die Vorstellungen und Erinnerungen, welche während jener Augenblicke auftreten, mit dem glänzendsten Flitter umkleidet. (Siehe auch 10. Kap.: Wiederfinden verlorener Gegenstände unter „Hellssehen“.)

IV. Sitzungen.

Frl. Smith ist niemals hypnotisiert oder magnetisiert worden. Sie teilt die Abneigung der meisten Medien gegen alles, was Experiment heißt und zu dem sie als Versuchsobjekt dienen soll. Deshalb hat sie sich auch stets geweigert, sich einschläfern zu lassen. Sie beachtet dabei nicht, daß sie, wenn sie auch dem Ausdruck aus dem Wege geht, die Sache doch akzeptiert, denn die spiritistischen Übungen bedeuten tatsächlich für sie eine Selbsthypnose, die unvermeidlich infolge der Tatsache zu einer Fremdhypnose wird, daß sie dem besonderen Einfluß der einen oder der anderen anwesenden Person unterliegt.

Alle Sitzungen weisen ungefähr denselben psychologischen Charakter auf und wickeln sich bei der großen Mannigfaltigkeit des Inhaltes doch stets in der gleichen Weise ab. Wenn sich Helene an den Tisch setzt, weiß sie und erwartet sie, daß sich ihre mediumistischen Fähigkeiten zeigen werden. Nach Verlauf einer Zeit, die zwischen einigen Sekunden und fast einer Stunde

schwankt, — sie ist im allgemeinen um so kürzer, je weniger das Zimmer erleuchtet ist, und je schweigsamer die Anwesenden sind — beginnen ihre Visionen, denen sehr verschiedenartige Störungen der Sensibilität und der Motilität voran- und auch nebenhergehen; dann fällt sie allmählich in vollständigen Trancezustand. In diesem Zustand geschieht es selten und nur während kurzer Augenblicke, daß sie die Anwesenden nicht erkennt, von Traum befangen oder in tiefe Lethargie (hypnotische Ohnmacht) versenkt ist. Gewöhnlich bleibt sie in Sonderverbindung mit einem der Anwesenden, der sich dann zu ihr gewissermaßen wie ein Hypnotiseur zu seinem Objekt verhält und diese Sonderbeziehung benutzen kann, um ihr nach Belieben unmittelbare Suggestionen und solche „auf Verfallzeit“ einzugeben.

Besteht die Sitzung nur aus Wachvisionen, so dauert sie gewöhnlich nicht länger wie eine bis anderthalb Stunden und endet deutlich mit drei energischen Klopfklauten des Tisches, wonach sich Helene wieder im Normalzustand befindet, diesen scheint sie übrigens kaum verlassen zu haben. Liegt vollständiger Somnambulismus vor, so dehnt sich die Sitzung bis über die doppelte Zeit aus. Die Rückkehr in den Normalzustand vollzieht sich langsam, ein tiefer Schlaf tritt an die Stelle des Somnambulismus, dessen einzelne Phasen nun durch Rückfälle in somnambule Gesten und Haltungen, durch kataleptische Momente usw. voneinander geschieden sind. Dem endgültigen Erwachen gehen stets kurze Augenblicke des Wachseins voraus, denen wiederum Rückfälle in den Schlafzustand folgen.

Die Momente eines vorläufigen Erwachens sowie das endgültige Erwachen selbst sind von dem gleichen charakteristischen Mienspiel begleitet. Die Augen, die lange geschlossen waren, öffnen sich weit. Der stumpfe Blick starrt ins Leere oder gleitet langsam über die vorhandenen Gegenstände und über die Anwesenden, ohne sie eigentlich zu sehen. Die weit geöffneten Pupillen reagieren auf nichts, und das Gesicht ist eine empfindungslose, kalte, jedes Ausdrucks beraubte Maske. Helene scheint völlig geistesabwesend zu sein. Plötzlich, zugleich mit einem leichten Aufrichten des Oberkörpers und des Kopfes, sowie mit einem hastigen Atemzug leuchtet die Intelligenz wieder in ihren

Zügen auf. Der Mund öffnet sich anmutvoll ein wenig, die Augenlider beleben sich, die Augen selbst bekommen Glanz, das ganze Gesicht ist überstrahlt von einem heiteren Lächeln, ein deutlicher Beweis, daß Helene ihre Umgebung wieder erkennt und zu sich gekommen ist. Eben so schnell wie es erwachte, erlischt jedoch nach wenigen Sekunden das Bewußtsein wieder. Der Gesichtsausdruck wird wieder zur gleichgültigen Maske, die Augen werden wieder starr, verstört und schließen sich, der Kopf fällt auf die Sessellehne zurück. Auf diese Wiederkehr des Schlafes folgt bald ein neues kurzes Erwachen. Das wiederholt sich nun noch öfter bis der Wachzustand endgültig eingetreten ist. Dieser Augenblick ist gekennzeichnet durch ein anfängliches Lächeln, durch die stereotype Frage: „Was ist die Uhr?“ und durch eine Bewegung der Überraschung, wenn Helene erfährt, daß es schon spät ist. Es fehlt ihr jede Erinnerung an das, was sich während des somnambulen Schlafes ereignet hat bis auf einige unvollständige Reminiszenzen aus den vorangegangenen Halbwachvisionen. — So verlaufen die Sitzungen gewöhnlich.

Neben den eigentlichen Sitzungen, die man als „große“ bezeichnen könnte, weil sie mehrere Tage vorher festgesetzt werden, und Helene sich dazu zu einer verabredeten Stunde in irgendeine befreundete Gesellschaft begibt, kommen auch „kleine“ Sitzungen vor. Sie werden improvisiert, finden gleichsam nur so nebenbei gelegentlich eines Besuches oder eines unbeabsichtigten Zusammentreffens statt, oder sie werden von Helene selbst aus eigener Initiative oder aber auch für ihre Verwandten, manchmal aus Neugierde, manchmal, um von Leopold einen dringenden Rat oder eine nützliche Auskunft einzuholen, veranstaltet. Hierbei dient zunächst gewöhnlich der Nipptisch als Vermittler, bis sich die ausgelösten mediumistischen Fähigkeiten durch Visionen und andere feinere Zeichen, als es die durch ein plumpes Möbel hervorgerufenen Klopföne sind, kund tun. Es geht jedoch auch ohne den Tisch. Besonders in den letzten Jahren bevorzugte Helene das einfachere Verfahren der Autohypnose. Es besteht darin, ruhig und passiv zu bleiben, aufzuhorchen und in Erwartung irgendeiner Stimme oder einer Erscheinung den Blick umherschweifen zu lassen, oder aber, mit geschlossenen Augenlidern einen Bleistift in der Hand zu halten und so das Eintreten automatischer Schrift abzuwarten. Sind diese „kleinen“ Sitzungen einmal im Gange, so verlaufen sie wie die „großen“; nur sind sie viel kürzer, weil der Inhalt sich in der Regel auf eine einzige Mitteilung beschränkt und das Erwachen, wenn Vollsomnambulismus eingetreten ist, rascher und ohne so mannigfache Abwechslungen erfolgt.

Es würde mich zu weit führen, eine vollständige Beschreibung aller der psychologischen und physiologischen Erscheinungen zu bringen, die im Verlaufe der Sitzungen auftreten oder sich behaupten können, denn weder in der Art und Weise noch in der Aufeinanderfolge dieser Erscheinungen gibt es etwas völlig Konstantes, und niemals ist der Verlauf zweier Sitzungen der gleiche. Daher beschränke ich mich darauf, nur einige besonders merkwürdige Züge hervorzuheben.

Gewöhnlich künden drei fast gleichzeitig auftretende Hauptsymptome an, daß Helene anfängt in den Trancezustand zu fallen, und daß eine Vision sich vorbereitet.

Es handelt sich einerseits um emotionelle oder kinästhetische Veränderungen, deren Ursache erst aus den etwas später folgenden Botschaften zu ersehen ist. Beispielsweise wird Helene manchmal von einem unwiderstehlichen, närrischen Lachen befallen, das sie weder erklären kann noch will. Oder aber sie beklagt sich sehr über Traurigkeit, Furcht, Unwohlsein mannigfacher Art, über Kälte, Hitze, Brechneigung und dergleichen, es richtet sich das nach der Art der Mitteilungen, die sich vorbereiten und diese Affekte gleichsam als Vorläufer voraussenden.

Andererseits handelt es sich um Phänomene systematisierter Anästhesie (negative Halluzinationen) und beschränkt sich auf die Anwesenden, für die die späteren Botschaften bestimmt sind: Helene hört auf, sie zu sehen, obwohl sie ihre Stimmen noch vernimmt, und obwohl sie ihre Berührungen noch empfindet; manchmal ist sie aber auch erstaunt, sie nicht mehr reden zu hören, obwohl sie doch ihre Lippen sich noch bewegen sieht u. a. m. Oder aber sie nimmt sie überhaupt nicht mehr wahr und fragt, warum sie nach kaum begonnener Sitzung schon wieder weggegangen seien. In den Einzelheiten variiert diese systematisierte Anästhesie unendlich und erstreckt sich bisweilen nur auf einen Teil der betreffenden Person, auf ihre Hand, auf eine Hälfte ihres Gesichts, usw. ohne daß man sich solche kleinen Kaprizen durch den Inhalt der folgenden Visionen erklären könnte. Wahrscheinlich beeinflußt die Zusammenhanglosigkeit des Traumes diese zersetzende Vorarbeit, etwa so, daß die normalen Wahrnehmungen von der nach Material für die Vollendung der sich

vorbereitenden Halluzinationen haschenden, unterbewußten Persönlichkeit, ungeschickt zerstückelt werden. Die systematische Anästhesie kompliziert sich oft noch durch wirkliche Halluzinationen: Helene sieht beispielsweise an den Teilnehmern, die sie eben aus den Augen zu verlieren begann, ein seltsames Kostüm oder eine ungewöhnliche Frisur. Dadurch wird aber schon eigentlich die Vision eingeleitet.

Das dritte Symptom, das sich nicht ohne weiteres erkennen läßt, das man aber vor allen anderen konstatieren kann, wenn man sich beim Untersuchen Mühe gibt, ist die vollständige Allochirie, die gewöhnlich von verschiedenen anderen Empfindungs- und Bewegungsstörungen begleitet wird. Bittet man Helene gleich zu Anfang der Sitzung, z. B. von Zeit zu Zeit die rechte Hand zu heben, den linken Zeigefinger zu bewegen, dieses oder jenes Auge zu schließen, so führt sie anfangs die verschiedenen Handlungen richtig aus. Dann aber beginnt sie plötzlich, und ohne daß man wüßte warum, stets rechts und links zu verwechseln. Sie hebt die linke Hand, bewegt den rechten Zeigefinger, schließt das andere Auge usw. Daraus ersieht man, daß sie nicht mehr in ihrem Normalzustande ist, obwohl sie noch darin zu sein scheint, und sie würde mit der Lebhaftigkeit einer normalen Person streiten, wenn man ihr vorhalten würde, daß sie links und rechts nicht mehr unterscheiden könne. Es ist bemerkenswert, daß Leopold, welcher sich, wenn die Allochirie einmal eintritt, bald durch den Tisch, bald durch Bewegungen des einen oder des anderen Fingers manifestiert, an diesem Irrtum in bezug auf die Seiten nicht teilnimmt. Ich habe interessanten Streitereien zwischen ihm und Helene beigewohnt; sie behauptete beispielsweise, die linke Hand wäre ihre rechte, oder die Rousseauinsel läge zur Linken, wenn man vom Bahnhof her die Montblancbrücke passiere, während Leopold ihr durch Tischklopfen mit großer Entschiedenheit Unrecht gab.

Die Allochirie, die sich nicht nur auf gegenwärtige Wahrnehmungen, sondern wie im oben angeführten Beispiele auch auf die Erinnerung an Orte erstreckt, ist nicht eine einfache Umkehrung eines Wortpaares, eine Vertauschung der Worte „rechts“ und „links“, welche infolge einer gesteigerten Kontrasterscheinung regelmäßig verwechselt würden, wie man es wohl bei kranken oder nur zerstreuten Personen häufig

beobachtet, die statt „heute“ „morgen“, statt „schließen“ „öffnen“ sagen, sondern es ist eine echte, andauernde Allochirie, eine Art reciproken Transfers¹⁾ an sich symmetrischer Wahrnehmungen, eine Art Stellenwechsels verschiedener affektiver, taktiler oder kinästhetischer Lokalzeichen, an die die Wortbezeichnungen „rechts“ und „links“ gebunden bleiben²⁾. Denn wenn man ohne etwas zu sagen, von einem Ofenschirm verdeckt, einen Finger Helenes sticht, kneift oder anstößt, so bewegt sie den entsprechenden Finger der anderen Hand. Sie lokalisiert dort die verschiedenen Eindrücke und beginnt, alle Bewegungen, die man der ersteren mitteilt, mit der anderen automatisch zu wiederholen (Synkinesie). Einfache Allochirie (d. i. die Unmöglichkeit, Empfindungen mehr auf die eine als auf die andere Körperseite zu übertragen) ist bei Helene verhältnismäßig selten und scheint nur als kurzer Übergang zwischen dem Normalzustande und der vollständigen Allochirie vorzukommen, so daß man nicht oft das Glück hat, gerade jenen Augenblick zu erkennen. Helene fühlt z. B., daß man ihre Hand berührt und schüttelt, kann aber nicht sagen, mit welcher Hand das geschieht. Sie denkt einen Augenblick nach und entscheidet sich dann — aber falsch. Oft zeigt sich auch Allochirie des Gehörs, indem sie nämlich, wenn sie angesprochen wird, den Kopf nach der falschen Seite wendet und ihre Schritte dorthin lenkt. In gewissen Momenten tritt Allochirie auch wohl von selbst ein, ohne daß man sie gewünscht hätte. So habe ich z. B. gesehen, daß Helene bei Beginn einer Sitzung, als sie ihr Taschentuch hervorziehen wollte, ihre Tasche hartnäckig aber vergeblich auf der linken Seite suchte, während dieselbe wie immer rechts angebracht war.

Gewöhnlich bleibt die Allochirie bei Helene während der Sitzung nicht völlig bestehen. In manchen Sitzungen ist es mir nicht gelungen, ihr Vorhandensein festzustellen, ohne daß es sichtliche Gründe für diese Ausnahme gegeben hätte. Dieser Mangel an Beständigkeit zeigt, einen wie großen Anteil die Autosuggestion an den funktionellen Störungen hat, welche die Ausübung der Mediumität begleiten. Es ist sogar möglich, daß alle oder wenigstens beinahe alle Fälle rein suggestiven Ursprungs sind. Sicherlich ist die Bewußtseinsspaltung, welche erst die Entfaltung der hypnoiden Zustände in den Sitzungen möglich macht, ein

1) Über „Transfert“, eine Erscheinungsgruppe, der die Charkotsche Schule den Namen gab, siehe Moll, „Der Hypnotismus“, Berlin 1907, S. 523. V.

2) Siehe über Allochirie: Pierre Janet, „Stigmates menteaux des hystériques“ S. 66—71 und „Nevroses et Idées fixes“, Bd. I, S. 234. — Die erstere Arbeit ist unter dem Titel: „Der Geisteszustand der Hysterischen (die hysterischen Stigmata)“ im Verlag von Franz Deuticke, Leipzig und Wien 1894, deutsch erschienen. Siehe auch den ausführlichen Aufsatz von Prof. E. Jones im „Journal für Psychologie und Neurologie“ XV, Heft 4, S. 145 ff.: „Die Pathologie der Dyschirie“. V.

spontanes, natürliches, aus der individuellen Beschaffenheit des Mediums sich ergebendes Phänomen, der besondere Typus aber, den diese Spaltung annimmt, und die Form, unter der sie erscheint, können sehr wohl schon vom ersten Auftreten an von der zufälligen Eigenart der umgebenden Dinge abhängig sein.

Ich halte es indessen für wahrscheinlich, daß in Helenes Fall die Allochirie bereits vor den kleinen Experimenten existiert hat, die ich am 20. Januar 1895 zum ersten Male mit ihren Händen vorgenommen habe, ich erwartete ein derartiges Sonderphänomen damals nicht und dachte auch nicht an ein solches. Aus Neugier erhob ich ihre rechte Hand, die mir großen Widerstand leistete und anästhetisch zu sein schien, während ich die linke Hand empfindlich und geschmeidig fand. Als ich die Haut des rechten Ringfingers mit meinen Nägeln heftig gekniffen hatte, reagierte Helene nicht; in der folgenden Viertelstunde unterbrach sie sich jedoch mehrmals während einer Vision, um ihre linke Hand zu betrachten und klagte über lebhaftes Schmerzen, es sei, als habe man sie mit einer Nadel gestochen. Als sie die Ursache nicht erkennen konnte, befragte sie auf meinen Rat den Tisch (Leopold), der nun durch Buchstabieren erwiderte: Man hat deinen Finger heftig gekniffen. Als ich später ihre fast unempfindliche rechte Hand von neuem untersuchte, begann die linke Hand, welche schlaff auf der Stuhllehne ruhte, alle Bewegungen, die ich der rechten mitteilte, nachzumachen. Helene war darüber sehr erstaunt, sie sah die unfreiwilligen Verdrehungen der linken Hand und fühlte sie auch, ohne jedoch etwas anderes, als eine unbestimmte Wärmeempfindung an der Hand, welche ich rieb, zu bemerken. In dieser ersten Sitzung scheint die Allochirie echt und von Sinnes- und Bewegungsstörungen abhängig gewesen zu sein. Aber in vielen späteren Sitzungen, in denen man sie vor jeder anderen Störung auftreten sah, konnte sie wohl erst durch Fragen und Versuche, die angestellt wurden, um ihr Vorhandensein festzustellen, unbeabsichtigt suggeriert worden sein. Ob sie nun das Resultat einer beginnenden Hypoästhesie oder das einer reinen Suggestion ist, ihr Auftreten in einem bestimmten, dem Beginn der Sitzung mehr oder minder nahen Augenblick, ist stets ein sicheres Kennzeichen dafür, daß Helenes Normalzustand soeben der Suggestibilität und jener für das Auftreten von Visionen so überaus günstigen Störung der Nervenzentren gewichen ist.

Kurz nach der Allochirie und bisweilen mit ihr zugleich kann man verschiedene andere, ungemein mannigfaltige Phänomene konstatieren, von denen ich nur einige anführen möchte. Einer ihrer Arme liegt beispielsweise auf dem Tisch und widersteht wie eine Eisenstange den Anstrengungen der Teilnehmer, ihn hochzuheben. Zuweilen werden auch die Finger von dieser Steifheit ergriffen, zuweilen aber geschieht es auch nicht und sie behalten ihre aktive oder passive Beweglichkeit. Nicht immer ist die Muskelzusammenziehung von vornherein vorhanden,

sie tritt dann aber sichtlich gerade in dem Augenblick ein, wo man den Vorderarm berührt; dabei nimmt sie im Verhältnis der Anstrengungen zu, die man macht, um sie zu überwinden. Diese Versuche selbst fühlt Helene erst einige Sekunden oder Minuten später und zwar in dem anderen empfindlichen Arm, in dem sie Schmerzen oder Müdigkeit empfindet. — Sticht man eine ihrer gänzlich unempfindlichen Hände, nachdem man sie durch einen Schirm verdeckt hat, gleichzeitig an zwei, drei oder vier Stellen, oder zeichnet man etwa ein M oder ein H hinein, oder kneift man einen ihrer Finger und bittet sie gleichzeitig, auf Geratewohl irgendeine Zahl, einen Buchstaben des Alphabets oder einen ihrer Finger zu nennen, so entspricht ihre Antwort immer genau dem Eindruck, den man soeben ihrer unempfindlichen Hand mitgeteilt hat. Dieses wohlbekannte Experiment Binets zeigt, daß unbewußt gebliebene Wahrnehmungen trotzdem assoziierte Bilder oder Vorstellungen hervorrufen und sie dem Normalbewußtsein aufzwingen, während dieses frei zu wählen glaubt. — Es kommt auch vor, daß die Finger der unbeweglichen Hand sich zu bewegen beginnen, daß sie anfangen zu zittern, auf den Tisch zu klopfen. Helene betrachtet erstaunt ihre Finger, die sich „ganz allein“ bewegen. Zuerst macht ihr das Spaß, dann aber ärgert sie sich, weil ihr Wille keine Gewalt mehr darüber hat und sie versucht, wenn auch vergeblich, mit der anderen Hand die sich bewegenden Finger festzuhalten. Diese automatischen Bewegungen regeln sich schließlich und werden zu verständlichen Buchstabierkopflauten, durch die nun Leopold sich manifestiert, oder aber sie teilen sich der ganzen Hand und dem Arme mit. Nach mannigfachen krampfartigen Verrenkungen, die gewissermaßen einen Anfall im Kleinen darstellen, werden leidenschaftliche Haltungen und bedeutungsvolle Gesten daraus, die mit dem beginnenden Somnambulismus zusammenhängen. Kurzum, in der von Augenblick zu Augenblick wechselnden Aufeinanderfolge von Anästhesien, Muskelkontraktionen und Konvulsionen, von denen die Hände und die Arme Helenes befallen werden, herrscht keine Regelmäßigkeit. Alles erscheint launenhaft oder hängt allein von Träumen ab, die uns kaum bekannt sind, und diesen Erscheinungen zugrunde liegen. Ich habe z. B. gesehen, daß Helene mit aller Gewalt ihre Hände vom Tisch herunterreißen wollte. Es gelang ihr nur mit Mühe, sie bis an den Tischrand zurückzuziehen, hier aber blieben die Glieder der drei längsten Finger wie angenagelt hängen, während der durch diesen geringen Kontakt bewegte Tisch ihr erklärte, sie könne sich nicht eher gänzlich befreien, bevor sie nicht eine Begebenheit laut erzählt habe, die sie absolut verschweigen wolle.

Ähnliche, ebenso launenhafte Phänomene von Anästhesie, von Konvulsionen und ähnlichen Dingen, über die Helene häufig klagt, treten oft am Gesicht, an den Augen, am Munde, am Halse usw. auf. Inmitten dieser Störungen, deren Auftreten und Gruppierung nicht beständig sind, bekunden sich die Visionen. Der Somnambulismus setzt mit ebenso

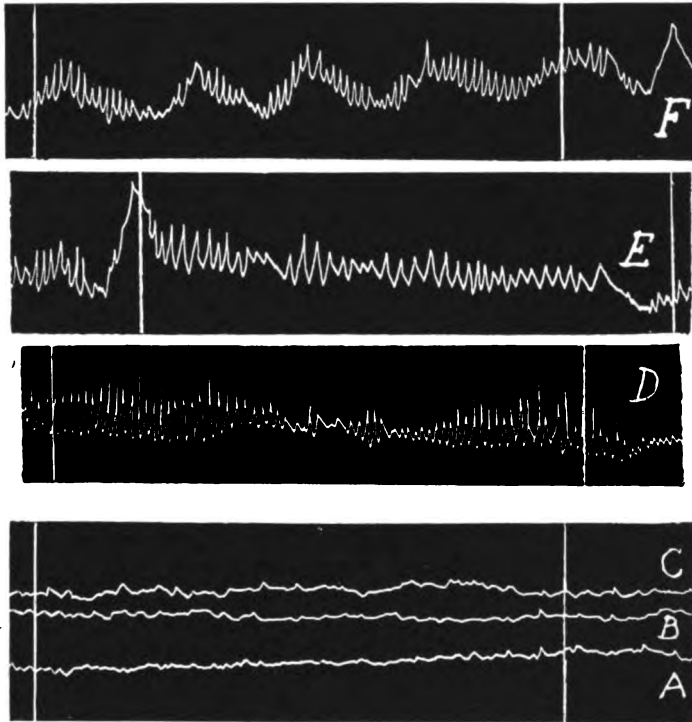


Fig. 2. — Zitterbewegung des rechten Zeigefingers. — A, B, C, Kurvenfragmente, aufgenommen im Normalzustande vor einer Sitzung, A u. C bei geschlossenen Augen; B Augen offen und auf den Zeigefinger gerichtet. — D, E, F Kurvenfragmente, sukzessive eine Viertelstunde nach der Sitzung gesammelt. Kurve F spiegelt die respiratorischen Oszillationen wieder. — Die Kurven laufen von rechts nach links; der Intervall zwischen den beiden Vertikallinien beträgt zehn Sekunden.



mannigfaltigen Wandlungen an anderen Funktionen ein. Es zeigen sich Tränen, Schluchzen, Seufzen, Schlucken und die verschiedenartigsten Störungen der rhythmischen Atembewegungen usw.

Experimentiert man mit Helene zu lange, oder dehnt man seine Fragen zu sehr aus, so stört man die Entfaltung der eigentlichen Visionen. Helene gerät dann leicht in einen Suggestibilitätszustand und man sinkt so auf das klassische Repertoire der öffentlichen Hypnotismusvorstellungen herab. Es ergeben sich dann Zustände von Bezauberung und Faszination, in denen sie starr vor irgendeinem glänzenden Gegenstand, einem Ringe, einer Berlocke oder einem Manschettenknopf eines der Teilnehmer stehen bleibt, sich wild auf diesen Gegenstand stürzt, wenn man ihn wegzunehmen versucht, Posen und gefühlvolle Gesten unter dem Einfluß der auf dem Klavier gespielten Weisen, suggerierte Halluzinationen jeder Art, schreckliche Schlangen, welche sie mit einer Zange zu ergreifen sucht, prächtige Blumen, deren Duft sie in vollen Zügen einatmet, und die sie an die Anwesenden verteilt, blutende Wunden, die man ihr an der Hand beibringt und die ihr bittere Tränen entlocken und vieles mehr. Die Alltäglichkeit dieser Phänomene nimmt einem den Mut, sie weiter anzuschauen. Man sinnt auf allerlei Mittel, von denen jedoch selten eines wirkt (z. B. indem man über ihre Augen streicht), um sie in einen ruhigen Schlaf zu versenken, aus dem sie dann bald von selbst in den eigentlichen Somnambulismus fallen und so den Faden ihrer spontanen Phantasien wieder aufnehmen würde.

Vermeidet man alle diese verwirrenden Störungen, so ist der spontane Verlauf der Automatismen schneller und ihr Umfang größer, so daß man in ein und derselben Sitzung einem sehr mannigfaltigen Schauspiel beiwohnen kann. Gewöhnlich richtet Helene zunächst im noch halbawachen Zustande persönliche Mitteilungen an den einen oder den anderen Teilnehmer, darauf überkommt sie im Vollsomnambulismus eine indische Vision, der wiederum ein Marstraum mit einer Inkarnation Leopolds als Mittelpunkt und schließlich eine Marie-Antoinette-Szene folgt. Zwei Schöpfungen dieser letzteren Art genügen schon gewöhnlich, um eine Sitzung vollständig auszufüllen. Eine solche Vorstellung bedeutet übrigens für das Medium einen ganz bemerkens-

werten Kräfteverbrauch, dieser kommt in dem Endschlaf zum Ausdruck, der sich bisweilen bis zu einer Stunde ausdehnt und von Rückfällen in die vorangegangenen somnambulischen Szenen unterbrochen wird, was an gewissen Gesten oder hingemurmelten, charakteristischen Worten wohl erkennbar ist. Wenn diese verschiedenen Schwankungen und jene Aufeinanderfolge von Wachmomenten, von denen ich schon gesprochen habe, vorüber sind, befindet Helene sich endlich wieder in ihrem Normalzustande. Sehr ausgedehnte oder sehr erregte Sitzungen hinterlassen in ihr für den Rest des Tages eine große Müdigkeit. Es ist sogar schon oft passiert, daß sie während der Sitzung oder bei der Rückkehr nach Hause wieder in den somnambulen Zustand, aus dem sie wahrscheinlich noch nicht vollständig erwacht war, zurückverfiel und ihren Normalzustand erst unter der günstigen Wirkung des Nachtschlafes völlig wiedergewann.

Mich über die wahre Natur des Schlummers am Ende der Sitzungen und über die Bewußtseinszustände, die durch ihn verdeckt werden, zu äußern, wird mir sehr schwer, da ich sie nur unter ungünstigen Bedingungen, d. h. in Gegenwart mehr oder minder zahlreicher und sehr unruhiger Sitzungsteilnehmer habe beobachten können. Zum größten Teil handelt es sich sicherlich um Somnambulismen, in denen sie alles wahrnimmt, was sich um sie herum ereignet. Denn obwohl sie in tiefen Schlaf verfallen und völlig abwesend zu sein scheint, werden doch die Suggestionen, die man ihr für die Zeit nach dem Erwachen eingibt, richtig aufgefaßt und zum Erstaunen der Teilnehmer ausgeführt, wenn sich nicht Leopold, der fast immer anwesend ist und an ihn gerichtete Fragen durch Bewegungen des einen oder des anderen Fingers beantwortet, widersetzt und erklärt, daß der Suggestion nicht Folge geleistet werden könne. Gleichwohl gibt es Augenblicke, in denen sich Helene scheinbar in tiefem Schlaf, in einer Art Synkope befindet und keine Spur seelischen Lebens aufweist. Puls und Atmung gehen ruhig weiter, sie aber reagiert auf keinen Reiz; die erhobenen Arme fallen schwer herab; Leopold gibt keine Zeichen mehr, und die in solchem Augenblick eingegebenen Suggestionen realisieren sich nicht. Diesen lethargischen Zuständen, in denen jedes Bewußtsein ausgeschaltet zu sein scheint, folgen im allgemeinen kataleptoide Zustände: Arme und Hände verbleiben in den Stellungen, die man ihnen gibt und setzen alle Rotations- und Oszillationsbewegungen, die man ihnen erteilt, weiter fort, nie aber länger als eine bis zwei Minuten. Oft, aber nicht immer, wird die Gehörsuggestion begleitet durch eine Suggestion des Muskelsinnes: Knacken mit den Fingern, Schnalzen mit der Zunge, Faustschläge auf den Tisch, Schläge der einen Hand gegen die

andere werden in dem gleichen Rhythmus nach einer zwanzig bis dreißig Sekunden langen Pause getreu reproduziert. Echolalie hingegen habe ich nie beobachten können, auch nicht, daß sich die Gesichtsmimik mit dem den oberen Gliedmaßen erteilten Verhalten in Übereinstimmung setzte. Alles in allem genommen, wüßte ich nicht zu sagen, wo bei diesen kataleptoiden Erscheinungen die Grenze zwischen echter Katalepsie und der durch Suggestion hervorgerufenen somnambulen Nachbildung liegt. Jedenfalls machen die Ohnmachts- und Katalepsiezustände, seien sie nun wirklich oder nur scheinbar echt, am Ende der Sitzungen nur vorübergehende und sehr kurze Phasen aus, wenn man sie mit den verschiedenen Somnambulismen vergleicht, die in bedeutungsvollen Gesten die Anwesenheit Leopolds anzeigt und sich durch die Empfänglichkeit für posthypnotische Suggestionen bekunden.

In Ermangelung vollständiger Experimente gebe ich hier einen Vergleich zwischen der Muskelkraft und der Schmerzempfindlichkeit Helenes vor und nach einer etwa dreistündigen Sitzung, deren zweite Hälfte in Vollsomnambulismus verlief. — Um 4,50 Uhr, als sie sich an den Tisch setzte, ergaben drei dynamometrische Versuche mit der rechten Hand 27,5; 27; 25 Kilo; durchschnittlich also 26,5 Kilo. Die Schmerzempfindlichkeit wurde mit dem Griesbachschen Algesiometer auf dem Rücken des Mittelgliedes des Zeigefingers gemessen, und es ergaben sich rechts: 35; 40; 20; 20 Gr., im Durchschnitt also 29 Gr.; links ergaben sich 35; 20; 20; 15 Gr., im Durchschnitt also 22,5 Gr. Die Empfindlichkeit ist ein wenig größer als bei einer anderen anwesenden Dame, die nicht Medium und vollkommen gesund ist. 7,45 Uhr, wenige Minuten nach dem Erwachen aus dem Endschlaf, ergaben der Dynamometer: auf der rechten Hand 8; 4,5; 4,5 Kilo der Algesiometer: völlige Empfindungslosigkeit rechts wie links. Auf dem ganzen Rücken des Zeigefingers, sowie auf der ganzen Hand und dem Handgelenk wurde das Maximum des Instrumentes (100 Gr.) erreicht und sogar noch überschritten, es wurde jedoch keine Schmerzempfindung, sondern nur ein Berührungseindruck hervorgerufen. Eine Stunde später, nach dem Essen zeigte der Dynamometer: 22; 22; 19 Kilo, im Durchschnitte also 21 Kilo, und der Algesiometer: 20 und 18 Gr. rechts, 15 und 20 Gr. links. Man kann so sagen, daß die Kraft- und Schmerzempfindung unmittelbar vor der Sitzung normal, jedoch noch in der ersten Viertelstunde nach dem Erwachen aufgehoben ist, sich aber schon nach einer Stunde als wiederhergestellt erweist. Die Farbeempfindung hingegen scheint unmittelbar nach dem Erwachen ebenso vollkommen wie vor der Sitzung zu sein.

Die Zitterbewegung des Zeigefingers, die vor der Sitzung normal ist, wird nach einer gewissen Zeit nach dem Erwachen in seiner Amplitude sehr gesteigert und spiegelt zuweilen, wie man an den Kurven der Fig. 2 sehen kann, die Atembewegungen deutlich wieder. Das weist auf eine starke Verminderung der kinästhetischen Empfindlichkeit und der Macht des Willens gegenüber der Unbeweglichkeit der Hand.

Der Zustand, in welchem Helene die ihr während des Somnambulismus eingegebenen posthypnotischen Suggestionen ausführt (wenn nicht ein Widerspruch Leopolds oder der schon besprochene lethargische Zustand dazwischen kommt), ist durch seine Verschiedenartigkeit interessant. Das scheint nun von der mehr oder weniger großen Leichtigkeit, die suggerierte Halluzination oder Handlung mit dem normalen Bewußtsein Helenes in Einklang zu bringen, abhängig zu sein. Im vollen Wachzustande scheinen nur harmlose Suggestionen ausgeführt werden zu können, die frei von jeder Absurdität sind und weder mit Helenes Charakter, noch mit den vorhandenen Umständen in Widerspruch stehen, deren Idee also leicht vom normalen Ich, wenn sie ihm in einem Willensmoment auftaucht, aufgegriffen und ausgeführt werden kann. Handelt es sich hingegen um kompliziertere Dinge, die nur schwer mit den vernünftigen Ansichten des normalen Wachzustandes verträglich sind, so fällt Helene, statt den gegebenen Befehl auszuführen, sofort wieder in den somnambulen Zustand zurück — wenn sie nicht überhaupt, trotz des scheinbaren Erwachens ununterbrochen darin verblieben ist — und tritt erst nach der somnambulen Ausführung, dann aber ohne Erinnerung daran, endgültig in ihren Normalzustand ein.

Hat man Helene zum Beispiel suggeriert, nach dem Erwachen eine Photographie auf der Ecke des Kamins zu bewundern, ein Kissen vom Sessel zu holen, um es dann auf das Sofa zu legen, an einem Blumenstrauß zu riechen und die Dame des Hauses zu bitten, ihr daraus einige Blumen zu geben, in diesem oder jenem Buche auf dem Tisch zu blättern usw., so entledigt sie sich dieser unbedeutenden und leichten Handlungen in natürlichster Weise, ohne daß man ihr irgend etwas anmerkt. Sie wählt, wenn es sein muß, merkwürdige Umwege, um sie in den üblichen Verlauf des Gespräches mit einzuflechten, so daß ein eingeweihter Zeuge kaum überrascht sein würde. Fragt man sie nach ihren Empfindungen dabei, so erklärt sie die Entstehung ihrer Handlung etwa folgendermaßen: Beim Plaudern habe sie sich nach dem Winkel des Kamins hingezogen gefühlt, ohne einen Grund dafür angeben zu können. Zuerst habe sie diesem unerklärlichen Gefühl einen Augenblick widerstanden, dann aber habe sie irgendeinen Vorwand gefunden, um vom Stuhle aufzustehen und den Platz zu wechseln, so daß sie sich dem besagten Kaminwinkel im Vorübergehen nähern konnte, wo ihr Blick nunmehr gegen ihren Willen auf der Photographie ruhen blieb. Merkwürdig ist, daß nach ihren Beschreibungen der Endakt sich nicht von vornherein

ihrem Geiste darbietet. Erst fühlt sie sich unbestimmt in der betreffenden Richtung nach dem betreffenden Möbel gezogen, ist sie aber einmal dort angekommen, vollendet sich die Suggestion in aufeinanderfolgenden Etappen.

In anderen Fällen verwirrt sie die Suggestion, welche wie ein Zwang in ihr auftaucht, noch überdies. Obgleich sie sich, ohne recht zu wissen, zu welchem Zwecke, gerade nach der erzwungenen Richtung wendet, ahnt sie schon die anormale Natur des Zwanges, dem sie gehorcht. „Sie haben mir etwas angetan,“ sagt sie, „Sie haben mir einen Streich gespielt, ich weiß nicht, was los ist.“ Bisweilen wird zwischen der suggerierten Idee und dem normalen Ich, welches jene Idee für absurd hält, ein Kompromiß geschlossen: Helene nimmt zum Beispiel eine Blume aus einer Vase und legt sie vor Frau X., ohne sie indessen, wie suggeriert war, ausdrücklich anzubieten, weil ihr das unter den gegebenen Umständen nicht am Platze zu sein scheint.

Hindert irgend ein Zufall die Ausführung der Handlung zur rechten Zeit, so ist Helene der Gefahr ausgesetzt, in den folgenden Tagen von dem peinlichen Gefühl verfolgt zu werden, daß sie etwas tun müsse, von dem sie sich nicht klar Rechenschaft geben kann. Eines Tages zum Beispiel hatte ich ihr gesagt, sie solle doch fünf Minuten nach dem Erwachen einen bestimmten Briefbeschwerer von einem meiner Tische nehmen. Am Ende der Sitzung vergaß ich meine Suggestion, wir verließen das Zimmer, bevor Helene den Befehl ausführen konnte. In den nun folgenden vierzehn Tagen hatte sie immerwährend die lebhafteste Zwangsvorstellung nicht des Briefbeschwerers, sondern einer Tischecke (auf die sie zunächst hätte zugehen müssen, um den Briefbeschwerer aufzunehmen) und dazu das Gefühl, als habe sie dort etwas Unbestimmtes zu tun. Ich kam auch nicht dazu, sie in der Zwischenzeit von dieser Heimsuchung zu befreien und ihr im Wachzustande von der Suggestion zu erzählen, mit dem Hinweis, nicht mehr daran zu denken. Zu Beginn der nächsten Sitzung, die wieder bei mir stattfand, mußte erst Leopold ihr, um sie davon zu befreien, durch den Tisch den Auftrag diktieren, nun endlich den fatalen Briefbeschwerer zu holen.

Wenn die Suggestion komplizierter ist oder gegen den gesunden Menschenverstand verstößt (von Suggestionen gar nicht zu reden, die gegen die Moral oder die gute Sitte verstoßen, die ich aus außerwissenschaftlichen Gründen bei Fräulein Smith niemals versucht habe, die auch Leopold, wie ich ihn kenne, wahrscheinlich nicht hätte geschehen lassen), so bleibt Helene zu ihrer Ausführung im Somnambulismus oder verfällt wieder in diesen Zustand und erinnert sich nachher an nichts. Eines Tages sagte ich ihr bei einer Hinduszene, sie würde beim Erwachen Herrn Paul Seippel, der bei der Sitzung zugegen war, für Herrn T. halten (ein Herr, der früher einigen Sitzungen beigewohnt hatte, der aber seit einem Jahre nicht mehr erschienen war) und würde ihrer Freude Ausdruck geben, ihn wiederzusehen. Beide Herren haben weder im Aussehen, noch

im Wesen irgend welche Ähnlichkeit miteinander, kurzum eine derartige Verwechslung wäre mit dem Normalzustand unvereinbar gewesen. Nach dem Erwachen, das zwei Stunden später ganz in der gewohnten Weise erfolgte, und das wirklich vollendet zu sein schien, zögerte Helene nicht, sich direkt an Seippel zu wenden und ihn so anzureden, als wenn er T. wäre. Erstaunt darüber, ihn nach so langer Zeit wiederzusehen, fragte sie ihn unter anderem auch nach dem Befinden seiner Frau. Seippel, der T. kaum kannte, spielte mit seinem bekannten Humor die ihm aufgezwungene Rolle. Es entspann sich ein Gespräch von vollendeter Komik, voll des erheiternden Unsinnes, in dessen Verlauf jedoch Helene gegen die anderen Anwesenden vollkommen unempfindlich blieb. Sie plauderte fortwährend sehr natürlich und ernsthaft und zeigte eine Geistesgegenwart, wie sie unter solchen Umständen nur eine Somnambule entfalten kann. Das Gelächter der Zuschauer, ja sogar dasjenige Seippels selbst, die Seitenbemerkungen, die er an uns richtete, und durch die er sein Gespräch mit Helene unterbrach, nichts von alledem existierte für sie. Sie sah und hörte von den Gesten und den Worten ihres Gegenüber nur das, was zu ihrer Vorstellung von T. in gewisser Beziehung passen mochte. Sie vergaß die ganze Umgebung so vollkommen, daß sie sich durch verhängliche Fragen des falschen Herrn T. dazu verleiten ließ, Urteile über mehrere der Anwesenden zu äußern, die sie im Wachzustande in deren Gegenwart sicherlich niemals ausgesprochen hätte, denn sie weiß recht gut, daß es sich nicht schickt, jedem die Wahrheit zu sagen. (Der Somnambulismus jedoch entschuldigt alles, und vielleicht ahnt auch Leopold oder das Unterbewußtsein Fräulein Smiths etwas davon.) Diese unbeschreibliche Szene dauerte fast eine Viertelstunde, dann schloß Helene plötzlich unter konvulsivischen Zuckungen die Augen und fiel in tiefem Schlaf schwer auf das Sopha zurück, aus dem sie erst einige Minuten später wieder erwachte. Sie war zum Glück gänzlich ohne Erinnerung für das, was soeben geschehen war. Ihre erste Frage war: „Wo ist denn Herr T.?“ das war aber gleichsam nur ein flüchtiges Echo der vorangegangenen Szene, denn sie sprach sogleich von anderen Dingen. Als sie später befragt wurde, erinnerte sie sich, an diesem Tage einmal flüchtig an Herrn T. gedacht zu haben. Eine klare Erinnerung an die Sitzung, die drei Stunden gedauert hatte, hatte sie jedoch nicht.

Hierbei war das erste Erwachen sicherlich nur ein scheinbares. In vielen anderen Fällen verhält es sich ebenso. Helene befindet sich nur anscheinend im Normalzustande, denn sie plaudert und trinkt mit den Anwesenden Tee, in Wirklichkeit aber ist sie es nicht, wie schon ihr zerstreutes Wesen und die Langsamkeit ihrer Antworten genugsam beweisen, ohne daß man erst auf jene sensiblen und motorischen Störungen aufmerksam zu machen braucht, die man an ihren Händen beobachten kann. Sie mußte in diesem Zustande verweilen, bis sich im Laufe des Gespräches Gelegenheit bot, sich jener Suggestion zu entledigen, die sie in Form einer beunruhigenden Erinnerung im Zustande des Halbsomnam-

bulismus festhielt. Es gibt jedoch Beispiele, die zu beweisen scheinen, daß das Erwachen zwischen der Sitzung und der Ausführung der Suggestion tatsächlich vollendet ist, und zwar ist das besonders der Fall, wenn der Verfall dieser Suggestion an ein äußeres Zeichen, wie dreimaliges Klopfen auf den Tisch, gebunden ist. Man kann aus der Veränderung des Aussehens und des Zustandes schließen, daß Helene auch wohl vor jenem Augenblick vollständig wach war, was ja der Augenschein bestätigte, und daß das Unterbewußtsein im Hintergrunde ruhig auf das verabredete Zeichen wartete, um dann das Normalbewußtsein von neuem zu überfluten.

Diese Tatsachen enthalten alle nichts Neues, und ich hätte sie nicht anzuführen brauchen, wenn es mir nicht zweckmäßig erschienen wäre, die außerordentliche Suggestibilität Helenes während der Sitzungen durch einige Beispiele zu illustrieren. Man ist zu dem Schlusse berechtigt, daß von dem, was um sie herum vorgeht oder gesprochen wird, ihrem Unterbewußtsein fast nichts entgeht, so daß ihre subliminalen Romane sogar an den Reflexionen, die jene bei den Sitzungsteilnehmern hervorrufen, fortwährend neue Nahrung und mächtige Impulse finden.

Zum Schluß noch ein Wort über die Vorbereitungen zu den Sitzungen. Ich denke nicht daran, daß sich Helene bewußtermaßen auf die Sitzungen vorbereitet, daß eine überlegte und gewollte Tätigkeit vorgeht, sondern ich denke an eine ihr selbst unbekanntere Inkubation oder subliminale Ausarbeitung, welche höchstens einmal in Form flüchtiger Gedankenblitze, unvollkommener Traumbilder während des nächtlichen Schlafes oder in Augenblicken der Träumerei über der Schwelle ihres Normalbewußtseins erscheinen. Fräulein Smith hat tatsächlich nicht den geringsten Einfluß auf die Natur ihrer Visionen und Somnambulismen. Sie kann zweifellos deren Auftreten im allgemeinen bis zu einem gewissen Grade begünstigen, indem sie die Ruhe, das Halbdunkel, das Schweigen aufsucht und sich einem passiven Geisteszustand (Autohypnose, Sitzungen) hingibt, oder aber sie kann sie auch wiederum durch Bewegung, Zerstreuung und angestrenzte Tätigkeit am hellen Tage hemmen, für den bestimmten Inhalt ihrer Automatismen jedoch kann sie nicht das Geringste tun, und sie ist deshalb auch nicht dafür verantwortlich zu machen, mag es sich nun um ihre großen Romanzyklen oder nur um abgerissene Bot-

schaften handeln. Alles, was da vor sich geht, vollzieht sich ohne ihren Willen, ohne daß sie dabei ein Wort mitzusprechen hätte, so wie wir beim Zustandekommen unserer Träume.

Denkt man andererseits daran, daß Phänomene wie Inkubation, subliminale Vorbereitung oder unbewußte Zerebration allgemein anerkannte Tatsachen sind und in unserer gesamten Psychologie eine große Rolle spielen, so darf man darauf gefaßt sein, daß sie auch bei Medien vorkommen und dort eine um so wichtigere Rolle spielen, als das unterbewußte Leben bei diesen entwickelter ist. Bei jedem von uns ruft schon die Erwartung, die einfache Aussicht auf irgend ein Ereignis, sei es eine Abreise, ein Besuch, eine Besorgung, eine zu ergreifende Maßregel, ein zu schreibender Brief oder sonst irgend ein Vorfall des täglichen Lebens, mag er noch so unbedeutend sein, wenn er nur gänzlich unvorbereitet kommt, von vornherein eine mehr oder weniger umfassende und tiefe psychophysische Anpassung hervor. Neben und unterhalb der bewußten Erwartung, der empfundenen Erregungen, der physischen und psychischen Vorbereitungen, die absichtlich für das Ereignis getroffen werden, ist immer eine intimere Vorbereitung im Gange, eine Veränderung, die man je nach der Seite, von der aus man das Individuum betrachtet, als eine besondere psychische Orientierung, oder als eine gewisse zerebrale Anpassung, eine Änderung in der Assoziierbarkeit der Ideen oder in der Dynamik der kortikalen Neuronen auffassen kann. Nun geht aus allem hervor, daß bei mediumistisch veranlagten Personen gerade infolge der tiefen Kluft zwischen dem normalen Ich und dem unterbewußten Ich, das sich sozusagen in der Tiefe bewegt, die subliminale Vorbereitung eine beträchtlichere Bedeutung als beim normalen Sterblichen und gleichzeitig eine viel größere Unabhängigkeit vom Normalzustande annehmen kann.

Um auf Fräulein Smith zurückzukommen, so wäre es ganz natürlich, da sie mehr oder weniger lange vorher weiß, bei wem ihre nächste Sitzung stattfindet, und welche Personen sie dort fast sicher antreffen wird, daß diese Kenntnis des Milieus und der Teilnehmer ihre unterbewußte Ideenwelt beeinflußt und den Verlauf einer Inkubation in gewissem Grade mehr in dem einen wie in dem anderen Sinne lenkt. Man kann also wohl die Frage aufwerfen,

ob das inhaltreiche Schauspiel, das die Sitzungen füllt, immer unvorbereitet ist, und wie ein gewöhnlicher Traum unter der Gunst des Augenblickes entsteht, oder ob es unterbewußt vorbereitet ist, und die Sitzung dann nur die Ausführung eines bestimmten Programmes, die öffentliche Schaustellung gewisser, in der Bewußtseinstiefe des Mediums bereits ausgereifter Szenen bedeutet.

Keine dieser beiden Hypothesen für sich allein genommen entspricht den Tatsachen, beide jedoch enthalten etwas Wahres. Das Menu der Sitzungen — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — besteht immer aus ein oder zwei Hauptschüsseln, die in der Küche des Unterbewußtseins sorgfältig vorbereitet sind, und dazu aus verschiedenen, der Inspiration des Augenblickes überlassenen Einlagen. Genauer gesprochen, der allgemeine Einschlag, die großen Züge, und der Charakter der Szenen, die sich abspielen sollen, sind von vornherein bestimmt, Einzelheiten der Ausführung jedoch, sowie gewisse schmückende Zutaten hängen ganz und gar von Zufälligkeiten ab. Der Beweis dafür liegt einerseits in der Schmiegsamkeit, der vollendeten Leichtigkeit, mit der Helenes Automatismen — wenn man den Ausdruck „Automatismus“ noch auf Fälle anwenden darf, deren Grundzug Spontaneität, Selbstbeherrschung, sowie freies Spiel aller Fähigkeiten ist — sich oft unerwarteten Umgebungsbedingungen und der unberechenbaren Einmischung der Sitzungsteilnehmer anpassen, andererseits in der Tatsache, daß Leopold, wenn man ihn am Anfang einer Sitzung befragt, gewöhnlich die hauptsächlichsten Visionen und Inkarnationen, die stattfinden sollen, recht gut kennt und auch angeben kann. Voraussetzung dabei ist jedoch, daß die Zuschauer durch unpassendes Sichversteifen auf etwas anderes den Verlauf der Sitzung nicht aufhalten.

Die lebhaften Gespräche Leopolds oder Marie-Antoinettes mit den Anwesenden, die zuweilen voll von geistreichen Antworten sind, konnten unmöglich im voraus vorbereitet sein und sind dabei weit davon entfernt, in so stereotyper Weise wiederholt zu werden, wie man es gewöhnlich von automatischen Phänomenen erwartet. Andererseits hat sich jedoch auch gelegentlich eine solche fast rein mechanische und sinnlose Wiederholung gezeigt. So habe ich zum Beispiel ganz deplazierte, für den Augenblick völlig ana-

chronistische Sommambulszenen auftauchen sehen, die acht Tage früher in einem anderen Milieu wohl berechtigt waren und durchaus in die betreffende Situation paßten. Nur weil die Sitzung, die in jenem anderen Milieu stattfinden sollte, und für welche die besagten Szenen ersichtlich bestimmt waren, infolge unvorhergesehener Ereignisse verschoben werden mußte, wurde die folgende Sitzung mit den vertagten Botschaften beglückt. Das beweist gleichzeitig, daß die Subliminalphantasie Helenes ihre Hauptproduktionen gewissermaßen mit Rücksicht auf die gegebenen Bedingungen und auf die Umgebung, in der die Sitzung wahrscheinlich stattfindet, vorbereitet, und daß andererseits die einmal ausgearbeiteten Produkte abgestoßen werden müssen und mit einer Art blinden Notwendigkeit zur rechten oder unrechten Zeit auftreten, sobald die Versetzung Helenes in einen günstigen hypnoiden Zustand dazu Gelegenheit gibt. Ferner geht daraus hervor, daß Helenes normale Persönlichkeit an dieser Vorbereitung der Sitzungen ganz und gar unschuldig ist, da sie die dem wahren Milieu schlecht angepaßten Szenen weder unterdrücken, noch umformen kann. Deren Verlauf ärgert Fräulein Smith sehr, wenn man ihn ihr nach der Sitzung erzählt. Der Wunsch oder die Hoffnung, gewisse Dinge, wie etwa eine ärztliche Konsultation Leopolds, die Inkarnation eines verstorbenen Verwandten, oder eine Szene aus einem bestimmten Zyklus vorzuführen, wäre ebenfalls aussichtslos, sie könnte dieselben selbst auf den Wunsch eines Anwesenden hin, dem sie das Vergnügen gerne bereiten würde, nicht außer der Reihe vorführen, was ihr doch möglich sein müßte, wenn das von ihr abhängig wäre.

Ich könnte über die psychologische Seite der Sitzungen des Fräulein Smith noch viel sagen, aber ich muß mich beschränken. Man wird sich überdies leicht mit Hilfe der Beispiele, welche in den folgenden Kapiteln die Hauptzyklen dieser wunderbaren Subliminalphantasie erläutern sollen, ein vollständiges Urteil bilden können.

Anhang zum 2. und 3. Kapitel (Nouv. Obs. S. 104 ff.).

Frl. Smith seit der Veröffentlichung von: „Des Indes“.

In den Kapiteln 2 und 3 habe ich die Seelengeschichte des Fräulein Smith vor und nach ihrer Einführung in den Spiritismus zu skizzieren versucht. Eine dritte Epoche, die von großer Wichtigkeit zu sein scheint, eröffnete sich mit der Publikation von „Des Indes“. Da ich indessen über viele Vorfälle der neuen Periode sehr schlecht unterrichtet bin, und also ganz und gar unfähig bin, daraus die Zukunft zu erschließen, so beschränke ich mich darauf, die hauptsächlichsten, mir bekannt gewordenen Ereignisse jener Zeit hervorzuheben.

Zuerst wollte es scheinen, als ob die Herausgabe des Buches zu Weihnachten 1899 im Leben des Fräulein Smith nur sehr geringe Bedeutung haben und auf den Verlauf ihres Daseins und ihrer Gedanken kaum irgend welchen Einfluß ausüben sollte, da dieser Band nichts Neues für sie enthielt. Der ganze Inhalt des Buches hatte ihr schon teils als Manuskript, teils als Korrekturbogen vorgelegen, und es war kein Wort dem Druck übergeben worden, das sie, wenn auch nicht ausdrücklich gebilligt, so doch wenigstens nicht hatte passieren lassen. In Wahrheit aber verhielt sich die Sache aus zwei Gründen ganz anders.

Zunächst mußte Helene, was ja begreiflich ist, als sie die Bruchstücke, die ihr in mehr oder minder großen Zwischenräumen übergeben worden waren, nun als Ganzes, zu einem geschlossenen Werke vereint wiederfand, sich von dem allgemeinen Geist der Arbeit Rechenschaft geben und klar feststellen, wie sehr der Autor, wenn er auch den persönlichen Eigenschaften und der Ehrenhaftigkeit des Mediums volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, bezüglich der Deutung der Tatsachen von ihr abwich.

Besonders mußte die so spärlich zugebilligte Glaubwürdigkeit den scheinbaren Wundern ihrer Phänomene gegenüber, der breite Raum, der dagegen gewissen als Raritäten der subliminalen Psychologie angesehenen Produktionen (wie etwa der Marssprache) eingeräumt war, Helene mehr als je in ihrer inneren Überzeugung vom übernatürlichen Wert ihrer Gaben verletzen, und andererseits die latente Inkubation zu Sprachschöpfungen, die man solcher

Aufmerksamkeit würdigte, befördern. So erkläre ich mir, warum sich in den Sitzungen, die ich im folgenden Frühjahr mit Fräulein Smith veranstaltete, die Offenbarungen neuer Idiome zeigten, während die eigentlich spiritistischen und übernormalen Botschaften Sitzungen mit weniger skeptischen Zuschauern, an denen ich also nicht teilnahm, vorbehalten blieben. Es scheint mir ganz und gar gewiß, daß die von Helene eifrig betriebene Lektüre von „Des Indes“ auf die weitere Entwicklung ihrer Mediumität von Einfluß gewesen ist, besonders weil sie ihr neue Ausgangspunkte oder einen neuen Antrieb zu weiteren Schöpfungen des Unterbewußtseins darbot.

Zweitens aber ist das Erscheinen des Buches besonders durch die Reaktionen, die es auf gewisse Leser hervorrief, von starkem Einfluß auf das Schicksal Fräulein Smiths gewesen, es bezeichnet einen Wendepunkt in ihrem Leben. Es ist einem in der Tat gleichsam wunderbaren Zusammentreffen von Umständen zu verdanken, einer unerwarteten Vermittlung einer guten Gottheit, daß dieses Buch indirekt schließlich einen Glückswechsel in der äußeren, bisher so prekären Lage seiner Heldin herbeiführte, der sich nur mit einer glänzenden, ein langes Martyrium plötzlich verherrlichenden Apotheose vergleichen läßt. Dieser glücklichen Lösung sind jedoch verschiedene weniger günstige Wechselfälle vorgegangen, so daß es im Interesse einer klaren Darstellung der Seelengeschichte des Fräulein Smith während der letzten zwei Jahre vorteilhaft erscheint, diese Geschichte in drei aufeinanderfolgende Epochen einzuteilen, welche durch ganz verschiedene Gemütsstimmungen und seelische Zustände gekennzeichnet sind.

I. Reizbarkeitsphase. Diese erste Phase, welche wenige Tage nach der Veröffentlichung von: „Des Indes“ beginnt, knüpft sich an die Berichte, welche Fräulein Smith in den Lokalzeitungen fand, und welche sie stark erregten.

Das ist begreiflich. Denn hätten die Kritiken von dem Buche allein sprechen können, ohne sich zugleich auch mit seiner Heldin zu beschäftigen, so hätte das Schicksal des ersteren bei ihr nur das sehr platonische Interesse einer Neugier hervorgerufen. Das war jedoch unmöglich. Mit den Urteilen über Werk und Autor verknüpften sich unvermeidlich Urteile über das Medium selbst und seine seltsamen Fähigkeiten. Wenn man nun die Lage des Fräulein Smith bedenkt, die gezwungen war, sich

ihren täglichen Unterhalt selbst zu verdienen, und die in ihrer Umgebung Kollegen hatte, deren Haupttugend vielleicht nicht das Wohlwollen war, dann erscheint es einem keineswegs verwunderlich, daß sie seit der Veröffentlichung des Buches beständig Obacht gab und von vornherein mehr geneigt war, die Sticheleien zu hören als das Beifallsklatschen . . .

Einer der Vorfälle, welche die Reizbarkeit Helenes aufs äußerste erregten, war ein im „Journal de Genève“ erschienenenes, sehr gut und geistvoll geschriebenes Referat, in dem sich jedoch neben übertriebenen Lobeserhebungen auf den Verfasser einige Sätze fanden, die von Helene und ihrer Umgebung natürlich äußerst tragisch genommen wurden; und folgendermaßen lauteten: „Er (Flournoy) hat seine Zeit gut angewandt, denn einige von den Szenen, denen er beiwohnte, verdienen es wirklich, gesehen zu werden. Sie wurden von Schauspielern, sagen wir, von einer Schauspielerin ersten Ranges gespielt . . . Jene Hellscherin ist eine wunderbare Schauspielerin, welche ihre Rollen von Grund aus studiert und sie mit so passionierter Geschicklichkeit zur Geltung bringt, daß sie damit alle, die sie zu dem intimen Kreise, in dem sich ihre Extasen abspielen, zuläßt, ein wenig zum Narren hält . . . Als Neugierigkeit aber bietet dies Schauspiel nichts außerordentliches . . . Immer werden sich wißbegierige Gelehrte finden, welche an die Pforte des Heiligtumes klopfen, um dann zu konstatieren, daß hinter dem Vorhange — nichts ist als ein wenig Torheit, Albernheit oder gewissenlose Geschicklichkeit. Ist es der Mühe wert, damit seine kostbare Zeit zu verlieren? Jawohl, wenn es dazu dienen kann, die Gesetze jener Mystifikationen, die nicht reine Lügen sind — denn ihre Urheber täuschen sich selbst — aufzudecken. auch wohl, wenn es die, welche ihre geistige und moralische Gesundheit aufs Spiel setzen, von jenen törichten Wegen abzubringen, geeignet ist“ usw. — „Haben sie das ‚Journal de Genève‘ von gestern gelesen?“ schrieb Helene am folgenden Tage an Herrn Lemaître über diesen Bericht; „was soll man von einer solchen Gemeinheit denken, wie soll man sich solcher Unverschämtheit gegenüber verhalten? Ich bin ganz und gar entrüstet!“ — Die spiritistischen Anhänger Helenes fühlten sich ebenfalls, fast ebenso sehr wie sie selbst getroffen; einer unter ihnen schrieb mir einen Protestbrief: „Dieser Artikel hat mich schwer verletzt, nicht nur Fräulein Smiths wegen, die man eine wunderbare Schauspielerin nennen zu dürfen glaubt, sondern auch meiner selbst und meiner Freunde wegen, die wir zu den ‚intimen Zirkeln‘ zugelassen haben, und die infolgedessen zu denen gehören müßten, die sie ein wenig zum Narren hält . . . Ich wäre Ihnen also sehr dankbar, wenn Sie an das ‚Journal de Genève‘ wegen der Glaubwürdigkeit Helenes, die nicht in Zweifel gezogen werden darf, einige Worte der Berichtigung senden wollten. Auch der Ausdruck ‚Narr‘ müßte widerrufen werden!“

Da ich diesem zweiten Punkt nicht soviel Wichtigkeit beimaß, wie der verehrliche Schreiber dieses Briefes, glaubte ich meinen Brief, den ich bereits aus eigenem Antrieb abgeschickt hatte, und der in der Nr. vom

19. Januar 1900 im „Journal de Genève“ veröffentlicht wurde, um solcher Kleinigkeit willen nicht ändern zu brauchen. Ich gebe ihn deshalb hier wieder, weil er meiner Auffassung genau entspricht:

Florissant, Montag den 15. Januar 1900.

„Verehrter Herr Redakteur!

In dem Artikel, den die Morgennummer des ‚Journal de Genève‘ mir unter den Initialen M. D. zu widmen die Liebenswürdige hatte, scheint aus einigen Stellen und aus der Allgemeintendenz hervorzugehen, daß das Medium, mit welchem ich mich beschäftigt habe, eine geschickte Komödiantin sei und sorgfältig durchgearbeitete, einstudierte Rollen spiele. Da jedem seine Meinung durchaus freisteht, würde ich auch diese nicht angreifen, obwohl ich sie keineswegs billige, wenn nicht einige Worte des folgenden Satzes, die ich unterstreiche, den Eindruck hervorriefen, als würde sie ausdrücklich mir zugeschrieben. „Wie wir zu verstehen glauben, und was Flournoy durchaus nicht verbirgt, ist diese Hellseherin eine bewundernswerte Schauspielerin usw.“ Ich bin erstaunt und bedauere, daß die Lektüre meiner Arbeit zu einer derartigen Auffassung Anlaß geben konnte, denn nichts liegt mir ferner als die Vermutung einer Simulation (um das rechte Wort zu gebrauchen), was ja eine direkte Verneinung meiner Untersuchung sein würde. Es ist doch ganz klar, daß ich mir nicht die Mühe genommen hätte, Erscheinungen, in denen ich das Spiel einer Komödiantin, und wäre dasselbe noch so bewundernswert, erkannt hätte, als wichtige Beiträge zum Somnambulismus zu veröffentlichen. — Besser gibt der Verfasser des Artikels schon meine Auffassung wieder, wenn er schreibt, ich hätte das Gesetz jener Mystifikationen, die nicht reine Lügen sind, aufzudecken gesucht. Aber zu meinem Bedauern ist auch hier seiner Feder das doppeldeutige Wort entschlüpft, welches ich unterstrichen habe, und welches trotz der darauf folgenden Verbesserung unüberlegte Leser — und deren gibt es viele — leicht im schlechten Sinne auffassen werden. Ich wollte mit meinem Buche nicht zeigen, wie man ein unehrenhaftes Medium entlarvt, sondern wie man die Phänomene eines ernstesten Mediums durch subliminale Vorgänge in der Psyche, auf die man bisher nicht genügend geachtet hat, erklären kann. Da es mir nun nicht gelungen ist, mich verständlich zu machen, möchte ich wenigstens jedes Mißverständnis in diesem besonderen Falle unmöglich machen. Es sei mir also gestattet, ein für allemal zu bemerken: Von der Aufrichtigkeit des Mediums, das ich fünf Jahre lang untersucht habe, und von der vollkommenen Echtheit (genuineness, wie die Engländer sagen) seiner hypnoiden Phänomene, bin ich durchaus überzeugt. Von Mystifikationen, Vorbereitung der Rollen und von geschicktem Spiel habe ich — da diese Worte einmal gefallen sind — niemals mehr als das bemerkt, was wir uns alle während des Schlafes in unbewußten, törichten oder genialen Träumen zu Schulden kommen lassen.

Ich wäre Ihnen, verehrter Herr Redakteur, sehr verbunden, wenn sie dieser Richtigstellung, die meine Dankbarkeit für den geistreichen und allzu schmeichelhaften Artikel des Herrn M. D. in nichts vermindert, in den Spalten ihres Blattes einen Platz einräumen würden. Es liegt mir um so mehr daran, als ich oft beobachtet habe, daß sich auf diesem Gebiete die Extreme berühren. Den Phänomenen der anormalen Psychologie gegenüber ermutigt und rechtfertigt nichts die spiritistisch-okkultistischen Deutungen der einen mehr, als die Hartnäckigkeit der anderen, mit der sie die Wirklichkeit der Tatsachen verkennen und auf vollkommen ehrenhafte Medien ein unverdientes Mißtrauen werfen. Ihnen im voraus dankend usw.

T h. F l o u r n o y.“

Die wenigen Bemerkungen, mit denen das „Journal de Genève“ diesen Brief begleitete, zeigten, daß die Ausdrücke, welche zu so schlimmen Deutungen Veranlassung gegeben hatten, nur einer ungenauen Auffassung der seltsamen mediumistischen Phänomene entsprungen waren, und daß der Artikelschreiber durchaus nicht die Absicht hatte, die Medien im allgemeinen und Fräulein Smith im besonderen zu beleidigen. Dennoch blieb bei ihr ein peinlicher Eindruck zurück, der unaufhörlich durch neue Vorfälle noch verstärkt wurde

Fräulein Smith war unglücklichweise von der Schlechtigkeit der Gelehrten und Zeitungsschreiber ihrer Vaterstadt so vollkommen überzeugt, daß Richtigstellungen und alles, was man ihr sonst noch sagen mochte, ohne Erfolg blieben. Natürlich war unter diesen Umständen die Wiederaufnahme der Sitzungen ein Ding der Unmöglichkeit. Helene hatte Herrn Lemaître zwar in den ersten Tagen des Jahres 1900 versprochen, demnächst wiederzukommen, sie widerrief jedoch dieses Versprechen bald. „Sie werden begreifen,“ schrieb sie ihm, „daß ich jetzt ganz und gar nicht daran denken kann, Sitzungen zu geben. Ich schreibe diese Zeilen unter dem Einfluß einer ungeheuren Entmutigung, die von Tag zu Tag zunimmt. Wie bin ich durch die Presse erniedrigt und bis ins Innerste gekränkt worden durch einen Artikel wie der des ‚Journal‘. Die Wissenschaft, der ich arglos und uneigennützig gedient habe, zeigt mir heute mehr als je ihre schmachvolle Undankbarkeit und ihre ganze Schändlichkeit.“ Es erübrigt sich wohl, zu bemerken, daß die „Wissenschaft“ für bibliographische Artikel, wie sie die Presse neuerschienenen Büchern zu widmen pflegt, nicht verantwortlich zu machen ist. Nachdem diese Verwechslung einmal im Gehirn des Fräulein Smith entstanden war, hütete

sich aber ihre spiritistische Umgebung wohl, irgend etwas zu tun, um sie von diesem Irrtum zu befreien.

Während dieser längeren Aufhebung unserer Sitzungen nahmen natürlich die spontan-automatischen Phänomene ihren Fortgang. Unglücklicherweise besitze ich über diese Manifestationen des Unterbewußtseins Helenes nur sehr spärliche Dokumente, von denen ich noch reden werde: es handelt sich besonders um Morgenvisionen von Ultramarlandschaften (Januar bis März 1900), um das erste Erscheinen Barthez' und um Mitteilungen Leopolds. Bedauerlicherweise steht von den verschiedenen Botschaften Leopolds keine in Beziehung zu dem Zustande der Reizbarkeit, den ich soeben beschrieben habe, denn es wäre doch sicher interessant gewesen, zu erfahren, welche Stellung der geistige Führer diesen Ereignissen gegenüber eingenommen hat.

2. Wiederaufnahmephase. War Fräulein Smith einerseits über die Artikel der Presse aufgebracht, so mußte sie doch auch gewissermaßen als Ausgleich Gefühle anderer Art empfinden, indem sie von Tag zu Tag die Menge zunehmen sah, welche die Neugier unter irgendwelchen Vorwänden in die Geschäftsräume führte, um mit eigenen Augen das berühmte Medium zu sehen, von welchem ganz Genf sprach. Dem berausenden Einfluß einer populären Berühmtheit gegenüber unempfindlich zu bleiben, bedurfte es noch mehr Lebensweisheit, als jenen kleinen Ungeschicklichkeiten der Journalisten gegenüber. Da Helene und ihre Mutter aus geringfügigen Umständen zu gleicher Zeit auch merkten, daß es mit unserer Bosheit wirklich nicht so viel auf sich hatte, als ihre spiritistischen Freunde sie angestrengt glauben machten, so kam es, daß wir uns plötzlich unerwarteterweise wieder ihrer Gunst erfreuten. Auf mediumistischem Gebiete zeigte sich das zuerst durch schöne, ultramartische Malereien (Fig. 4—8), mit denen Helene uns, Lemaître und mich, zu gleichen Teilen beschenkte, dann durch Wiederaufnahme der seit einem halben Jahre unterbrochenen Sitzungen und durch die plötzliche linguistische Entwicklung, der wir die in den folgenden Kapiteln behandelten Dokumente über Ultramars und Uranus verdanken. Während der ganzen Zeit (Mai bis August 1900) zeigte sich Helene gegen „Wissenschaft“ und „Gelehrte“, denen sie in den ersten

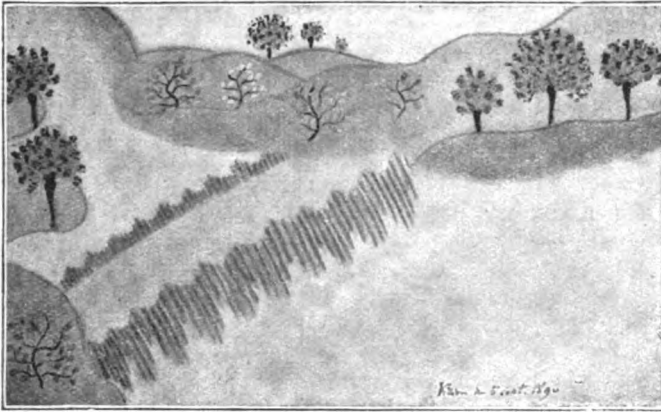


Fig. 9. — Marslandschaft. — Rosenrote Brücke mit gelben Einfassungen in einen See mit mattblau und rosa Färbung hineintauchend. Ufer und Hügel rötlich, kein Grün: alle Bäume sind in ziegel- und purpurrotem sowie violetterm Ton gehalten. (Collection Lemaître.)

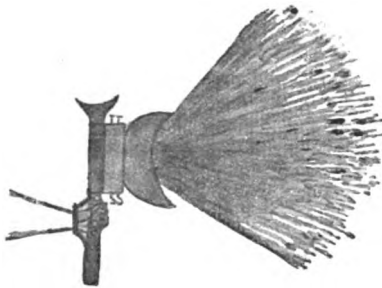


Fig. 10. — Von Astané gehaltene Flugmaschine, gelbe und rote Flammen ausstrahlend. (Collection Lemaître.)



Monaten so sehr gezürnt hatte, ungemein liebenswürdig. Sie drückte Herrn Lemaître sogar einmal die Hoffnung aus, daß einige ihrer ultramartischen Gesichte in eine zweite Auflage meines Buches Aufnahme finden möge. Als sie erfuhr, daß ich an dem Psychologenkongreß in Paris, am 20. bis 26. August teilnehmen würde, schickte sie mir am 7. August — ich war damals gerade einige Wochen von Genf abwesend — einen reizenden Brief, dem sie ihre allerneuesten uranischen Schriftzeichen beifügte. „So werden Sie,“ schrieb sie mir, „[dem genannten Kongreß] wenigstens etwas Neues vorzulegen haben.“ Das gute Verhältnis sollte sich aber bald wieder unter dem Druck unvorhergesehener äußerer Umstände ändern.

3. A m e r i k a n i s t i s c h e P h a s e. Die etwas barbarische Bezeichnung scheint wegen der, wenn auch nicht ausschließlichen, so doch vorwiegenden Rolle, welche Angehörige der „Neuen Welt“ darin spielen, ganz angezeigt. Seit den Monaten Mai und Juni hatte ich von ausländischen Liebhabern zahlreiche Briefe erhalten und Fräulein Smith zugestellt, welche mein Buch „Des Indes“ kennen gelernt hatten und nun den Wunsch äußerten, mit dem unvergleichlichen Medium in Beziehung zu treten und ihren Sitzungen zu den verschiedensten Zwecken beizuwohnen.

Reine Dilettantenneugier, ernstes Streben, sich zu unterrichten, brennendes Verlangen nach greifbarer Verbindung mit dem Jenseits, verzweifelte Zuflucht zu den unbekanntem Mächten, um der zu bekannten Ohnmacht menschlicher Weisheit zu begegnen usw., alle denkbaren Motive ließen sich in den eigenartigen, oft rührenden Gesuchen zwischen den Zeilen lesen oder gaben sich direkt kund. Ein tränenreiche Dame bat, Leopold möge ihr die allzu flüchtige Liebe ihres Gatten wieder zuwenden. Eine andere bat, er solle eine Freundin von einer Geisteskrankheit heilen, gegen die alle natürlichen Mittel vergeblich angewandt worden seien; ein alter, erblindeter Offizier erhoffte ein stoffliches oder fluidisches Mittel, um die unheilbare Atrophie seiner Sehnerven, welche durch die ersten Augenärzte von Frankreich und Navarra (ich wollte sagen von Lausanne) diagnostiziert war, zu heilen; Leopold verordnete ihm einen Wegerichtee. Ein anderer wünschte finanzielle Ratschläge, wieder ein anderer ein einziges Wort eines angebeteten Wesens, das er verloren hatte usw., kurz, die ganze Lyrik. Auf mich, muß ich gestehen, übte das eine merkwürdige Wirkung aus, es betäubte mich und belustigte mich zu gleicher Zeit, machte mich melancholisch und brachte mich dennoch zum Lächeln, daß ich nämlich entdecken mußte, durch

die Veröffentlichung meines Buches, in welchem ich mich doch bemühte die Wege des gesunden Menschenverstandes zu gehen (ich sage nicht des Verstandes überhaupt) und in dem ich eine gute Methode zu verfolgen glaubte, ein Medium der kosmopolitischen Leichtgläubigkeit ausgesetzt zu haben und meine Vaterstadt zu einem sehr besuchten spiritistisch-okkulten Wallfahrtsort gemacht zu haben, was ja gerade noch zu ihrem Ruhme fehlte.

Anfangs nahm Frl. Smith alle diese Maßregeln sehr ungnädig auf und erklärte, sie würde den indiskreten Bitten Unbekannter keine Sitzung gewähren. Allmählich aber wurde sie gerührt und begann angesichts der Wiederholung der manchmal weit hergekommenen Botschaften, deren Absender nur ein günstiges Wort erwarteten, um nach Genf zu kommen, nachzudenken. Als schließlich ebenso reizende wie vornehme Amerikanerinnen alle Anweisungen nichtachteten und sie sogar in Geschäft und Wohnung persönlich aufsuchten, da war ihr Widerstand gebrochen. So liebenswürdige Beharrlichkeit und schmeichelhafte Ausdauer verdiente wohl eine Sitzung. Man veranstaltete auch mehrere, Leopold glänzte, die distinguierten Ausländerinnen waren entzückt und verhehlten das gar nicht. Andere Anbeterinnen eilten über das Meer und den Kanal herbei und schlossen sich dem Kreise um die seltene, frisch erblühte Blume an. . . . Kurz, als ich nach zweimonatlicher Abwesenheit in den letzten Tagen des August nach Genf zurückkam, fand ich Frl. Smith von einer Reihe von Sitzungen, — eine immer erfolgreicher, als die andere, — in Anspruch genommen. Ich bat um die Erlaubnis, den Séancen beiwohnen zu dürfen. Helene erwiderte mir, das sei unmöglich, da die für diese Damen erhaltenen spiritistischen Botschaften einen zu intimen Charakter trügen, um die Anwesenheit eines Dritten zuzulassen. Ich hütete mich wohl, auf meiner Bitte zu bestehen, denn ich verstand wohl, daß ein Häretiker, in dessen Augen die Marssprache nur verkapptes Französisch ist, Gefahr läuft, nur lästiger Störenfried in den feierlichen Versammlungen zu sein, in denen die auf dem Mars reinkarnierten Toten und ihre auf Erden weilenden Verwandten unter den mystisch-linguistischen Formen des Esenale ihre Ergüsse austauschten. Auch mit der Bitte, mir gleich nach der Sitzung die gesammelten Marstexte zu übermitteln, um die in „Des Indes“ be-

reits publizierte Literatur dieser Sprache zu vervollständigen, hatte ich keinen Erfolg. Wie es scheint, flößen in der Umgebung von Frl. S. wissenschaftliche Forschungen den ausländischen Spiritisten noch mehr Antipathie ein als den einheimischen.

Nach meinen gemeinsam mit Lemaître eingezogenen Erkundigungen hat Frl. Smith den Neuankömmlingen verschiedener Nationalitäten von Ende Aug. bis Mitte Okt. 1900 wenigstens dreißig spiritistische Sitzungen gewährt, während sie in den vorangehenden Jahren im Durchschnitt monatlich kaum zwei bis drei gegeben hatte. Wahrscheinlich hätte sie bei dieser neuen Lebensweise sich rapid unter ihren Berufspflichten im Geschäfte aufgerieben, die nur 14 Tage im Juli durch Urlaub unterbrochen wurden, hätte ihr nicht das Schicksal plötzlich ein ganz kräftiges Mittel gebracht, um von ihrer täglichen Arbeit für immer auszuspannen. Unter den Durchgangstouristen, welche ihr Ruf um sie gesammelt hatte, befand sich eine Dame J., die ebenso freigebige wie begüterte Witwe eines sehr vornehmen Liebhabers von Wissenschaft und Kunst, der bei seinen Lebzeiten seine umfassenden finanziellen Hilfsquellen mehrmals in den Dienst verschiedener nützlicher Unternehmungen zu stellen verstanden hatte. Frau J., welche die Traditionen der Freigebigkeit und Menschenfreundlichkeit ihres Gatten mit Verständnis fortsetzte, war von Sympathie für Frl. Smith, von Interesse für ihre Sitzungen und von Bewunderung für ihre erstaunlichen Gaben hingerissen . . . Sie meinte, keinen edleren und verständigeren Gebrauch eines kleinen Teils ihrer Einkünfte machen zu können als durch das Geschenk materieller Unabhängigkeit und Sicherheit an Frl. S., von der sie bewußt und unterbewußt seit so vielen Jahren geträumt hatte.

Am 13. Oktober 1900, einem schönen Herbsttage, als Helene sich nach ihrem bescheidenen Mittagmahle anschickte, den gewohnten Gang ins Kontor anzutreten, wurde sie von Frau J. in einem Wagen so zu sagen entführt und in ein Bankhaus gebracht, aus dem sie nach einigen Formalitäten von nun an samt ihrer Mutter reichlichst versorgt heraustrat, nachdem sie bis dahin das tägliche Brot so hart im Schweiße ihres Angesichtes verdient hatte. Obwohl sie seit einiger Zeit bei gewissen ermutigenden Worten von Frau J. die Möglichkeit eines solchen Ereignisses geahnt hatte, so war doch die plötzliche, ver-

hältnismäßig unerwartet reichliche Erfüllung ihrer unbestimmten Hoffnungen ein Umschwung, von dem sich nur der eine Vorstellung machen kann, dem sich eine Tür des finsternen, sein Leben verzehrenden Kerkers ungeahnt zu freiem, sonnendurchglänzten Raume öffnet. Zum Glück stirbt man nicht vor Freude und besonders nicht, wenn man als Sicherheitsventil gegen heftige Aufregungen die Wohltat eines Ableitungskanals in den unterbewußten Phänomenen besitzt. Als Helene ihre Wohltäterin verlassen hatte und die Elektrische besteigen wollte, um ihre Mutter so schnell wie möglich wieder zu treffen, erschien ihr Leopold auf dem Trittbrett des Wagens und hinderte sie einzusteigen. Dann führte er sich immer an ihrer linken Seite haltend sie, die unter seiner Leitung wie träumend durch die volksbelebten Straßen ging, wider Willen in ihr Kontor und veranlaßte sie, auf der Stelle von ihren Chefs Abschied zu nehmen in einer Szene, über die zu berichten nicht meine Sache ist. Nachdem sie nun in wenigen Minuten mit einer zwanzigjährigen Vergangenheit definitiv gebrochen hatte, durfte Helene nach Hause zurückkehren und ihrer Mutter das Abenteuer erzählen.

Noch erstaunter, als diese Frauen, war der Verfasser von „Des Indes“, der darauf nicht gefaßt war, und dem Helene noch am selben Abend die große Neuigkeit telephonierte. Ich traute meinen Ohren nicht. Allerdings hatte ich gehofft, daß sich in dem Strom von englisch-amerikanischen, durch mein Buch angelockten Spiritisten, der eine oder andere finden würde, der edelmütig und verständig genug die stets umsonst geleisteten mediumistischen Dienste Helenes praktisch anerkennen und ihr dazu verhelfen würde, die bisherige so einschränkende Stellung als Geschäftsfraulein gegen eine höhere, unabhängigere, vorteilhaftere Position einzutauschen. Daß es aber sogar in der okkultistischen Welt noch Feen gäbe, die mit einem Schlage ihres Zauberstabes oder einem Zuge ihrer Feder Kupfer in Gold und verhaßte Knechtschaft in paradiesische Freiheit zu wandeln vermögen, das hätte ich nie gedacht, nicht einmal im Traum. Als ich daher Helenes Worte vernahm, vermutete ich zuerst einen neuen Schabernack ihres Unbewußten, irgendeine auditiv-visuelle Halluzination, welche ihre latenten, chimärischen Träume nach Reichtum und Glück unter dem Bilde einer edelmütigen Spenderin verkörpert hätte. Am folgenden Morgen aber mußte ich mich von der Wirklichkeit überzeugen, als ich den Besuch der strahlenden Helene und ihrer fast ebenso glücklichen Wohltäterin erhielt, welche mir die große Neuigkeit offiziell mitteilen wollten. Indem ich mich ihrer Freude anschloß, fühlte ich vor meinem inneren Forum den ganzen Stolz eines Autors, dessen Feder einem andern Menschen zu Glück und Freiheit verholfen hat.

Was die wissenschaftliche Untersuchung ihrer mediumistischen Phänomene anlangt, so änderte der glänzende Stellungswechsel von Fr. Smith die Lage der Dinge, wie sie im Lauf der letzten zwei Monate bestand, in keiner Weise, sondern förderte

dieselben vielmehr. Nunmehr, in ihrer Zeit vollkommen unbeschränkt, vermehrte Helene die Sitzungen, die sie für ihre neuen spiritistischen Freunde gab, aber weder Lemaître noch ich wurden dazu eingeladen. Auch begann Helene ihre zahlreichen spontanen, ultramartischen und anderen Visionen zu notieren, aber unter sorgfältigem Schweigen uns gegenüber, so daß Lemaître erst sechs Monate später ihre Existenz erfuhr (was ich den reservierten Dokumentenbestand (dossier réservé) nennen werde. Diese Art Ostrazismus gegen alle die, welche sie an „Des Indes“ erinnerten und in ihren Augen die „Wissenschaft“ personifizierten, hat nichts Überraschendes. Es konnte kaum anders sein, denn da Helene wohl fühlte, daß sie nicht alle Menschen zufrieden stellen könne, und durch die Macht der Umstände in die fast unvermeidliche Notwendigkeit versetzt war, eine Wahl zu treffen — wie hätte sie einen einzigen Augenblick zögern sollen? Auf der einen Seite die ausdörrende Atmosphäre kritischer Analyse und methodischer, fast inquisitorischer, bisweilen sogar argwöhnischer Beobachtung, die nach so vielen Arbeitsjahren nur zu „Des Indes“ geführt hatte, auf der andern Seite die amerikanistische Strömung heiteren Glaubens, enthusiastischer Bewunderung, warmer, liebevoller Sympathie, in der Helene sofort das Glück und das freie Erschließen ihres Wesens gefunden hatte — wir alle an ihrer Stelle hätten uns entschieden wie sie! Jedoch hatte sie die Liebenswürdigkeit, uns am 2. Nov., am Totenfeste, vielleicht als Abschiedsgruß, eine letzte Sitzung zu bewilligen, der außer Lemaître und mir nur ihre Mutter beizuhohnte, und die ganz aus Äußerungen Leopolds bestand.

Nouv. Obs. S. 132 f.: Leopold inkarnierte sich schließlich vollständig und unterhielt uns länger als eine Stunde von seinem Schützling. Der intime Charakter dieser Unterhaltung hindert, näher darauf einzugehen. Ich beschränke mich auf die Bemerkung, daß Leopold sich über den Schicksalswechsel Helenes und ihren demnächstigen Aufenthalt in Paris weniger begeistert zeigte, als wir erwartet hatten, daß er uns mehrere Prophezeiungen gab, von denen die einen (wie die ebenso lästigen als vergeblichen Galanterien eines noch unbekanntem Bewerbers, den Helene in Paris treffen würde) sich realisierten, aber

nicht die anderen, (wie der Besuch Helenes in Versailles). Überdies ließ sich sichtlich alles, was er uns sagte, leicht als Reflex oder Übertragung intimer Hintergedanken Helenes erklären: Befürchtungen für das neue Leben, das sich glänzend, aber nicht gefahrlos vor ihr erschloß, verborgene Gewissensbisse, auf unbestimmte Zeit ihre bejahrte Mutter zu verlassen, verschiedentliches Vorhersehen zukünftiger Wahrscheinlichkeiten usw. Ich bat Leopold, mir aus Paris durch die Hand Helenes, welche er dazu nur in Trance zu versetzen brauchte, seine persönlichen Eindrücke zu schreiben. Ich empfahl ihm, den Brief vor Helenes Erwachen schließen und durch sie adressieren zu lassen, aber ich vergaß, ihm zu empfehlen, auch für seine Beförderung Sorge zu tragen. Die Suggestion realisierte sich Punkt für Punkt einige Wochen später. Helene hatte in Paris einen spontanen Somnambulismusanfall; als sie daraus erwachte, hatte sie einen verschlossenen Brief mit meiner, in Leopolds schönen Schriftzügen geschriebenen Adresse, in Händen. Aber ich weiß nicht, welches Bedenken sie hinderte, mir den Brief, sei's zu schicken, sei's ihn selbst zu öffnen. Erst fünf Monate später bekam ich Wind von dem Vorfall und glaubte mich berechtigt, vom Inhalt des geschlossenen, an mich gerichteten Briefes durch „medianimistische Mittel“ Kenntnis zu nehmen, die die berühmtesten Medium-Officinen der neuen Welt nicht verkennen (oder vielmehr nicht anerkennen) würden. Dies der Inhalt der Botschaft, deren Original ich in jenem Augenblick leider nicht habe photographisch reproduzieren lassen können: „Freund!

Alles geht hier nach Wunsch. Das hatte ich kaum erwartet¹⁾, und was mich entzückt und freut, ist der Gedanke, daß es nicht erst 5—6 Jahre bedurfte, um unserer Freundin ohne

1) Es sei auf die im Briefe enthaltenen archaischen Formen: *attendois* usw. schon hier hingewiesen (vergl. S. 112); ferner bemerkt Flournoy, daß die Unterschrift mit ungewöhnlichem Schwunge und in fast doppeltem Maßstab (16 cm lang statt 9) die Unterschrift von Fig. 7 in: „Des Indes“ wiederholt. „Brüderlich“ bezieht Flournoy auf die Rolle der indischen Fürstin gegenüber Sivrouka und schließt daraus auf die „unvollkommene Differenzierung der multiplen Unterpersönlichkeiten Helenes“. Ob nicht einfacher die Liebenswürdigkeit derselben sich darin spiegelt? V.

weiteres die Sympathie edler, gebildeter Seelen mit reinen Gefühlen zuzuführen. Jetzt hat sie etwas Glück gefunden; ich bin glücklich, erfreut darüber, sie hat es so recht verdient, und es war ihr nach so sehr vielen Kämpfen vorbehalten. Freund, Du kannst ruhig sein und brauchst in diesem großen Paris nichts für sie zu fürchten, sie ist gut aufgehoben.

Et puis en te quittant sur ten front je dépose
Un baiser fraternal et cordial si j'ose;
Je te dis à bientôt et surtout au revoir.
Courage ami! et marche plein d'espoir.

Léopold.

Nouv. Obs. S. 114: Wenige Tage später reiste Frl. Smith nach Paris, wohin ihre Wohltäterin sie für den Rest des Jahres eingeladen hatte; ich werde bei dem Marie-Antoinettezyklus einige Zeilen des Briefes anführen, den sie mir aus der Weltstadt zugehen ließ.

4. **Jetzige Phase.** Nach ihrer Rückkehr nach Genf zu Neujahr 1901 machte ich Frl. Smith noch 2—3 Besuche, aber es war bald ersichtlich, daß der eigentlich wissenschaftliche Standpunkt ihr nichts mehr besagte — und umgekehrt. Ganz und gar aufgehend in ihre neuen, in der vorangehenden amerikanistischen Phase angeknüpften Beziehungen und Korrespondenzen, die die jetzige Periode nur fortsetzen hieß, hatte Helene begonnen, die schönen Gaben ihrer Mediumität selbst zu kultivieren, indem sie dieselben in größerem Umfang, als die langsamen und sterilen Methoden offizieller Wissenschaft zuließen, zur Entfaltung brachte. Verschiedene ausländische, spiritistische Zeitschriften gaben darauf bezügliche Notizen.

Der „Vessillo Spiritista“ (Vercelli) z. B. kündigt in seiner Nr. vom Juni 1901 an, daß „Frl. Smith, die berühmte Seherin von Genf“, auf die Stellung, die sie seit vielen Jahren in einem Geschäftshause einnahm, verzichtet habe, um sich nunmehr ausschließlich der Entwicklung und der Praxis ihrer psychischen Fähigkeiten zu widmen. — Ähnlich die „Paix Universelle“, de Lyon, Aug. 1901, S. 116: Wie man sagt, wird Frl. Smith sich gänzlich der mediumistischen Tätigkeit widmen. Hoffentlich hat sie in Zukunft mit Experimentatoren zu tun, die mit psychischen Phänomenen besser vertraut sind als Flournoy.“

Ich weiß nicht, ob wir in diesen Informationen und dem letzten Wunsche, dem ich mich vollkommen anschließe, ein offizielles Programm aus der Umgebung von Fr. Smith oder nur ein unbestimmtes öffentliches Gerücht aus spiritistischen Kreisen vor uns haben. Wie dem auch sei, ich kann die Richtigkeit dieses Gerüchtes bestätigen und einige Details hinzufügen. Denn mein liebenswürdiger Kollege, P. Marchot, Prof. für romanische Philologie in Freiburg (Schweiz), der sich in seinen Mußstunden für psychische Forschungen interessiert und im letzten Jahre mehrere Sitzungen mit Helene hatte, hörte bei neueren Besuchen bei Fr. Smith etwa folgendes:

Helene und ihre Mutter sind tief erbittert über Wissenschaft und Gelehrte; ihr einziger Wunsch ist, mit Professoren nichts mehr zu tun zu haben. Helene hat einen Teil des Sommers in einem Schloß oberhalb von Nyon (Waadtland) verlebt, wohin man sie eingeladen hatte. Ihr Gesundheitszustand ist vortrefflich. Sie arbeitet den ganzen Tag mit der Nadel an verschiedenen Kunstarbeiten, treibt Englisch, das sie schon geläufig schreibt, und Malerei, worin sie rasche Fortschritte aufzuweisen hat. Was ihre Mediumität anlangt, so gewährt sie Ausländern, besonders Amerikanern einige Sitzungen, und die durch ihre Vermittlung erhaltenen Mitteilungen und Enthüllungen sind ganz außerordentlicher Art. Sie hat zu Hause Tranceanfalle, in welche sie von selbst verfällt, und in welchen sie eine Menge Dinge, besonders Sanskrit und Planetensprachen, schreibt. Leider verfällt sie dabei oft in so tiefen Schlaf, daß sie zu schreiben aufhört; kommt sie dann wieder zu sich ohne klare Erinnerungen, so findet sie manche Mitteilungen unvollendet. Gleichwohl besitzt sie schon eine beträchtliche Sammlung (reservierten Dokumentenbestand), welche sich (besonders Sanskrittexte) in den Händen eines Herren befinden, der sie vor der Veröffentlichung durchsieht. Das Neueste und Merkwürdigste ist ein Mondzyklus, der sich seinem Ende nähert. Mit dem Ausdruck „Mondzyklus“ ist Helene zwar nicht einverstanden; daran scheint etwas Lächerliches zu haften; aber unter diesem Namen ist ihr die Sache enthüllt worden, und der Inhalt ist nicht weniger interessant. Es handelt sich um Botschaften über die Bewohner des nur teilweise bewohnten Mondes, über ihre Lebensweise, Kultur, Sprache und Schrift¹⁾. Alles Nähere wird demnächst mit einer Photographie von Fr. Smith im Normalzustand in einem von ihr selbst verfaßten Buche vielleicht erscheinen, das in ganz anderem Sinne abgefaßt als das von Flournoy, eine

1) In einer Schlußbemerkung berichtet Flournoy auf Grund eines Briefs von Prof. Marchot, daß Fr. S. Ende Oktober 1901 bei ihrer zweiten Mondsprache, d. h. der fünften extraterrestrischen Sprache ist. V.

Art zweiten Band zu: „Des Indes“ bildet; die Mitarbeiter dazu wird sie nach ihrem Gutdünken wählen¹⁾).

Von mehreren Seiten wurde mir das Bedauern ausgedrückt, daß die weitere Untersuchung des Falles Smith mir nicht vorbehalten blieb: „Es wäre leidig“, — schrieb mir z. B. Myers vor einem Jahre bei Gelegenheit des Glückswechsels von Helene, dessen Folgen er voraussah — „würde dieses Ereignis das Medium Ihrem Einflusse entziehen“. Bei genauerer Erwägung bin ich anderer Meinung und denke, daß wir bei dem Umschwung der Verhältnisse nichts verloren haben, denn selbst, wenn diese Umstände mir gestattet hätten, Helenes Mediumität weiter zu verfolgen, so hätte mir doch die Klugheit im wohlverstandenen Interesse der Wissenschaft ein freiwilliges Zurücktreten und ein Überlassen an andere gebieten müssen. Ich glaube tatsächlich im Gegensatz zu dem, was man oft auf diesem Gebiet laut verkündet, daß es nicht gut ist, wenn ein Medium allzu lange von ein und demselben Beobachter studiert wird, weil dieser schließlich trotz aller Vorsicht das so suggestible Unterbewußtsein seines Objektes gestaltet und ihm immer persistentere Faltungen einprägt, die sich jeder möglichen Ausweitung der Sphäre entgegenstemmen, aus der ihre Automatismen entspringen. Mit andern Worten, das Medium, das weiß — oder glaubt — beständiges Forschungsobjekt seines Beobachters zu sein, wird von einer Art psychischer Ankylose (Steifheit) bedroht, denn das Gefühl beständiger Überwachung von Nah und Fern versetzt es in eine Art Unmöglichkeit, andere Phänomenreihen zu liefern als die, welche das Medium unterbewußt sich als erwartet einbildet; so dreht man sich stets im Kreise herum. Daher muß sich der Forscher bei jedem Medium unaufhörlich fragen, ob er nicht selbst gleichzeitig auf die Dauer eine überwiegende Ursache²⁾ für die Phänomene geworden ist, die er erhält, und

1) Der Band ist nicht erschienen, dagegen gehen die Offenbarungen von Frl. S. heute weiter, z. Z. namentlich auf dem Gebiet der Malerei, indes erwartet man in ihren Anhängerkreisen auch solche auf dem Gebiet der Musik. V.

2) Vergl. Flournoy, Note sur une communication typtologique in *Journal de psychol. norm. et pathol.* 1, 11—16, 1904, worin ein Fall von Telepathie berichtet wird: Der Konsultierende wirkte auf das Medium

ein wesentliches Hindernis für die, die er nicht erhält. Man geht daher am sichersten der Gefahr aus dem Wege, wenn man nach minutiöser Beobachtung und straffer Analyse zu Gunsten von Nachfolgern seinen Abschied nimmt, deren ganz frischer Einfluß vielleicht die Erschließung neuer Tatsachen begünstigen wird.

Was Frl. Smith im besonderen betrifft, so hat einerseits das Interesse, das ich an ihrem astrolinguistischen Roman genommen habe, sicherlich dazu beigetragen, ihre subliminale Tätigkeit in dieser Richtung zu erhalten und ihr einen Impuls gegeben, dessen Wirkung noch merklich ist, obwohl ich schon lange Zeit keine direkte Rolle mehr spiele. Andererseits aber würden, falls wirklich bei ihr übernormale Phänomene (Telepathie, Hellsehen, spiritistische Vermittlungen usw.) vorhanden sein sollten, die überskeptischen Stimmungen, die Helene mir ihrerseits namentlich seit Publikation von: „Des Indes“ zuschreibt, sie wahrscheinlich unfähig machen, in meiner Gegenwart solche zu produzieren. Der bloße Gedanke, von mir beobachtet und analysiert zu werden, könnte in dieser Hinsicht hemmend wirken. Kurz, ich wäre wohl weniger als jeder andere geeignet, die Ausübung von Fähigkeiten anzuregen, die ich während der sechs Jahre meiner Bekanntschaft mit Frl. Smith in ihrer Mediumität nicht zu finden vermochte, deswegen habe ich „andern Forschern“ in der letzten Zeile von: „Des Indes“ das Feld geräumt. Möge der Glanz des Übernormalen sie nicht blenden, und mögen sie die engen, aber sicheren Pfade wissenschaftlicher Methode nicht aus den Augen verlieren!]

ein, diktierte gleichsam dessen Aussagen. Gleichzeitig setzt sich Fl. in teilweiser Übereinstimmung mit Freuds Traumdeutung auseinander, nach der der Traum bekanntlich einen verdrängten Wunsch irgendwie realisiert. V.

4. Kapitel.

Leopolds Persönlichkeit.

Ist Leopold wirklich Joseph Balsamo, wie er vorgibt? Oder ist er, ohne mehr als oberflächliche Analogien mit dem berühmten Wundertäter des vorigen Jahrhunderts gemeinsam zu haben, wenigstens ein reales, von Frl. Smith unterschiedenes und unabhängiges Individuum? Oder sollte er schließlich nur eine Pseudorealität sein, eine Art allotroper Modifikation von Helene selbst, ein Produkt ihrer Subliminalphantasie, wie unsere Traumerschöpfungen und die Rollen, die man einem Hypnotisierten suggeriert?

Von diesen drei Annahmen ist m. E. die letzte sicherlich richtig, während sie in den Augen von Frl. S. sicherlich falsch ist. Man kann sich kaum eine tiefere Meinungsverschiedenheit vorstellen; man ahnt, daß wir uns nur mit Mühe über diesen Punkt verständigen, bei dem ich stets schließlich den kürzeren ziehe. Ich gebe aus zwei Gründen nach, 1. aus Höflichkeit, 2. weil ich Helene im Grunde vollständig begreife und an ihrer Stelle genau wie sie denken würde. Da ihre Umgebung und persönlichen Erfahrungen gegeben sind, muß sie unbedingt an das objektive, deutliche Dasein jenes geheimnisvollen Wesens glauben, welches unablässig in wahrnehmbarer und gleichsam materieller Form in ihr Leben eingreift und ihr keine Handhabe zum Zweifel an seiner Existenz übrig läßt. Er bietet sich ihren Blicken dar, mit Körperlichkeit gleich der der andern Menschen angetan, und als ob er wie ein Wesen aus Fleisch

und Blut¹⁾ die hinter ihm liegenden Gegenstände verdecke. Er spricht in ihr Ohr, gewöhnlich ins linke mit charakteristischer Stimme, welche aus variabler Entfernung, manchmal von etwa 2 m, oft noch von viel weiter herzukommen scheint. Er rüttelt den Tisch, auf den sie ihre unbeweglichen Hände gelegt hat, oder gibt ihr Krampf in den Arm, bemächtigt sich ihres Handgelenkes und schreibt durch ihre Hand mit anderer Federhaltung und einer von ihrer ganz abweichenden Schrift. Er schläfert sie ein ohne ihr Wissen, und beim Erwachen erfährt sie zu ihrem Erstaunen, daß er mit ihren Armen gestikuliert, durch ihren Mund mit rauher Mannesstimme in italienischem Tonfall gesprochen hat, einer Stimme, die mit dem lieblichen, klaren Klange ihres weiblichen Organes nichts gemein hat.

Ferner ist dieses Wesen nicht immer da. Weit entfernt, daß er jedesmal auf Helenes Ruf antwortet oder ihr zu Willen ist, im Gegenteil: sein Benehmen, seine Kundgebungen, sein Gehen und Kommen sind unvorhergesehen und bezeugen ein autonomes, mit freiem Willen ausgestattetes Wesen, das oft anderweitig beschäftigt oder durch eigene Angelegenheiten ferngehalten ist, die ihm nicht gestatten, sich beständig zur Disposition von Fr. S. zu halten. Bisweilen bleibt er wochenlang fort, ohne sich zu offenbaren, trotzdem Helene ihn herbeiwünscht und anruft. Dann plötzlich, wenn sie es am wenigsten erwartet, gibt er sich kund. Er spricht bald statt ihrer selbst, bald zu anderen, in einer Art, wie es Fr. Smith selbst niemals tun würde, und diktiert ihr Dichtungen, zu denen sie nicht fähig wäre. Er antwortet auf ihre mündlichen oder gedanklichen Fragen, er konversiert und diskutiert mit ihr. Wie ein weiser Freund, ein verständiger und die Dinge von oben beschauender Mentor, gibt er ihr Urteile, Rat, sogar Befehle, die zuweilen Helenes Wünschen direkt widersprechen, und gegen die sie sich aufbäumt. Er

1) Besonders, seitdem Leopold im Freien erscheint, hat er den Anschein eines alltäglichen Individuums im umgebenden Milieu. Im Hause nimmt er gewöhnlich Teil an irgendeiner umfangreicheren Vision, welche sich an Stelle des Zimmers, in dem Helene sich befindet, schiebt, so daß man nicht sagen kann, sie sehe Leopold als wirkliche Person sich von den Möbeln oder der Wand abheben.

tröstet und ermahnt, ermutigt, beruhigt und tadelt sie, er verteidigt vor ihr Menschen, die sie selbst nicht leiden mag, und hält Gründe aufrecht, die ihr widerstreben. Kurz, ein unabhängigeres, von Helene selbst unterschiedenes Wesen mit persönlicherem Charakter, schärfer ausgeprägter Individualität und gewisserer Real-Existenz läßt sich nicht denken.

Was Frl. Smith in ihrer Überzeugung noch bestärkt, ist die Zustimmung nicht nur ihrer Familie, sondern noch anderer gebildeter Leute, welche nach vielen Sitzungen mit ihr die objektive, von ihr geschiedene Existenz Leopolds nicht in Zweifel ziehen. Manche glauben so fest an die Wirklichkeit dieses höheren, für sie unsichtbaren Geistes, daß sie soweit gehen, ihn in Helenes Abwesenheit anzurufen. Natürlich erhalten sie Antworten durch den Tisch oder auf anderm Wege; das führt bisweilen zu unvorhergesehenen Komplikationen, wenn sie es zufällig erfährt. Denn obwohl Frl. Smith theoretisch zugibt, — und Leopold selbst oft erklärt hat —, daß er seinen wachsamsten Schutz auch über andere spiritistische Gruppen und spezieller über alle Freunde und Bekannte Helenes ausdehne, so ergibt sich, daß in der Praxis und Wirklichkeit der Sonderfälle weder er noch sie gern die Echtheit jener in Abwesenheit seines Lieblingsmediums gebotenen Mitteilungen anerkennen, die angeblich von Leopold stammen. Gewöhnlich hat sich dann statt seiner bei diesen Gelegenheiten ein betrügerischer Geist offenbaren müssen. Übrigens hindern diese Dementis die Überzeugten nicht, weiterhin an die Allgegenwart jenes guten Geistes zu glauben, ihre Kinder zu lehren, ihn zu verehren und selbst ihre Gebete an ihn zu richten. Man darf nie vergessen, daß der Spiritismus Religion ist. Daraus erklärt sich ebenso die maßvolle Hochschätzung, die oft die Medien umgibt wie Priester. Es kommt vor, daß man, ohne im allergeringsten einer Nachrede zu entsagen, — sobald man glaubt, Beschwerden gegen sie zu haben, — andererseits an sie dieselben Zeichen von Achtung verschwendet, wie dem, was die Menschheit als Erhabenstes ans Licht gefördert. Ich kenne einen Salon, wo über dem Hauptmöbel und zwar gut in die Augen fallend zwei Photographien in auserlesenem Rahmen einen Ehrenplatz erhalten haben: auf der einen Seite ein Christuskopf nach

einem großen Meister, auf der andern Seite das Porträt von . . . Fr. Smith. Bei andern Gläubigen mit weniger idealen, mehr auf das Praktische gerichteten Neigungen schließt man kein Geschäft ab, trifft keine wichtige Entscheidung, ohne durch Helenes Vermittlung Leopold um Rat gefragt zu haben; zahllos sind die Fälle, in denen er eine wichtige Auskunft erteilt, vor großen Geldverlusten bewahrt und wirksame medizinische Vorschriften geboten hat.

Man begreift, wie die Erfolge Leopolds und die mystische Verehrung, die viele, überaus achtbare Personen ihm bezeugen, dazu beitragen müssen, in Helene den Glauben an ihren allmächtigen Beschützer zu erhalten. Es wäre vergeblich, gegen diese absolute Überzeugung die Spitzfindigkeiten moderner Psychologie geltend zu machen. Das Beispiel der Traumfiktionen, die Analogien aus Hypnotismus und Psychopathologie, die Erörterungen über Geistesaggregation, die Bewußtseinsspaltungen und Bildung zweiter Persönlichkeiten, all diese ausgeklügelten Spitzfindigkeiten unserer modernen Gelehrten würden zersplittern wie Glas an dem unerschütterlichen Felsen unmittelbarer Gewißheit. Ich unternehme es daher auch nicht gern, eine Meinung zu bekämpfen, die unbestreitbar eine merkliche Evidenz für sich hat und alle Schwierigkeiten in leichtester, dem gesunden Menschenverstande konformster Weise löst.

Indes, da jeder gut leben und sein kleines Handwerk betreiben will, so erbitte ich die bescheidene Erlaubnis, für den Augenblick verfahren zu dürfen, als wenn Leopold außerhalb Helenes nicht existierte, und seiner möglichen Genese in ihrem Geistesleben nachspüren zu dürfen — rein hypothetisch und wie zur psychologischen Übung. Übrigens brauchen die Leser, welche an dieser Art akademischer Abhandlungen keinen Geschmack finden, das folgende Kapitel nur zu überschlagen.

I. Leopolds Psychogenese.

Die Beschreibung der Entwicklung Leopolds wird dadurch erschwert, daß er einen Doppelursprung hat, einen scheinbaren und einen wirklichen, wie die Kopfnerven, die den Studierenden der Anatomie so viel Verlegenheit schaffen. Sein scheinbarer

Ursprung, ich will sagen, der Augenblick, wo er sich äußerlich von der Persönlichkeit Helenes geschieden und als unabhängiger „Geist“ manifestiert hat, ist relativ klar und gut gekennzeichnet. Aber sein wirklicher, tief in den innersten Schichten von Helenes Persönlichkeit vergrabener und unlösbar mit diesen vermischter Ursprung bietet große Dunkelheiten und kann nur in Form starker Mutmaßung fixiert werden. Zuerst wollen wir uns mit dem scheinbaren Ursprung, oder mit dem ersten Auftreten Leopolds in den Sitzungen befassen.

Man begreift, daß Frl. Smith, einmal eingeweiht in den Spiritismus und in eine Flut von Ideen gestürzt, in der die tröstende Lehre von Protektoren oder führenden Geistern einen wichtigen Platz einnimmt, bald wie jedes gute Medium einen besonders an ihre Person gebundenen Desinkarnierten besaß. Sie hatte nacheinander sogar deren zwei, nämlich Victor Hugo und Cagliostro. Es handelt sich hierbei nicht um einen einfachen Namenswechsel von Helenes Führer, welcher sich zuerst in der Form und mit dem Namen des großen Dichters präsentierte, dann weiter den des erlauchten Wundertäters aufgegriffen hätte, sondern es sind, wenigstens im Beginn zwei voneinander unterschiedene, selbst verfeindete Persönlichkeiten; davon hat eine die andere allmählich (jedoch unter Annahme einiger ihrer Charakterzüge) in einem Kampfe verdrängt, dessen Spur sich in den sehr unvollständigen Protokollen der damaligen Sitzungen wiederfindet. Daher kann man in der Psychogenese von Helenes Schutzgeist drei Phasen unterscheiden: eine 5monatliche Anfangsphase, in der Victor Hugo allein herrscht; eine Übergangsphase von ca. 1 Jahr. In dieser merkt man den Schutz Victor Hugos, welcher, ohnmächtig Helene und ihre spiritistische Gruppe gegen Einbrüche eines Eindringlings, namens Leopold, zu verteidigen, kraft geheimnisvoller Beziehungen im Verlauf einer früheren Existenz eine wachsende Autorität über das Medium beansprucht und beweist. Schließlich eine nunmehr 6 Jahr anhaltende Periode, in der V. Hugo nicht mehr figuriert, und die man annähernd von jenem Augenblick an datieren kann, wo Leopold als nur angenommener Name offenbart ist, unter dem sich in Wirklichkeit die gewaltige Persönlichkeit Joseph Balsamos verbirgt.

In der ersten Phase, in der Victor Hugo vor uns als Führer Frl. Smith's zuerst am 1. April 1892 (siehe Seite 32) aufgetreten, nur eine ziemlich nichtige Rolle spielt, finde ich kein erwähnenswertes Ereignis. Über die zweite Phase hingegen geziemt's, einige Auszüge aus Sitzungsberichten des Zirkels N. anzuführen, um den besonderen Charakter, mit dem Leopold sich von Anfang an manifestierte, zu beleuchten.

26. Aug. 1892. „Ein Geist mit Namen ‚Leopold‘ kündigt sich an, er kommt Helenes wegen und scheint große Autorität auf sie ausüben zu wollen. Nach einigen Augenblicken sieht sie ihn. Er scheint etwa 35 Jahre alt und ist ganz schwarz gekleidet. Der Ausdruck seines Gesichtes ist eher gutmütig; nach einigen an ihn von uns gerichteten Fragen erfahren wir, daß er sie in einem früheren Leben gekannt hat und nicht möchte, daß ihr Herz sich irgend jemandem hienieden ergebe Frl. Smith erkennt ihren Führer Victor Hugo, ist glücklich über seine Ankunft und wendet sich mit der Bitte an ihn, sie in Voraussicht der Anfechtungen des neuen Geistes zu schützen. Er antwortet ihr, sie habe nichts zu fürchten, er werde immer da sein. Sie ist fröhlich, so bewahrt und beschützt zu werden durch ihn und fühlt, nichts fürchten zu brauchen.“

2. Sept. „Leopold kommt, aber Frl. Smith ist unbesorgt, denn ihr Führer Victor Hugo ist da und beschützt sie.“

23. Sept. „. . . Wenig glückliche Sitzung. Ein Geist kündigt sich an, es ist Leopold. Er sagt uns sogleich: ‚Ich bin allein hier und will heute Abend hier Herr sein.‘ Wir sind davon sehr geärgert und erwarten von ihm nichts Gutes. Er sucht, wie schon einmal, Frl. Smith einzuschläfern, der es unerhörte Mühe macht, gegen diese Schläfrigkeit anzukämpfen. Sie steht vom Tische auf in der Hoffnung, ihn dadurch zu entfernen, damit er andern seinen Platz überlasse. Nach 10 Minuten kommt sie wieder, er ist aber immer noch da und macht keine Miene, das Spiel aufzugeben. Je mehr wir auf ihn einreden, je mehr wir uns stellen, vor ihm keine Angst zu haben, um so mehr rüttelt er am Tisch, um uns zu zeigen, daß er uns auch nicht fürchte. Wir rufen unsere (Geister-) Freunde zu Hilfe, . . . (Sie nehmen sofort Leopolds Platz ein), aber bald ist Leopold von neuem da; wir ringen mit ihm, wir wollen, daß er sich entferne, aber weder Milde noch harte Worte bringen Unterwerfung. Gegen solche Starrköpfigkeit sind, wie wir begreifen, alle unsere Anstrengungen vergeblich; wir entschließen uns endlich die Sitzung aufzuheben.“

3. Okt. („Manifestation der Lieblingsgeister der Gruppe, welche erklären), daß sie nicht, wie sie gewollt haben, kommen können, daran durch den Geist Leopold gehindert, der sich bei uns einzuführen sucht, und den wir so viel wie möglich zurückstoßen möchten, nach der wenig

passenden Art, in der er sich ankündigt, davon überzeugt, daß er nicht in guter Absicht komme. Ich weiß nicht, ob es uns gelingen wird, ihn zu entfernen; wir fürchten aber sehr, daß er uns geniere und unsern Fortgang verzögere.“

7. Okt. „... Leopold kündigt sich an. Wir suchen ihn zu überreden: wir wollten ihm nicht verbieten zu kommen, aber wir bäten ihn, als Freund zu kommen und nicht als Herr, wie er sich ausdrückte. Er ist nicht zufrieden damit, scheint uns damit sehr ärgern zu wollen und spricht mit einer Rücksichtslosigkeit, die uns aus der Fassung bringt. Hoffen wir, daß er sich zu besseren Empfindungen bekehre. Er läßt sich sehen, promentiert um den Tisch herum, entbietet jedem einen Gruß mit der Hand und zieht sich zurück, um wieder anderen den Platz zu überlassen. . . .“

14. Okt. „(Nach einer Viertelstunde regungslosen und schweigsamen Wartens in der Dunkelheit um den Tisch herum, interpelliert man Frl. Smith und rüttelt sie vergeblich auf.) Sie ist eingeschlafen. Nach dem Rate der Anwesenden lassen wir sie schlafen; dann nach einigen Minuten hebt sich der Tisch, und ein Geist kündigt sich an: Viktor Hugo. Wir fragen ihn, ob er uns etwas mitzuteilen habe; er bejaht und buchstabiert: ‚Weckt sie auf, laßt sie nie schlafen!‘ Wir beeilen uns, es zu tun; wir sind übrigens beunruhigt über ihren Schlaf. Es macht uns viele Mühe, sie aufzuwecken.“

6. Jan. 1893. „Nach 20 Min. langem Warten kommt Leopold, der das Medium wie gewöhnlich auf einige Augenblicke einschläfert, uns foppt und unsere Freunde (Desinkarnierte) hindert, an den Tisch zu kommen. Er ist uns in allem entgegen, was wir ihn bitten und geht gegen jeden unserer Wünsche vor. Solcher Ranküne gegenüber bedauern die Anwesenden die Regungen schlechter Laune, die sie gegen ihn hegten und beklagen, es so teuer zu bezahlen. Nur mit Mühe gelingt's, das Medium zu wecken.“

Febr. 1893. „In einer der Monats-Sitzungen geschah etwas recht Bemerkenswertes. Der an jenem Tage sehr erzürnte Geist Leopold nahm dem Medium zweimal hintereinander den Stuhl weg und trug ihn ans andere Ende des Zimmers, während Frl. Smith schwer zu Boden stürzte und so unglücklich auf ein Knie fiel, daß sie, die auf diese boshafte Posse nicht gefaßt war, mehrere Tage daran litt und Mühe hatte, zu gehen. Wir haben die Sitzung aufheben müssen; wir waren nicht ruhig. Woher diese Animosität? . . .“

Das Wort: Animosität faßt tatsächlich das Benehmen und die Gefühle ziemlich gut zusammen, welche Leopold im Gegensatz zu seinem ruhigen Nebenbuhler Victor Hugo dem Zirkel N. gegenüber scheinbar hegte. Die persönlichen Erinnerungen der Teilnehmer, die ich habe befragen können, bestätigen die wesent-

liche Physiognomie dieser beiden Gestalten. V. Hugo ist ein beruhigender Beschützer mit väterlichem, etwas fadem Tone, dessen gute Ratschläge sich gern in die Form schlechter Verse und süßlicher Devisen einkleiden ¹⁾, kurz, ein verschwommener Charakter, der durch den ganz entgegengesetzten des anmaßenden Leopolds in den Schatten gestellt wird, der sich ein besonderes Vergnügen aus der Rolle macht, Spielverderber, rach- und eifersüchtig zu sein, das Herannahen der begehrten Desinkarnierten zu hindern, das Medium einzuschläfern oder es auf die Erde zu werfen, ihm zu verbieten, sein Herz anderen zu schenken und die Sitzungen so viel als möglich zu stören. Das scheint ihm recht gut gelungen zu sein, denn die Sitzungen des Zirkels N. hörten zu Anfang des Sommers auf. Es tritt dann eine Unterbrechung von 6 Monaten ein, nach welcher ich Frl. S. am 12. Dez. eine neue Sitzungsreihe in einem ganz andern, von Prof. Cuendet organisierten, spiritistischen Zirkel einweihend wiederfinde. Hier erscheint Viktor Hugo nur noch sehr selten, und nie in der Führerrolle, welche von vornherein und ohne Widerspruch Leopold zuerteilt ist, dessen wirkliche Identität (Cagliostro) für niemand in dem neuen Kreise ein Geheimnis ist. So endete also im Laufe d. J. 1893, zu einer Zeit, die in Ermangelung von Protokollen zu präzisieren unmöglich ist, die Nebenbuhlerschaft der beiden Personen durch den vollständigen Triumph der zweiten.

Aus dem Vorgehenden ergibt sich, daß das Erscheinen Leopolds in den Sitzungen des Zirkels N. eine sichtliche Erscheinung von Kontrast, Feindseligkeit, Antagonismus gegen diesen Zirkel bedeutet. Nichts würde folglich über die wahre Natur Leopolds und die emotionelle Tendenz, welche ihn inspi-

1) Hier zwei Beispiele dieser von Viktor Hugo an Frl. Smith gerichteten und in den Protokollen des Zirkels N. aufbewahrten typtologischen Diktate:

9. Dez. 1892:

L'amour divine essence, insondable mystère,
Ne le repousse point, c'est le ciel sur la terre.

19. Febr. 1892:

L'amour, la charité seront ta vie entière;
Jouis et fais jouir, mais n'en sois jamais fière.

riert hat, mehr aufklären als die genaue Kenntnis der herrschenden Stimmungen und Atmosphäre jenes Kreises. Es ist schwer und heikel, sich über den komplexen Geist eines Milieus auszusprechen, an dem man nicht teilgenommen hat, und über das man nur spärliche und nicht immer übereinstimmende Hinweise besitzt. Ich gebe jedenfalls an, was sicher scheint.

Viel zahlreicher, als für Sitzungen dieser Art gestattet ist, schloß der Zirkel N. recht verschiedene Elemente in sich. Neben ernstesten und überzeugten Anhängern waren gewöhnlich einige Studenten zugegen, welche bei einer der Zirkel-Damen in Pension waren, und den ganzen Ernst spiritistischer Zusammenkünfte nicht empfunden zu haben scheinen. Dieses Alter ist mitleidlos, und die tiefe Bedeutung der Dunkelsitzungen entgeht oft ihrer oberflächlichen, mutwilligen Sinnesart. Unter diesen Verhältnissen mußte Frl. Smith unvermeidlich zwei entgegengesetzte Eindrücke erfahren. Einerseits fühlte sie sich gefeiert, bewundert, verhätschelt als Medium ohne Gleichen wie sie war, auf dem sogar die Existenz der Gruppe beruhte. Andererseits konnten ihre geheimen Neigungen zu hoher, persönlicher Würde durch den vertraulichen Ton, dem sie in jenem zu gemischtem Milieu ausgesetzt war, nur gekränkt werden. Ich betrachte die beiden rivalisierenden, aufeinanderfolgenden Führer Helenes als Ausdruck jenes Doppelgefühls. Wäre Frl. Smith nach amerikanischer Weise aufgewachsen oder ihre Natur grobkörniger gewesen, so hätte das Flirten der Sitzungen Viktor Hugo ohne Zweifel nur größere Wärme und Glanz geliehen. Anstatt dessen rief der Flirt in einer Natur von angeborenem großem Stolze, äußerster Reizbarkeit im Punkt der Ehre, deren eher strenge und harte Erziehung den Sinn der Selbstachtung noch gesteigert hatte, den siegreichen Zorn Leopolds hervor. Nach einjährigem Kampf zwischen beiden Personifizierungen entgegengesetzter Emotionaltendenzen trug, wie wir sahen, die zweite definitiv den Sieg davon. Frl. Smith zog sich aus dem Zirkel zurück, welcher sich mit einem Schläge auflöste.

Man versteht jetzt, welche Idee ich mir über Leopold bilde. Er stellt bei Frl. S. die Synthese, Quintessenz — und andererseits die volle Blüte — der geheimsten Triebe des psychophysischen Organismus dar. Er taucht aus jener tiefen und mysteriösen Sphäre

empor, in die die letzten Wurzeln unseres individuellen Seins sich einsenken, durch die wir uns mit der Gattung selbst und vielleicht mit dem Absoluten berühren, und woher unentwirrbar unsere physischen und moralischen Erhaltungstrieb, unsere auf das Geschlecht bezüglichen Empfindungen, Keuschheit der Seele und Sinne, kurz, alles, was es an Dunklerem, Tieferem und weniger Vernunftmäßigem im Individuum gibt, entspringen. Wenn sich Helene in einer, ich will nicht sagen, gefährlichen, aber einfach zu gewagten Umgebung befindet, um irgend einer ihren Grundrichtungen entgegengesetzten Neigung nachzugeben, dann taucht mit den Worten eines Herrschers plötzlich Leopold auf, der den Besitz des Mediums ganz für sich beansprucht und nicht duldet, daß sie sich irgend jemandem hienieden verbinde. In ihm erkennt man den Urheber jener Stimme wieder, „die nicht die des Gewissens ist“¹⁾, die Frl. Smith bis jetzt stets hinderte, ihr Geschick an das eines anderen, der nicht auf derselben Höhe steht wie sie, zu knüpfen. Ebenso erkennt man in ihm jenes selbe Schutz- und Erhaltungsprinzip, welches schon in Helenes Jugendzeit bei den gelegentlich gewisser Gemütbewegungen auftauchenden teleologischen Automatismen nachwirkte (S. 21).

Durch diese Betrachtungen aber sind wir bereits weit über das scheinbar erste Auftreten Leopolds in der Sitzung vom 26. Aug. 1892 zu seinem sehr viel älteren, wirklichen Auftreten zurückgegangen. Dieses scheint von einem großen Schrecken her zu datieren, den Helene im Laufe ihres 10. Lebensjahres hatte. Als sie eines Tages über die Plaine de Plainpalais auf dem Rückwege aus der Schule ging, wurde sie von einem großen Hunde angefallen, welcher sich vor ihr unter Bellen aufbäumte. Man stelle sich das Entsetzen des armen Kindes vor. Glücklicherweise wurde sie von einem Mann in dunklem langem Rock mit weiten Ärmeln und weißem Kreuz auf der Brust befreit. Dieser Mann, der plötzlich wie durch ein Wunder, sich einfand, verjagte den Hund und verschwand ebenso plötzlich, ohne daß Helene ihm hätte danken können. Nun ist nach Leopold dieser Mann kein anderer als er selbst gewesen, welcher bei jener Gelegenheit

1) Siehe den Brief Seite 23.

Helene zum ersten Male erschien und sie durch Verjagen des Hundes rettete.

Diese Erklärung hat Leopold am 6. Okt. 1895 in einer Sitzung gegeben, in der Helene im somnambulen Zustande soeben jene Schreckensszene mit dem herzzerreißenden Geschrei, den Gesten des Kampfes und der Abwehr, den Fluchtversuchen usw. wiederholt hatte. Im Wachzustande entsinnt sie sich jener Episode recht gut, läßt aber nicht Leopold eingreifen, sondern einen Curé oder irgend einen Frommen, welcher zufällig vorüberging, ihr Hilfe leistete und das Tier verjagte. Auch ihre Eltern entsinnen sich jenes Vorfalles, den sie ihnen eines Tags erzählte, als sie sehr erregt aus der Schule kam, und infolge dessen sie lange Zeit nachher keinem Hund auf der Straße begegnen konnte, ohne sich entsetzt im Kleide ihrer Mutter zu verstecken. Eine instinktive Abneigung gegen Hunde hat sie immer behalten.

Beim ersten Blick scheint es nicht, als ob bei jenem Abenteuer die Sphäre der Schamgefühle speziell im Spiele war. Bedenkt man aber, daß alle intensiven Erregungen sich ähneln, sofern es sich, kurz gesagt, um eine Art Attentat handelt, und daß die zersetzende Macht physischer und moralischer Choks bei prädisponierten Individuen heute eine alltägliche Tatsache ist, so wird man leicht die Behauptung Leopolds unterschreiben, allerdings mit einer Auffassung in anderem Sinne, indem man in jener Episode den ersten Ursprung der Bewußtseinspaltung und hypnoiden Manifestationen Helenes sieht. Ob die Person im Gewande ein wirklicher Passant war, der dem Kinde zu Hilfe kam, und dessen Bild für immer infolge der Erregung in das Gedächtnis eingegraben, sich später unter allen ähnlichen Umständen reproduziert und schließlich in Leopold verkörpert hat, oder ob es schon damals eine phantastische Vision war, welche irgend eine lebhafteste, automatische Entfaltung von Muskelenergie, durch die das kleine Mädchen sich glücklich vom Hunde befreite, begleitete, das läßt sich nicht entscheiden. Gleichwohl erscheint mir die erstere Hypothese am natürlichsten und einfachsten.

Im zweiten Kapitel (S. 27) sahen wir, daß nach jenem ersten Vorfall alles während der nächsten vier Jahre so blieb, wie es war, bis zu dem Augenblick, wo die Pubertät die Entwicklung der orientalischen Visionen begünstigte. Hierin ist Leopold, dem wir diese Auskunft verdanken, mit sich selbst nicht ganz in Übereinstimmung, denn bald sagt er, er selbst habe Helene die

indischen Visionen eingegeben, bald, sie seien von selbst, gleichsam als Reminiszenzen an ein Vorleben aufgetreten. Indes scheint die Tatsache, daß er davon weiß und sich im großen ganzen daran erinnert, wohl darauf hinzuweisen, daß er gemäß seiner ersteren Behauptung mit ihrem Auftreten irgend etwas zu tun hatte; diese Aussage stützt auch die Idee von einem inneren Zusammenhang zwischen diesen unterbewußten Träumereien und der tiefen Psychosphäre, auf die ich anspielte. Neben diesen verschiedenen Visionen ist Leopold unzweideutig als Beschützer in braunem Kleide bei zahlreichen Gelegenheiten, bei denen diese Sphäre direkter im Spiele war, erschienen. Ich will nur zwei Beispiele, ein sehr altes und ein ganz neues, anführen.

Als Helene eines Tages zum Arzt gegangen war, um ihn wegen ihrer krankhaften Menses zu befragen, erlaubte sich dieser, der sie schon lange kannte und fast Freund der Familie war, auf die frische Wange des jungen Mädchens einen harmlosen Kuß zu drücken. Auf einen Empörungsausbruch, den diese Vertraulichkeit bei Fr. Smith hervorrief, war er nicht gefaßt und mußte schleunigst die geziemenden Entschuldigungen tun. Was hier interessiert, ist der Umstand, daß Helene unter dem Drucke ihrer Erregung in einer Zimmerecke ihren Verteidiger im braunen Gewande erscheinen sah, welcher sie nicht mehr verließ, bis sie nach Hause zurückgekehrt war.

Vor nicht langer Zeit hat derselbe Beschützer, immer in demselben Kostüm, sie mehrere Tage hintereinander begleitet, wenn sie über eine wenig belebte Promenade ging, auf welcher ihr Weg zum Kontor führte. Eines Abends erschien er ihr auch beim Betreten dieser Promenade mit der Geberde, ihr den Weg zu versperren und zwang sie, einen Umweg nach Hause zu machen.

Fr. Smith hat den Eindruck, und verschiedene Anzeichen geben zu denken, daß sie sich nicht täuscht, daß ihr nämlich Leopold so im braunen Gewande unter den immer genau beschriebenen Umständen erscheint, um ihr einen peinlichen Anblick oder eine gefährliche Begegnung zu ersparen. In der konstanten Entfernung von etwa zehn Metern taucht er vor ihr auf, läuft oder gleitet schweigend rückwärts, je nachdem sie vorwärts auf ihn losgeht, und lockt sie, ihren Blick bezaubernd, so daß sie weder rechts noch links schauen kann, bis sie die gefährliche Stelle überschritten hat. Man beachte, daß Leopold, während er sich unter andern Umständen, z. B. in den Sitzungen, in den verschiedensten Kostümen zeigt und von allem Möglichen spricht, bei Gelegenheiten des wirklichen Lebens, wo Helene besonders gefahrvollen Aufregungen als weibliches Wesen ausgesetzt ist, ihr immer in seiner schweigsamen und gewissermaßen geistlichen Art, in weiter, dunkler

Robe erscheint, genau so wie er ihr zum ersten Male bei ihrem Schrecken im zehnten Jahre begegnete.

Die eben gegebenen Hinweise rechtfertigen, denke ich, zur Genüge meine Meinung, daß der wirkliche und keimhafte Ursprung Leopolds in jener zarten, tiefen Sphäre liegt, in der man so oft den Wurzeln hypnoider Phänomene begegnet ist, und welcher die hervorragendsten Visionäre, wie Swedenborg ¹⁾ zwar nicht zweifellos den intellektuellen, lebensvollen Inhalt, wohl aber die phantasive Form, die halluzinatorische, materielle Hülle ihrer Eingebung zum guten Teile zu verdanken scheinen. Gleichwohl liegt in unserem Falle ein Doppelproblem vor. Warum haben diese instinktiven Gefühle, die emotionellen Tendenzen, die bei jedem existieren und bei vielen unterbewußte, hypnoide Schöblinge treiben, bei Fr. Smith zu einer so komplexen und vollkommenen Schöpfung, wie der Persönlichkeit Leopolds geführt, und zweitens, warum glaubt diese Persönlichkeit Joseph Balsamo zu sein?

Ich bemerke von vornherein, daß in meinen Augen diese beiden Gestalten eine reine Autosuggestionswirkung sind. Warum zunächst das unterbewußte Leben sich zu scheinbar unabhängiger, vom gewöhnlichen Ich geschiedener Persönlichkeit eigenen Charakters, die sich durch automatische Prozesse offenbart, verdichtet hat, das kann die einfache Tatsache der Beschäftigung mit dem Spiritismus und der Hingabe an mediumistische Praxis hinreichend erklären. Es ist das nicht vage Hypothese oder willkürliche Behauptung, sondern empirische Wahrheit, Konstatierung einer Wirklichkeit, psychologisches, aus konkreten Beispielen abgeleitetes Gesetz, das folglich eine genügende und bis zum Beweis des Gegenteils allein plausible Erklärung anderer Einzelfälle begründet, auf die seine Formel anwendbar ist. Man denke sich ein Individuum mit einem Unterbewußtsein von Erinnerungen, Gewissensbedenken, affektiven Tendenzen, Ideen voll mehr oder minder intensiven Gefühlskoeffizienten, man bringe ihm spiritistische, ich sage nicht Überzeugungen, sondern einfach Meinungen

1) Siehe Lehmann, Aberglaube und Zauberei, übers. von Petersen, Stuttgart 1898, S. 217 ff.

bei, stelle es an einen Tisch oder gebe ihm einen Bleistift. Wenn es nur seiner Anlage nach etwas eindrucksfähig, suggestibel und persönlichkeitschwach (*désagrégeable*) ist, was das Publikum „mediumistische Fähigkeit“ nennt — so wird es nicht lange dauern, bis seine subliminalen Elemente sich gruppieren, ordnen und entsprechend der „personalen Form“, zu der jedes Bewußtsein neigt ¹⁾, sich zusammendrängen, nach außen hin sich in Mitteilungen ausdrücken, die den Schein tragen, direkt von Desinkarnierten zu stammen. Letzthin habe ich zwei typische Beispiele dieses Vorganges veröffentlicht, bei denen ebensowenig „Geister“ im spiritistischen Wortsinne vorhanden sind als bei dem Faktum, sich seines Namens oder seiner Adresse zu erinnern; ich komme auf diese Beweisführung nicht zurück ²⁾).

Auf den Fall von Frä. Smith angewendet, besteht dieses Gesetz in der Behauptung, daß Leopold nicht notwendig (worauf übrigens nichts hinweist) als bestimmte Unterpersönlichkeit existierte, bevor Helene sich mit dem Spiritismus befaßte. Erst in den Sitzungen des Zirkels N. hat er sich durch eine Gemütsreaktion gegen gewisse Strömungen, wie man sah, allmählich gebildet, indem er sich an Erinnerungen mit demselben Gefühlston bereicherte, bis er ein scheinbar unabhängiges Wesen wurde, das sich durch den Tisch kund tat, einen eigenen Willen und ihm zugehörige Gedankenrichtung offenbarte, sich früherer, analoger Vorfälle aus dem Leben Helenes erinnerte und sich die Ehre beimaß, damals schon dabei gewesen zu sein. Einmal konstituiert, mußte dieses zweite Ich selbstverständlich immer wachsen, sich verfeinern und nach jeder Seite entwickeln, indem es dank des Suggestibilitätszustandes, welcher die Ausübung der Mediumität begleitet, eine Menge neuerer Daten assimilierte, während es sich aus der Vergangenheit nur Elemente ihm ähnlicher Art, unbewußte Tatsachen aus derselben Grundsphäre und mit demselben Gefühlston aneignen und als zu ihm gehörig anerkennen konnte.

1) W. James: „Thought tends to Personal form“. *Princ. of Psychology*, New York 1890, I, S. 225 ff.; deutsch übers. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1909.

2) *Genèse de quelques prétendus messages spirites*. *Revue philosoph.*, Bd. 47, S. 144 (Febr. 1899).

Ohne Spiritismus und die Autohypnose der Séancen hätte sich Leopold wahrscheinlich nie personifiziert, sondern wäre in dem nebelhaften, zerstreuten, unzusammenhängenden Zustande vager Subliminalträumeri und zerbröckelter automatischer Phänomene geblieben.

Um im Falle des zweiten Problems zu erklären, warum diese Unterpersönlichkeit einmal gebildet, sich mehr zu Cagliostro ausgewachsen hat, statt einen anderen berühmten Namen anzunehmen oder einfach der anonyme Schutzengel von Frl. Smith zu bleiben, dazu brauchte man eine sehr vollständige Kenntnis von tausend äußeren Vorfällen, welche Helene zu Beginn ihrer Mediumität umgeben haben und sie wider ihren Willen suggestiv beeinflussen konnten. Nun habe ich darüber unglücklicherweise nur Hinweise sammeln können, die viel zu wünschen übrig lassen, so daß es jedem selbst überlassen bleibt zu erklären, der rein psychische Ursprung dieser Personifikation sei nicht klar gesichert und die reelle Vermittlung des desinkarnierten Joseph Balsamo sei meiner Hypothese von der Autosuggestion vorzuziehen. Hier sind jedoch die Tatsachen, die ich zur Stütze dieser letzteren ins Feld führen kann, von anderen methodologischen Erwägungen garnicht zu reden.

Der selbstherrliche, eifersüchtige, dem Zirkel N. sichtlich feindliche Geist, welcher sich am 26. Aug. 1892 unter dem Namen Leopold¹⁾ manifestiert hat, offenbarte seine Identität mit Cagliostro erst einige Zeit später unter folgenden Umständen.

Eines der eifrigsten Mitglieder des Zirkels N. war eine Frau B. . . . Schon lange dem Spiritismus ergeben, hatte sie vorher an zahlreichen Sitzungen bei dem jetzt verstorbenen, dem Spiritismus als Amateure sehr überzeugt ergebenden Ehepaar Badel teilgenommen, deren Salon nebst rundem Tischchen einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des Genfer Okkultismus eingenommen hat. (Ich weiß das nur vom Hörensagen.) Nun erfahre ich von Frau B. . . ., daß einer jener Desinkarnierten, die sich in den Sitzungen bei Badels in ihrer Anwesenheit sehr oft, seit sie dabei war, manifestierten, gerade Joseph Balsamo war. Tatsächlich gibt's in der Geschichte wenige Gestalten, die besser zu posthumer Rückkehr in-

1) Nach den unsicheren Erinnerungen verschiedener Zeugen hatte sich Leopold schon ein erstes Mal wenige Tage vor obigem Datum, manifestiert in einer Sitzung, die Helene mit einigen Personen des Zirkels N., aber außerhalb der regelmäßigen Sitzungen dieses Zirkels und ohne Protokoll abhielt.

mitten der Tischgeheimnisse passen, als der rätselhafte Sizilier, besonders seitdem Alex. Dumas ihm in glänzender Weise, wie man weiß, sein Wappenschild als das eines Musterhypnotiseurs und seinen Heiligenschein als illuministischen Großkopfta vergoldet hat. Nicht zufrieden mit den offiziellen Sitzungen des Zirkels N., lud Frau B. . . . Helene oft bei sich zu intimen Sitzungen ein, über die keine Protokolle geführt wurden. Als in einer dieser Sitzungen Helene die Vision Leopolds hatte, welcher ihr mit einer Rute eine Karaffe zeigte, erinnerte sich Frau B. . . . plötzlich der berühmten Episode aus dem Leben Cagliostro, holte nach der Sitzung aus einem Schrank einen, einer illustrierten Dumasausgabe entnommenen Stich hervor, um ihn Frl. Smith zu zeigen; derselbe stellte die berühmte Karaffenszene zwischen Balsamo und der Dauphine im Schlosse Taverney ¹⁾ dar. Gleichzeitig äußerte sie den Gedanken, der Geist, welcher sich durch den Tisch unter Helenes Händen manifestiere, sei sicherlich, wie auch früher am Tisch bei Badels, Balsamo; sie war erstaunt, daß man diesem Geist den Namen Leopold gegeben hätte, worauf Helene antwortete, er selbst habe sich so genannt. Im Verlaufe ihrer Darlegungen sagte Frau B. . . . zu Frl. Smith, sie wäre vielleicht in einem Vorleben das Medium des großen Magiers, also Lorenza Feliciani, gewesen. Helene nahm diese Idee gern an und betrachtete sich einige Wochen lang als Reinkarnation Lorenzas, bis zu dem Tage, wo ihr eine Dame ihrer Bekanntschaft bedeutete, das wäre nicht möglich, da Lorenza Feliciani nur in der Phantasie und den Romanen von Alex. Dumas (!) gelebt hätte. So aus ihrer vorausgesetzten Präexistenz vertrieben, wurde Helene durch den Tisch bald für Marie Antoinette erklärt. Was Leopold anbetrifft, so bestätigte er selbst, kurz nachdem ihn Frau B. . . . hypothetisch mit Cagliostro identifiziert hatte, diese Annahme in einer Sitzung des Zirkels N., indem er durch den Tisch diktierte, sein wahrer Name sei Joseph Balsamo.

In dieser Genealogie verbleiben zwei dunkle Punkte, die sich nicht aufklären lassen. Erstens, was war jene Vision Helenes, in der Leopold ihr mit einer Rute eine Karaffe zeigte? Wenn sie wirklich die Szene im Schlosse Taverney darstellte, so könnte man daraus schließen, daß Leopold vollauf das klare Bewußtsein hatte, Cagliostro zu sein, bevor Frau B. . . . diesen Gedanken aussprach, und daß diese Vision ein verstecktes Mittel war, sich erkennen zu geben. Aber das würde keineswegs beweisen, daß er dieses Bewußtsein nicht aus irgend einer uns unbekanntem, früheren Suggestion geschöpft hätte. Bezog sich also diese Vision wohl auf jene berühmte Szene oder stellte sie vielmehr etwas ganz anderes dar? Man muß darauf verzichten es zu erfahren, da weder die Erinnerungen von Frau B. . . ., noch besonders die von Frl. Smith, welche nie die genaue Erinnerung auch an ihre Wachstagen lange bewahrt, die Frage zu erledigen gestatten.

1) Alex. Dumas: Mémoires d'un médecin, Joseph Balsamo, Kap. 15.

Schließlich, woher kommt der Name: Leopold, und warum hatte sich Cagliostro mit demselben ausgestattet, anstatt sich offen vorzustellen, wie bei Badels und an so vielen andern spiritistischen Tischen? Das weiß keiner. M. W. existiert in der Umgebung Helenes mit dem Vornamen Leopold niemand, von dem derselbe etwa hätte stammen können. Cuendet hat von der Auffassung aus, es sei wohl ein vom wahren Joseph Balsamo absichtlich angenommenes Pseudonym, um gelegentlich seine Identität zurückfordern zu können, obwohl er sie in den Sitzungen von Fr. Smith verheimlichte, er hat die geistreiche Hypothese aufgestellt, die Wahl dieses falschen Tisch-Namens sei durch seine symmetrische Buchstaben-Anordnung von den berühmten Initialen L... P... D... bestimmt, welche die Devise der Illuminaten (*lilia pedibus destrue*) darstellten, und welche Alex. Dumas an die Spitze eines seiner eindrucksvollsten Kapitel¹⁾ und zugleich auf die Brust Joseph Balsamos als der Hauptrolle darin, gesetzt hat. Mehr verlange ich gar nicht. Wenn man annimmt, daß die zweite Persönlichkeit Helenes sich vor der Eingebung von Frau B. für Cagliostro gehalten hat, sogar bevor er sich zum ersten Male unter dem Namen: Leopold manifestierte, so wäre es psychologisch sehr plausibel, daß die unterbewußte Phantasie Helenes durch das launische Spiel der Ideenassoziation tatsächlich vom faszinierenden Bilde des berühmten Cagliostro in der Erinnerung an das Kapitel ausgegangen sei, in dem Dumas ihn in seinem Wesen enthüllt, dann zu den drei hervorragenden Buchstaben, welche jenes wunderbare Kapitel krönen, und von da schließlich zu dem bekannten, alleinigen Vornamen, dessen Pfeiler sozusagen diese Buchstaben bilden, gelangt sei.

Andrerseits erklärt Fr. Smith kategorisch und ebenso ihre Mutter, daß sie die „*Mémoires d'un médecin*“ nie gelesen, nicht einmal gesehen hätte, bevor sich Leopold-Cagliostro offenbarte. Befragt man Leopold selbst, so kommt man kaum weiter in der Frage, denn die ersten Male, als ich ihn in dieser Angelegenheit fragte, antwortete er, der Name wäre ein rein willkürliches Pseudonym, für das man eine vernünftige Erklärung nicht zu suchen brauche. Später (in der Sitzung vom 28. Febr. 1897) nahm er die Hypothese von Prof. Cuendet, der sie ihm mitteilte, sogleich auf und beglückwünschte durch energische Beifallsgesten den Entdecker der endlich gefundenen Wahrheit. Aber diese Zustimmung beweist nichts, denn es ist bei Leopold ein markanter Zug (den er mit der Mehrzahl der subliminalen Persönlichkeiten teilt), daß er, wenn man ihn um genaue Auskunft bittet, und er selbst nichts Rechtes zu sagen weiß, nur um so schneller allem zustimmt, was in den Vorschlägen seiner Eigenliebe schmeicheln und mit seiner Rolle oder Natur harmonieren kann. Weiterhin in einer sehr viel späteren Sitzung (12. Febr. 1898) von neuem über den Ursprung seines Namens befragt, scheint er die Hypothese von Cuendet gänzlich vergessen zu haben und erklärt,

1) A. a. O. Einleitung, Kap. III.

er habe den Vornamen eines ihm sehr lieben Freundes aus dem achtzehnten Jahrhundert, der zum Hause Österreich gehört hätte, obwohl er keine Rolle in der Geschichte gespielt habe, als Pseudonym gewählt. Nähere Einzelheiten sind von ihm nicht zu erfahren: in Summa er weiß selbst nicht recht, warum er sich gerade des Namens Leopold bedient und mit ihm seine Botschaften unterzeichnet, noch auch, warum er ein ganz nutzloses Pseudonym angenommen hat und noch bewahrt, da seine angebliche Identität seit 6—7 Jahren für niemanden mehr Geheimnis ist, seitdem er selbst sich bemühte, dieses zu verbreiten.

Kurz, Frau B. . . ., die übrigens überzeugte Spiritistin und aufrichtige Bewunderin der medianimistischen Fähigkeiten Helenes ist, hat den Eindruck, durch ihre Bemerkungen und Vermutungen wohl irgend etwas mit der Tatsache zu tun zu haben, daß Leopold sich für Joseph Balsamo ausgegeben, und Helene sich anfangs für Lorenza Feliciani, später für Marie Antoinette gehalten habe. Ebenso würde nach andern Zeugen auch der Name des ersten zeitweiligen Führers von Frl. Smith auf Frau B. . . . zurückgehen, die gern von Viktor Hugo sprach.

Eines bleibt sicher: abgesehen von der vagen Behauptung, Helene schon in einem früheren Leben gekannt zu haben ¹⁾, hat Leopold gar nicht vorgegeben, Cagliostro zu sein, noch irgend zu den Gedanken, daß er es wäre, vor der Sitzung Grund geboten, wo Frau B. . . ., von altersher an Manifestationen dieser Persönlichkeit gewöhnt, die Vermutung aussprach und Frl. Smith unmittelbar nach der Sitzung (also in einem Augenblick, wo sie in der Regel noch außerordentlich suggestibel ist) einen Kupferstich der Werke von Dumas mit Darstellung von Balsamo und der Dauphine zeigte. Hingegen hörte von jenem Tage an Leopold nicht auf, diese Eigenschaft zu behaupten und verwirklichte progressiv, wie man sehen wird, die Charakterzüge jener Rolle in sehr bemerkenswerter Weise.

1) Sogar diese Behauptung ist offenbar Resultat einer äußeren Suggestion, (siehe S. 96, das Protokoll der Sitz. vom 26. Aug. 1892). Wer die Art von Fragen und Antworten in spiritistischen Sitzungen kennt, wird nicht daran zweifeln, daß die Anwesenden selbst, um den herrsch- und eifersüchtigen Charakter dieses neuen Geistes zu erklären, ihn gefragt haben, ob er vielleicht Helene schon in irgend einem Vorleben gekannt habe. Wie billig, hat Leopold schleunigst eine Annahme unterschrieben, welche für seinen wesentlichen Charakter (wie er sich aus seinen wirklichen, psychologischen Ursprüngen ableitet) eine so ausgezeichnete und den spiritistischen Ideen der Umgebung so entsprechende Legitimation liefert.

II. Balsamo-Personifikation durch Leopold.

Es ist unnütz, glaube ich, den Leser des längeren an die wohlbekanntere, so oft unter verschiedenen Namen als Objektivation der Typen, Personifikation, Persönlichkeitsänderung usw. umschriebene Tatsache zu erinnern, daß eine hypnotisierte Person durch ein einziges Wort in jedes andere beseelte Wesen verwandelt werden kann, welches man nur will, soweit seine Suggestibilität einerseits, die Lebhaftigkeit seiner Phantasie, der Reichtum seiner Kenntnisse oder aufgespeicherten Erinnerungen andererseits ihm die auferlegte Rolle zu verwirklichen gestatten. Ohne hier zu untersuchen, bis zu welchem Grade Medien hypnotisierten Personen gleichzustellen sind, ist es unbestreitbar, daß ein analoges Phänomen bei ihnen vorliegt; nur kann der Prozeß sich langsamer abspielen und sich über Jahre ausdehnen. Anstatt dieser unmittelbaren Metamorphose, welche plötzlich und mit einem Male, entsprechend dem vorgeschriebenen Typus Haltung, Physiognomie, Geste, Sprache, Betonung, Stil, Schrift und noch andere Funktionen ändert, steht man dann vor einer Entwicklung, die in allmählichen Etappen, von stufenweisem Fortschritt zu mehr oder minder langen Intervallen verläuft, die schließlich eine abgeschlossene Persönlichkeit schaffen, was beim ersten Blick um so staunenswerter ist, als man nicht die unwillkürlichen Suggestionen beobachtet hat, deren Anhäufung ihr allmählich die Entstehung gegeben hat. Dies hat sich bei Frl. Smith in hohem Grade betreffs der Herausarbeitung ihrer zweiten Persönlichkeit, des Leopold-Cagliostro gezeigt.

Anfänglich, in den Jahren 1892—93 manifestierte sich dieser „Geist“, außer durch kurze Schlafanfälle, die er bei Helene in gewissen Sitzungen verursachte, nur durch Tischklopfen, Visionen,

1) Siehe Ch. Richet, *La personnalité et la mémoire dans le somnambulisme*, *Revue philosophique*, Bd. 15, S. 226, März 1883. — In der deutschen Literatur orientiert am einfachsten Moll, *Der Hypnotismus*, Berlin 1907. S. 128, 132 f.; 186, 199, 493. V.

in denen er schwarz gekleidet und im Aussehen jugendlich auftrat, seltener durch Gehörshalluzinationen. Charakter und Inhalt seiner Botschaften liefen zusammen in einem gebieterischen, autoritativen, herrischen Auftreten mit der Absicht, FrI. Smith ganz für sich zu behalten, sie gegen Einflüsse des Zirkels N. zu schützen und, im Grunde, sie diesem Kreise zu entreißen. An diesem allgemeinen Zeichen der Beschlagnahme und des Schutzes ließ sich noch nichts erkennen, was speziell an den Balsamo der Geschichte oder des Romans erinnerte. Die Personifikation oder konkrete Objektivierung dieses bestimmten Typus begann eigentlich erst mit dem Jahre 1894, als Leopold nicht mehr gegen eine seiner Natur widerstrebende Umgebung anzukämpfen hatte. Nunmehr konnte die unterbewußte psychische Arbeit der Verwirklichung des vorgesteckten Musters freier verfolgt werden. Spiritistisch gesprochen, Joseph Balsamo konnte sich mit Manifestationen befassen und sich durch Helenes Vermittlung auf mehr und mehr vollkommene und adäquate Weise zu erkennen geben, obwohl er ihr weiterhin als der Reinkarnation des königlichen Gegenstandes seiner leidenschaftlichen Neigung folgte und sie schützte.

Schon in den Sitzungen bei Cuendet zeigt Leopold sich häufig vor dem Angesicht Helenes nach der Mode des letzten Jahrhunderts gekleidet, in einer Gestalt à la Louis XVI., in den verschiedenen Rollen seines vielseitigen Genies. Bald erscheint er ihr mitten in seinem Laboratorium, umgeben von Geräten und Instrumenten, einem alchimistischen Zauberer würdig, wie er es war, oder wohl als Arzt und Besitzer geheimer Elixiere, dessen Wissenschaft in ärztlichen Konsultationen oder alten Rezepten zum Nutzen der Anwesenden, die sie benötigen, hervorbricht. Oder er ist gar illuministischer Theosoph, wortreicher Prophet menschlicher Brüderlichkeit, der sich mit Hilfe des Tisches in hinkenden Alexandrinern verbreitet — er scheint sie von seinem Vorläufer Viktor Hugo geerbt zu haben — sie enthalten bisweilen etwas weitschweifige Vermahnungen, sind aber immer unbestreitbar von reiner Moral, hohen, edlen Gefühlen und endlich einer sehr rührenden Religiosität. Kurz, ein hübsches Beispiel jenes „ethisch-frömmelnden Wortschwalles“ (wenn man mir dies einem Amerikaner nachgeahmte: verbiage éthico-déifique gestattet), welcher

in Vers oder Prosa bei Elitenaturen eines der häufigsten und geschätztesten Produkte der Mediumität ist ¹⁾).

Aber besonders im Jahre 1895 hat Leopold, unter Benutzung des Fortschritts Helenes in automatischen Erscheinungen sein Mitteilungsverfahren vervielfältigt und verbessert. Der erste Schritt bestand darin, daß er Bewegungen des ganzen Tisches behufs seiner Buchstabierdiktate mehr durch Bewegung der Hand oder eines einzigen Fingers ersetzte. Das war das unmittelbare Resultat einer Suggestion.

In einer Sitzung, in der sich Helene im Somnambulismus erhoben und den Tisch verlassen hatte, konnte sie nicht mehr zur Vermittlung dieses Möbels allein, das bisher zum Empfang der Antworten Leopolds verwendet war, Zuflucht nehmen; ich bat den letzteren, durch Bewegungen des einen der Finger Helenes, den ich gleichsam um ihn aufzufrischen, zwei- bis dreimal schüttelte, zu buchstabieren. Leopold ließ sich nicht umsonst bitten und nahm sofort dies Verfahren an. Von da an benutzte er Tischdiktate immer seltener und verzichtete schließlich ganz darauf. Es ist das eine Anwendung des Gesetzes vom kleinsten Kraftmaße, das ihm ganz allein nicht eingefallen war, aber seine Initiative ging wohl soweit, daß er den von mir bezeichneten Finger durch irgend einen andern oder sogar durch Hand und Arm ersetzte und eine immer umfassendere Anwendung von sehr ausdrucksvollen Gesten zur Wiedergabe seiner Gedanken vornahm.

Ein zweiter Fortschritt war die Einführung der Schrift, welche in zwei Absätzen vor sich ging. Zuerst rief Leopold bei Helene die Vision eines geschriebenen Satzes (verbo-visuelle Halluzination) hervor, welchen sie mit ihrer eigenen gewöhnlichen Handschrift mittelst Bleistiftes auf ein Blatt Papier übertrug. Der zweite Fortschritt, der sich erst fünf Monate später

1) Hier ein wörtlich durch den Tisch diktiertter Vers von diesem Sittenprediger Leopold. (Denken wir daran, daß der Graf Cagliostro seit seiner Desinkarnation viel Zeit hatte, sich zu mildern und zu bessern):

„Quand souvent près de vous je sonde vos pensées,
 Quand au fond de vos coeurs je m'arrête un instant
 Cherchant parmi vous tous des âmes élevées,
 Des âmes sans détour s'aidant et s'accordant
 Je suis confondu de toutes vos misères
 De ce manque de paix et puis de charité
 Et je demande à Dieu dans un humble prière,
 De vous unir tous d'une sainte amitié.“

vollzog und darin bestand, daß Leopold direkt durch die Hand Helenes schrieb, erlaubte von vornherein drei merkwürdige Dinge zu konstatieren. Erstens hält Leopold die Feder in gewöhnlicher Weise, wobei der Federhalter zwischen Daumen und Zeigefinger ruht, während Helene beim Schreiben den Federhalter oder Bleistift stets zwischen Zeigefinger und Mittelfinger hält, eine bei uns seltene Gewohnheit. Zweitens hat Leopold eine ganz andere, regelmäßigere, größere und sorgfältigere Schrift als Helene mit bemerkenswerten Abweichungen in der Buchstabenform (siehe Fig. 3 und 4). Endlich verwendet er wohl die Orthographie des achtzehnten Jahrhunderts und setzt bei den Tempora der Verben statt a ein o ein: j'aurais¹⁾ statt j'aurais usw. Diese drei Eigentümlichkeiten haben in den Proben seiner Handschrift seit ungefähr vier Jahren, in denen ich sie sammelte, nie gefehlt.

Ich gebe hier eine Übersicht der Szenen, in denen die beiden Neuerungen bemerkbar wurden.

21. April 1895. Als ich an Leopold eine Frage richtete, die nicht nach seinem Geschmack war, schien Helene, welche sich in stummem Halbsomnambulismus befand, und vor die man weißes Papier und Bleistift gelegt hatte in der Hoffnung, irgend etwas Schriftliches (nicht von Leopold) zu erhalten, in die sehr fesselnde Lektüre des einen unbeschriebenen Blättchens versunken zu sein. Auf unsere Frage, die sie schließlich nicht ohne Mühe verstand, begann sie dann rasch und nervös mit ihrer gewöhnlichen Schrift auf ein anderes Stück Papier die Kopie des imaginären Textes, den Leopold ihr in „fluidischen Buchstaben“ (so sagte er im Sitzungsverlaufe) zeigte: „Meine Gedanken sind nicht Deine Gedanken, und Dein Wille ist nicht meiner, Freund Flournoy. — Leopold.“ Nach endgültigem Erwachen erkannte Helene wohl in jenem Satze ihre eigene Schrift wieder, aber ohne sich dieser Szene zu erinnern. Wahrscheinlich hat mein Bedauern, nicht auch den „fluidischen“ Originaltext Leopolds sehen zu können, ihm die Idee eingeben müssen, falls er sie nicht schon von selbst hatte, von nun an direkt und für jedermann sichtbar zu schreiben. Aber erst fünf Monate später verwirklichte sich diese Tatsache.

22. Sept. 1895. Nach verschiedenen Visionen und nach dem Tischdiktat eines bekannten Verses von Viktor Hugo scheint Helene der rechte Arm sehr weh zu tun, den sie oberhalb des Handgelenkes mit der linken Hand festhält, während der Tisch, auf den sie sich stützt, dieses Leopold-Diktat buchstabiert: „Ich werde ihre Hand

1) Vgl. oben S. 86. V.

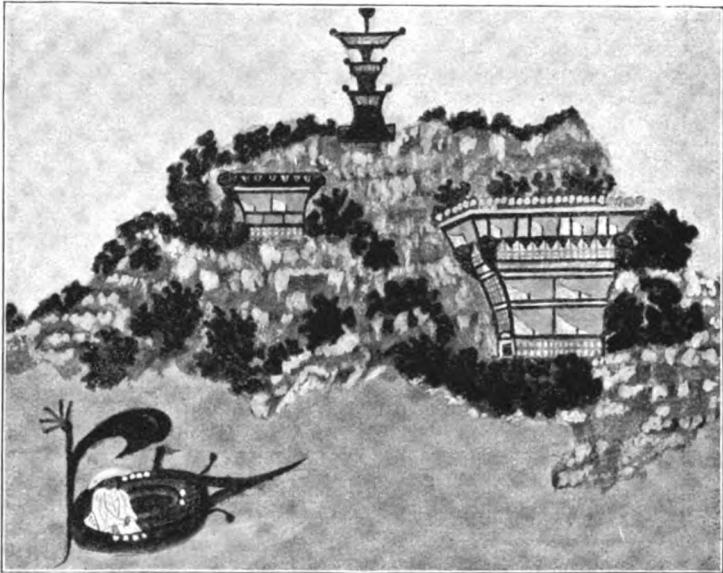


Fig. 13. — Marslandschaft. — Himmel gelbgrünlich; ein Mensch mit gelbem Teint, weiß gekleidet in einem Boot mit braunen, gelben, roten und schwarzen Schattierungen auf einem grünblauen See. Rosenrote Felsen, weiß und gelb gefleckt mit dunkelgrüner Vegetation. Gebäude mit braunen, roten und lilafarbenen Schattierungen, mit weißen Scheiben und lebhaft blauen Gardinen.



nehmen“, und zeigt, daß in der Tat Leopold es ist, der Fr. Smith Schmerzen bereitet, indem er sich ihrer rechten Seite bemächtigt. Da sie sich sehr unwohl fühlt und weint, fordert man Leopold auf, sie in Ruhe zu lassen, aber er verweigert es und diktiert immer durch

Liand même tu serois satisfait.
 Saurais-tu pour cela plus de joie
 Et crois-tu que là-haut, dans
 L'esprit s'agité et vit sans ch

Somme

Je veux tenir ma promesse
 mais tu comprendras sans nul
 doute, qu'aujourd'hui à cet instant
 je suis forcé d'être d'une grande
 et dois m'abstenir de beaucoup

Fig. 3. — Handschrift Leopolds. — Fragment von 2 Briefen, der eine in Alexandrinern, der andere in Prosa, ganz aus der Hand Leopolds, geschrieben automatisch durch Fr. S. in spontanem Halbsomnambulismus. (Infolge von Mängeln des Klisches sind mehrere i des unteren Fragments ohne Punkte geblieben; im Original sind sie sehr fein alle vorhanden.)

den Tisch: „Gebt ihr Papier“, dann: „Helles Licht“. Man gibt ihr, was zum Schreiben nötig ist, und rückt die Lampe heran, die Helene mit dem Blick zu fixieren beginnt, während Leopold diesmal durch den kleinen linken Finger, weiter diktiert: Lasset sie die Lampe ansehen, damit sie ihren Arm vergißt. Sie scheint tatsächlich ihren Schmerz zu vergessen und Befriedigung zu

empfinden, als sie die Lampe fixiert; dann senkt sie die Augen auf das weiße Papier und scheint dort etwas zu lesen, was sie sich anschickt mit Bleistift zu kopieren. Aber nun beginnt die rechte Hand ein sonderbares Wechselspiel sich widersprechender Bewegungen, ganz klar einen Kampf ausdrückend zwischen Leopold, der die Finger zwingen will, den Bleistift in bestimmter Weise anzufassen, und zwischen Helene, welche sich mit sehr nachdrücklicher Zornmimik dagegen sträubt. Sie besteht darauf, den Bleistift zwischen Mittel- und Zeigefinger halten zu wollen nach ihrer Gewohnheit, während Leopold verlangt, sie solle ihn musterhaft zwischen Daumen und Zeigefinger nehmen, und durch den linken kleinen Finger

Monsieur

Avec beaucoup de regrets je vous
vous dire qu'il ne me sera pas
possible d'aller pour la séance
demain; nous renouvrons cela
à dimanche prochain.

Fig. 4. — Normalhandschrift von Fr. S.

diktirt: „Ich will nicht, daß sie sie den Bleistift schlecht hält“. Der rechte Zeigefinger überläßt sich, von Zittern ergriffen, das ihn auf die eine oder andere Bleistiftseite legt, je nachdem grade Helene oder Leopold den Sieg davonzutragen trachtet, einer komischen Gymnastik. Währenddessen hebt sie oft die Augen mit einer Miene, bald erzürnt, bald bittend, wie um Leopold zu betrachten, der damit beschäftigt ihre Hand zu bezwingen, neben ihr stehen würde. Nach einem Kampfe von fast zwanzig Minuten ist Helene besiegt und völlig von Leopold unterjocht; sie senkt resigniert die Augenlider und scheint abwesend, während ihre Hand, welche den Bleistift so, wie sie es nicht wollte, hält, langsam die zwei Zeilen niederschreibt, denen eine rasche, fieberhafte Unterschrift Leopolds folgt: ¹⁾

1) Der verwischte und zu blasse Bleistift der beiden Verse, welche die erste graphische Manifestation Leopolds sind, hat leider eine Reproduktion in Klischee nicht zugelassen. Deren Niederschrift ist gleich der der Figg. 3 u. 7, die Unterschrift analog der der letzteren Figur, obwohl noch größer und fast übertrieben.

Mes vers sont si mauvais que pour toi j'aurois dû
Laisser à tout jamais le poète têtue. — Léopold.

Wenig besagende Anspielung auf eine Bemerkung, die ich zu Anfang der Sitzung über die Poesien Viktor Hugos und die Leopolds, die häufig durch den Tisch diktiert sind, getan hatte. Die Sitzung dauert noch einige Zeit; beim Erwachen erinnert sich Helene vage, Leopold gesehen zu haben, weiß aber nichts mehr von jener Schriftszene.

Man kann sich fragen, ob der bis zu Tränen gesteigerte Schmerz, den Helene bei jenem ersten Autogramm Leopolds im rechten Arm empfand, hinreichende physiologische Bedingungen in den für Bleistift-haltung und ungewohnte Handschrift Helenes notwendigen, neuen Bewegungskombinationen hatte, oder ob es nicht vielmehr einfache Autosuggestion war, eine eingebilddete Ideenfolge, daß Leopold ihr sicher weh tun würde, wenn er sich mit Gewalt ihrer Organe bemächtigte. Dieselbe Tatsache wiederholt sich, wie man sehen wird, bei Gelegenheit der mündlichen Mitteilung. Ich neige der zweiten Vermutung zu, denn ich sehe nicht ein, wiefern Muskelspannungen und Kontraktionen, welche Leopolds Schrift und Stimme hervorrufen, schwieriger und peinlicher sein sollten, als die mancher anderen Beherrschung („contrôle“) vorausgehenden, die Helene aushält, ohne dabei den geringsten Schmerz zu verspüren. Es ist richtig, daß während diese andern Inkarnationen mit einer je nach den Sitzungen sehr wechselnden Vollkommenheit, aber immer passiv und kampflos sich durchsetzen, die Inkarnation Leopolds die Eigentümlichkeit bietet, regelmäßig einen mehr oder minder starken Widerstand seitens Helenes hervorzurufen: „Ich erreiche, von ihr nicht alles, was ich will . . . sie hat ihren eigenen Kopf . . . ich weiß nicht, ob mir es glücken wird . . . ich glaube nicht, über sie heut Herr sein zu können“ antwortet er sehr oft, wenn man ihn fragt, ob er sich inkarnieren oder durch ihre Hand schreiben werde; in der Tat mißlingen seine Versuche häufig. Zwischen Helene und ihrem Führer besteht eine merkwürdige Erscheinung von Gegensatz und Widerstreit, die übrigens nur in den höheren und jüngeren Formen von motorischem Automatismus in Schrift, Wort und vollständiger Inkarnation hervorbricht, an der aber die sensorischen Botschaften und das einfache Tisch- und Fingerklopfen nicht beteiligt sind. Es ist sehr wohl möglich, daß der einer Helene sehr antipathische Gedanke eines Hypnotiseurs, welcher seine Sujets gegen ihren Willen beherrscht, eines desinkarnierten Cagliostro, der sein Medium wie ein einfaches Werkzeug handhabt, unterbewußt der Anlaß war zu dieser konstanten Nuance von Empörung gegen die totale Herrschaft Leopolds und zu dem intensiven Leiden, das seine erste Inkarnation begleitete und sich nur langsam aus Gewohnheit verminderte, ohne jedoch je vollständig zu schwinden.

Nach der Schrift kam das Wort an die Reihe, welches sich ebenfalls in zwei Etappen einführte. Beim ersten Versuche

gelang es Leopold nur, Helenen seine Betonung und seine Aussprache einzugeben. In einer Sitzung, in der Mund und Hals ihr sehr weh getan hatten, wie wenn man an ihren Stimmorganen herumarbeitete oder sie herausnahm, begann sie ganz natürlich und scheinbar wohl wach, aber mit tiefer und hohler Stimme sowie stark erkennbarem italienischem Akzent zu plaudern. Erst ein Jahr später konnte Leopold endlich selbst sprechen und durch den Mund der völlig intransizierten Frl. Smith eine eigene Rede halten, die beim Erwachen keine Erinnerung an den fremden Besitzerwerb bewahrte. Seitdem ist vollständige Beherrschung des Mediums durch seinen Führer eine häufige Sache in den Sitzungen und gewährt ein sehr charakteristisches und immer eindrucksvolles Bild.

Nur langsam und progressiv gelingt's Leopold, sich zu inkarnieren. Anfangs fühlt Helene ihre Arme ergriffen, oder wie weggenommen; sie beklagt sich über unangenehme, vorher schmerzhaft empfundene Empfindungen an Hals, Genick und Kopf. Ihre Augenlider fallen herab, der Gesichtsausdruck ändert sich, ihre Kehle bläst sich auf zu einer Art Doppelkinn, welches ihr eine gewisse Familienähnlichkeit mit dem wohlbekannten Gesicht Cagliostros leiht. Plötzlich erhebt sie sich, wendet sich langsam zu der Person unter den Anwesenden, welche Leopold anreden will, richtet sich stolz auf, neigt sich sogar leicht nach hinten, bald kreuzt sie die Arme mit Amtswürde über der Brust, bald läßt sie den einen Arm am Körper herunterhängen, während der andere samt den Fingern feierlich gen Himmel weist mit immer gleichen, wie freimaurerischen Zeichen. Dann, während längeres Schlucken, Seufzen und Laute verschiedener Art die Schwierigkeit markierten, welche Leopold erfährt, um sich des Stimmapparates von Helene zu bemächtigen, steigt das Wort hervor, ernst, laut, langsam, ein mächtiger Männerbaß, etwas verworren, mit fremdländischer Aussprache und starkem Akzent, sicherlich mehr italienisch als jedes andere. Leopold ist nicht immer sehr leicht verständlich, besonders wenn er seine Stimme verstärkt und auf irgend eine indiskrete Frage oder auf respektlose Bemerkungen eines skeptischen Teilnehmers wie Donner rollen läßt. *r* und *g* spricht er falsch aus, alle *u* wie *ou*, er betont die Endsilben und durchsetzt sein Vokabular

mit veralteten oder für die Umstände schlecht passenden Ausdrücken, wie Phiole anstatt Flasche, Omnibus statt Tramway usw. Er ist hochtrabend, großsprecherisch, salbungsvoll, bisweilen ernst und schrecklich, auch sentimental. Er dutzt jeden, man glaubt schon irgendwie in seiner emphatischen, schnarrenden Art, wie er die Worte: „Bruder“ oder „Und du, meine Schwester“ ausspricht, womit er die Personen der Sitzungsteilnehmer interpellierte, den Großmeister geheimer Gesellschaften herauszufühlen. Obwohl er sich im allgemeinen an einen einzelnen besonders wendet und kaum Massenreden hält, so steht er doch mit allen in Beziehung, hört alles, was man sagt, und jeder kann bei ihm sein Stück Unterhaltung finden. Gewöhnlich hält er die Augenlider gesenkt, indessen hat er sich dazu entschlossen, die Augen zu öffnen, um ein Klischee mit Magnesium aufnehmen zu lassen. Leider hat Frl. Smith der Veröffentlichung ihrer Photographien im Normalzustand und als Leopold wie sie eine Reproduktion des klassischen Cagliostro-Porträts¹⁾ betrachtet, nicht zustimmen wollen. Der Leser würde konstatiert haben, daß Frl. Smith, wenn sie ihren Führer inkarniert, wirklich eine gewisse Ähnlichkeit in Gesichtszügen mit ihm annimmt, und ihre ganze Haltung etwas theatrales, bisweilen wirklich majestätisches trägt, was wohl der Idee entspricht, die man sich von dieser Person machen kann, mag man ihn für einen geschickten Betrüger oder ein wunderbares Genie halten.

Am 22. Sept. 1895 fragte ich zum ersten Male Leopold, welcher soeben die erste Schriftprobe abgelegt hatte (S. 112), ob er durch Helenes Mund würde sprechen können. Er antwortete: „Ja“, aber mehrere Sitzungen vergingen, ohne daß er es tat. Als ich auf die Verpflichtung zurückkam, wendete er ein, daß es sehr schwer sei, weil Helene nicht wolle, und er ihre Zustimmung haben müsse. Helene stimmte wohl gern zu, als ich sie im Wachzustande darum bat; wenige Tage später machte Leopold seine ersten Sprechversuche in einer Sitzung, der ich nicht beiwohnte, und die ich nach dem Protokoll von Cuendet zusammenfasse.

1) Z. B. das mannigfach reproduzierte, welches sich am Kopf des „Vie de Joseph Balsamo usw.“, übersetzt aus dem Italienischen, 3. Aufl., Paris, 1791, befindet. — Frl. Smith besitzt ein eingerahmtes Exemplar jenes Porträts auf ihrem Kamin.

4. Dezember 1895. — Gleich nach Sitzungsanfang sagt Frl. Smith, der Hals täte ihr sehr weh, wie wenn man denselben auf beiden Seiten mit einer Nadel durchbohre; dann scheint es ihr, als ob man ihr den Hals herausnehme oder „alles, was darin ist, umkehre“. Allmählich wird sie sprachlos und gibt durch Zeichen zu verstehen, daß sie noch immer sehr leide. Das dauert etwa eine halbe Stunde, dann läßt der Schmerz nach; sie wird von heftigem und wiederholtem Schlucken befallen, während Leopold auf die Frage, warum sie so leide, durch den Tisch antwortet: „Ich mache einen Versuch“. Von Zeit zu Zeit läßt Helene zwischen zwei Schluckbewegungen ein Oh in tiefer, hohler Stimme hören. Man könnte sagen, daß man ihre Stimme bearbeite und mit ihren Stimmbändern irgend etwas vornähme. Der Halbschlaf, in den sie allmählich verfallen ist, wird lebhafter; sie scheint heftig zu kämpfen: „Nein . . . warum denn . . .?“ sagt sie energisch und mit einer wahrhaft außergewöhnlich hohlen, von Schlucken unterbrochenen Stimme, das sich jedoch mehr in Zwischenräumen einstellt. Leopold diktiert durch den Tisch: Auf jeden Fall wird ihr bis zum Ende der Soiree der Akzent meiner Stimme bleiben: sie wird sprechen, aber ganz wach.“ Bald hernach erwachte Helene und spricht alsbald mit sehr prononciertem italienischem Akzent: „Ahl quellé souffrancé . . . zé né voudrais pas repasser par ces choses . . .“ Als man ihr kleine Windbeutel mit Creme anbietet: „Ah, les zolies pêtités boules“, usw. Den ganzen Abend behält sie den italienischen Akzent, aber ohne es zu bemerken, nicht einmal als man es ihr sagt. Sie will es kaum glauben, wird indes in der Sorge, was man wohl, wenn sie denselben beibehielte, am folgenden Tage im Kontor dazu sagen würde, unruhig; um sich zu vergewissern, plaudert sie nach Hause zurückgekehrt mit ihrer Mutter, welche schon im Bette liegt. Diese springt vor Erstaunen auf und fragt, als sie Helenes Akzent hört, ob sie denn träume. Große Angst im Gedanken an den folgenden Tag. Der nächtliche Schummer brachte aber glücklicherweise alles wieder in Ordnung und gab Frl. Smith ihre normale Stimme zurück.

Einen neuen Versuch machte Leopold in der folgenden Sitzung bei mir (15. Dez.), aber bei Helenes Widerstand ohne Glück. Sie wurde von Schlucken und Krämpfen befallen und kämpfte heftig gegen die Zerrüttung ihrer Stimmorgane. Schließlich stand sie auf und kniete in einer Zimmerecke vor Leopold nieder (so belehrte uns die linke Hand), küßte seine Hände und bat ihn flehentlich, nicht durch ihren Mund zu sprechen. Man muß annehmen, daß er Mitleid hatte, denn er ließ ihr nicht einmal die posthypnotische Suggestion italienischen Akzentes, wie in der vorangehenden Sitzung.

Erst ein Jahr später, am 25. Dez. 1896 machte Leopold einen neuen und diesmal von vorn herein erfolgreichen Versuch, der ohne großes Schmerzgefühl für Helene abließ, wie wenn dies Inkubationsjahr endlich

ihren Stimmapparat der männlichen Stimme und dem fremdländischen Akzent Cagliostros angepaßt hätte. Leopold hielt eine glänzende Rede voll moralischer Erhabenheit, und hat seit dem Abend vor uns recht oft seine Stimme hören lassen.

Das gesprochene Wort bedeutet den Höhepunkt in Leopolds Inkarnation. Oft durch Schluck- und Krämpfephasen unterbrochen, scheint es dem Organismus Helenes viel zu kosten; in manchen Sitzungen kommt es überhaupt nicht bis zur Produktion von Sprache. Leopold markiert dann seine Ohnmacht und die Ermüdung des Mediums durch Gesten und ist darauf beschränkt, sich durch Schrift- oder Fingerdikate auszudrücken oder Helene verbo-auditive Halluzinationen einzugeben, deren Inhalt sie mit ihrer gewöhnlichen Stimme wiederholt.

Was Leichtigkeit und Beweglichkeit des ganzen Organismus anlangt, so besteht zwischen der Inkarnation Leopolds und den anderen Inkarnationen Helenes eine bemerkenswerte Differenz: diese letzteren scheinen sich mit viel mehr Leichtigkeit und Vollständigkeit zu vollziehen, als die ihres Führers par excellence. Das ist besonders der Fall für die indische Prinzessin und Marie Antoinette, deren Spiell vollkommenheit, Gewandheit und Bewegungsfreiheit bewundernswert sind. Zwar handelt es sich hier nach spiritistischer Lehre und den unterbewußten Ideen von Frl. Smith nicht um eigentliche Inkarnationen, denn sie wird in einer Art Rückkehr oder pränataler Ekmnesie bloß wieder was sie einst gewesen ist, sie unterliegt folglich keinem fremden Besitze und kann in diesen Rollen ihr ganzes Naturell und die ganze Anlage ihrer Fähigkeiten bewahren. Aber selbst die gelegentlichen Inkarnationen verschiedener Persönlichkeiten, wie verstorbener Freunde oder Verwandten der Zuschauer gehen oft viel leichter und rascher von statten, als die Leopolds. Helene bewegt sich dann mit mehr Lebhaftigkeit, wechselt das Verhalten, gibt sich einer zwanglosen Pantomime hin und promeniert frei im Zimmer. In der Rolle „Cagliostro“ hingegen bleibt sie, abgesehen von grandiosen, kaum übermäßigen Armbewegungen stehen, wo sie einmal steht, unbeweglich und wie festgenagelt, nur mit Mühe sich wendend und vorwärts bewegend auf die Person zu, zu der sie sprechen will. Die ernste, imposante, fast priesterliche Hal-

tung gehört zweifellos zum Typus Joseph Balsamo, wie ihn die unterbewußte Phantasie Helenes auffaßt und durch Autosuggestion realisiert. Zum Teil stammt sie vielleicht auch von der physiologischen Schwierigkeit, die Muskelspannung von Hals, Gesicht, Kehlkopf und Brust zu verwirklichen, die gleichzeitig der klassischen Maske Cagliostros und der Wiedergabe einer männlichen Stimme entspricht. Schließlich scheint der Widerstand Helenes gegen den Überfall ihres Führers diesen zu hindern, sich ihren lokomotorischen Apparat völlig zu unterwerfen; das ist alles, was er kann, nämlich sich des Oberkörpers und der Stimmorgane genügend bemächtigen.

Das Ende der Inkarnation ist wieder markiert durch Schlucken, mehrmaliges Aufstoßen, dann durch allgemeines Nachlassen der früheren starren Haltung und oft durch eine merkwürdige Metamorphose des ernsten und felerlichen Großkophtas in einen eifrigen, mit seinem Subjekt ganz ausschließlich beschäftigten Hypnotiseur: das ist, wenn man so will Balsamo und Lorenza. In einer ebenso unbeschreiblichen als ausdrucksvollen Mimik folgen oder widerstreben Helenes Arme und Hände bald, ihr angehörend, einem imaginären Leopold, der vor oder neben ihr stehend sichtlich versucht, sie durch Magnetisierung einzuschläfern; bald Leopold angehörend führen sie Helene zu einem Sessel, lassen sie dort niedersitzen, führen Striche aus über ihr Gesicht, drücken ihr die Frontalnerven usw., usw. Oder, ihre Hände teilen wohl auch die Rollen, die eine kämpft und verteidigt sich im Namen Helenes gegen die andere auf den Befehl Leopolds, welcher sein Medium in Ruhe oder mit Gewalt in den die Sitzung abschließenden, stärkenden Schlaf versenken will; dabei bleibt Leopold schließlich immer Sieger.

Der Inhalt mündlicher Gespräche Leopolds sowie seine anderen, durch verschiedene sensorische und motorische Vorgänge erhaltenen Mitteilungen sind zu variiert, als daß ich mich hier damit aufhalten könnte. Die zahlreichen, in der vorliegenden Arbeit verstreuten Beispiele allein können davon eine Vorstellung geben.

III. Leopold und der wirkliche Jos. Balsamo.

Man könnte meinen, Leopold hätte durch die psychische Vollendung seiner partiellen oder totalen Inkarnationen und durch den Inhalt seiner Botschaften ein so lebendiges Cagliostro-bild gegeben, daß man Grund hätte, sich zu fragen, ob dieser nicht wirklich „wiederkehrt“, ebenso wie Hodgson und Genossen sich fragen, ob es nicht G. Pelham in eigener Person ist, der sich durch Frau Piper ¹⁾ manifestiert. Nehmen wir z. B. an, Leopolds Schrift, Orthographie und Stil wäre identisch mit dem, was hie und da von Handschriften Jos. Balsamos übrig geblieben ist, daß er französisch, italienisch und deutsch wie jener kosmopolitische Abenteurer (wenigstens so weit man es wissen kann) und mit gerade denselben Sonderheiten spräche, daß seine Gespräche und Botschaften voll präziser Anspielungen auf wirkliche Lebensereignisse und besonders auf neue, aber feststellbare Tatsachen wären usw., so könnte man schwanken, ob man einem staunen-erregenden Doppelgänger, oder, was nicht weniger wunderbar, ihm selbst gegenüber steht. Schließlich würde noch die dornenvolle und delikate Aufgabe bleiben, nachzuweisen, daß Fr. Smith auf normalem Wege keine Kenntnis von all' den tausend genauen Zügen hatte, und daß der echte sog. Revenant nicht einfach ein sehr wohlgelungenes Trugbild, eine bewundernswerte Rekonstruktion und erstaunliche Nachahmung ist, wie subliminale Fähigkeiten nur zu geeignet und geschickt sind, etwas zum Vergnügen der Psychologen und zur Mystifikation der Laien zu schaffen.

In dieser Form drängt sich das Problem nicht auf. Es tut mir leid, aber es gibt wirklich — wenigstens nach meiner Meinung, denn in derartigen Angelegenheiten ist es klug, nur im eigenen Namen zu sprechen — keinen Grund, hinter den Automatismen Helenes die wirkliche Gegenwart Joseph Balsamos zu vermuten. Das hieße ebenso viel als mich fragen, ob es nicht ein schlechter Spaßvogel aus dem Jenseits sei, ein Possenreißer

1) Vergl. über Frau Piper Literatur und Erörterungen bei Flournoy. *Esprits et Médioms*, Kap. IX: De l'identité des esprits, II, 3: Les manifestations de Hodgson par Mme. Piper, S. 455 f. V.

aus der vierten Raumdimension, der in meiner Abwesenheit eine meiner Fensterscheiben zerbrochen hat, während Kinder beim Ballspiel unter meinen Fenstern mir von diesem Vorfall eine, da ich nicht dabei Zeuge gewesen bin, absolut hypothetische, aber wenigstens für mein armes Hirn faßbare Erklärung eingeben. Daß zwischen dem, was man von Cagliostro weiß, und gewissen, charakteristischen Zügen Leopolds gewisse merkwürdige Analogien bestehen, bestreite ich nicht, aber so sind sie gerade das, was sie bei der Annahme subliminaler Nachahmung sein können.

Nehmen wir zuerst die Schrift vor. Um den Vergleich zu erleichtern, habe ich in Figg. 5, 6 und 7 Fragmente aus Briefen Cagliostros, Leopolds und Helenes reproduziert. Betrachten wir die Sache möglichst günstig und nehmen an, — was vielleicht diskutabel ist, — daß die Schrift Leopolds durch ihre Regelmäßigkeit, absolute Größe und Sicherheit mehr an die Balsamos als an die Helenes erinnert, so überschreitet doch der Ähnlichkeitsgrad, denke ich, keineswegs das, was man von der banalen Tatsache erwarten kann, daß nämlich die Handschrift das psychophysische Temperament widerspiegelt und sich mit dem Persönlichkeitszustande modifiziert¹⁾.

[Nouv. Observ. S. 124 ff.: Man kann aus den Beispielen in Nouv. Obs. Figg. 1 und 2, die einige Fragmente eines Briefs an Lemaître reproduzieren, ersehen, wie die Schreibart Helenes sich beträchtlich umbilden kann, während der Text im übrigen von jeder Alteration unangefochten bleibt. In N. O. Fig. 1 u. 2 finden sich zwei Stellen, die jede von einer verschiedenen Hand zu sein scheinen, ohne daß sonst dieser Einbruchversuch fremder Persönlichkeiten sich irgendwie in Stil oder Gedankenfaden widerspiegelt, die man indes bei der Lektüre des ganzen Briefes sich intakt durch diese besonderen Federwirrungen hindurch abwickeln sieht. Das Hin und Her des unterbewußten Traumes hat also die graphomotorischen Zentren affiziert, ohne die logische Abfolge der Ideen zu stören. Ich weiß nicht, wem diese zwei voneinander unabhängig auftretenden

1) Siehe z. B. Ferrari, Héricourt und Richet, *La personnalité et l'écriture*. *Revue philosophique*, Bd. 21, S. 414.

Handschriftarten, die mehr oder weniger frappante Ähnlichkeiten mit denen von Leopold, Marie Antoinette, Barthez und besonders Helene selbst aufweisen, zugehören. Vielleicht sind es zwei neue Unterpersönlichkeiten, im Begriff sich im Unterbewußtsein

parait qu'il a des connaissances,
chez qui il se rend à son passage
ici, où il couche pour ne repar-
tir que le lendemain.
Quelles sont ces personnes? je l'i-
gnore, mais ne serait-il pas
prudent, nécessaire que nous nous en
informions avant de l'introduire parmi

Nouv. Obs. Fig. 1. — Fragment eines Briefes von Fr. S. (vom 23. Febr. 1900), enthält 2½ Zeilen einer verschiedenen Handschrift, mitten in ihre gewöhnliche eingeschoben. Beachte u. a. die Form der p, r, ss und d. — (Kollektion von Lemaître.)

vor ihrem Auftauchen in einer somnambulen Szene herauszu-
arbeiten, oder vielleicht noch einfacher das plötzliche Wieder-
erinnern einiger frisch beobachteter Autogramme, deren Total-
anblick durch das Gedächtnis aufbewahrt, bei einer so suggesti-
ven Natur genügt, um eine unfreiwillige, automatische Nach-
ahmung seitens des Schriftmechanismus hervorzurufen. Diese
Wandlungen in der gewöhnlichen Handschrift Helenes sind im
allgemeinen ziemlich oberflächlich (besonders die in N. O. Fig. 2)

und betreffen kaum den äußeren Duktus, ohne die wesentlichen graphologischen Eigentümlichkeiten zu berühren. Im ganzen ge-

Il a fait demander ce dernier chez lui
pour lui conter la chose, n'ayant pas osé y
aller lui-même. Monsieur Floumoy s'est
montré généreux avec lui en cette circonstance;

l'embaras où il était pour lui conter la chose,
puisque lui-même n'avait pas osé aller chez
lui pour confesser la faute.

Lorsque M^r. Floumoy me conta leur entre-
-tien, en regardant ce dernier dimanche

Nouv. Obs. Fig. 2. — Von demselben Brief ein anderes Fragment. Die ersten Worte und zwei letzten Zeilen sind gewöhnliche Handschrift von Fr. S. — In der unterdrückten Stelle, durch eine punktierte ersetzt, finden sich d von derselben Form wie das des Worts „lendemain“ in N. O. Fig. 1. Beachte u. a. die Querstriche der t und den Schlußhaarstrich der e, r, n usw. am Wortende.

nommen gehen derartige Kapricen wahrscheinlich nicht über Variationen hinaus, die sich gemäß den Augenblicksstimmungen in den Manuskripten der meisten Menschen vollziehen. Aber was ihnen Interesse und Bedeutung im Fall von Fr. S. verleiht, das ist, daß

sie den rudimentären Grad, die niederen Stufen des unterbewußten Umbildungsprozesses darstellen, der abzielt auf die sehr differenzierten und charakteristischen Handschriften Leopolds und anderer Traumpersonen, wie sie Helenes Somnambulismen ausfüllen.

Ich bin nicht Graphologe genug, um die verschiedenen, von Frl. Smiths Hand gelieferten Dokumente gründlich zu erörtern und daraus psychologische Schlüsse zu ziehen, jedoch bilde ich mir ein, das Gesamtergebnis einer derartigen Analyse würde die fundamentale Identität aller dieser Schriftgattungen (vom graphologischen Standpunkt aus) ins Licht setzen und so meine These verstärken, daß die sog. unabhängigen Persönlichkeiten, die sich in den Trancezuständen manifestieren, nur hypnoide Modifikationen von ihr selbst sind.

Das geht wenigstens schon aus einigen Zeilen hervor, welche Frau von Ungern-Sternberg, Vizepräsidentin der graphologischen Gesellschaft in Paris in ihrer interessanten Arbeit über künstliche Handschriften der Frl. S. gewidmet hat. Sie zitiert gerade Botschaften und die Unterschrift Leopolds (Des Indes Fig. 3, 7. 8) als gutes Beispiel von „Fälschungen durch Autosuggestion“, die eine Unterabteilung bilden von dem, was man „spontane Fälschungen“ genannt hat. Beim Vergleich dieser mediumistischen Handschrift mit der natürlichen Helenes bemerkt sie, daß „die oberflächliche Prüfung des Nicht-Graphologen ihre Unähnlichkeit übertreibt; aber beim nähern Hinsehen läßt sich der vertikale und starre Zug von Leopold auf eine subjektive, beabsichtigte Kalligraphie zurückführen, welche Vereinfachungen als Resultat intellektueller Handtätigkeit verschmährt. Ferner ist die Unterschrift „Leopold“ in D. Ind. Fig. 7 nichts anderes als der spontane Schriftzug Helenes, über die Maßen vergrößert und schräg, der außerdem eine versteckte Vertrauensseligkeit durch seine Vergrößerung verrät. . . Mit dem ganzen Gewicht ihrer Argumentation stützt die Graphologie die Ansichten von Flournoy, der die autosuggestierte Handschrift des berühmten Wundertäters von Sizilien nur für eine Modalität der verdoppelten Individualität Helenes erklärt“¹⁾.

1) Baronin Ungern-Sternberg, Des Ecritures artificielles ou anonymes, La Graphologie, Sept.-Okt. 1900, S. 271. — Übrigens ist diese

Dunque spero che tutto questo si
 passi senza le cappuccinate, e per
 cio saluto tutti gli amici cappuccini
 e specialmente A. Buonvicini e
 choranda li quali li vido ghorre
 Del zelo che tengono per noi
 Il tuo fedele sposo che
 ti adora sino alla morte
 Alessandro

Fig. 5. — Handschrift von Jos. Balsamo. Fragment eines
 Briefes an seine Frau, Reproduktion in: L'isographie
 des Hommes célèbres.

cependant a brillé dans ma vie, et ce rayon si fou-
plein de tout ce qui pouvoit m'eltre une baccme des.
âme ulcée, m'avoit fait entrevoir le ciel !

Avant-coureur des
Dieux avoit jugé bon

Leopold

Lorsque j'ai pu le rayon
par l'ordre de Leopold, j'ai
voulus de tenir comme l'ové
j'en ai l'habitude, on a il
pas stalu peitstant qui
avait'eine aindi et l'a du
preimement le fandre l'a

Fig. 7. — Leopolds Handschrift. — Fragment und Unterschrift eines seiner Briefe, geschrieben von Fri. S. in spontanem Halbsomnambulismus.

Fig. 6. — Normalhandschrift von Fri. S.

Ein Anzeichen, daß diese Handschriftänderungen, sogar so oberflächliche und flüchtige, wie die in N. O. Figg. 1 und 2, bei Helene wohl das Symptom eines Sonderzustandes und eine Art Äquivalent eines verkappten Somnambulismusanfalls sind, findet sich in den Unregelmäßigkeiten, denen man oft im Augenblick eines Übergangs von einer Schriftgattung zur anderen begegnet. Diese Unregelmäßigkeiten bezeugen in der Tat Innervationsstörungen, motorische Inkoordination oder kleine Armzuckungen, vergl. z. B. die Worte: *Quelles* in N. O. Fig. 1 und *lui, pour, faute* in N. O. Fig. 2 und *Des Indes* Fig. 7.]

Man weiß, wie weit die Kalligraphie eines hypnoiden Subjekts variiert, je nachdem man ihm suggeriert, Napoleon, Harpagon, ein kleines Mädchen oder ein Greis zu werden. Es überrascht daher nicht, daß die hypnoide Unterpersönlichkeit Helenes, die sich einbildet, der männlich-mächtige Graf Cagliostro zu sein, von Muskelspannungen begleitet wird, die der Handschrift selbst etwas von dieser Festigkeit und Erhabenheit mitteilt, wie man sie im Autogramm von Balsamo wiederfindet. Darauf beschränkt sich übrigens die Analogie. Die Unähnlichkeiten in Detail und Buchstabenbildung sind so, daß der einzig sich aufdrängende Schluß der ist, daß Frl. S. oder ihr Unterbewußtsein nie Manuskripte von Cagliostro unter den Augen hatte. Sie sind tatsächlich selten, aber die Leichtigkeit, die sie gehabt hätte, und die auszunutzen sie nicht bedacht hat, nämlich auf der Öffentl. Bibliothek in Genf denselben Band zu Rate zu ziehen, aus dem ich Fig. 5 entnahm, würde wenigstens ihre Harmlosigkeit und Aufrichtigkeit beweisen, wenn das überhaupt notwendig wäre. Die ausschweifende Handschrift von Leopold unten bei all seinen Botschaften (Fig. 7) erinnert in nichts mehr an die von Alex. Cagliostro in seinem Brief (Fig. 5).

Die Formen veralteter Orthographie: *j'aurois* statt: *j'aurais* usw., welche seit Leopolds erstem Autogramm (siehe S. 112 u. 115) erscheinen und sich in den Botschaften von Marie Antoinette

Veränderung der Handschrift bei Veränderung der Persönlichkeit im wesentlichen auch von Moll, Hypnotismus, Berlin 1907, S. 134, geleugnet. V.

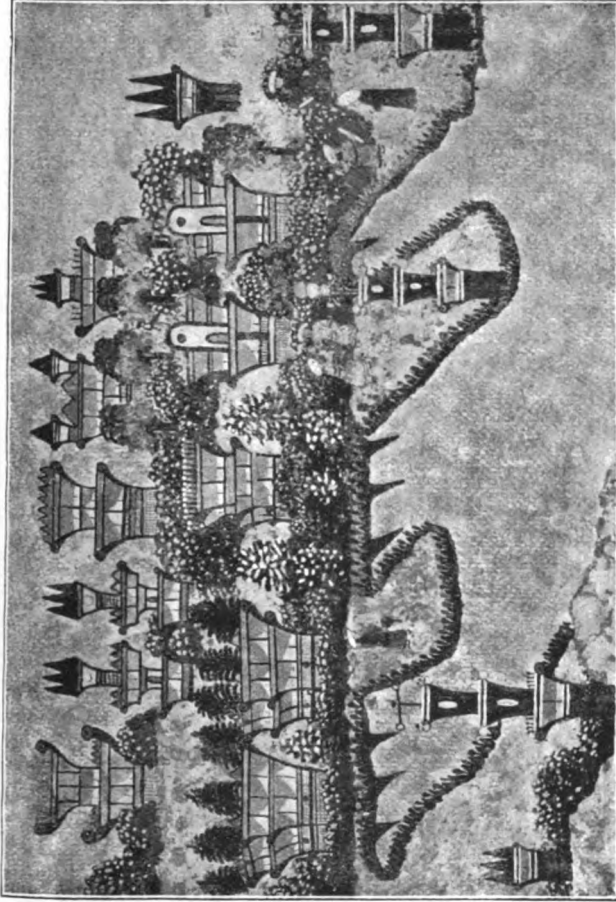


Fig. 14. — Marslandschaft. — Himmel gelblich; See grünlich; grauweiße Ufer begrenzt von einer braunen Schutzschranke: Ufer-Campaniles in gelbbraunen Schattierungen mit von rosenroten und blauen Kugeln gezierten Ecken und Gipfeln. Hügel von rosenroten Felsen mit mehr oder weniger dunkelgrüner Vegetation, durchzogen von rosen- und purpurroten und weißen Flecken (Blumen). Gebäude mit aus ziegelroten Gittern gebildeten Postamenten; Kanten und Ecken auslaufend in rotbraune Hörner; weisse, mächtige Fenster mit türkis-blauen Gardinen. Dächer versehen mit braungelben Glockentürmen; ziegelroten Zinnen oder grünen und roten Pflanzen (wie denen von Astanés Haus in Fig. 12). Personen mit breiten, weißen Barettis und in roten oder braunen Kleidern.



wiederfinden, bilden einen sehr hübschen Zug, an den das gewöhnliche Ich bei absichtlicher Nachahmung wahrscheinlich nie gedacht hätte, den sich aber die unterbewußte Phantasie zunutze zu machen wohl verstanden hat. Man kann sich wirklich wundern, daß Fr. Smith, die sonst keine literarische Studien getrieben hat, diese orthographischen Sonderheiten des achtzehnten Jahrhunderts behalten hat. Aber vergessen wir nicht die feine Auswahl, die raffinierte Sensibilität und vollendete, wenngleich instinktive Fertigkeit, welche Auslese und Aufspeichern unterbewußter Erinnerungen regeln. Wie die Biene Honig von Blume zu Blume sammelt, ohne sich je zu täuschen, so greifen die herrschenden Begriffe hypnoider Imagination mit vorzüglicher Witterung aus den Vorratskammern des Gedächtnisses oder aus äußeren Lebensvorkommnissen heraus, was zu ihnen paßt und mit ihnen harmoniert. Kraft einer natürlichen Affinität zieht die Idee einer Persönlichkeit aus einer bestimmten Epoche alles in ihr Inneres, was das Subjekt von der gerade in dieser Epoche speziellen Art zu schreiben, zu sprechen oder zu handeln, wissen oder hören kann, und saugt es in sich auf. Ich weiß nicht, ob Balsamo je französisch gesprochen und geschrieben hat wie Leopold. Hat er es getan, so würde dies die Hypothese der Nachbildung in nichts entkräften; entdeckte man aber, daß er es nicht tat, so würde sie um so mehr bekräftigt werden.

Was die Redeweise anbetrifft, so weiß ich nicht, mit welchem Akzent und welchen Sonderheiten Balsamo französisch aussprach, und inwieweit folglich die Rekonstruktion in der subliminalen Phantasie Helenes richtig ausfällt. Könnte man diesen Punkt klar beleuchten, so würde es wahrscheinlich damit ebenso, wie mit der Schrift stehen. Nichts ist natürlicher, als dem Industrieritter aus Palermo einen kräftigen Männerbaß zu verleihen, — selbstverständlich so italienisch wie möglich. Außerdem muß man berücksichtigen, daß Helene ihren Vater oft diese Sprache sprechen hörte, die ihm im Verkehr mit mehreren Freunden sehr vertraut war. Andererseits aber versteht Fr. Smith Italienisch nicht und hat es nie gelernt. Nun, Leopold kann auch nicht italienisch und tut, als wenn er nichts hört, sobald man ihn

in dieser Sprache anredet¹⁾. Betonung, Haltung, Gesichtsausdruck endlich geben zu denselben Bemerkungen Anlaß. Wollte man annehmen, daß dies alles, bis in die geringsten Einzelheiten streng historisch sei, so entsprechen „diese feierliche Sprache, die majestätischen Gesten, der salbungsvolle und gleichzeitig strenge Ton“²⁾ zu gut grade der Gestalt des Großkophta, wie sie die dramatischen Schilderungen von Dumas für immer in die Volksphantasie eingeprägt haben, — ohne von dem wohlbekanntem Porträt Cagliostros zu reden — als daß man in der packenden Inkarnation anderes als einen auffallenden Abglanz präexistenter Ideen, als eine sehr interessante Objektivierung eines durch ganz natürliche Mittel in Helenes subliminaler Ideenwelt gebildeten Typus sehen brauchte.

Was den so mannigfachen Inhalt von Gesprächen und Bottschaften Leopolds betrifft, so verpflichtet derselbe ebensowenig, Balsamo als ihren nötigen Urheber anzusprechen. Scheidet man alles das aus, was Fr. Smith und die Anwesenden persönlich angeht, aber nichts mit dem 18. Jahrhundert zu tun hat, ebenso die spiritistischen Erörterungen über „fluidische“ Atmosphäre, von der Leopold lebt, wahrnimmt und webt, so verbleiben drei Gegenstände oder Kategorien von Mitteilungen, die eine rasche Prüfung verdienen.

Das sind erstens die Antworten, die Leopold auf Fragen über sein irdisches Leben gibt. Diese Antworten sind bemerkenswert ausweichend und unbestimmt: kein Name, Datum, keine präzise Tatsache. Man erfährt nur, daß er viel gereist ist, viel gelitten,

1) Die Art, wie Leopold sich entschuldigt hat, auf meine italienischen Fragen nicht zu antworten, verdient vermerkt zu werden, um zu zeigen, wie scharfsinnig und verschlagen er bisweilen sein kann. Er behauptet, italienisch vollkommen zu verstehen, aber er tue so, als ob er es nicht verstünde, weil, wenn er sich dieser Sprache bediene, ich unfehlbar daraus ein neues Argument gegen seine wirkliche, unabhängige Existenz entnehmen würde mit der Behauptung, Helenes Gehirn fabriziere ganz einfach diese Sprache, welche sie so oft in ihrer Umgebung gehört habe! Ich gebe zu, daß Leopold sich nicht täuscht und mich ganz gut kennt, aber davon abgesehen, ich war auf solche Antwort nicht gefaßt.

2) Alex. Dumas, *Mémoires d'un médecin*, Einleitung, Kap. III.

gearbeitet, Gutes getan und viel Kranke geheilt hat, aber er sieht auf die Dinge jetzt aus zu großer Höhe herab, um noch an die geringfügigen historischen Details der Vergangenheit zu denken; ja mit nicht verhehlter Verachtung oder direkt mit Worten des Tadels für die eitle Neugier seiner sinnlichen Befrager bemüht er sich gleich einem Sokrates, so schnell wie möglich das Gespräch auf Gegenstände der Ethik und hohen Philosophie, bei denen er sich sichtlich behaglicher fühlt, zurückzuführen. Bedrängt man ihn mehr, so wird er bisweilen böse, bisweilen gesteht er auch ungeschminkt seine Unwissenheit ein, indem er sie mit einem Anstrich tiefen Mysteriums verhüllt: „Man begehrt das Geheimnis meines Lebens, meiner Taten und Gedanken — ich kann nicht antworten!“ Dadurch werden Identitätsnachforschungen nicht erleichtert.

In zweiter Linie stehen die ärztlichen Konsultationen und Rezepte. Für moderne Medizin und Karbolsäure zeigt Leopold mit Vorliebe tiefe Verachtung. In seiner Therapeutik ist er ebenso archaisch wie in seiner Orthographie; er behandelt alle Krankheiten nach alter Methode, die in vielen Fällen sicherlich nicht schlecht ist. Bäder in Weintrebern gegen Rheumatismus, Aufguß von Lattich und Wacholder auf Weißwein gegen Lungenentzündung, Kastanienbaumrinde auf Rotwein, Salzwasserduschen als Tonica, Mixturen aus Hopfen- und anderen Blüten, Kamillentee, Lavendelöl, Eschenblätter usw., all das paßt nicht übel zu dem, was Balsamo vor etwas mehr als hundert Jahren verordnen konnte. Das Malheur in „evidentieller“ Beziehung ist, daß die Mutter von Frl. Smith in allen Mitteln der Volksmedizin, in der jene älteren Rezepte fort dauern, äußerst bewandert ist. Sie hatte in ihrem Leben Gelegenheit, viele Kranke zu pflegen, kennt die guten Eigenschaften verschiedener Arzneipflanzen, versteht sich vorzüglich auf Bereitung von Drogen auf leisem Feuer und rühmt oder verwendet beständig mit einer Klugheit und Geschicklichkeit, die ich oft bewunderte, eine Menge jener alten sog. Altweibermittel, die die jungen, eben auf der Klinik ausgelernten Doktoren lächeln machen, zu denen aber mehr als einer nach einigen Jahren ärztlicher Praxis heimlich zurückkehrt. — Unter diesen Bedingungen muß

man, wie begreiflich, auf eine Scheidung zwischen dem was Leopold aus unbewußten Erinnerungen Helenes, und was er aus fluidischem oder astralem Gedächtnis des echten Balsamo hätte schöpfen sollen, verzichten¹⁾.

Schließlich bleiben noch die Gefühle Leopolds für Helene, die nur eine Fortsetzung der Cagliostros für Marie Antoinette sein würden. Meine Ignoranz in der Geschichte gestattet mir nicht, mich hier kategorisch auszusprechen. Daß die Königin von Frankreich mit dem berühmten Goldmacher geheime, durch einfache Neugier oder Fragen materiellen Interesses veranlaßte Zusammenkünfte hatte, ist wohl nicht zweifelhaft; daß aber dessen Gefühle für die Herrscherin jene merkwürdige Kombination verzweifelter Leidenschaft des Kardinals Rohan für die Königin mit der freiwilligen, absoluten Hochachtung, welche Alex. Dumas Joseph Balsamo Lorenza Feliciani gegenüber zuschreibt, darstellen sollte, scheint mir weniger augenscheinlich. Kompetenteren Männern überlasse ich die Mühe, darüber zu urteilen. Kurz wenn die Enthüllungen Leopolds tatsächlich bisher beim Grafen Cagliostro nie vermutete Gefühlsnuancen entschleiert haben, deren historische Genauigkeit spätere Quellen-Nachforschungen bestätigen würden, umso besser, denn das würde endlich eine Spur von Übermenschlichem in Helenes Mediumität abgeben.

Über die Beziehungen zwischen Leopold und Balsamo habe ich mit Ausnahme einer antizipierenden Bemerkung, die man nach Durchgang der Zyklen Helenes besser verstehen

1) Nach der Ansicht von Frau Smith übertreibe ich den Reichtum ihres therapeutischen Arsenalen und tue ihrem Wissen zu viel Ehre an. Sie behauptet auch, Leopold habe durch Vermittlung ihrer Tochter oft Substanzen verordnet, deren Heilkraft ihr absolut unbekannt gewesen sei, und Mittel, deren Namen sie nicht einmal gekannt habe. Im Kapitel „Übernormale Erscheinungen“ werde ich einige Beispiele für Fälle anführen, in denen Leopold tatsächliche Diagnosen gestellt oder auf gewöhnlichem Wege nicht erklärbare Verordnungen diktiert haben kann. Indes muß man bemerken — und darum handelt's sich hier — daß selbst die konstatierte Realität dieser übernormalen Phänomene noch nicht beweisen würde, daß sie eher der Intervention Joseph Balsamos in Person als der Telepathie, dem Hellsehen oder irgendeiner andern okkulten, aber nicht eigentlich spiritistischen Ursache zuzuschreiben sind.

wird, nichts hinzuzufügen. Das gemütvollte Band, das Leopold mit Helene oder Cagliostro mit Marie-Antoinette eint, ist sehr charakteristisch. Von ihm zu ihr, das ist ein ebenso heftiges wie uninteressiertes Gefühl, eine Mischung platonischer Bewunderung, religiöser Verehrung und väterlicher Fürsorge; von ihr zu ihm, das ist viel weniger tief: von eigentlicher Liebe keine Spur, aber eine hohe Achtung, ein bißchen Dankbarkeit, ein Bedürfnis, ihn über materielle Fragen wie über die ernstesten Probleme der Ethik zu befragen, und ein großes Vertrauen, das indes nicht bis zu blinder Unterwerfung reicht. Ein einzigartiges Zusammentreffen ist nun, soweit man darüber urteilen kann, daß sich derselbe Gefühlston zwischen dem indischen Zauberer Kanga, gegenwärtig in dem Mars-Magier Astané reinkarniert, und zwischen der in Frl. Smith reinkarnierten Fürstin Simandini wiederfindet. Dies Zusammentreffen gibt zu denken. Man sagt wohl, die Weltgeschichte wiederhole sich, aber im allgemeinen ist diese Neigung zur Symmetrie, diese Wiederkehr derselben Strophe in verschiedenen Modulationen, diese Permanenz eines gleichlautenden Motives unter mannigfachen äußeren Ausschmückungen eher Erzeugnis der Kunst, Poesie und Musik, mit einem Wort der schöpferischen Phantasie, als des brutalen Ablaufs der Wirklichkeit. Ich gestehe, müßte ich eines Tages in der Mediumität von Frl. Smith mehr authentische Enthüllungen wirklicher Tatsachen sehen als die schöne Subliminaldichtung, das ich bis jetzt darin bewundere, ich würde es wohl etwas bedauern.

IV. Leopold und Frl. Smith.

Die Beziehung zwischen diesen beiden Persönlichkeiten ist zu kompliziert, um sich für eine genaue und durchsichtige Beschreibung zu eignen. Es ist weder ein gegenseitiges Sichausschließen, wie zwischen Frau Piper und Phinuit, die sich einander nicht zu kennen und durch eine dichte Scheidewand getrennt scheinen, noch eine einfache Einschachtelung wie bei Félicité X. ¹⁾, deren „zweiter Zustand“ den ganzen ersten am Rande überragend ein-

1) Dr. Azam, *Hypnotisme, double conscience* usw., Paris 1887.

schließt. Es ist vielmehr eine Durchkreuzung, dessen Grenzen jedoch vage und schwer festzustellen sind. Leopold kennt, sieht voraus und erinnert sich vieler Dinge, von denen Helenes normale Persönlichkeit absolut nichts weiß, sei's, daß sie sie einfach vergessen hat, sei's, daß sie sich ihrer nie bewußt war. Andererseits ist Leopold weit entfernt, alle Erinnerungen Helenes zu besitzen. Ein großer Teil ihres täglichen Lebens ist ihm unbekannt. Selbst ziemlich bemerkenswerte Schritte oder Vorfälle entgehen ihm vollständig, und zwar erklärt er das auf seine Art mit der Behauptung, zu seinem großen Bedauern könne er nicht beständig bei ihr sein, er habe sehr viele andere Missionen zu erfüllen (über die er übrigens nie Aufklärung geboten hat), welche ihn verpflichten, sie öfter mehr oder weniger lange Zeit zu verlassen.

Diese beiden Persönlichkeiten erstrecken sich also nicht gleich weit, jede ragt in gewissen Punkten über die andere hinaus, ohne daß man sagen könnte, welche im ganzen die umfassendere sei. Was ihre gemeinsame Domäne betrifft, so scheint sie, wenn man es auch nicht mit einem Worte und voller Sicherheit begrenzen kann, doch hauptsächlich durch das bestimmt zu sein, was sich auf die intimsten Seiten des psychischen wie des physiologischen Lebens bezieht, wie man es nach dem, was ich oben über den wirklichen Ursprung Leopolds gesagt habe, vermuten darf. Arzt für Seele und Körper, Leiter des Gewissens und gleichzeitig hygienischer Berater, manifestiert sich Leopold nicht immer sogleich, ist aber stets da, wenn vitale Interessen Helenes in organischer, moralischer, sozialer und religiöser Beziehung auf dem Spiele stehen. All' das wird sich besser durch zwei bis drei konkrete Beispiele aufhellen, welche zugleich einige der psychischen Methoden, wie Leopold sich Helenen manifestiert, illustrieren werden.

Gleichwohl ziemt's vorher, einige Worte über eine andere Seite des engen Zusammenhangs zwischen diesen beiden Persönlichkeiten zu äußern; ich meine ihre sehr verschiedenartige und nüancierte Mischung: vom scharf abgegrenzten Dualismus, der bei ihrer simultanen Gegenwart und zuweilen bei ihren Streitigkeiten wirksam ist, bis zu totaler Verschmelzung in ein und dasselbe Bewußtsein.

Man kann zugeben, daß eine möglichst vollständige Teilung und Gegenüberstellung vorliegt (aber wie weit geht dies „möglichst“?), wenn Helene in wenigstens anscheinend wachem Zustand sich mit ihrem durch partiell-sensorischen oder motorischen Automatismus manifestierten Führer unterhält, z. B. in dem S. 61 zitierten Falle, wo Leopold die Allochirie Helenes nicht teilend, ihr durch den Tisch Unrecht gibt, so daß sie sogar protestiert und ärgerlich wird; ebenso wenn er in verbo-auditiven Halluzinationen oder durch automatische Schrift mit ihr diskutiert und sie ihm die Stirn bietet, oder auch, wenn der Organismus scheinbar in zwei einander fremde Wesen geteilt ist, indem Leopold durch den Mund Helenes mit seinem Akzent und den ihm eigenen Ideen plaudert, sie aber schriftlich klagt, an Kopf und Kehle sehr zu leiden, ohne zu wissen woher.

Indes, selbst in jenen Halbierungsfällen, welche die völlige Bewußtseinspaltung, die wahre Koexistenz verschiedener Persönlichkeiten zu beweisen scheinen, kann man schwanken, ob diese Pluralität etwas anderes als Schein ist. Ich bin nicht sicher, bei Helene je eine veritable Simultaneität verschiedener Bewußtseine konstatiert zu haben. Gerade im Augenblick, wo Leopold durch Helenes Hand schreibt, durch ihren Mund spricht oder durch den Tisch diktiert, habe ich sie bei aufmerksamer Beobachtung stets absorbiert, in Anspruch genommen und wie abwesend gefunden. Aber sogleich am Ende des motorischen Automatismus greift sie ihre Geistesgegenwart und den Gebrauch der Fähigkeiten ihres Wachzustandes wieder auf. Wenn Helene selbst die typtologischen Diktate buchstabierte, hielt sie, wie ich oft bemerkte, bei dem gewollten Buchstaben an, bevor der Tisch klopfte (keineswegs wie jemand, der zu erraten sucht); ich hatte den Eindruck, daß das scheinbar von der gewöhnlichen Persönlichkeit abhängende Buchstabieren in Wirklichkeit mit dem auf den Tisch einwirkenden Muskelautomatismus zusammenhing und im Grunde damit nur eins war¹⁾. Kurz, was man von außen für Koexistenz bestimmter, simultaner Persönlichkeiten hält, scheint nur ein Wechselspiel, eine rapide Sukzession zwischen dem Bewußtseinszustand „Helene“ und dem Bewußtseinszustand „Leopold“ (oder jedem anderen). Auch in den Fällen, wo der Körper in zwei voneinander unabhängige Wesen geteilt scheint, z. B. die rechte Seite von Leopold, die linke von Helene oder der indischen Fürstin beherrscht wird, ist die psychische

1) Ich brauche kaum zu sagen, daß Fräulein Smith nicht dieser Meinung ist: Die Tischdiktate, wie alle ihre andern Automatismen erscheinen ihr immer als etwas Unerwartetes, Befremdendes und oft als etwas ihrem bewußten Denken Entgegengesetztes.

Spaltung nie radikal vorgekommen, sondern mehrere Anzeichen haben mir den Eindruck hinterlassen, daß dahinter ein sich seiner selbst völlig bewußtes Individuum steckt, welches im allerbesten Glauben sich selbst und gleichzeitig den Zuschauern die Komödie einer Pluralität vorspielt. Eine einzige Grundpersönlichkeit, welche Fragen und Antworten gibt, in seinem Innern streitet und verschiedene Rollen spielt, von denen Frl. Smith im Wachzustande nur die stetigste und zusammenhängendste ist, das ist eine Interpretation, die ganz ebensogut auf die Tatsachen, wie ich sie bei Helene beobachtete, passen würde, sogar noch besser, als die einer Mehrheit getrennter Bewußtseine, so zu sagen, eines psychischen Polyzoismus. Das letztere Schema ist bequemer für eine klare und oberflächliche Beschreibung der Tatsachen; ich werde auch nicht unterlassen es zu benutzen, aber ich bin keineswegs fest überzeugt, daß es der Wirklichkeit entspricht.

Das Gegenteil von (scheinbar) völliger Teilung ist Verschmelzung. Man kann sagen, daß eine tatsächliche, obwohl nicht empfundene Verschmelzung zwischen Helene und Leopold in allen Vorfällen gewöhnlichen Lebens vorliegt, wo der letztere, obwohl sich nicht bekundend, doch anwesend ist, was er beweist, indem er später in irgendeiner automatischen Botschaft auf solche Vorfälle zurückkommt. Außer dieser nichtempfundenen Verschmelzung oder Identität gibt's noch Fälle empfundener Verschmelzung, von Helene erfahrener und erprobter Koaleszenz zwischen ihrem Allgemeingefühl (*cénesthèse*) und dem Leopolds. Es ist das ein Bewußtseinszustand *sui generis*, unmöglich adäquat zu beschreiben und nur vorstellbar durch Analogie mit jenen merkwürdigen, im normalen Wachleben ausnahmsweisen, im Traume aber weniger seltenen Zuständen, in denen man sich zu wandeln und ein anderer zu werden fühlt.

Mehr als einmal erzählte mir Helene, den Eindruck gehabt zu haben, daß sie momentan Leopold werde oder sei. Das passiert ihr besonders nachts oder morgens beim Erwachen. Zuerst hat sie die flüchtige Vision ihres Protektors, dann scheint er allmählich in sie überzugehen, sie fühlt, sozusagen, wie er in ihre ganze organische Masse ein- und sie durchdringt, als ob er sie oder sie er würde. Es ist kurz eine spontane Inkarnation mit Bewußtsein und Erinnerung; sicherlich würde Helene ihre kinasthetischen Eindrücke auch nicht anders schildern, wenn sie nach Sitzungen, wo sie Cagliostro personifizierte, mit Anspannung der Muskeln, mit Blähung des Halses, Aufrichtung des Oberkörpers usw., das Gedächtnis an das bewahren würde, was sie während dieser Metamorphose empfunden hat. Diese Mischzustände, in denen das Bewußt-

sein des gewöhnlichen Ichs und die Reflexion fort besteht, während gleichzeitig sich die zweite Persönlichkeit des Organismus bemächtigt, sind für den Psychologen äußerst interessant. Leider erhält man, abgesehen von analogen Beobachtungen bei Irren, nur selten detaillierte Beschreibungen, sei's, daß solche Empfindungen meist in der darauf folgenden Amnesie untergehen, sei's, daß die Medien, die sich ihrer vielleicht entsinnen, weder Rechenschaft geben wollen noch können¹⁾.

Zwischen den beiden Extremen völliger Dualität und Einheit beobachtet man zahlreiche Zwischenstadien, oder wenigstens kann man, da das Bewußtsein eines anderen uns immer direkt undurchdringlich bleibt, auf diese Mischzustände aus ihren Folgen schließen, die sich daraus ergeben. So ist's z. B. vorgekommen, daß die Anwesenden im Glauben, durchaus nur mit dem richtig inkarnierten und völlig an Stelle der Person Helenes getretenen Leopold zu tun zu haben, sich auf Kosten von Fr. S. einen deplazierten Scherz, eine indiskrete Frage, etwas lebhaftere Kritik entschlüpfen ließen, alles ziemlich harmlose Dinge und im Grunde ohne böse Absicht, die gleichwohl Helene, wenn sie sie hörte, verletzen konnten, und deren sich die Anstifter vor der wachen Helene sicher enthalten hätten. Leopold geniert sich nicht, die unvorsichtigen Schwätzer lebhaft zurecht und in ihre Schranken zurückzuweisen; der Vorfall hat gewöhnlich keine Folgen. Bisweilen aber merkt man am ganzen Wesen und an den Worten Helenes in den folgenden Tagen oder Wochen, daß sie von jenen unüberlegten Bemerkungen Kenntnis hatte, was beweist, daß das Bewußtsein Leopolds und ihr eigenes nicht durch eine undurchdringliche Wand geschieden sind, sondern daß ein osmotischer Austausch des einen zum anderen stattfindet. Gewöhnlich sind's pointierte

1) Siehe die interessante Selbstbeobachtung von Hill Tout (Some psychical phenomena bearing upon the question of Spirit-Control, Proceed. S. P. R., Bd. XI, S. 309), welcher während seiner Inkarnationen sein eigenes Bewußtsein weiter hatte und sich selbst beobachtete. Wie er fühlte, sein eigener verstorbener Vater zu werden, während er doch er selbst blieb, so fühlt sich Fr. Smith Leopold werden, ohne daß sie aufhört, sie selbst zu sein. Hill Tout hat den Einwurf, welchen derartige Tatsachen gegen die spiritistische Interpretation erregen, gut ins Licht gesetzt. Andererseits werden wir weiter unten die Stütze bemerken, welche sie in gewissen Fällen der Lehre des „Vorlebens“ zu bieten scheinen.

und aufreizende Bemerkungen, die durchsickern; das kommt auf die Behauptung zurück, daß die Gefühle der Eigenliebe und persönlicher Empfindlichkeit, die in jedem die hintersten Verschanzungen des gesellschaftlichen Ichs ausmachen, im Somnambulismus zuletzt erlöschen oder das fundamentale Substrat, die gemeinsame Basis bilden, an der Leopold und Frl. Smith zusammenhängen und zu einem Individuum verschmelzen.

Der psychische Prozeß dieser Übertragung ist übrigens mannigfach. Bisweilen scheint's, als ob die dem Trance nachfolgende Amnesie gerade bei diesen vor anderen pikanteren Einzelheiten sich zerstreue, und daß Helene sich direkt dessen erinnere, was für sie Unangenehmes vor Leopold erörtert wurde. Bald ist's Leopold selbst, der ihr gewissermaßen in Gehörhalluzinationen beim Wachzustande die peinlichen Dinge, die er aufgegriffen hat, wiederholt, um sie ihr wieder aufzutischen, bisweilen allerdings, das muß man hinzufügen, mit Kommentaren, dazu bestimmt, jene Wirkung abzuschwächen und die Schuldigen zu entschuldigen, denn es ist ein interessanter Zug seines Charakters, daß er gegen Helene oft gerade die verteidigt, welche er soeben getadelt oder verraten hat, ein Widerspruch, der nichts Erstaunliches hat, wenn man denselben psychologisch interpretiert und darin den gewöhnlichen Konflikt affektiver Motive oder Tendenzen, den Kampf entgegengesetzter Standpunkte sieht, der unaufhörlich in unserm Innern ausgefochten wird. Manchmal wird auch im Traum die Verbindung zwischen dem Somnamburbewußtsein Leopolds und dem normalen Helenes hergestellt.

Hier bei diesem letzten Fall ein Beispiel, welches nichts Unangenehmes enthält: Helene entsann sich im Wachzustande eines Nachttraumes, welcher seinerseits Wiederholung oder Echo einer somnambulen Szene vom vorangehenden Abend im natürlichen Schlafe war.

In einer Sitzung, der ich kurz nach meiner Wiederherstellung von einer Lungenentzündung beiwohne, hat die völlig in Trance befindliche Helene die Vision Leopold-Cagliostro, welcher mir als mitleidiger Arzt seinen Rat gibt. Nach einigen Präliminarien kniet sie neben meinem Stuhl nieder und führt, indem sie abwechselnd meine Brust und den fiktiven, zwischen uns beiden stehenden Doktor ansieht, mit ihm ein langes Gespräch, in dem sie sich den Zustand meiner Lunge, wie sie diese in ihrer Phantasie sieht, und die Behandlung, welche Leopold mir verordnet, erklären läßt: „ . . . Das ist die Lunge . . . es ist die dunklere;

eine Seite ist krank gewesen, Sie meinen, es sei eine heftige Entzündung und noch nicht geheilt? Kann so etwas ausheilen Sagen Sie doch, was man dagegen tun muß Wo habe ich denn welche gesehen, von diesen Pflanzen Ich weiß nicht, wie man sie nennt die Ich verstehe nicht recht Kompositen? Oh, das ist ein komischer Name, wo findet man sie denn? Sie sagen, das sei der Familienname, dann hat sie einen anderen Namen, nennen Sie ihn mir doch! Hufblattich (tissulages, sic) Sie meinen also, diese Pflanze ist gut? aber erklären Sie mir das die frischen Blätter und die trocknen Blüten?, dreimal täglich eine große Handvoll in einem Liter dann Honig und Milch ich will ihm sagen, daß er täglich drei Tassen davon trinkt" usw. Es folgt nun eine sehr detaillierte Angabe der Behandlung: verschiedene Aufgüsse, spanische Fliege usw. Diese ganze Szene dauert länger als eine Stunde. Beim Erwachen, das von völliger Amnesie begleitet ist, erzählt man Helene nichts davon, denn es ist schon $\frac{1}{2}$ 11 Uhr abends und sie hat Eile, nach Hause zu kommen.

Am folgenden Tage schreibt sie mir einen sieben Seiten langen Brief, in dem sie mir einen sehr auffallenden Traum, den sie während der Nacht hatte, erzählt: „ich bin gegen 2 Uhr morgens eingeschlafen und ungefähr um 5 Uhr aufgewacht. War es Vision? hatte ich einen Traum? ich weiß wirklich nicht, woran ich bin, und wage nichts zu behaupten. Aber, was ich weiß, ist, daß ich meinen großen Freund Leopold sah, der lange Zeit mit mir von Ihnen gesprochen hat, und ich glaube, Sie sogar gesehen zu haben. Ich fragte Leopold, was er von Ihrem Gesundheitszustand hielte. . . . er meinte, seiner Ansicht nach seien Sie noch lange nicht wiederhergestellt. . . . Der Schmerz, den Sie in der rechten Seite verspüren, käme von der Entzündung der Lunge, welche ziemlich gelitten habe Sie werden gewiß lachen, wenn ich hinzufüge, daß er mir selbst die Mittel, die Sie anwenden sollen, angegeben hat. . . . Dies Mittel ist eine einfache Pflanze, welche er, soweit ich mich erinnern konnte, Tissulage oder Tussilache (vergl. das richtige tussilage) nennt, sie hat sogar noch einen anderen Namen, aber aus Furcht, ihn zu arg zu verstümmeln, wiederhole ich denselben nicht. Der erste wird Ihnen ohne Zweifel genügen, denn er behauptet, daß Sie diese Pflanze kennen, usw. Helene beschrieb mir bis ins Einzelste die ganze Behandlung und die Arzneimittel, welche Leopold in ihrem Traum für mich verordnet hatte, ohne zu ahnen, daß es (inhaltlich, aber durchaus nicht wörtlich) die genaue Wiederholung dessen war, was sie mir schon in der Sitzung vom Abend vorher gesagt hatte¹⁾.

1) Man hat oft auf die Rolle des gewöhnlichen Traumes als Vermittlung zwischen den anfänglich von Vergessen begleiteten Somnambulismen und zwischen dem Auftauchen ihrer Erinnerungen im Wachzustande der folgenden Tage hingewiesen. Siehe z. B. Janet, *Névroses et Idées fixes*, I, 184 ff.

Das, was ich von Leopold gesagt habe, läßt sich auf die anderen Personifikationen Helenes ebenfalls anwenden. Das normale Bewußtsein derselben mischt sich und verschmilzt in allen Proportionen mit den Somnambulbewußtseinszuständen von Simandini, Marie Antoinette oder irgend solcher anderen Inkarnation, wie man bei Gelegenheit sehen wird. — Ich komme jetzt zur Prüfung einiger detaillierter Beispiele, welche die Rolle Leopolds in Helenes Leben ins rechte Licht setzen.

Zuerst hören wir Leopold selbst. Unter seinen zahlreichen Botschaften enthält der folgende, mit seinen schönen Schriftzügen durch Helenes Hand automatisch entstandene Brief — als Antwort auf ein Briefchen, in dem ich ihn (so weit er geistiges und von Helene unterschiedenes Wesen sei) gebeten hatte, mir in den „psychischen Forschungen“ zu helfen — über seine eigene Person und seine Beziehungen zu Helene Aufschlüsse, um die ich ihn gar nicht gebeten hatte, die aber darum nicht weniger interessant sind. Man darf nicht vergessen, daß es der desinkarnierte Anbeter Marie Antoinettes ist, der mir schreibt:

„Freund,

„Ich bin glücklich und geführt über die Vertrauensprobe, die Du mir entgegenzubringen beliebst.

„Geistiger Berater von Fr. (Smith), welche ich durch die unendliche Güte des höchsten Wesens leicht wiederfinden durfte, tue ich mein Möglichstes, ihr jedesmal zu erscheinen, wenn ich die Notwendigkeit empfinde. Aber der Körper oder, wenn Du lieber willst, die wenig feste Materie, aus der ich bestehe, macht's mir nicht immer leicht, mich ihr in positiv menschlicher Art zu zeigen. (Er erscheint ihr tatsächlich vielfach in elementaren Gesichtshalluzinationen unter der Form eines leuchtenden Streifens, einer weißlichen Säule, Dampfahne usw.)

„Besonders suche ich ihr eine wahre, trostreiche Philosophie einzuschärfen, die ihr nötig ist wegen der tiefen, peinlichen Eindrücke, welche das ganze Drama ihres vergangenen Lebens ihr zurückgelassen.

„Oft habe ich Bitterkeit in ihr Herz gesät (als sie Marie Antoinette war), während ich nur ihr Bestes wollte. Ferner dringe ich alles etwa Überflüssige fernhaltend, in die verborgensten Winkel ihrer Seele und mit äußerster Peinlichkeit sowie unaufhörlichem Schaffen suche ich sie mit Wahrheiten zu erfüllen, welche, wie ich hoffe, ihr helfen werden, den so erhabenen Gipfel der Vollkommenheitsstufe zu erreichen.

„Schon seit der Wiege von den Meinen verlassen, habe ich früh das Leiden kennen gelernt. Wie alle Menschen, hatte ich sehr viel Schwächen, ich habe sie gebüßt; Gott weiß es, ob ich mich gebeugt!

„Moralisches Leiden war mein Hauptlos; ich habe den Kelch von Bitternis, Neid, Haß und Eifersucht geleert. Was für ein Gift ist Eifersucht, mein Bruder, welches Seelenverderben!

„Ein Lichtstrahl hat indessen meinem Leben gegläntzt; dieser Lichtstrahl, so rein, so voll an allem, was es an Balsam auf meine zerrissene Seele träufeln konnte, hat mich den Himmel ahnen lassen!

„Vorläufer ewiger Seligkeit, fleckenloser Strahl! Gott hatte es für gut befunden, diesen vor mir zurückzunehmen! Aber heut' hat er ihn mir aufs neue geschenkt. Sein heiliger Name sei gepriesen!

„Freund, wie soll ich Dir antworten? Ich weiß es selbst nicht, ich weiß nicht, was Gott Dir zu enthüllen gefallen wird. Aber durch die, welche Du Fr. (Smith) nennst, werden wir vielleicht, so Gott will, dahin kommen, Dich zu befriedigen.

Dein Freund — Leopold.“

Wie man sieht, ist unter den spiritistischen Ideen und aus seiner Rolle als büßender Cagliostro entspringenden Einzelheiten, das überwiegende Kennzeichen Leopolds eine tiefe, platonische Neigung zu Fr. Smith und eine glühende, sittliche Fürsorge für sie und ihren Fortschritt zur Vollkommenheit. Dies entspricht völlig dem Geiste der zahlreichen Botschaften, welche er im Laufe des täglichen Daseins an sie richtet, wie man nach folgender Probe Helenes urteilen kann. Es handelt sich um einen Fall, wo sie zweimal am Tage in Gehörshalluzinationen erfahren hat, daß er abends sich manifestieren werde, und er ihr dann in der Tat durch Schriftautomatismus ihrer Hand Ermutigungen bot, die sie unter den obwaltenden Umständen wirklich nötig hatte.

Eines Morgens im Kontor hört Helene eine unbekannte Stimme, stärker und näher, als gewöhnlich Leopolds Stimme ist, zu ihr sagen: „Heute Abend“. Etwas später sagt dieselbe Stimme, in der sie jetzt die Leopolds wieder erkennt, aber mit rauherem Klang und näher, wie gewöhnlich: „Du verstehst mich doch, heute Abend“.

Am Abend nach Hause zurückgekehrt fühlt sie sich während der Mahlzeit aufgeregt, steht am Ende eilig vom Tisch auf und schließt sich in der Erwartung, etwas zu hören, in ihr Zimmer ein. Bald aber zeigt ihr die instinktive Handerregung, daß sie den Bleistift nehmen soll; sie erhält in der großartigen Handschrift Leopolds folgenden Brief. (Nach ihrer Aussage war sie ganz wach und ihrer selbst beim Schreiben bewußt geblieben; aber erst, nachdem der Brief beendet war, hat sie Einsicht vom Inhalt bekommen).

„Meine vielgeliebte Freundin,

„Warum Dich so bekümmern und quälen um das Schicksal? Warum Dich entrüsten, wenn Du auf Deinem Lebenswege zur Bestätigung Dich gezwungen siehst, daß nicht alles so ist, wie Du gehofft und gewünscht hättest?

„Ist nicht der Weg, den wir auf dieser Erde wandeln, überall und für alle mit einer Menge Dornen bestreut, nicht eine endlose Kette von Enttäuschung und Elend? Geliebte Schwester, siehst Du, ich bitte Dich, erweise mir die Liebe und Freude, mir zu sagen, daß Du von jetzt an ablassen willst, das Menschenherz so sehr zu ergründen. Was nützen Dir diese Entdeckungen, und was bleibt Dir davon außer Tränen und Trauer?

„Und dann, ist nicht dieser Gott der Liebe, Gerechtigkeit und des Lebens dazu da, um in den Herzen zu lesen? Auf ihn sollst du sehen, nicht auf Dich!

„Willst Du die Herzen wandeln? Willst Du denen, die sie nicht besitzen, eine lebendige, glühende Seele verleihen, die all dessen, was gerecht, was wahr, was rechtschaffen ist, nie müde wird?

„Sei doch ruhig bei all den kleinen Leiden!

„Sei würdevoll und vor allem sei immer gut!

„Möge ich immer jenes Herz und jene Seele in Dir wiederfinden, welche beide während des ganzen Lebens meine einzige Freude, mein einziger Traum hienieden waren.

„Vertraue mir, sei ruhig und denke nach; das ist mein ganzer Wunsch.

„Dein Freund — Leopold.“

Ich habe dieses Beispiel wegen seiner Kürze ausgewählt. Helene hat eine Menge Mitteilungen derselben Art bisweilen auch in Versen erhalten, in denen der moralische und religiöse Ton oft noch viel akzentuierter ist. In den meisten findet man, wie in dem vorletzten Satze dieses Briefes eine mehr oder minder versteckte Anspielung auf die angebliche Neigung Cagliostros für Marie Antoinette. Abgesehen von dieser Art Schlußaufputz, der der Moralpauke ziemlich künstlich angehängt ist, bemerkt man in jenen trefflichen Vermahnungen nichts, was nicht eine erhabene, ernste Seele, wie die von Fr. Smith im Augenblick der Sammlung und des Nachdenkens aus eigenem Fonds hätte entnehmen können. Es besteht kein Zweifel, daß sich ihr ohne Spiritismus dieselben Reflexionen ebenso dargeboten und ihr ebenso gut Frieden und Trost geschaffen hätten, als durch Vermittlung Leopolds. Die Praxis der Mediumität hat, indem sie den Auto-

matismus entwickelte, hier wie in der Mehrzahl der Fälle, die Elemente, welche im Normalzustand verwischter, untrennbarer mit der gewöhnlichen Persönlichkeit vermischt sind, nur dissoziiert, und gewissen inneren und tiefen Tendenzen des Individuums einen Anstrich von Unabhängigkeit, fremder Herkunft gegeben.

Ist's für das ethische und wirklich religiöse Leben eher ein Vorteil oder Nachteil, sich so deutlich in Worthalluzinationen zu formulieren, statt im verworrenen, aber persönlicheren Zustand erfahrener Strebungen und empfundener Emotionen zu verbleiben? Gewinnen oder verlieren diese Imperative an innerer Autorität und subjektiver Macht, wenn sie diesen äußeren Aufputz, dieses Aussehen von Objektivität annehmen? Eine schwierige Frage, die wahrscheinlich nicht einheitlicher Lösung fähig ist, wenn sie nicht obendrein müßig ist, da der wesentliche Punkt vielleicht mehr in der Art liegt, das Ideal aufzugreifen und sich seinen Anforderungen zu unterwerfen, als im scheinbar intellektuellen oder affektiven, inneren oder äußeren Vehikel, das es, um sich uns zu enthüllen, anwendet.

Im folgenden Vorfalle, den ich nur als Beispiel unter vielen anderen analogen berichten, sind es nicht mehr eigentlich religiöse und moralische Gefühle, welche sich in Leopold personifizieren, sondern vielmehr der dem schwachen Geschlecht eigene Instinkt von Zurückhaltung und Verteidigung, der Sinn für das Schickliche, die Selbstachtung, ausgeprägt sogar mit einer Nüance von Übertreibung und fast bis zur Prüderie reichend.

Gelegentlich eines Besuchs bei Fr. Smith erkundigte ich mich, ob sie neue Mitteilungen von Leopold erhalten habe. Sie sagte mir, ihn in den letzten Tagen nur 2—3 mal halb gesehen zu haben und über sein „unruhiges und schmerzliches Aussehen“ überrascht gewesen zu sein, während er im allgemeinen „so gut, so mild, so wunderbar“ aussähe. Da sie nicht weiß, woher die Veränderung der Physiognomie stammt, rate ich ihr — in der Hoffnung, eine automatische Botschaft zu erhalten — sich zu sammeln und den Bleistift zur Hand zu nehmen. Einen Augenblick später zeigt ihr Gesichtsausdruck, daß sie benommen ist. Ihre Augen fixieren das Papier, auf welchem die linke Hand ruht; deren Daumen und Zeigefinger werden bewegt und klopfen beständig, in jeder Sekunde etwa einmal auf den Tisch. Die rechte Hand nimmt den Bleistift, nachdem sie vergeblich versucht hatte, ihn zwischen Zeig- und Mittelfinger zu

halten (Helenes Art), endlich zwischen Daumen und Zeigefinger und schreibt langsam mit Leopolds Handschrift:

„Allerdings bin ich unruhig | versorgt, sogar geängstet. | Glaubst Du, Freundin, daß ich es sehe mit Befriedigung | wenn Du täglich so viele Liebenswürdigkeiten und Schmeicheleien entgegennimmst? | Aufrichtig sind sie schon, aber Deiner wenig würdig und wenig lobenswert | wenn man an die Leute denkt, die sie Dir spenden.“

Dieser Text ist in sechs Absätzen geschrieben, welche (oben mit Vertikalstrichen gekennzeichnet) durch kurze Augenblicke vollständigen Wachseins geschieden sind, in denen das Klopfen mit der Linken aufhört, Helene das eben Geschriebene laut vorliest, erstaunt nicht weiß, worauf Leopold anspielt, dann auf meine Bitte wieder zum Stift greift, um Erklärungen zu erhalten und während des folgenden Bruchstückes wieder einschläft. Beim Schluß desselben richte ich, als Frl. Smith auf ihrer Behauptung besteht, nicht zu wissen, um was es sich handle, eine Frage an Leopold, welcher (durch den linken Ringfinger) antwortet, daß Helene sich seit einigen Tagen von einem (völlig ehrenhaften) Herrn V. ein wenig den Hof machen lasse. Er fahre oft in derselben Elektrischen wie sie, habe ihr mehreremale neben sich Platz gemacht und ihr einige Komplimente über ihr gutes Aussehen gesagt. Helene lacht über diese Enthüllungen und protestiert dagegen. Sie leugnet anfänglich, daß dergleichen von Leopold kommen könne, und beschuldigt mich, ihren kleinen Finger hypnotisiert zu haben. Aber sogleich nimmt die rechte Hand wieder den Bleistift und schreibt folgende Worte mit Schrift und Unterschrift Leopolds: „Ich sage nur, was ich denke, und wünsche, daß Du von jetzt ab alle Blumen, die er Dir etwa anbieten sollte, zurückweisest. — Leopold.“ Jetzt gibt Frl. Smith den Vorfall zu und erkennt an, daß V. ihr tatsächlich gestern Morgen eine Rose angeboten habe, welche er im Knopfloch hatte.

Acht Tage später besuche ich Helene wieder. Nach einem Schreibversuch, welcher nicht gelingt, aber schließlich in eine Marsvision (Mars-text 14) ausläuft, hat sie eine Gesichtshalluzination Leopolds, und während sie das Bewußtsein für ihre wirkliche Umgebung und meine Gegenwart, so wie die ihrer Mutter verliert, läßt sie sich sogleich mit ihm in ein Gespräch ein, das sich über den Vorfall vor 8 Tagen ergeht. „Leopold . . . Leopold . . . kommen Sie nicht näher . . .“ (Abweisbewegungen) . . . „Sie sind zu streng, Leopold“ . . . „werden Sie Sonntag kommen, ich gehe Sonntag zu Herrn Flournoy“ . . . Sie werden doch kommen . . . „aber nehmen sie sich in Acht, daß Sie nicht“ . . . „nein, es ist nicht hübsch von Ihnen, alle Geheimnisse auszuplaudern“ . . . „was sollte er nur denken! . . . Sie machen aus einer Mücke einen Elefanten . . . kann man denn eine Blume zurückweisen . . . das verstehen Sie überhaupt nicht“ . . . warum denn? Es war doch einfacher, sie anzunehmen und dem Ganzen keine Wichtigkeit beizulegen . . . sie zurückweisen, ist unhöflich . . . Sie geben vor, in den Herzen zu lesen

.... warum also eine Kleinigkeit so aufbauschen? Es ist nur eine einfache Freundschaft, ein klein wenig Sympathie mich solche Dinge schreiben zu lassen, auf Papier, vor anderen das ist nicht hübsch von Ihnen.“ In diesem sonnambulen Zwiegespräch, dessen halluzinatorische Antworten von Leopold wir erraten können, hat Helene zeitweise den Akzent Marie Antoinettes angenommen (siehe unten den Königin-Zyklus). Für das Erwachen macht Leopold, welcher beide Arme Helenes in Besitz hat, einige Striche auf ihre Stirn, drückt dann ihre linken Frontal- und Suborbitalnerven und bedeutet mir, es rechts ebenso zu machen.

Die Sitzung, zwei Tage später bei mir, verlief ohne irgendeine Anspielung Leopolds auf den Vorfall in der Elektrischen. Offenbar, weil einige Leute anwesend waren, denen er die kleinen Geheimnisse Helenes nicht gern aufzudecken wünschte. Aber drei Tage später schreibt sie bei einem erneuten Besuche, bei dem sie mir erzählt, am Tage vorher ein Gespräch über das Leben nach dem Tode gehabt zu haben (ohne mir zu sagen, mit wem) weiter mit der Hand Leopolds: „In solcher Gesellschaft sollst Du nicht so stark auf die Frage nach Unsterblichkeit der Seele Gewicht legen!“ Nun gesteht Helene, daß sie das Gespräch in der Elektrischen mit V. bei Gelegenheit des Vorbeifahrens eines Leichenzuges hatte.

Nie lag etwas im entferntesten Kompromittierendes in den Höflichkeitsbezeugungen und gelegentlichen Gesprächen zwischen Fr. Smith und ihrem Nachbar in der Bahn. Die Sorge, die sich der arme Leopold darum machte, ist nur um so charakteristischer und kennzeichnet den strengen, eifersüchtigen Sittenrichter, der schon die Sitzungen des Zirkels N. gestört hatte. Man erkennt darin wieder das Echo jener Stimme, „welche absolut nichts mit dem Gewissen zu tun hat“ (siehe S. 23 u. 100), und Helene bis jetzt hinderte, etwaige Heiratsanträge auf ihrem Lebenswege anzunehmen. Der herbe, strenge, immer wachsame Mentor, der mißgünstig ist gegen jeden, mit dem Fr. Smith sich in Austausch harmloser Liebenswürdigkeiten einläßt, stellt im ganzen eine sehr allgemeine psychische Tatsache dar; es gibt kein edles Frauenherz, das einen solchen Mentor nicht in irgend-einem versteckten Winkel in sich trüge, von wo aus er seine Gegenwart in mehr oder minder unbestimmt empfundenen Bedenken, gewissem Zögern oder Ahnen offenbart, kurz in einem Zusammenspiel von hemmenden Gefühlen und Tendenzen, sehr

variabel je nach Alter und Temperament in Nüance und Intensität. Dieses zarte Empfinden zu beschreiben, ist nicht meine Aufgabe. Es genügt die Bemerkung, daß hier wie in den ethisch-religiösen Botschaften die Persönlichkeit Leopolds dem wesentlichen Inhalt dieser inneren Erfahrungen Helenes, deren sie von sich aus durchaus fähig ist, nichts hinzugefügt hat; nur die Form von deren Manifestation hat durch die Inszenierung der automatischen Schriften und des somnambulen Dialogs an pittoreskem, dramatischem Ausdruck gewonnen. Wie es scheint, bedurfte es der anregenden Beigabe meiner Gegenwart und Frage, um diese Phänomene hervorzurufen. Es ist indes nach anderen Beispielen zu urteilen, sehr wahrscheinlich, daß mein Einfluß die Formulierung der Vorwürfe Leopolds nur beschleunigt hat, und daß seine latente Unzufriedenheit, bereits in dem unruhigen und geängsteten Aussehen der flüchtigen Visual-Erscheinungen ausgeprägt, nach mehr oder minder langer Inkubation schließlich in spontanen Vermahnungen auditiver oder graphischer Art geendigt hätte.

Man errät, daß Leopold in seiner Rolle als jener wachsame, fast übereifrige Schützer der Ehre oder Würde Helenes, wiederum in meinen Augen nur Produkt psychischer Verdoppelung ist. Er repräsentiert eine gewisse Gruppierung intimer Voraussetzungen und geheimer Instinkte, denen ermutigt durch Spiritismus die hypnoide Prädisposition ein besonderes Relief, den Anstrich einer Fremd-Persönlichkeit gegeben hat. Ebenso treten in der Fantasmagorie des Traumes Hintergedanken, im Wachzustande kaum bemerkt, in den Vordergrund und gestalten sich zu fiktiven Widersachern um, deren einschneidende Vorwürfe uns manchmal beim Erwachen durch ihre beunruhigende Wahrheit in Staunen setzen.

Ein letztes Beispiel wird Leopold in seinem Amt als Gesundheitsrat Helenes zeigen, wie er ihr die nötigen Vorsichtsmaßregeln angibt. Er beschäftigt sich mit ihrer Gesundheit im allgemeinen nicht. Wenn sie z. B. an Influenza leidet oder bloß abgespannt ist, so manifestiert er sich kaum. Seine Aufmerksamkeit konzentriert sich auf gewisse physiologische Sonder-Funktionen, für

deren normalen, regelmäßigen Verlauf er zu sorgen nachdrücklich einsteht, und die er, so zu sagen, unter seiner Obhut hält. Eine positive Wirkung übt er übrigens, wie es scheint, auf dieselben nicht aus und kann daran nichts ändern. Seine ganze Rolle beschränkt sich auf das Vorherwissen des genauen Verlaufs und auf das Überwachen, daß keine Unvorsichtigkeit Helenes eine Störung hervorrufe. Leopold zeigt hier Kenntnis und Voraussehen der Vorgänge des Innenorganismus, wie man häufig bei zweiten Persönlichkeiten beobachtet; dieses Wissen bringt wenigstens in dieser Hinsicht unbestrittenen Vorteil vor dem gewöhnlichen Ich ein. Im Falle von Frl. S. sind die Hinweise ihres Leiters besonders verbotender Natur, dazu bestimmt zu verhindern, daß sie an spiritistischen Sitzungen teilnehme, wenn sie es ungestraft tun zu können glaubte, während er mit raffinierterem kinästhetischem Empfinden ausgestattet mit Recht dafür hielt, daß sie nicht darf. Er hat ihr nämlich schon seit mehreren Jahren jede Art mediumistischer Tätigkeit zu gewissen, immer sehr regelmäßigen Zeitpunkten ausdrücklich untersagt. Bisweilen aber denkt Helene nicht mehr daran, wenn Leopold ihr nicht sein Verbot zur rechten Zeit ins Gedächtnis zurückruft. Ferner hat er sie manchmal durch verschiedenartige Botschaften, kategorische Gehörshalluzinationen, mannigfaltige Impulse, Armbeugen, welches sie zum Schreiben zwingt, usw., genötigt, ihre Pläne zu ändern und von bereits vorher bestimmten Sitzungen Abstand zu nehmen. Hier liegt eine sehr klare Form teleologischen Automatismus vor.

Als Beispiel für die spontane, hygienische Intervention Leopolds im Leben Helenes wähle ich den unten angeführten Brief, weil er verschiedene interessante Züge vereinigt. Erstens zeigt sich mit guter Anschaulichkeit die Energie, die Helene zwingt, ihrem Führer zu gehorchen, dann begegnet man dem Übergang der auditiven Form des Automatismus zur graphischen; bei dieser Gelegenheit kann man an dem Absatze dieses in Fig. 8 S. 150 wiedergegebenen Briefes konstatieren, daß der Übergang von der Handschrift Helenes zu der Leopolds plötzlich und abrupt erfolgt. Ich habe andere Beispiele für dasselbe Phänomen, die denselben Charakter tragen: die Schrift wandelt sich nicht langsam in Abstufungen, sondern bleibt die

Helenes, allerdings mehr und mehr unruhig und fast unleserlich geworden durch die Erschütterungen im Arm, dessen Leopold sich bemächtigt, bis sie plötzlich mit einem Ruck, ohne Übergänge oder Vorversuche die wohlgeformte Handschrift Cagliostros wird. Gleichzeitig legt die folgende Botschaft Zeugnis für die Befürchtung Leopolds ab, deren ich bereits Erwähnung tat (S. 39), die Furcht nämlich, daß ich im Umstoßen von Helenes Plänen ein krankhaftes Symptom sehen möchte. Man beachte, wie naiv er dies ausdrücken läßt, und wie gut dies zu seinem kindlichen Charakter, den ich später hervorheben werde, paßt. In der letzten Zeile des Briefes sieht man schließlich, daß das Ende jener spontanen Halbinkarnation, während der Helene gerade wach genug geworden war, um Leopolds Handschrift zu erkennen, ebenso wie der Anfang durch zuckende oder krampfartige Erscheinungen, wie sie ähnlich in den Sitzungen beobachtet werden, gekennzeichnet ist (Fig. 8).

„29. Jan., 6^{1/4} Uhr morgens.

„Verehrter Herr: Eben vor zehn Minuten bin ich erwacht; ich höre die Stimme Leopolds, welcher mir in sogar gebieterischer Weise sagt: „Stehe auf und zwar schnell, sehr schnell, und schreibe an Deinen hohen Freund Herrn Flournoy, daß Du morgen keine Sitzung haben sondern erst in vierzehn Tagen zu ihm gehen wirst, und daß Du vor dieser Zeit überhaupt keine Sitzung halten sollst.“

„Ich bin seinem Befehle gefolgt, ich fühlte mich gegen meinen Willen dazu gezwungen, verpflichtet; ich lag so behaglich in meinem Bett; es ist mir so peinlich, Ihnen so etwas schreiben zu müssen, aber was soll ich machen? Man zwingt mich dazu, das fühle ich sehr wohl.“

„In diesem Augenblick sehe ich nach meiner Uhr, es ist 6²⁵ Uhr. In meinem rechten Arm fühle ich einen heftigen Stoß, besser gesagt, einen elektrischen Schlag, so daß ich, wie ich sehe, ganz quer schreibe.“

„Gerade in diesem Moment höre ich Leopolds Stimme; ich kann kaum schreiben; Leopold sagt 6⁴⁹ Uhr:

„Sage ihm folgendes: ich verbleibe immer, geehrter Herr, Ihre ganz ergebene, an Geist und Körper gesunde, NICHT GESTÖRTE (NON DÉSÉQUILIBRÉE) —“

„Nach diesen wenigen Worten, die, wie ich sehr wohl während des Schreibens sah, von Leopolds Hand waren, habe ich einige Minuten innegehalten. Kurz darauf hat mich ein zweiter Schlag, ähnlich dem ersten von neuem erschüttert, diesmal von Kopf bis Fuß. Alles das

ist in so kurzer Zeit vor sich gegangen, daß ich davon aufgeregt und ganz verwirrt bin. Es ist richtig, ich fühle mich noch nicht ganz wohl. Verbiestet mir Leopold deswegen, morgen zu Ihnen zu kommen? Ich weiß es nicht, ich will aber doch seinem Rate folgen . . .“

Frl. Smith hat sich immer sehr wohl befunden, wenn sie sich den Eingebungen ihres Führers pünktlich unterwarf, während sie es zu bereuen hatte, wenn es ihr ankam, sie aus Vergeßlichkeit oder Unachtsamkeit zu durchbrechen, ganz von den Vorwürfen zu schweigen, welche dieser Ungehorsam ihr in Form von Gehörshalluzinationen oder durch automatische Schrift, bisweilen unter Auftreten der erzürnten oder beunruhigten Gestalt Leopolds zuzog.

Es ist klar, daß Leopold auch in dieser Rolle als Privatarzt Helenes, der über ihren Gesundheitszustand immer auf dem Laufenden ist, leicht als Personifizierung eines Teiles jener unbestimmten Eindrücke interpretiert werden kann, welche fortwährend aus den Tiefen unseres physischen Daseins auftauchend, uns über alles, was dort vor sich geht oder sich vorbereitet, Aufschluß geben könnten, würden sie nicht gewöhnlich durch Zerstreuungen des äußeren Lebens abgelenkt. Am Tage wird unsere Aufmerksamkeit vielleicht nicht die dunklen Viszeral- und Organ-Empfindungen, die ungreifbaren kinästhetischen Änderungen, das dumpfe Geräusch im Inneren unserer Gewebe bemerken, welche irgendeine schon im Anzuge befindliche Änderung des Wechselwirkens unserer Lebensfunktionen ankünden. Aber man weiß, mit welcher Intensität, übertriebenen Schärfe gerade diese im Wachzustande unbemerkten Daten einen Einfall in den Nachtschlaf vornehmen können und sich in prophetischen Träumen ausdrücken, deren Erfüllung nicht lange zögert. Man träumt von Schmerzen an den Zahnnerven viele Stunden, bevor man sie im Wachzustande spürt, von einem Karbunkel, von Diphtherie oder irgendwelchen Unpäßlichkeiten tagelang, bevor sie sich bestätigen. Die ganze Literatur ist voll von derartigen Erzählungen. Irrenärzte haben beobachtet, daß man bei „zirkulärem Irresein“, wo Phasen melancholischer Depression oder maniakalischer Erregung in mehr oder minder regelmäßigem Alternieren auf Intervalle normalen Gleichgewichts folgen, häufig im Schlafe

chose ainsi. mais qu'y fail on me
force je le sens très bien.

Dans ce moment je regarde ma montre,
il est 6 h. 25 minutes je sens une secousse
très forte dans mon bras droit, je di-
-rai mieux en vidant une commotion
électrique et qui je m'aperçois me
fait écrire tout de travers.

J'entends dans ce moment même la
voix de Leopold, j'ai beaucoup de
peine à écrire qui me dit

6 h. 42. 1/2.

Suis lui donc ceci !

Je suis toujours monsieur votre bien
dévouée, d'esprit et de corp. sain
non déséquilibrée

Fig. 8. — Eine Seite eines Briefs von Frl. S., zeigt den spontanen Einbruch der Persönlichkeit und Handschrift Leopolds mitten in Helenes Wachzustand. (Normale Handschrift derselben beginnt wieder unmittelbar vor der folgenden Seite.)

die ersten Symptome dieses Umschwungs im Befinden entstehen sieht, der in der Tiefe des Individuums bereits begonnen, nur etwas später nach außen hervorbrechen wird. Nun sind alle hypnoiden Zustände verwandt; es ist nicht wunderbar, wenn bei einer zu Automatismen neigenden Person diese konfusen, aus der Organsphäre stammenden Vorgefühle mit dem Anschein einer Fremd-Persönlichkeit auftauchen, die nur ein höherer Grad eines Dramatisierungsprozesses ist, wie er schon in gewöhnlichen Träumen so glänzend arbeitet. . . . Begreiflicher Weise kann nichts den Glauben Helenes an die objektive und wirkliche Existenz dieses köstlichen Beraters erschüttern, der ihr immer die besten Aufschlüsse gegeben hat.

Diese Beispiele genügen andererseits, um ungefähr durchblicken zu lassen, wie man sich die Formation dieser zweiten Persönlichkeit vorstellen kann, wenn man sich auf rein psychologischen Standpunkt stellt.

Helenes zweites Ich besteht aus präexistierenden normalen Tendenzen sehr intimen Charakters, die schon seit der Kindheit und Jugend sich bei Gelegenheit gewisser emotioneller (siehe S. 100), vom übrigen Normalbewußtsein losgelöster Erschütterungen zu synthetisieren begannen und sich schließlich infolge des fördernden Einflusses spiritistischer Betätigung unter der ursprünglich suggestiven Maske Leopold-Cagliostro personifiziert haben. Ist's ebenso sicher, daß man hier die Existenz einer zweiten Persönlichkeit im eigentlichen Sinne zulassen müsse und könnte man nicht, wenn man nur im Bereich des Bewußtseins Helenes bleibt, die Botschaften des angeblichen Leopold als bildliche und manchmal symbolische Übertragung von wenig klaren und widersprechenden Affektelementen begreifen? Jede dunkel empfundene Emotion, jeder Konflikt vage gefühlter Motive strebt — in den intellektuelleren Regionen von Phantasie und Ideenassoziationen —, figürliche Vorstellungen, Ketten von Erinnerungen oder willkürlichen Konstruktionen, einen Ablauf von Bildern und dramatischen Personifizierungen, einen ganzen Zug von Szenen und Schilderungen, in denen sich oft wunderbare Kraft und schöpferischer Reichtum entfalten, hervorzurufen. Dieser Vor-

gang, normal und mehr oder minder wirksam bei Jedem, erreicht bei Sensitiven, bei denen die geringste Gemüterschütterung eine Vorstellung und sogar eine entsprechende Halluzination wachrufen kann, eine beträchtliche Intensität. Die Bilder, die verschiedenen Gestalten, die visuellen (bisweilen auditiven) Szenen jeder Art (mit manchmal seltsamer Offenbarung oder Prophetie), welche die Medien oft neben oder hinter Unbekannten, denen sie zum ersten Male begegnen, erblicken, lassen sich durch phantastische, direkte oder symbolische Übertragung von (normalen oder vielleicht telepathischen) Eindrücken¹⁾, erklären, die sie von jenen Unbekannten empfangen. Wenn nun die Phantasie solches mit den von außen kommenden Eindrücken treibt, warum sollte sie nicht dasselbe mit solchen tun, die sogar aus den Tiefen des Individuums, aus seiner organischen Masse emporsteigen? Es liegt nichts Erstaunliches darin, wenn sich bei einem von Kindheit an zu Fiktionen und halluzinatorischen Träumen prädisponierten Temperament tausend innere, kaum bewußt verspürte Erregungen in der konkreten Form von Erscheinungen oder Stimmen objektivieren; es ist keine völlige Bewußtseinspaltung oder dauernde Unterpersönlichkeit nötig, um diese ganze Phantasmagorie sensorischer und motorischer Automatismen zu erklären.

1) Siehe hiezu die interessanten Beobachtungen einer Dame, welche die Gaben der Symbolisierung und visueller Externalisierung in außerordentlichem Grade besitzt, welche aber der ungewöhnliche Reichtum ihrer übernormalen Erlebnisse bei weitem nicht hinsichtlich spiritistischer Erklärungen sehr günstig disponiert zu haben scheint. Miss X. (A. Goodrich-Freer): „Essays in Psychological Research“, London 1899, S. 123 ff. und sonst. — Über spontane Intuitionsphänomene und Versuche von Frl. X. ihre eigenen Phänomene zu analysieren, siehe Flournoy, *Esprits et Médiams* S. 332, 344 und 397, ferner vergl. Miss Frank Miller aus Newyork, *Quelques faits d'imagination créatrice subconsciente* in *Archiv. de psych.* V, S. 36 mit folgendem Inhalt: Einführung von Flournoy, 1. Erscheinungen plötzlicher Autosuggestion, 2. Traumgedicht: *Gloire à Dieu*, 3. hypnagogische Poesie: *Der Tagfalter zur Sonne*, 4. Drama in hypnagogischen Halluzinationen: *Chiwantopel*. Auch möchte ich hier die für den Rpsychologen interessante: *Note sur un songe prophétique réalisé* von Flournoy in *Arch. de psych.* IV, 58 ff., wieder abgedruckt in *Esprits et Médiams* S. 348 ff. zitieren. V.

Jene äußersten, gewissen Naturen eigentümlichen Fälle von Verdoppelung sind nach alledem nur Steigerung dessen, was im einfachen Nachttraum des vulgum pecus vor sich geht.

[Nouv. Obs. S. 120: So real und konkret Leopold in Augenblicken scheinen kann, es ist kein gültiger Grund für die Annahme vorhanden, daß er eine wirklich kontinuierliche Persönlichkeit erworben habe, ein eigenes und bestimmtes Bewußtsein, dessen Verlauf sich simultan, aber nicht identisch mit dem gewöhnlichen Geistesleben Helenes verfolgen ließe, wie dies z. B. der Fall scheint bezüglich Sally in der merkwürdigen Beobachtung vierfacher Persönlichkeit, wie sie Morton Prince in Proceed. S. P. R. XV, S. 466 (Febr. 1901): The development and genealogy of the Misses Beauchamp, übersetzt im Intern. Psych. Kongreßbericht von Paris (1901 S. 194) veröffentlicht hat. Ich bin nicht einmal sicher, temporär je eine wirkliche Dualität bewußter Personen bei Frl. Smith beobachtet zu haben. Wenn diese Dualität bei ihr existiert, liegt kein Indizium vor, daß sie permanent sei. Ich verstehe auch, genau genommen, Leopold weniger als zweite Persönlichkeit Helenes, denn als einen zweiten Zustand, als eine Rolle des Unterbewußtseins, eine habituelle Windung, ein ausgehöhltes Geleise, in das Helene beim geringsten Vorfall hineinzugleiten neigt. Außerdem ist dieser Zustand nicht etwas festes und abgeschlossenes, sondern stellt alle Grade dar. Das Unterbewußtsein Helenes besitzt gewissermaßen eine fließende oder wenigstens sehr plastische Konsistenz; Leopold ist nur eine Lieblingsform vorübergehender Kristallisation, auf die das sog. Unterbewußtsein sich losstürzt in der Erwartung, sich wieder aufzulösen und andere Formen zu erhaschen. Seine Hauptgrundrisse von Spaltungen, seine somnambulen Vorzugsrollen sind durchaus nicht klar differenziert; sie durchkreuzen sich vielmehr, verschmelzen bisweilen miteinander und hindern so jede radikale, absolute Unterscheidung. Auf seinen niederen Stufen besteht Leopold im besonderen oft nur aus isolierten, unzusammenhängenden Automatismen, von denen ich nicht zu behaupten wage, daß sie sich tatsächlich zu einer selbstbewußten Sonderpersönlichkeit unter Helenes Bewußtsein zusammenfügen; nur in seinen höheren Stufen metamorphosiert

er sich unmerklich zu andern Persönlichkeiten (Marsmenschen u. dergl.), welche beim ersten Anblick verschieden von ihm zu sein scheinen, in Wirklichkeit aber nur Verkleidungen sind, hinter denen man ihn wiedererkennt. Das ist die Eigenart des hypnotisierten Sujets, das sich in die verschiedensten Persönlichkeiten im Sinne der äußeren Suggestionen transformiert. Wenn ich also der sprachlichen Bequemlichkeit halber fortfahre, von Leopold als von einer zweiten Persönlichkeit zu reden, so muß dieser Ausdruck *cum grano salis* verstanden werden und darf die immer unbeständige und fluktuierende Natur Leopolds nicht in Vergessenheit bringen. Möglicherweise existiert übrigens ein gewisser Unterschied in der Psychogenese der beiden Kategorien von Hauptrollen, in denen sich Helenes Unterbewußtsein gegenwärtig manifestiert. Die Personen der Marie Antoinette und der indischen Fürstin würden das Ergebnis der anmutigen Unterbewußtseinsträumereien sein, worin sich Helene in ihren Momenten von Ungezwungenheit und Far-niente vormals gefiel, während Leopold eine viel tiefere Spaltung darstellen würde, resultierend aus emotionalen Choks und mehr oder weniger heftigen Erschütterungen der Psyche. . . .]

[Nouv. Obs. S. 120: In keinem Falle hat Leopold etwas vom Nietzscheschen Übermenschen; trotz seiner groben Stimme und seines schrecklichen Aussehens in den Inkarnationssitzungen verrät er einen weiblicheren Charakter, als man vom verstorbenen Cagliostro erwarten sollte, der bei seinen Lebzeiten nicht gerade zartfühlend gewesen zu sein scheint.]

[Nouv. Obs. S. 130: Eine Episode erfordert etwas lange Vorbemerkungen, um die Situation verstehen zu lassen, ist aber interessant, weil man dabei die Verkettung der subliminalen Prozesse erraten und die Maximaldauer der Inkubation schätzen kann (8 Stunden) von dem Augenblick an, in dem die äußeren Umstände die Intervention Leopolds herausforderten, d. h. die halbbewußten Ideen in Bewegung setzten, bis zu dem Augenblick, in dem das Resultat in Form eines auditiven Automatismus hervortrat.

Ein alter spiritistischer Freund Z. von Fr. Smith hatte in seinem Eifer, dieselbe von den abscheulichen Gelehrten zu befreien, nichts

Besseres gefunden, als ihr eine haarsträubende, aber wunderbar berechnete Geschichte zu erzählen, welche den Zweck hatte, Helene gegen mich aufzubringen. Zuerst gelang das vollkommen; nach gewisser Zeit aber bemerkte Frl. Smith, daß an dem ganzen Klatsch kein wahres Wort war; in dem folgenden Stimmungswechsel verlangte sie von Z., er solle mir seine kleine Hinterlist gestehen. Der arme Mann brachte dies auch halb fertig; er bekannte die absolute Falschheit des fraglichen Geschwätzes, hatte aber nicht den Mut, sich für den Urheber zu erklären, und suchte sich zu entschuldigen auf Kosten Helenes, deren unterbewußter Phantasie er vorwarf (sogar ein Spiritist!), die Dinge schlecht verstanden, übertrieben, verwirrt oder erfunden zu haben.

Obwohl ich recht wohl wußte, daß Frl. Smith in diesem Sonderfalle unschuldig war, so nahm ich die verlegenen Erklärungen des Z. doch an, um ihn nicht noch mehr bloßzustellen, und erklärte die Angelegenheit für erledigt. Helene erfuhr, daß alles geregelt sei, jedoch ohne weitere Einzelheiten und ohne Kenntnis, daß Z., um sich aus der Affäre zu ziehen, sie zu belasten versucht hatte. Einige Tage später fügte es der Zufall, daß Z. und ich uns bei Frl. Smith trafen, was Z. scheinbar genierte. Als die Unterhaltung schlaff und nur über Wetter sich erging und ins Stocken geriet, fragte ich Helene ohne besondere Absicht und einzig um der Unterhaltung willen, ob sie neue Mitteilungen von Leopold hätte. Sie verneinte, und wir sprachen von anderen Dingen. Der Brief aber, den sie am Morgen darauf an Lemaitre schickte, zeigt, daß meine Frage, wie eine schwache Suggestion wirkend, ihre unbestimmten, halb unbewußten Ideen angeregt hatte und sie nach einer Inkubation von einem halben Tag, in eine Art Klärung und Versenkung unter der Form einer Botschaft von Leopold auslaufen ließ.

„Gestern, Sonntag morgen, war ich während des Besuches der Herren Z. und Flournoy, welche bei mir zusammentrafen, sehr in Angst; diese Angst überkam mich besonders seit dem Augenblick, als Herr Flournoy mir sagte: Hat Ihnen Leopold dieser Tage nichts gesagt? Ich fühlte bei diesen Worten, daß ich Leopold angehen sollte, der mir zweifellos etwas mitzuteilen¹⁾ habe; das tat ich. Um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends habe ich mich mit meiner Mutter zurückgezogen; ich habe Leopold angesprochen, und dachte an die Affäre Z. Ich war, wie ich Ihnen oben sagte, unwillkürlich in dieser Hinsicht geängstigt. Er ist endlich auf mein Anrufen gekommen und hat mir erklärt: Ich sehe, Freundin, was Dich quält und beunruhigt, aber sei ohne Sorge, ich wache und werde nicht gestatten, daß Du falsch angeklagt werdest. Es schmerzt mich der Gedanke, daß ein so alter Freund, der arme Z. so wenig Mut gehabt hat;

1) Variante in einem fast identischen Briefe von Frl. S. an mich über denselben Gegenstand: Ich habe bei diesen Worten empfunden, daß Sie mir etwas verheimlichen, und ohne Zweifel Leopold es mir sagen sollte

es tut mir leid, ihn zu sehen, wie er Dich unbewußter Erfindungen anklagt, wo Du doch schuldlos bist. Aber vergib, vergib wieder, vergib immer. Siehe, Vergebung ist Balsam für die Seele, man muß sie gern gewähren, anbieten im Leben. Das erhebt den matten Körper, das gibt dem Herzen Frieden und läßt bisweilen in bitteren Schmerzensstunden den Himmel etwas auf Erden fühlen. Leb wohl! — Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß ich bei diesen Worten sogleich verstand, Z. müsse mich einfältiger Erfindungen angeklagt haben; ich will ihm (Leopolds Botschaft) sogleich übermitteln. Ich will wohl verzeihen, kann aber nicht so weit vergessen, um mit Stillschweigen darüber hinweg zu gehen.“

Diese Mitteilung Leopolds ist durch ihre durchsichtige Entstehung instruktiv. Während unseres Besuches am Sonntag morgen erregte die gezwungene Unterhaltung und Verlegenheit des Z. in Helene den Eindruck, daß etwas vorliege („qu'il y avait quelque chose“). Indem sie sich erinnerte, daß ich ihr über die Entschuldigungen von Z. keine Einzelheiten geboten hatte, da sie übrigens seinen kleinlichen und etwas schleichenden Charakter kannte, so mußte sie dunkel empfinden, daß er wohl fähig gewesen wäre, sich mir gegenüber mit Anklagen gegen sie zu rechtfertigen; dieser peinliche Gedanke mußte in ihr die entgegengesetzten Möglichkeiten zu Groll und Verzeihung gegen den alten Freund erwecken. Das Angstgefühl bei Helene ist bewußte Übertragung der ganzen Verkettung und des Gedankenkonflikts, welche sich in ihrem Unterbewußtsein regten und dort ihre verschiedenen Emotionskoeffizienten auslösten, bis das Gleichgewicht wieder eintrat, und die Ruhe sich auf Grund der dreifachen Überlegung wieder herstellte: offenbar hat Z. mich angeklagt, ich will ihm verzeihen, weil es nach dem Vorgefallenen das Beste ist, aber ich will ihn wissen lassen, daß ich sein häßliches Vorgehen kenne. Wie gewöhnlich bringt der Kampf, der sich bei andern im Inneren der Gesamtpersönlichkeit abspielt und entscheidet, dagegen bei Helene infolge der einmal vorhandenen Disposition einen zeitweiligen Bruch hervor, welcher die entgegengesetzten Instinkte von Verzeihung, Vergessen, Sympathie einerseits und andererseits von Groll und Streitsucht in zwei antagonistische Persönlichkeiten spaltet. Die einen, intimeren, synthetisieren sich teilweise in der gewöhnlichen Form (Leopold) und widersetzen sich den andern, welche im gewöhnlichen Bewußtsein bleiben.

. . . Die Fähigkeit, Unbekanntes (der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft) aus oft ganz unbedeutenden und flüchtigen Hinweisen zu erschließen, ist jedermann eigen, aber funktioniert oft besser unter dem klaren Bewußtsein als in demselben (vage Vorahnungen); aus dieser Fähigkeit leitet sich der Charakter „glänzender Intuition“ ab, auf den man bisweilen als auf eine ge-

wöhnliche Eigenschaft der zweiten Ichs hingewiesen hat, und den Leopold in hohem Grade verwirklicht¹⁾.]

Des Indes S. 133. Es ist wirklich bedauerlich, daß dies Traum-Phänomen, weil zu gewöhnlich und banal, so wenig beobachtet und so schlecht verstanden wird, (ich spreche nicht von Psychologen, sondern vom großen Publikum, das sich trotzdem auf Psychologie etwas zugute tut), denn der Traum ist das Prototyp spiritistischer Botschaften und enthält den Schlüssel zu jeder — nicht metaphysischen, das ist richtig, sondern bescheiden empirischen und psychologischen — Erklärung mediumistischer Phänomene. Wenn man übrigens bedauern sollte, so edle, sympathische, moralisch reine und in jeder Beziehung bemerkenswerte Personen wie Helenes Führer Leopold zum Rang von Traumschöpfungen herabgesetzt zu sehen, so muß man bedenken, daß der Traum durchaus nicht immer, wie ein dünnkelhaftes Volk denkt, etwas Verächtliches und an sich Wertloses sei. Die meisten Träume sind unbedeutend und verdienen nur die Vergessenheit, in die sie sich rasch vergraben. Viele sind schlecht und bisweilen noch schlimmer, als die Wirklichkeit. Aber es gibt auch bessere als diese Wirklichkeit: „Traum“ ist gar oft gleichbedeutend mit „Ideal“. Aus den verborgenen Tiefen unseres Wesens geboren, die innere Natur unserer unterbewußten Emotionen durchleuchtend, unsere Hintergedanken und die instinktive Neigung unserer Ideenassoziationen entschleiern, ist der Traum oft ein lehrreicher Senkbleiwurf in jene unbekanntenen Schichten, welche unsere gewöhnliche Persönlichkeit tragen. Bisweilen sind es recht trübe Entdeckungen, zu denen er Anlaß gibt, bisweilen aber ist es der ausgezeichnetste Teil von uns selbst, der sich so offenbart.

1) Im folgenden verweist Flournoy kurz auf Frau Piper und Frau Thompson, deren Intuitionsgabe unsere laufenden psychologischen Erklärungen überschreite, bei Helene gesteht er nur eine große Feinheit im Durchdringen von Charakteren und ein äußerst pfiffiges Talent zu, aus kleinen für andere unbeachteten Indizien das Mögliche abzuleiten. Vergl. über Frau Piper und Thompson die mancherlei Erörterungen in *Esprits et Mediums* nach dem guten Namenregister des Buchs. V.

Alles in allem drückt Leopold, abgesehen von all den Ausschmückungen, mit denen die Autosuggestion ihn im Laufe spiritistischer Sitzungen beladen hat, in seinem Zentralkern eine sehr ehrenwerte und anziehende Seite vom Charakter des Frl. S. aus, und wenn Helene ihn als Führer annimmt, so folgt sie darin nur ihren eigenen besten Inspirationen.¹⁾

1) Vergl. das letzte Kap. mit Anhang betr. Leopold. V.

5. Kapitel.

Mars - Zyklus.

Der Buchtitel sollte mich die Untersuchung des indischen Romans vor dem Marszyklus vornehmen lassen. Eine methodische Erwägung zwingt mich, diese Ordnung umzukehren, denn es ist besser, vom Einfachen zum Komplizierten vorzugehen. Obgleich der Planet Mars sicherlich weniger bekannt ist als Indien, so ist doch der Roman, den er dem subliminalen Genie Helenes eingegeben hat, relativ leichter zu erklären als der orientalische Zyklus. Er scheint in der Tat nur reine Phantasie zu verzeichnen, während man im letzteren wirklichen, historischen Elementen begegnet, bei denen es schwierig ist, die Quelle zu finden, aus der Gedächtnis und Intelligenz Helenes sie geschöpft haben können. In dem Marsroman ist doch nur ein Seelenvermögen in Tätigkeit, wie ein klassischer Psychologe gesagt haben würde, während der orientalische Zyklus mehrere in Bewegung setzt und daher wegen seiner größeren psychischen Kompliziertheit an zweiter Stelle behandelt werden muß.

Obwohl die unbekanntere Sprache, die als Vehikel vieler Botschaften dient, von dem übrigen Zyklus natürlich nicht losgelöst werden kann, so verdient sie doch eine speziellere Betrachtung: das nächste Kapitel soll ihr gewidmet sein.

Sie wird hier, wo ich Ursprung und Inhalt des Marsromans behandeln werde, nur soweit figurieren, als ihr Auftreten ein Ganzes mit dem Auftreten selbst und den ersten Entwicklungen dieses Romans bildet.

I. Ursprung und Entstehung des Marszyklus.

„Wir wagen zu hoffen“, sagt Camille Flammarion am Anfange seines schönen Werkes über den Planeten Mars, „daß eines Tages die unbekanntes Mittel unserer heutigen Wissenschaft direktes Zeugnis von der Existenz der Bewohner anderer Welten ablegen und uns mit jenen Brüdern im Raum in Verbindung setzen werden“¹⁾. — Auf der letzten Seite seines Buches kommt er noch einmal auf den Gedanken zurück: „Wieviel Wunderbares wird von der Wissenschaft der Zukunft unsern Nachkommen aufgespart, und wer wird in Abrede zu stellen wagen, daß die Bewohner des Mars mit den Bewohnern der Erde eines Tages in Beziehung treten werden! . . .“²⁾

Diese glänzende Perspektive liegt zwar scheinbar noch in einer etwas weiten, selbst mit drahtloser Telegraphie unerreichbaren Ferne und streift, wenn man sich streng an die herrschenden Lehren positiver Wissenschaft hält, fast an Utopie; aber man überschreite doch den engen Rahmen und schwinde sich auf, z. B. zu dem unbegrenzten Horizont, welchen der Spiritismus seinen glücklichen Adepten eröffnet, alsbald nimmt die eben noch vage Hoffnung Gestalt an; nichts widerstrebt mehr ihrer nächsten Erfüllung. Erstaunlich ist nur, daß man noch kein bevorzugtes Medium erstehen sah, welchem der einzigartige Ruhm gebührt, uns zuerst als Vermittler mit den Menschenwesen anderer Planeten gedient zu haben. Denn für den Spiritismus zählen die Schranken des Raumes so wenig wie die der Zeit; die „Pforten der Entfernung“ sind ihm weit geöffnet. Die Frage nach den Mitteln ist hier sekundär, man hat nur die Verlegenheit der Wahl. — Sei's durch Intuition, Hellsehen, Telepathie, Verdopplung, welche es der von ihrem Perisprit umgebenen Seele erlaubt, momentan ihre terrestrischen Lumpen abzustreifen und in einem Nichts von Zeit von einem Ende der Welt bis zum andern hin- und zurückzureisen; sei's ferner durch Vision im Astralleib, durch Reinkarnation allwissender Desinkarnierter, durch „Fluida“ oder schließlich ein

1) C. Flammarion, La Planète Mars et ses conditions d'habitabilité, Paris, 1892, S. 3.

2) l. c. S. 592.

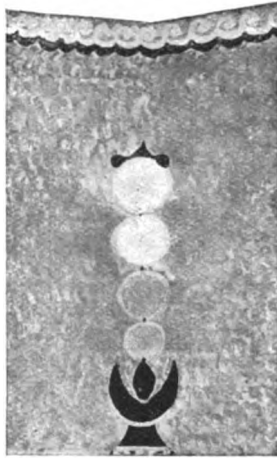


Fig. 19. — Marslampe, auf einer buntgewebten rosablauen Tapete sich abhebend.



Fig. 20. — Marszierpflanzen. Blumen feuerrot, Blätter grauviolett.



beliebiges anderes derartiges Verfahren, das ist gleichgültig. Wesentlich ist, daß der Möglichkeit jener Verbindung kein ernstlicher Einwand entgegengestellt werden könnte. Die Schwierigkeit liegt allein im Auffinden eines Mediums mit ausreichender psychischer Kraft, das ist eine einfache Tatsachenfrage. Ist ein solches noch nicht gefunden, so ist die Zeit offenbar noch nicht reif, aber nun, wo die Astronomen selbst jene „der gegenwärtigen Wissenschaft unbekanntes Mittel“, welche uns mit den anderen Welten in Verbindung setzen, ahnen, wünschen und mit ihren Voten herbeirufen, herrscht kein Zweifel, daß der Spiritismus — die Wissenschaft von morgen, die endgültige Wissenschaft, wie die absolute Religion — bald diesen berechtigten Bestrebungen entspricht. Man muß also gewärtig sein, jeden Augenblick die mit Ungeduld erwünschte Offenbarung erscheinen zu sehen; jedes gute Medium darf sich mit Recht fragen, ob es nicht selbst für diese Sendung ohnegleichen prädestiniert sei.

Das sind meiner Ansicht nach in wesentlichem Inhalte und großen Umrissen die Erwägungen, welche dem Unterbewußtsein Frl. S.s die erste Idee ihres Marsromans eingegeben haben. Ich behaupte nicht, daß die angeführten Sätze von Flammarion Helenen direkt zu Gesicht gekommen wären, aber sie geben ebenso wunderbar scharf wie kurz ein Element der Atmosphäre, in der Helene zu Beginn ihrer Mediumität stand, wieder.

Denn wenn auch keine bestimmten Anzeichen vorliegen, daß sie je ein Werk über die Himmelswelten und ihre Bewohner weder von Flammarion noch von irgend jemand anderem gelesen oder durchblättert hat, so hat sie doch davon sprechen hören. Den Namen des berühmten Astronomieschriftstellers von Juvisy kennt sie recht gut und etwas von seinen philosophischen Ideen; das ist nicht überraschend, wenn man weiß, welche Popularität Flammarion in spiritistischen Kreisen genießt, die in ihm eine gerade zur rechten Zeit gekommene wissenschaftliche Stütze für ihr Dogma von der Reinkarnation auf anderen Gestirnen erblicken. Übrigens weiß ich von einem Zeugen¹⁾,

1) Dr. Piperkoff, z. Z. Arzt am Alexanderhospital in Sofia, welcher während seines Aufenthaltes in Genf i. J. 1892 mehreren Sitzungen des
Flournoy. II.

daß in dem Zirkel bei Frau N., zu dem Helene 1892 gehörte, mehr als einmal sich die Konversation um die Bewohnbarkeit des Mars drehte, welchen die Entdeckung der berühmten Kanäle besonders der Aufmerksamkeit des großen Publikums¹⁾ empfahl. Dieser Umstand scheint mir zur Genüge zu erklären, warum Helenes subliminale Astronomie sich auf diesen Planeten konzentriert hat, während ältere Medien verschiedene Liebhabereien bekundet haben. Ich erinnere z. B. an die berühmten Jupiterhäuser von Sardou²⁾.

Übrigens ist's sehr möglich, daß die ersten Keime des Marsromans noch weiter als sogar die Anfänge der Mediumität Helenes zurückliegen. Der stark markierte orientalische Charakter der auf den Mars bezüglichen Zeichnungen, sowie die sehr klare Empfindung von Fr. Smith, schon in ihrer Kindheit und Mädchenzeit viele Visionen derselben Art gehabt zu haben, „ohne sich Rechenschaft abzulegen, was das wäre“, lassen tatsächlich vermuten, daß die Zutaten dieses Zyklus schon um sehr viel Jahre zurückliegen. Vielleicht ist es ein einziger und gleicher, primitiver Quell exotischer Erinnerungen, Erzählungen oder Bilder aus tropischen Ländern, der sich später unter dem lebendigen Impuls spiritistischer Ideen in zwei bestimmte Ströme zerlegt hat, den indischen Roman einerseits und den Marsroman andererseits, jedoch haben sich die Gewässer in der Folgezeit mehr als einmal vermischt. Sieht man aber als wahrscheinlich an, daß die Wurzeln des Marsromans bis in die Kindheit Helenes reichen, so handelt es sich doch hier ebensowenig wie in den Zirkels der Fr. N. beiwohnte, verdanke ich mehrfache wertvolle Auskunft über jene Zusammenkünfte.

1) Die Entdeckungen Schiaparellis und vieler anderer in den letzten zwanzig Jahren und die sich daraus ergebenden wissenschaftlichen Diskussionen über diese Entdeckungen haben in Tages- und Unterhaltungspresse vielfaches Echo gefunden. Es genügt an populäre Artikel wie den von Flammarions über „die Überschwemmungen auf dem Planeten Mars“ (Figaro, 16. Juni 1888) oder an Karrikaturen wie die von Canan d'Ache: Ist der Mars bewohnt? (Figaro, 24. Feb. 1896) zu erinnern, um zu begreifen, in welchem Maße der Gedanke an eine Marsmenschheit zu den allgemein geläufigen Begriffen gehört.

2) Siehe z. B.: „Un dessin médianimique de M. Victorien Sardou“. Revue encyclopédique Larousse, 20. Feb. 1897, S. 154.

andern Zyklen um einfache kryptomnestische Wiederkehr alter, fertiger Produktionen aus alter Zeit, nur um Ausgrabung fossiler Reste, welche unter dem Einfluß des Somnambulismus wieder zu Tage treten: wir begegnen vielmehr einem wirksamen und in voller Entwicklung befindlichen Prozeß, welcher zwar durch alte Elemente gefördert wird, sie aber in sehr origineller Weise kombiniert und von Neuem umformt, denn schließlich führt er unter anderem zur Schöpfung einer neuen Sprache. Die Phasen dieses Herausarbeitens Schritt für Schritt zu verfolgen, wäre recht interessant. Leider entschwindet es, wie immer, in die Dunkelheit des Unterbewußtseins. Wir können nur einige hin und wieder auftauchende Erscheinungen erfassen; das Übrige dieser versteckten Arbeit muß ziemlich hypothetisch aus diesen überschwelligen Ausbrüchen und den zu spärlichen Daten, die wir über die Außeneinflüsse haben, erschlossen werden, durch welche die Arbeit vielleicht ausgelöst worden ist.

Ins Jahr 1892 fallen also die Unterhaltungen, welche für jenes Prachtwerk subliminaler Phantasie den Boden vorbereiten sollten, indem sie in dem Geiste Helenes die Doppelidee des ungeheuern wissenschaftlichen Interesses an einer direkten Verbindung mit den Marsbewohnern und der von Gelehrten nicht einmal geahnten, aber vom Spiritismus gegebenen Möglichkeit, auf medianimistischem Wege dorthin zu gelangen, wachriefen. Ich zweifle indes, ob diese vage Anregung seitens des Milieus ohne den Anstoß eines konkreteren Nasenstübers, welcher die ganze Bewegung auslösen sollte, genügt hätte, den Marstraum zu erzeugen, denn in mehr als zwei Jahren zeigte er keine Neigung, sich zu entfalten. Leider ist es in Ermangelung von Dokumenten nicht leicht, die Umstände und den Augenblick, wo die unterbewußte Phantasie Helenes den wirksamen Anstoß empfangen hat, präzise festzustellen. Aber wie ich zeigen werde, findet man sogar in dem ganz gleichzeitigen Sitzungsprotokoll über die erste, spezifische Mars-Sitzung Helenes eine unzweideutige Spur wieder, jedoch muß man bei der Sache etwas weiter ausholen.

März 1894 lernte Helene Lemaître kennen, welcher sich für die Phänomene anormaler Psychologie lebhaft interessierte,

einigen ihrer Sitzungen im Hause Dritter beiwohnte und sie schließlich zu sich einlud. Schon beim ersten Male, 28. Okt. 1894, traf Helene dort eine ebenso achtens- als bemitleidenswerte, verwitwete Dame. Abgesehen davon, daß sie ein sehr schweres Augenleiden hatte, traf Frau Mirbel — ich lasse ihr das Pseudonym, welches ihr Lemaitre in dem Bericht ¹⁾ über diese Sitzung gegeben hat — vor etwa drei Jahren der tiefe Kummer, ihren einzigen Sohn Alexis, der 17 Jahre alt und Schüler von Lemaitre war, zu verlieren. Ohne überdies ganz überzeugte Anhängerin des Spiritismus zu sein, verlangte begreiflicherweise Frau Mirbel nichts sehnlicher, als an diese tröstliche Lehre glauben zu können, wenn man ihr nur Beweise lieferte. Welchen eindrucklicheren Beweis konnte sie wohl wünschen, als eine Botschaft von ihrem heißgeliebten Kinde? Daher war es vermutlich nicht ohne irgendwelche geheime Hoffnung, eine derartige Mitteilung zu erhalten, daß sie der Einladung Lemaitres nachgab, die jener ihr gesandt hatte im Gedanken, der unglücklichen Mutter einige Augenblicke der Zerstreuung zu schaffen. Wie es häufig bei Helene vorkommt, entsprach diese erste Sitzung vollauf den Wünschen der Anwesenden, ja übertraf ihre Erwartung. Um nur von dem zu sprechen, was Frau Mirbel betrifft, so hatte Helene die Vision erst eines jungen Mannes, in dessen sehr detaillierter Beschreibung man ohne Mühe den verstorbenen Alexis Mirbel wieder erkennen konnte, dann eines Greises — Raspail nannte ihn der Tisch — welchen der junge Mann mitgebracht hatte, um die Augen seiner Mutter zu untersuchen. Diese hatte also den doppelten Vorzug, durch den Tisch einige zärtliche Worte ihres Sohnes und von Raspail gegen ihr Augenleiden eine Verordnung zur Behandlung mit Kampfper ganz im Geiste des populären Schriftstellers ²⁾ von: „Manuel de la santé“ zu erhalten. Nichts in dieser Sitzung bezog sich übrigens näher oder ferner auf den Planeten Mars oder konnte voraussehen lassen, daß der desinkarnierte

1) A. Lemaitre, Contribution à l'Etude des phénomènes psychiques. Annales des sciences psychiques, Bd. VII, 1897, S. 70.

2) Raspail, französischer Chemiker und radikaler Staatsmann (1794—1878) verfaßte: Histoire naturelle de la santé et de la maladie chez les végétaux et les animaux, Paris, 3. Aufl. 1860, 3 Bde. V.

Alexis Mirbel später unter dem Namen Esenale der offizielle Dolmetscher der Marssprache werden würde.

Anders war's einen Monat später (25. Nov.) in der zweiten Sitzung bei Lemaître, bei der wieder Frau Mirbel zugegen war. Hier bricht von vornherein der astronomische Traum als Neuerscheinung durch und beherrscht die ganze Sitzung.

Gleich bei Beginn, so berichtet das Protokoll, bemerkt Frl. Smith in der Ferne und in großer Höhe einen lebhaften Glanz, dann empfindet sie ein Übelkeit erregendes Schwanken, wonach ihr der Kopf leer dünkt, und sie nicht mehr einen Körper habe. Sie befindet sich in einem dichten Nebel, welcher allmählich von Blau zu lebhaftem Rosa, Grau und Schwarz übergeht: sie schwebt, so sagt sie. Der Tisch, nur durch ein Bein gestützt, beginnt eine sehr merkwürdige, schwebende Bewegung darzustellen, in immer gleicher, spiralischer Umdrehung. Nun erblickt Helene einen Stern, er wird größer, immer größer, zuletzt „größer als unser Haus“. Sie fühlt, daß sie hochsteigt, dann bringt der Tisch durch Buchstabieren: „Lemaître, was Du so sehr wünschtest!“ — Helene, die unwohl war, befindet sich besser, sie erkennt drei Riesengloben, von denen einer sehr schön ist. „Wo wandle ich?“ fragt sie, und der Tisch antwortet: „Auf einer Erde, Mars“.

Nun beginnt Helene eine Beschreibung all der drolligen Dinge, die sich ihrem Blicke darbieten und ihr ebenso viel Überraschung wie Vergnügen bereiten. Wagen ohne Pferde und Räder gleiten funken-sprühend dahin; Häuser mit Springbrunnen auf dem Dach, eine Wiege, welche statt der Vorhänge einen eisernen Engel mit ausgebreiteten Flügeln hat, usw. Am wenigsten seltsam sind noch die Menschen, ganz wie bei uns, nur daß beide Geschlechter gleich gekleidet sind, nämlich mit sehr weiter Hose und langer, in der Taille geschnürter und mit Mustern besetzter Bluse. Das Kind in der Wiege gleicht unseren Kindern gemäß der Zeichnung, welche Helene nach der Sitzung aus dem Gedächtnis anfertigte. Zum Schlusse sieht sie noch auf dem Mars eine Art weiten Vorlesungssaal, in welchem Raspail doziert. In der ersten Zuhörerreihe sitzt der junge Alexis Mirbel, welcher durch ein typtologisches Diktat seiner Mutter Vorwürfe macht, die ärztlichen Vorschriften, welche er ihr vor einem Monat gegeben hatte, nicht befolgt zu haben: „Liebe Mama, hast Du denn so wenig Vertrauen zu uns? Du glaubst gar nicht, wie wehe Du mir damit tust.“ Es folgt eine Art Privatgespräch zwischen Frau Mirbel und ihrem Sohn, welcher durch den Tisch antwortet, dann wird alles ruhig, die Marsvision verwischt sich allmählich; der Tisch vollführt wieder dieselbe Rotationsbewegung auf einem Fuße wie zu Anfang der Sitzung. Frl. Smith befindet sich wieder in Nebel und macht in umgekehrter Richtung dieselbe Fahrt. Dann sagt sie: „Ach, nun bin ich wieder hier!“ und mehrmaliges ziemlich starkes Tischklopfen zeigt den Schluß der Sitzung an.

Wegen ihrer in mancher Beziehung großen Wichtigkeit habe ich die Hauptzüge der ersten Marssitzung berichtet. Die Anfangsreihe von kinästhetischen Halluzinationen, welche der Reise von der Erde zum Mars entsprechen, spiegeln den kindlichen Charakter einer Phantasie deutlich wieder, die von wissenschaftlichen Problemen oder Forderungen der Logik kaum beunruhigt wird. Zweifellos kann der Spiritismus erklären, daß Schwierigkeiten der Materie bei einer interplanetaren Durchquerung auf einem rein medianimistischen, fluidischen Transport unterdrückt werden, aber warum treten dann immerfort physisches Übelbefinden, Schwanken und Schweben usw. auf? Wie dem auch sei, diese Empfindungsreihe ist seitdem mit gewissen Modifikationen je nach den Sitzungen das gewöhnliche Vorspiel und wie eine vorwarnende Aura zum Marstraum geblieben. Bisweilen mag sie sich mit Gehörshalluzinationen komplizieren (Donnergrollen, Rauschen heftiger Gewässer), oder sogar mit Geruchshalluzinationen (Gestank von Verbranntem, Schwefel- und Gewittergeruch). Öfter strebt sie nach Kürze und Einfachheit, sogar so sehr, daß sie sich auf kurzes Unwohlsein, als Rest der früheren Beklemmung beschränkt oder auf die Gesichtshalluzination des auftauchenden, meist grellroten Lichtscheines, auf welchem sich allmählich die Marsvisionen abzeichnen.

Aber worauf ich ganz besonders die Aufmerksamkeit lenken möchte, ist das sonderbare Tischdiktat in dem Augenblick, wo Frl. Smith auf dem fernen Stern anlangt, und bevor man noch weiß, um welches Gestirn es sich handelt: „L e m a i t r e , w a s D u s o s e h r w ü n s c h t e s t !“ Diese gleich zu Anfang wie eine Widmung gerade auf dem Titelblatt des ganzen Marsromans so abgegebene Erklärung ermächtigt m. E., sie wie eine direkte Antwort auf einen Wunsch von Lemaître anzusehen und zu interpretieren, einen Wunsch, der in einer neueren, unbestimmten Zeit zur Kenntnis Helenes gelangt ist und bei ihr die Rolle der Anfangssuggestion zum astronomischen Traum gespielt hat. Zwar verstand Lemaître im Augenblick selbst nicht, worauf diese Vorbemerkung hindeutete, aber die Note, die er am Schluß seines Protokolls von dieser Sitzung einfügte, ist in dieser Hinsicht sehr instruktiv:

„Ich weiß nicht recht, wie ich die vom Tisch diktirten Worte: „Lemaître, was Du so sehr wünschtest!“ erklären soll. Schließlich erinnert mich Herr S. daran, daß ich in einer letzten Sommer mit ihm gepflogenen Unterredung gesagt hätte: Es wäre doch von Interesse zu wissen, was auf anderen Planeten vor sich geht! Wenn das die Antwort auf jenen Wunsch vom vorigen Jahre sein soll, . . . nun gut!“

Der Zusatz ist nötig, daß S., der durch den Wunsch von Lemaître genügend überrascht war, um sich seiner noch nach mehreren Monaten zu entsinnen, gerade während jener ganzen Zeit einer der treuesten Stammgäste in Helenes Sitzungen war. Wer aus Erfahrung weiß, was man sich alles in den spiritistischen Zusammenkünften vor, nach und selbst während der eigentlichen Sitzung plaudert, für den kann es kaum zweifelhaft sein, daß durch Vermittlung von S. Fr. Smith die bedauernde Äußerung Lemaîtres über unsere Unkenntnis bezüglich der Gestirnbewohner hat erzählen hören¹⁾. Diese Idee, wahrscheinlich während eines Suggestibilitätszustandes, welcher die Sitzungen begleitet und überdauert, im Fluge erfaßt und mit neuer Stärke wiedergekehrt, als Helene von Lemaître zu einer Sitzung in seinem Hause eingeladen war, und durch die bei ihr immer latente Sorge neubelebt, möglichst interessante Visionen für die zu haben, bei denen sie sich befindet — das ist meiner Meinung nach das Samenkorn, welches auf einen durch ältere Gespräche über die Marsbewohner und über die Möglichkeit spiritistischer Verbindung mit ihnen befruchteten Boden gefallen war und den in seiner weiteren Entwicklung zu skizzierenden Roman hat empor-sproßen lassen.

Ein Punkt aus der eben kurz dargelegten Sitzung verdient indes noch hervorgehoben zu werden, nämlich der merkwürdig erkünstelte und lose Zusammenhang zwischen der eigentlichen Marsvision einerseits und dem Wiedererscheinen Raspails und Alexis Mirbels andererseits. Man begreift absolut nicht, was die Personen da sollen. Warum mußten sie sich auf dem Mars wiederfinden? Bloß um ihre in der vorangehenden Sitzung

1) Falls es nicht vielleicht noch viel einfacher durch Lemaître selbst geschah, denn er hatte, wie ich sagte, im Frühjahr und Sommer 1894 mehreren Sitzungen Helenes beigewohnt.

ohne Vermittlung eines Planeten begonnene Unterhaltung mit Frau Mirbel fortzusetzen? Der Hörsaal, der sie umschließt, während er gleichzeitig vom Mars umschlossen wird, ist ein um so erkünsteltes Bindeglied zwischen ihnen und dem Gestirn, als der Saal seiner Beschreibung nach nichts spezifisch Marsartiges trägt und unserem Erdball entlehnt zu sein scheint. Dieser ganze Vorfall ist im Grunde eine Nebensache; für Frau Mirbel, die es direkt angeht, zweifellos sehr interessant, aber mit der Marswelt in keinem intimen Zusammenhang. Mit anderen Worten: es springt in die Augen, daß man einem jener Zusammenstöße oder einer Verwirrung von Ideen gegenübersteht, die im Traumleben gewöhnlich sind. Ersichtlich sollte die für Lemaître bestimmte, durch mehr oder minder lange vorauslaufende Inkubation gereifte astronomische Enthüllung das Thema der Sitzung ausmachen. Aber die Anwesenheit von Frau Mirbel hat von neuem die Erinnerung an deren Sohn und an Raspail wachgerufen, die die vorangehende Sitzung beschäftigt hatten; dieses mit der Marsvision zusammentreffende Andenken hat sich so gut oder schlecht als eine fremdartige Episode ohne direkte Beziehungen zu ihr hineingearbeitet. Die einigende, dramatisierende Arbeit, durch die die beiden disparaten Ideenketten durch das Mittelglied eines Hörsaales sich harmonisiert und miteinander verschmolzen haben, ist nicht mehr oder weniger außerordentlich als die, die sich in all unseren Nachtphantasmagorien entfaltet, wo absolut heterogene Erinnerungen sich oft auf unerwartete Weise verknüpfen und zu den bizarrsten Schauspielen Anlaß geben.

Jedoch unterscheiden sich die mediumistischen Mitteilungen von gewöhnlichen Träumen darin: die Inkohärenz der letzteren zieht keine weitere Folge nach sich, sie setzt in Erstaunen und belustigt uns für einen Augenblick, wenn wir nach dem Erwachen darüber nachdenken. Zuweilen hält sie die Aufmerksamkeit des Psychologen etwas länger fest, welcher das verworrene Netz seiner Träume zu entwirren und in Launen der Ideenassoziation oder in Zufälligkeiten des Vortags den Ursprung ihrer verwickelten Fäden wiederzufinden sucht. Im ganzen aber bleibt diese Zusammenhangslosigkeit ohne Einfluß auf den Weiterverlauf unserer Gedanken, weil wir in unseren Träumen nur

Wirkungen des Zufalls ohne eigentlichen Wert und objektive Bedeutung erblicken.

Anders verhält es sich mit spiritistischen Mitteilungen in Rücksicht auf Bedeutung und Zuverlässigkeit, die ihnen beigegeben werden. Das Medium, welches sich seiner Automatismen teilweise erinnert, oder dem sie nach der Sitzung von den Teilnehmern mit entsprechenden Bemerkungen erzählt werden, beschäftigt sich mit jenen geheimnisvollen Enthüllungen.

Wie der Paranoiker im nichtssagendsten Zusammentreffen heimliche Absichten oder eine tiefe Bedeutung mutmaßt, so prüft das Medium den Inhalt seiner seltsamen Visionen, denkt darüber nach und untersucht sie im Lichte spiritistischer Begriffe; stößt es auf Schwierigkeiten, Widersprüche oder zu schreiende Zusammenhanglosigkeiten, so wird sein bewußtes oder unterbewußtes Denken (beide sind nicht immer einig), darauf aus sein, sie zu zerstreuen und so die Probleme gut oder schlecht zu lösen, welche ihm die für Realitäten gehaltenen Traumschöpfungen auferlegen; spätere Somnambulismen werden den Stempel jener interpretierenden oder korrigierenden Tätigkeit tragen.

Das ist in Helenes astronomischem Roman von Anfang an der Fall gewesen. Das rein zufällige und nebensächliche Zusammentreffen vom Planeten Mars und Alexis Mirbel in der Sitzung vom 25. Nov. hat eine definitive Zusammenschweißung zwischen ihnen entschieden. Die zufällige Kontiguitäts-Assoziation hat sich in logische Verknüpfung gewandelt: wenn der junge Mann in der der unseren benachbarten Welt erscheint, so hat er sich nach seinem irdischen Tode dort tatsächlich reinkarniert; das ist die unterbewußte, vom spiritistischen Standpunkt aus ganz natürliche Schlußfolgerung, welche für den Weiterverlauf des Romans eines der Hauptthemen geliefert hat.

II. Weiterentwicklung des Marszyklus.

Diese Entwicklung hat sich nicht regelmäßig, sondern ruck- oder stoßweise vollzogen; diese Ausbrüche werden durch mehr oder weniger verlängerte Ruhepausen geschieden. Kaum eingeleitet in der Sitzung vom 25. Nov. 1894, erfuhr der Zyklus eine

schiedenen Sprachen wiedererlangt. Diese wenigen, antizipierten Hinweise werden dem Leser helfen, leichter den Faden des sonnambulen Romanes in dem Resumé seiner Hauptetappen zu verfolgen.

2. Febr. 1896. Ich fasse numerierend die sonnambulen Hauptphasen dieser Sitzung zusammen, welche mehr als 2 $\frac{1}{2}$ Stunde dauerte, und welcher Frau Mirbel beiwohnte.

1. Zunehmender Halbsomnambulismus mit allmählichem Bewußtseinschwund für die wirkliche Umgebung. Gleich zu Anfang neigt sich der Tisch mehrmals zu Frau Mirbel und zeigt damit an, daß die Sitzung, welche sich vorbereitet, für sie bestimmt ist. Nach einer Reihe elementarer Gesichtshalluzinationen (Regenbogen, Farben usw.), die sich auf Frau Mirbel beziehen — welche sie schließlich überhaupt nicht mehr sieht — erhebt sich Helene, verläßt den Tisch und führt ein langes Gespräch mit einer imaginären Frau, welche sie in einen sonderbaren kleinen Wagen ohne Rad und Pferd einzusteigen einlädt. Sie eifert gegen diese Frau, die, nachdem sie das Wort an sie französisch gerichtet hatte, jetzt beharrlich zu ihr in einer unverständlichen Sprache, wie chinesisch, redet. Leopold teilt uns durch den kleinen Finger und zu verschiedenen Malen mit, daß es die Sprache des Marsplaneten, und diese Frau die jetzige Mutter des auf jenem Planeten reinkarnierten Alexis Mirbel sei, und daß Helene selbst martisch sprechen werde. Tatsächlich beginnt bald Frl. Smith, nachdem sie die Angeredete gebeten, langsamer zu sprechen, um ihre Worte wiederholen zu können, mit zunehmender Geläufigkeit ein unverständliches Jargon herzuleiern, dessen Anfang ich hier nach möglichst genauer Niederschrift Lemaitres wiedergebe: „mitchma mitchmou minimi tchouanimen mimatchinég masichinof mézavi patelki abrésinad navette naven navette mitchichénid naken chinoutoufiche...“ Von jetzt ab hindert die Schnelligkeit, mehr als solche Brocken aufzugreifen, wie: *téke . . . katéchivist . . . méguetch . . .* oder *méketch . . . kété . . . chiméké . . .* Nach einigen Minuten unterbricht sich Helene und ruft: „Ach, ich habe davon genug, Sie sagen mir so viel, wie ich nie wieder sagen kann . . .“ Dann willigt sie nach einigem Widerstreben ein, ihrer Gefährtin in den Wagen zu folgen, welcher sie zum Mars emportragen soll.

2. Der Trance ist jetzt vollständig. Helene gibt durch Gebärden-spiel, aufrecht stehend die drei Phasen der Marsfahrt wieder, deren übrigens durchsichtiger Sinn von Leopold erläutert wird: Regelmäßiges Schwanken des Oberkörpers (Durchstreifen der Erdatmosphäre); absolute Unbeweglichkeit und Starrheit (interplanetare Leere); von neuem Schwankung mit Oberkörper und Schultern (Marsatmosphäre). Auf dem Mars angelangt, steigt sie aus dem Wagen und ergibt sich einer komplizierten Pantomime, welche die dort üblichen Höflichkeitsbezeugungen

ausdrückt: barocke Gesten mit Händen und Fingern, Schnippchen einer Hand gegen die andere, Schlag oder Auflegen von dem oder dem Finger auf Nase, Lippen, Kinn usw.; gezwungene Verbeugungen, Gleiten und Drehen der Füße auf dem Boden usw. Das ist scheinbar die Art der Leute da oben, sich zu nähern und zu grüßen.

3. Da diese Art Tanz einem der Anwesenden den Gedanken eingab, Klavier zu spielen, so verfällt Helene, scheinbar auf die Erde geschleudert, in hypnotischen, banalen Schlaf, der keinen Marscharakter mehr trägt. Als die Musik aufhört, verfällt sie in einen Mischzustand, in dem Erinnerung an die Marsvisionen von soeben und ein gewisses Gefühl ihrer irdischen Existenz zusammenfallen. Sie sagt zu sich selbst: „Sie sind komisch, diese Träume . . .“, das muß ich Herrn Lemaître erzählen . . . Als er (der Marsbewohner Alexis Mirbel) mir guten Tag gesagt hat, hat er sich die Nase geklapst . . . eine merkwürdige Sprache hat er gesprochen . . . aber ich habe ihn trotzdem verstanden“ usw. Auf der Erde sitzend, gegen ein Möbel gelehnt, fährt sie in einem halblaut geführten, französischen Selbstgespräch fort, ihren Traum noch einmal durchzugehen, und mischt erstaunte Reflexionen hinein. So findet sie z. B., daß der junge Marsmensch (Alexis) doch für seine 5—6 Jahre ein auffallend großer Junge wäre, wie er das ihr angedenken hatte, und daß auch die Frau für seine Mutter sehr jung wäre.

4. Nach einer Übergangsphase von Seufzen und Schluchzen folgt tiefer Schlaf mit Lösung der Muskelstarre. Helene kommt wieder in ihren Marssomnambulismus zurück und murmelt verworrene Worte: *késin o uitidjé* . . . usw. Ich schärfe ihr ein, mit mir Französisch zu sprechen. Sie scheint mich zu verstehen und antwortet mit gereiztem, herrischem Ton in Marssprache; ich frage nach ihrem Namen, sie antwortet: *basi mini météche*. In der Meinung, sie „inkarniere“ vielleicht den jungen Alexis, von dem sie in der vorangehenden Phase so viel gesprochen hat, dringe ich in Frau Mirbel, an sie heranzugehen; wirklich beginnt sogleich die beweglichste Inkarnationsszene, die man sich denken kann: Frau Mirbel kniet laut schluchzend neben diesem wiedergefundenen Sohne nieder, welcher an sie Zeichen tiefster Zuneigung verschwendet, ihre Hände streichelt, „genau so, wie er es gewöhnlich in seiner letzten Krankheit tat“, während er ihr eine martische Rede (*tini s touch* . . .) hält, welche die arme Mutter nicht verstehen kann, welcher aber der Akzent äußerster Milde und rührender Betonung den deutlichen Sinn von Trost und hingebender Sohneszärtlichkeit leiht. Dies pathetische Duett dauert ungefähr 10 Minuten und endet mit Rückfall in lethargischen Schlaf, aus dem Helene nach einer Viertelstunde mit einer Äußerung eines kurzen Marsworts erwacht. Gleich darauf erlangt sie im normalem Wachzustande den Gebrauch der französischen Sprache wieder.

5. Nach ihren Erlebnissen befragt erzählt Helene, während sie eine Tasse Tee trinkt, ihren erlebten Traum. Sie hat eine ziemlich klare

erste Verdunklung von fast fünfzehn Monaten, die wohl neuen Vorurteilen zuzuschreiben ist, welche ihn gleichsam zurückdrängten, und sich während des ganzen Jahres 1895 in den Vordergrund schoben.

Den plötzlichen Wandel im Verlauf der subliminalen Träume Helenes hatte ich wahrscheinlich selbst unfreiwillig verursacht. Gerade zu jener Zeit bat Lemaître Frl. Smith um die Erlaubnis, mich zu den Sitzungen einzuladen, die sie bei ihm gab. Sie willigte ein wie es scheint, nicht ohne einigen Kampf zwischen der Furcht, sich den kritischen und vielleicht übelwollenden Blicken eines Universitätsprofessors auszusetzen, welcher hinsichtlich medianimistischer Fähigkeiten im Ruhe bedauerlicher, völliger Ungläubigkeit stand, und zwischen der geheimen Hoffnung, welche schließlich den Sieg davon trug, jenen störrischen Skeptiker zur Überzeugung zu bringen, was für die spiritistische Sache ein nicht zu unterschätzender Triumph gewesen wäre. So versteht man, daß, bevor ich persönliche Bekanntschaft mit Frl. Smith machte, ich selbst in ihren bewußten oder unterbewußten Vorurteilen eine Rolle habe spielen können, welche sich in der Folgezeit, wie aus verschiedenen Anzeichen ersichtlich sein dürfte, noch verstärkt. Zuerst Retrocognitionen meine Familie betreffend, die den Hauptteil der Visionen Helenes in den ersten Sitzungen meiner Anwesenheit bilden; dann prompte Umformung ihrer Teilautomatismen in Vollsomnambulismen unter dem Einfluß meiner Gegenwart (siehe S. 6), zahlreiche Ratschläge voll Sorge, die Leopold an mich verschwendet, endlich und besonders Erschließen und rapide Entwicklung des indischen Romans, in dem ich einen Ehrenplatz einnehme, wie man sehen wird. — Wie dem auch sei, meine Zulassung zu den Sitzungen Helenes seit der Zusammenkunft (9. Dez. 1894), die dem ersten Auftauchen des Marsromans folgte, markierte den Beginn einer langen Unterbrechung dieses Romans, dessen zweites Auftauchen erst Februar 1896 stattfand.

Gleichwohl hat möglicherweise noch etwas anderes zu jener Verdunklung beigetragen; man muß darin nicht nur die Wirkung einer befremdenden Ablenkung, sondern gleichzeitig auch eine für Vervollkommnung des Marstraumes und für Vorbereitung der neuen, hierbei zu enthüllenden Sprache notwendig latente Inkubationsperiode sehen. Ich kenne keinen äußeren Vorfall, welcher Frl. Smith getrieben hat, die Marsmenschen ein originelles Idiom sprechen zu lassen, aber es kann trotzdem so entstanden sein. Überdies konnte eine so natürliche Idee wohl von selbst den unterbewußten Gedanken Helenes wachrufen und zur ersten Autosuggestion der Marssprache werden. Nov. 1894

sprach, wie wir wissen, Alexis Mirbel, obgleich mit Raspail auf dem Mars, mit seiner Mutter durch Tisch-Vermittlung im Salon von Lemaître französisch. Darin lag ein amüsanter Fehler an Kohärenz und Logik, der im gewöhnlichen Traum unwichtig gewesen wäre, in eine spiritistische Vision aber einen Mißton brachte und spätere Erklärungen oder Verbesserungen hervorrief. Helenes subliminale Phantasie mußte sich im stillen damit beschäftigen, während sie nach außen hin den indischen Zyklus und so manches andere produzierte. Sicher hat sie diesen Aufschub von mehr als einem Jahr benutzt, um den Marsroman reifen zu lassen und ihn noch einmal umzuarbeiten.

Im Vergleich mit der Sitzung vom Nov. 1894 bietet die vom Febr. 1896 (deren Resumé folgt) in der Tat interessante Neuerungen. Raspail tritt nicht auf und erscheint fortan nicht mehr, zweifellos, weil sich Frau Mirbel um ihn und seine Rezepte nicht oft genug gekümmert hat. Der junge Mirbel, der einzige Gegenstand der Wehmut und des Wunsches seiner bedauernswerten Mutter füllt dagegen den Vordergrund aus und dient zum Zentrum aller Einzelheiten der Vision. Obwohl er merkwürdigerweise französisch noch zu verstehen scheint, spricht er jetzt in der Vision martisch und kann nicht mehr französisch, was ganz in der Ordnung ist, die Unterhaltung aber etwas erschwert. Da er außerdem von da oben kaum die Tische unseres Erdglobus tanzen lassen kann, so verkehrt er mit seiner Mutter nunmehr durch Vermittlung des Mediums, indem er sich zeitweise in Frl. Smith inkarniert.

Diese beiden letzten Punkte heben ihrerseits Schwierigkeiten, welche wie ein Ferment oder eine Suggestion wirken und späterhin den Roman einen neuen Schritt vorwärts bringen. Da Alexis Mirbel sich nicht in einem irdischen Medium inkarnieren kann, wenn er noch in seiner Marsexistenz steckt, so muß er diese schon abgeschlossen haben und von neuem im interplanetaren Raume schweben. Dieser Zustand des Umherirrens gestattet ihm gleichzeitig, uns die französische Übersetzung der Marssprache zu geben, da man nach spiritistischer Lehre zeitweilig während der Desinkarnationsphasen die völlige Erinnerung an frühere Existenzen und folglich auch an ihre ver-

schiedenen Sprachen wiedererlangt. Diese wenigen, antizipierten Hinweise werden dem Leser helfen, leichter den Faden des somnambulen Romanes in dem Resumé seiner Hauptetappen zu verfolgen.

2. Febr. 1896. Ich fasse numerierend die somnambulen Hauptphasen dieser Sitzung zusammen, welche mehr als 2½ Stunde dauerte, und welcher Frau Mirbel beiwohnte.

1. Zunehmender Halbsomnambulismus mit allmählichem Bewußtseinsschwund für die wirkliche Umgebung. Gleich zu Anfang neigt sich der Tisch mehrmals zu Frau Mirbel und zeigt damit an, daß die Sitzung, welche sich vorbereitet, für sie bestimmt ist. Nach einer Reihe elementarer Gesichtshalluzinationen (Regenbogen, Farben usw.), die sich auf Frau Mirbel beziehen — welche sie schließlich überhaupt nicht mehr sieht — erhebt sich Helene, verläßt den Tisch und führt ein langes Gespräch mit einer imaginären Frau, welche sie in einen sonderbaren kleinen Wagen ohne Rad und Pferd einzusteigen einlädt. Sie eifert gegen diese Frau, die, nachdem sie das Wort an sie französisch gerichtet hatte, jetzt beharrlich zu ihr in einer unverständlichen Sprache, wie chinesisch, redet. Leopold teilt uns durch den kleinen Finger und zu verschiedenen Malen mit, daß es die Sprache des Marsplaneten, und diese Frau die jetzige Mutter des auf jenem Planeten reinkarnierten Alexis Mirbel sei, und daß Helene selbst martisch sprechen werde. Tatsächlich beginnt bald Frl. Smith, nachdem sie die Angeredete gebeten, langsamer zu sprechen, um ihre Worte wiederholen zu können, mit zunehmender Ge läufigkeit ein unverständliches Jargon herzuleiern, dessen Anfang ich hier nach möglichst genauer Niederschrift Lemaitres wiedergebe: „mitchma mitchmou minimi tchouanimen mimatchi-
neg masichinof mézavi patelki abrésinad navette naven navette mitchichénid naken chinoutoufiche...“ Von jetzt ab hindert die Schnelligkeit, mehr als solche Brocken aufzugreifen, wie: téke . . . katéchivist . . . méguetch . . . oder méketch . . . kėti . . . chiméké . . .“ Nach einigen Minuten unterbricht sich Helene und ruft: „Ach, ich habe davon genug, Sie sagen mir so viel, wie ich nie wieder sagen kann . . .“ Dann willigt sie nach einigem Widerstreben ein, ihrer Gefährtin in den Wagen zu folgen, welcher sie zum Mars emportragen soll.

2. Der Trance ist jetzt vollständig. Helene gibt durch Gebärden-
spiel, aufrecht stehend die drei Phasen der Marsfahrt wieder, deren übrigens durchsichtiger Sinn von Leopold erläutert wird: Regelmäßiges Schwanken des Oberkörpers (Durchstreifen der Erdatmosphäre); absolute Unbeweglichkeit und Starrheit (interplanetare Leere); von neuem Schwankung mit Oberkörper und Schultern (Marsatmosphäre). Auf dem Mars angelangt, steigt sie aus dem Wagen und ergibt sich einer komplizierten Pantomime, welche die dort üblichen Höflichkeitsbezeugungen

ausdrückt: barocke Gesten mit Händen und Fingern, Schnippchen einer Hand gegen die andere, Schlag oder Auflegen von dem oder dem Finger auf Nase, Lippen, Kinn usw.; gezwungene Verbeugungen, Gleiten und Drehen der Füße auf dem Boden usw. Das ist scheinbar die Art der Leute da oben, sich zu nähern und zu grüßen.

3. Da diese Art Tanz einem der Anwesenden den Gedanken eingab, Klavier zu spielen, so verfällt Helene, scheinbar auf die Erde geschleudert, in hypnotischen, banalen Schlaf, der keinen Marscharakter mehr trägt. Als die Musik aufhört, verfällt sie in einen Mischzustand, in dem Erinnerung an die Marsvisionen von soeben und ein gewisses Gefühl ihrer irdischen Existenz zusammenfallen. Sie sagt zu sich selbst: „Sie sind komisch, diese Träume . . . , das muß ich Herrn Lemaître erzählen . . . Als er (der Marsbewohner Alexis Mirbel) mir guten Tag gesagt hat, hat er sich die Nase geklappt eine merkwürdige Sprache hat er gesprochen aber ich habe ihn trotzdem verstanden“ usw. Auf der Erde sitzend, gegen ein Möbel gelehnt, fährt sie in einem halbblaut geführten, französischen Selbstgespräch fort, ihren Traum noch einmal durchzugehen, und mischt erstaunte Reflexionen hinein. So findet sie z. B., daß der junge Marsmensch (Alexis) doch für seine 5—6 Jahre ein auffallend großer Junge wäre, wie er das ihr angegeben hatte, und daß auch die Frau für seine Mutter sehr jung wäre.

4. Nach einer Übergangsphase von Seufzen und Schluchzen folgt tiefer Schlaf mit Lösung der Muskelstarre. Helene kommt wieder in ihren Marssomnambulismus zurück und murmelt verworrene Worte: *késin o uitti djé* . . . usw. Ich schärfe ihr ein, mit mir Französisch zu sprechen. Sie scheint mich zu verstehen und antwortet mit gereiztem, herrischem Ton in Marssprache; ich frage nach ihrem Namen, sie antwortet: *b a s i m i n i m é t é c h e*. In der Meinung, sie „inkarniere“ vielleicht den jungen Alexis, von dem sie in der vorangehenden Phase so viel gesprochen hat, dringe ich in Frau Mirbel, an sie heranzugehen; wirklich beginnt sogleich die beweglichste Inkarnationsszene, die man sich denken kann: Frau Mirbel kniet laut schluchzend neben diesem wiedergefundenen Sohne nieder, welcher an sie Zeichen tiefster Zuneigung verschwendet, ihre Hände streichelt, „genau so, wie er es gewöhnlich in seiner letzten Krankheit tat“, während er ihr eine martische Rede (*t i n i s t o u t c h . . .*) hält, welche die arme Mutter nicht verstehen kann, welcher aber der Akzent äußerster Milde und rührender Betonung den deutlichen Sinn von Trost und hingebender Sohneszärtlichkeit leiht. Dies pathetische Duett dauert ungefähr 10 Minuten und endet mit Rückfall in lethargischen Schlaf, aus dem Helene nach einer Viertelstunde mit einer Äußerung eines kurzen Marsworts erwacht. Gleich darauf erlangt sie im normalen Wachzustande den Gebrauch der französischen Sprache wieder.

5. Nach ihren Erlebnissen befragt erzählt Helene, während sie eine Tasse Tee trinkt, ihren erlebten Traum. Sie hat eine ziemlich klare

Erinnerung an ihre Durchfahrt nach dem Mars und an das, was sie dort sah, mit Ausnahme des jungen Mannes, von dem sie keinerlei Erinnerung bewahrt hat, ebensowenig als an die Inkarnationsszene. Plötzlich aber beginnt sie mitten im Gespräch wieder Martisch zu reden ohne den Anschein, es zu bemerken, indem sie auf natürlichste Weise mit uns weiterplaudert. Sie scheint alle unsere Worte zu verstehen und antwortet darauf in ihrem fremden Idiom mit normalsten Tonfall, scheint aber sehr erstaunt, als wir ihr sagen, daß wir von ihrer Sprache nichts verstünden. Offenbar glaubt sie, Französisch zu reden¹⁾. Wir benutzen das zur Erkundigung nach einem Besuch, den sie vor wenigen Tagen bei Cuendet gemacht hatte, mit der Frage nach Zahl und Namen der damaligen Teilnehmer. So gelingt es uns dank der Tatsache, daß sie die Eigennamen unverändert ausspricht, folgende vier Marsworte zu identifizieren: *m é t i c h e* S. = Herr S.; *m é d a c h e* C. = Frau C.; *m é t a g a n i c h e* Smith = Fräulein Smith; *kin't'che* = vier. Danach beginnt sie definitiv wieder Französisch; als wir über den eben produzierten Vorfall mit ihr reden, ist sie bestürzt, hat nur zögernde und verworrene Erinnerung, daß man von ihrem Besuch bei Cuendet an dem Abend gesprochen habe, und erkennt weder, noch versteht sie die vier obigen Marsworte, die wir ihr wiederholen.

Mehrmals während der Sitzung hatte ich Helene suggeriert, sie sollte sich nach ihrem Erwachen bei bestimmtem Zeichen der geäußerten Marsworte und ihres Sinnes erinnern. Leopold aber, der kaum abließ anwesend zu sein und durch einen oder den anderen Finger zu antworten, erklärte, dieser Befehl würde nicht ausgeführt werden; man würde an jenem Abend keine Übersetzung bekommen. Tatsächlich blieb das sogar wiederholte Zeichen ohne Wirkung, wenn man nicht im posthypnotischen Rückfall während des Tees eine Andeutung verspäteter Realisation sehen muß.

Ich hielt es für nötig, die Sitzung, die das erste Auftreten der Marssprache brachte, mit einigem Detail zu beschreiben, um dem Leser alle Fragmente der Sprache, die wir haben sammeln können unter die Augen zu stellen, selbstverständlich ohne Garantie für absolute Genauigkeit, denn jeder weiß, wie schwer Laute unbekannter Sprache zu notieren sind.

Man konstatiert eine merkwürdige Differenz zwischen den so, gut oder schlecht, im Sitzungsverlauf gesammelten Proben und den vier Worten, deren Sinn und Aussprache mehrfach

1) Vergl. den Fall von Frl. Anna O., die ihre Deutsch sprechende Umgebung verstand, selbst aber, ohne es zu ahnen, nur Englisch sprach. Breuer und Freud, Studien über Hysterie, Wien 1895, S. 19.

von Helene wiederholt, mit völliger Sicherheit bei der posthypnotischen Wiederkehr des somnambulen Traumes bestimmt werden konnten. Nach den vier Worten zu schließen, ist die Marssprache sichtlich nur eine kindliche Nachahmung des Französischen, von dem sie in jedem Worte die Silbenzahl und gewisse markante Buchstaben beibehält. In den anderen Sätzen hingegen gelingt es, selbst wenn man sich mit den späteren übersetzten Texten, die man unten finden wird, behilft, nicht, deren Bedeutung zu erraten. Man könnte zur Annahme gedrängt werden, dieses erste Auftauchen des Martischen, charakterisiert durch eine Fülle und Gewandheit, der wir später selten wieder begegneten, wären nur pseudomartisch, eine Folgereihe von irgendwelchen zufällig und ohne wirkliche Bedeutung hervorgestoßenen Lauten gewesen, analog dem Kauderwelsch, durch das sich Kinder bisweilen die Illusion in ihren Spielen verschaffen, chinesisch, indisch oder „wild“ zu sprechen. Das richtige Martisch würde erst infolge ungeschickter Deformation des Französischen im posthypnotischen Anfall von Halbsomnambulismus den Anfang genommen haben, um dem offenbaren Wunsche der Anwesenden zu entsprechen, die genaue Äquivalenz einiger isolierter Marsworte zu erfahren.

Die von Leopold erklärte Unmöglichkeit, noch am selben Abend eine Übersetzung des während der Sitzung vorgetragenen, angeblichen Martisch zu geben, und die Tatsache, daß es auch in der Folgezeit nicht gelungen ist, die Übersetzung zu bekommen, gibt dieser Annahme eine gewisse Stütze. Der Umstand, daß Helene bei der Wiedererinnerung ihres Traumes in Phase Nr. 3 das Gefühl hatte, dies unbekannte Jargon „gut verstanden zu haben“, ist kein Einwand, denn Kinder, welche sich amüsieren, ein exotisches Idiom zu erheucheln — um bei diesem Beispiel zu bleiben — bewahren nicht weniger das Bewußtsein der Ideen, welche sie in ihrem Kauderwelsch auszudrücken meinen. Schließlich scheint es, daß, wenn diese neue Sprache damals wirklich im subliminalen Bewußtsein Helenes schon so weit fertig gewesen wäre, um zu minutenlangen, geläufigen Gesprächen auszureichen, sie im Laufe des gewöhnlichen Lebens nicht unterlassen hätte, wenigstens einige Sätze bisweilen spontan hervorzusprudeln, und

dabei Visionen von Mars-Leuten oder -Landschaften auszulösen. Nun aber hat man noch auf dies später häufig auftretende Phänomen mehr als sieben Monate warten müssen. Soll man nicht in jenem halben Jahr eine Inkubationszeit sehen, welche zur subliminalen Bearbeitung einer eigentlichen Sprache, d. h. einer aus präzisen Worten und mit bestimmter Bedeutung, in Nachahmung der vier eben angeführten Termini gebildeten, verwendet wurde, um den ersten, ungeordneten Wortschwall zu ersetzen? Wie dem auch sei, man stelle sich, um auf unsere Geschichte zurückzukommen, das Interesse vor, welches dies plötzliche und unerwartete Auftreten einer mysteriösen Sprache hervorrief, das Leopolds Autorität für etwas anderes als Marssprache zu nehmen nicht gestattete. Die natürliche Neugierde sowohl bei Helene selbst wie bei ihrer Umgebung, mehr über unsere Nachbarn da oben und ihre Redeweise zu erfahren, mußte der Entwicklung subliminaler Träumereien förderlich sein. Die folgende Sitzung hielt leider nicht, was sie anfänglich versprach.

16. Febr. 1896. Bei Beginn der Sitzung hat Helene die Vision Alexis Mirbels, welcher durch den Tisch mitteilt, Französisch durchaus nicht vergessen zu haben und die Übersetzung der in der letzten Sitzung gesprochenen Marsworte geben zu wollen. Diese Voraussage erfüllt sich indes nicht. Sei's, daß Helene sich heute nicht wohl fühlt, sei's, daß die Ankunft einer ihr unsympathischen Person die Produktion der Phänomene gestört hat, der Marssomnambulismus, welcher im Hervorbrechen begriffen war, glückte nicht. Helene bleibt in jenem Dämmerzustand, in dem das Gefühl gegenwärtiger Realität und die bis an das Bewußtsein reichenden Marsideen interferieren und sich gegenseitig verdunkeln. Mit den Anwesenden plaudert sie zwar Französisch, mischt aber ab und zu ein Fremdwort hinein (wie *m é c h e*, *chinit*, *ch é q u e*, welche dem Zusammenhang nach: Bleistift, Ring, Papier bedeuten). Sie scheint ihrer wirklichen Umgebung mehr oder weniger entfremdet zu sein und ist besonders erstaunt beim Anblick von R., der Bemerkungen für das Protokoll zu notieren beschäftigt ist; sie scheint diese Art mit Bleistift oder Feder zu schreiben, sonderbar und absurd zu finden, ohne aber klar erklären zu können, wie sie es angreifen möchte. Die Wichtigkeit dieser Sitzung liegt darin, daß man hier die Idee einer besonderen Marsschrift keimen sieht (welche erst anderthalb Jahre später realisiert werden sollte).

Die fast völlig verfehlte Sitzung war die letzte dieser Epoche. Helenes Gesundheit, mehr und mehr durch zu langes Stehen und



Fig. 11. — Astané, gelber Teint, braune Haare und Sandalen; in der Hand weiße Rolle. Kostüm gold, rot und blau gestreift. Gürtel und Besatz ziegelrot. (Vergl. Nouv. Obs. Fig. 3.)

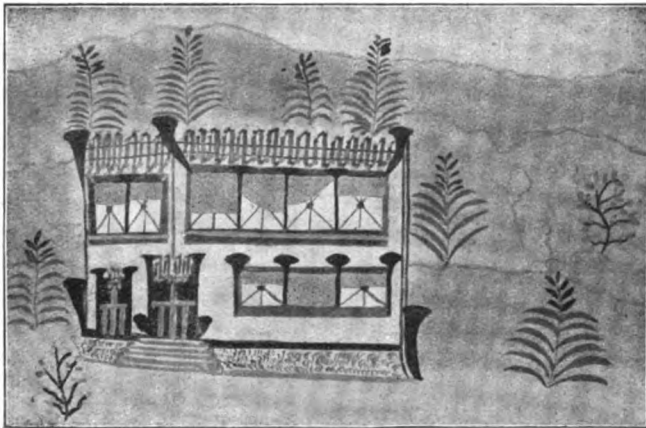


Fig. 12. — Astanés Haus. — Himmel grünlich, Boden, Berge und Mauern rötlich. Die zwei Pflanzen mit gebogenem Stamm haben purpurrote Blätter, die anderen lange Blätter, die unteren grüne, die oberen purpurrote kleine Blätter. Die Fensterrahmen, Türen und Verzierungen in Form von braun-roten Hörnern. Scheiben (?) weiß und Gardinen oder Stores in schönem türkisch Blau. Dachaufsätze (Gitter) gelb mit blauen Ausläufern.



ein Übermaß von Arbeit im Geschäft aufs Spiel gesetzt, verpflichtete sie zu völligem Ausruhen, wovon S. 37 schon die Rede war. Ich hatte die Tatsache hervorgehoben, daß sie während jener sechs Monate ohne eigentliche Sitzungen einem Übermaß von Visionen und spontanen Somnambulismen unterworfen war, aber diese Automatismen bezogen sich besonders auf den indischen Zyklus oder anderes. Ich glaube nicht, daß direkt zum Marsroman gehörige Phänomene aufgetreten sind. Sobald sie dagegen wieder hergestellt war und ihr normales Leben wieder aufgenommen hatte, sieht man jenen wieder in Erscheinung treten, und zwar, von der folgenden Nachtvision an, mit desto größerer Intensität:

5. Sept. 1896. Helene erzählt, daß sie um $\frac{1}{4}$ Uhr morgens aufgestanden sei, um am Fenster Blumen, die vom Wind bedroht waren, hereinzunehmen, und daß sie sich, statt sich dann wieder niederzulegen, auf ihr Bett, das sie für eine Bank hielt, gesetzt und vor sich eine exotische Landschaft und exotische Menschen geschaut habe. Sie saß am Rande eines schönen rosa-blauen See mit einer Brücke, deren Seiten durchsichtig und von gelben Röhren, gleich unseren Orgelpfeifen gebildet waren; ein Teil derselben schien ins Wasser zu tauchen und es aufzusaugen (s. Fig. 9). Die Erde war pflirsichfarben, die Bäume hatten teils sich nach oben ausweitende, teils gewundene Stämme. Später näherte sich eine ganze Menschenmenge der Brücke. Aus dieser Menge hob sich genauer eine Frau ab. Die Frauen trugen Hüte flach wie Teller. Helene weiß nicht, wer die Leute sind, hat aber die Empfindung, mit ihnen gesprochen zu haben. Auf der Brücke stand ein Mann mit dunklem Teint (Astané), welcher in beiden Händen Instrumente, etwa in Form einer Wagenlaterne (Fig. 10), trug, die bei einem Druck mehr oder minder intensive Flammen ausstrahlten und gleichzeitig erlaubten, sich damit in die Lüfte zu schwingen. Mittelst dieses Instrumentes verließ der Mann die Brücke, streifte die Wasseroberfläche, kam zur Brücke zurück usw. — Dies Bild dauerte 25 Minuten, denn als Helene wieder zu sich kam, konstatierte sie, da ihre Kerze brennen geblieben war, daß die Uhr 5 Minuten vor $\frac{3}{4}$ zeigte; sie ist überzeugt, während dieser ganzen Vision nicht geschlafen zu haben, sondern völlig wach gewesen zu sein.

Von jetzt an wiederholen und mehren sich die spontanen Marsvisionen. Gewöhnlich kommen sie morgens beim Erwachen, bevor Helene aufsteht; bisweilen am Abend, ausnahmsweise auch in anderen Augenblicken des Tages. Bei diesen Gesichtshalluzinationen tritt die Marssprache in auditiver Form von neuem in Erscheinung:

22. Sept. 1896. In den letzten Tagen hat Helene bei verschiedenen Gelegenheiten den Marsmann mit oder ohne sein Fluginstrument wieder gesehen. Als sie z. B. ein Bad nahm, ist er ihr am Fußende der Wanne erschienen (Fig. 11). Ebenso hat sie mehrfach die Vision eines seltsamen Hauses, dessen Bild sie so beharrlich verfolgt, daß sie es schließlich zeichnete (Fig. 12). Gleichzeitig hat sie dreimal einen Satz vernommen, dessen Sinn sie nicht kennt, den sie aber mit dem Bleistift hat aufschreiben können: *dodé né ci haudan té méche métiche astané ké dé mé véche*. (Wie man 6 Wochen später durch die am 2. Nov. erfolgte Übersetzung erfährt, bedeutet dieser Satz, daß das exotische Haus einem Marsmanne, welcher Astané heißt, gehört.)

Dieser Satz war zweifellos Martisch. Was bedeutete er aber? Nachdem ich vergeblich fast einen Monat gehofft hatte, die Bedeutung würde sich in der einen oder anderen Weise enthüllen, entschloß ich mich, es mit einer verkappten Suggestion zu versuchen. Ich schrieb an Leopold selbst einen Brief, in dem ich in Anbetracht des hohen, wissenschaftlichen Wertes der von Helene dargebotenen Phänomene an seine Allwissenheit und gleichzeitig an seine Güte appellierte, er möchte mir doch über die seltsame Sprache, welche unsere Neugier reizte, und besonders über den Sinn des betreffenden Satzes von Helene einige Aufklärungen zukommen lassen. Ich bat um schriftliche Antwort durch die Hand von Frl. Smith, welcher ich den Brief übergab mit der Bitte, ihn zu lesen und Leopold als Sekretärin dienen zu wollen, indem sie sich gegebenen Falles der automatischen Schrift ohne Widerstand überlassen möchte, wenn sie sich in irgendeinem Augenblick getrieben fühlte.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Helene erhielt meinen Brief am 20. Okt. und bereits am Abend des 22. Okt. ergriff sie, dem unbestimmten Schreibbedürfnis nachgebend, den Bleistift, welcher von selbst in die klassische Stellung: Griff zwischen Daumen und Zeigefinger rückte (während Helene immer die Feder zwischen Zeige- und Mittelfinger hält), und schrieb rapide mit der charakteristischen Schrift und Unterschrift Leopolds an meine Adresse eine hübsche Epistel von achtzehn Alexandrinern, von denen ich die zehn letzten hier wiedergebe, da sie auf meine Bitte, mir die Marsgeheimnisse zu enthüllen, Bezug nehmen.

„O denk' nicht, weil ich Dich wie einen lieben Bruder wähle,
 Daß ich der Himmel tief Geheimnis Dir erzähle.
 Nur helfen will ich Dir, den rechten Weg zu schauen,
 Doch mußt Du freudevoll der eignen Kraft vertrauen.
 Wenn Du ihn sehen wirst, entrückt den Erdschranken,
 Wenn kühnen Flugs empor sich hoben die Gedanken,
 Empor zum Mars, schimmernd in bunter Farbenglut,
 Und Du erfahren willst, worauf ihr Auge ruht,
 So lege sanft die Hand auf ihre Stirn, die fahle
 Und rufe leis' den trauten Namen: Esenale!“¹⁾

Ich bin für die Beweise brüderlicher Zuneigung vonseiten Leopolds immer sehr empfänglich gewesen, aber diesmal war ich ganz besonders gerührt; obwohl der wenig übliche Name: Esenale mir absolut nichts sagte, so hütete ich mich doch, das sonderbare Rezept, das mir angegeben war, zu vergessen. Gleich in der folgenden Sitzung bot sich Gelegenheit, es anzuwenden, ja Leopold war sogar so gefällig, die Anwendung seines Verfahrens selbst zu leiten, und während Helenes Mars - Trancezustandes bald durch den einen Finger, bald durch den anderen Instruktionen zu geben.

Montag, den 2. Nov. 1896. Nach verschiedenen, für die Marsabreise charakteristischen Symptomen (Schwindel, Übelbefinden usw.) verfällt Helene in tiefen Schlaf. Ich schicke mich an, zur vorgeschriebenen Methode meine Zuflucht zu nehmen, aber L. gibt durch die Finger der rechten Hand zu verstehen, der Moment sei noch nicht gekommen und diktiert: „Wenn die Seele wieder von sich selbst Besitz genommen hat, wirst Du meinen Befehl ausführen. Sie

1) Die psychologisch nicht genügende Wiedergabe des Übersetzers erfordert den Abdruck des Originals. V.

Ne crois pas qu'en t'aimant comme un bien tendre frère.
 Je te diroï des cieux tout le profond mystère;
 Je t'aideroï beaucoup, je t'ouvrïroï la voie,
 Mais à toi de saisir et chercher avec joie!
 Et quand tu la verras d'ici-bas détachée,
 Quand son âme mobile aura pris la volée,
 Et planera sur Mars aux superbes couleurs;
 Si tu veux obtenir d'elle quelques lueurs,
 Pose, bien doucement, ta main sur son front pâle
 Et prononce bien bas le doux nom d'Esenale!

wird Euch dann im Schlafe berichten, was sie auf dem Mars erblickt hat.“ Kurz darauf fügt er hinzu: „Laßt sie in einem Lehnstuhl Platz nehmen“ (statt des wenig bequemen Stuhls, den Helene, wie gewöhnlich eingenommen hatte). Dann belehrt er uns noch, während sie friedlich weiter schläft, daß sie auf dem Wege zum Mars sei; einmal da oben, versteht sie die Mars-Sprache, wenn sie diese rings um sich sprechen hört, obwohl sie sie nie gelernt habe, aber er, Leopold, würde sie uns nicht übersetzen — und nicht, weil er nicht wolle, sondern weil er nicht könne —, die Übersetzung sei vielmehr Sache des gegenwärtig im Raume desinkarnierten Esenales, der aber kürzlich auf dem Mars und vorher auf der Erde gelebt hat, was ihm gestattet, als Dolmetscher zu dienen usw.

Nach halbstündigem Warten macht der ruhige Schlaf Helenes einer Erregung Platz und geht in eine andere Somnambulismusform über: Seufzer, rhythmische Kopf- und Handbewegungen, dann bizarre Mars-Gesten, Lächeln, leise an Leopolds Adresse (welcher sie auf den Mars zu begleiten scheint) gemurmelte französische Worte, sie läßt ihn an ihren Eindrücken über das, was sie bemerkt, teilnehmen. Inmitten dieses Selbstgesprächs zeigt eine vertikale, Leopold eigentümliche Arm-bewegung an, daß der Augenblick zur Ausführung seiner Vorschriften gekommen sei. Ich lege meine Hand auf Helenes Stirn und spreche den Namen Esenale aus, worauf Helene mit schwacher, sanfter, etwas melancholischer Stimme antwortet: „Er ist weggegangen, Esenale . . . er hat mich allein gelassen . . . aber er wird wiederkommen . . . bald wird er wiederkommen . . . er hat mich bei der Hand genommen und ist mit mir in das Haus eingetreten (wovon sie vor einem Monat die Vision hatte und die Zeichnung entwarf [Fig. 12]) . . . ich wußte nicht, wohin Esenale mich führte, aber er sagte mir: *dodé né ci haudan té méche métiche astané ké dé mé véche*, aber ich verstand nicht . . . *dodé* = dies, *né* = ist, *ci* = die, *haudan* = Haus, *té* = des, *méche* = groß, *métiche* = Mann, *astané* = Astané, *ké* = welchen, *dé* = du, *mé* = hast, *véche* = gesehen. Das ist das Haus des großen Mannes Astané, den du gesehen hast, Esenale hat das gesagt . . . er ist fort, Esenale . . . er wird wiederkommen . . . bald wiederkommen . . . er wird mich sprechen lehren, und Astané schreiben lehren.“

Ich habe diesen langen Monolog, der fortwährend durch Schweigen unterbrochen war und dessen Fortsetzung ich nur erhielt, wenn ich unaufhörlich zum Namen: Esenale, wie zu einem Zauberwort rekurierte (dies allein konnte dem erstarrten Gehirn Helenes jedesmal einige Worte entreißen), stark abkürzend zusammengefaßt. Nach dem letzten Satz, in dem man eine kategorische Voraussage der Marsschrift sieht, verstummt Helenes schwache und langsame Stimme definitiv: Leopold befiehlt durch den linken Zeigefinger, ihre Stirn frei zu lassen. Nun folgt das gewöhnliche Wechselspiel von lethargischem Schlaf, Seuf-

zen, Katalepsie, momentanen Rückfällen in Somnambulismus, Erwachen ohne Dauer usw. Dann öffnet Helene ganz ernst die Augen wieder, sehr erstaunt, sich im Sessel zu finden. Sie hat zuerst einen verwirrten Kopf: „Ich glaube, ich habe eine Menge Dinge im Kopf, aber ich kann nichts festhalten“. Allmählich kehrt ihr klares Bewußtsein wieder, aber von der ganzen, anderthalbstündigen Sitzung haften in ihr nur einige Fragmente der Marsvisionen, aber keine Erinnerung von der Szene mit Esenale und der Übersetzung.

Das Übersetzungsverfahren, dessen erste Anwendung man soeben sah, ist von jetzt an mustergiltig geblieben. Seit mehr als 2 $\frac{1}{2}$ Jahren bilden das Handauflegen auf Helenes Stirn und der Name „Esenale“ im geeigneten Moment während des Trance das: „Sesam-öffne-Dich“ für das in ihre Subliminalschichten gebettete Mars - Französische Wörterbuch. Der Sinn dieses Zeremoniells ist sichtlich der, in einer gewissen, günstigen Somnambulphase, welche Leopold kennt und selbst mit Armbewegung anzeigt, durch Suggestion die Unterpersönlichkeit wachzurufen, welche sich mit Anfertigen von Sätzen jener außererrestrischen Sprache vergnügt hat. Spiritistisch gesprochen kommt es darauf hinaus, den desinkarnierten Esenale, anders geredet Alexis Mirbel anzurufen, welcher auf beiden Planeten gelebt hat und sich auf die Übersetzer - Funktionen gut verstehen dürfte. Der ganze Unterschied zwischen dieser Übersetzungsszene und einer oder anderen Sitzung liegt allein in der Bequemlichkeit und Schnelligkeit, mit der sie vor sich geht. Bisweilen scheint Esenale eingeschlafen und schwer aufzuwecken zu sein. Man kann vergeblich seinen Namen wiederholen in allen Tonarten; Helene verharrt bei der Antwort mit dem stereotypen, in ihrer melancholischen und weichen Stimme unaufhörlich von neuem wiederholten Refrain: „Er ist weg . . . Esenale . . . er wird bald wiederkommen . . . er ist weg . . . bald wird er wiederkommen.“ Dann bedarf es einiger Striche oder eines energischeren Reibens auf der Stirn, statt des einfachen Drucks der Hand, um diesen mechanischen Ritornell zu unterbrechen, der ewig zu dauern droht, um endlich Wiederholung und wortgetreue Übertragung der Marstexte zu erlangen¹⁾.

1) Die wörtliche Übersetzung erfolgt nicht immer ohne weiteres ebenso strikt als in der oben resümierten Sitzung; oft interpretiert Esenale mehrere Wörter auf einmal, z. B. Text 24: Saïné ézé chiré = Saïné

Die Stimme bleibt sonst der des Refrains gleich, sanft und schwach; nie haben wir erfahren können, ob Ešenale selbst sich Helenes Stimmapparates bedient, ohne ihn zu verändern, oder ob sie es ist, die in ihrem Schläfe wiederholt, was sie Ešenale sagen hört. Die bestimmte Klarheit und jegliches Fehlen von Bedenken und Stocken beim Aussprechen des Martischen sind zu Gunsten der ersteren Annahme, welche noch durch die Tatsache verstärkt wird, daß Al. Mirbel (Ešenale) in den Inkarnationssitzungen doch gerade mit derselben Stimme zu seiner Mutter spricht.

Es wäre müßig, im einzelnen all die späteren Manifestationen des Marszyklus in den zahllosen Sitzungen, deren Kosten er mit bestritten hat, wie unter der Form der spontanen Visionen im Verlauf des täglichen Lebens Helenes wiederzugeben. Der Leser wird sich durch die zusammenfassenden Bemerkungen des folgenden, dem Inhalt des Romans gewidmeten Paragraphen sowie durch die den Marstexten beigefügten Erklärungsresumés eine Vorstellung davon machen können, wie denn diese Texte im nächsten Kapitel gesammelt werden. Hier bleibt mir nur noch ein Wort über die Art zu sagen, in der die auf den Mars bezüglichen, in den Fig. 9—20 autotypierten Zeichnungen Helenes entstanden sind.

Keine dieser Zeichnungen ist im völligen Somnambulismus ausgeführt, und hat daher auch nicht, wie die gewisser Medien, das Interesse eines absolut automatischen, außerhalb und ohne Wissen des gewöhnlichen Bewußtseins entstandenen graphischen Produktes. Aber sie sind auch nicht irgendwelche einfachen Kompositionen der Normalpersönlichkeit von Frl. Smith, sie stellen einen vermittelnden Aktivitätstypus dar und entsprechen einem Halbsomnambulismuszustand. Weiter oben (S. 18) haben wir erfahren, daß Helene schon in ihrer Kindheit verschiedene Arbeiten halb automatisch ausgeführt zu haben scheint. Dieselbe Tatsache ist mehrfach bei Gelegenheit ihrer Marsvisionen auf-

mein Sohn, iée ézé pavi = meine ganze Freude, ché vinna = deine Rückkehr usw. Aber im Fall von Bedenken bezügl. der Wechselbeziehung von martischen und französischen Termini läßt man ihn die zweifelhaften Wörter für sich wiederholen und besitzt am Ende wohl die exakt wortgetreue Übersetzung.

getreten, die sich ihr bisweilen aufdrängen, bis sie sich entschließt, sie durch Bleistift und Pinsel festzulegen, eine Aufgabe, vor deren Schwierigkeit sie oft zunächst erschrickt, die sich jedoch, wenn der Augenblick gekommen, zu ihrem großen Erstaunen mit fast mechanischer Leichtigkeit und Vollkommenheit vollzieht. Da ich nie seit Auftreten dieses Phänomens dabei war, kenne ich es nur aus den, übrigens sehr präzisen Beschreibungen Helenes. Hier ein Beispiel:

Eines Dienstags abends sah Helene, die sich schon niedergelegt hatte, auf ihrem Bette prächtige Blumen, ganz anders als unsere, aber ohne Duft. Sie berührte sie nicht, denn während ihrer Visionen kam es ihr nicht in den Sinn, sich zu bewegen, sondern sie verhielt sich regungslos und passiv. Am Nachmittag des folgenden Tages hatte sie im Kontor eine Blendung; sie sah sich von rotem Schimmer umgeben und verspürte gleichzeitig ein undefinierbares, aber heftiges Unwohlsein (Aura der Marsreise). „Das rote Leuchten blieb um mich; ich fand mich umgeben von außergewöhnlichen Blumen der Art, wie ich sie auf meinem Bette gesehen; aber keine duftete. Ich werde Ihnen am Sonntag davon einige Skizzen entwerfen und versuchen, die Farben, wie ich sie sah, aufzutragen.“ Tatsächlich erhielt ich sie am Montag mit folgender Karte: Ich bin mit meinen Blumen sehr zufrieden, sie sind genaue Wiedergabe dessen, was ich mit soviel Vergnügen schauen durfte. No. 3, (Fig. 16, welche genau wiedergeben zu können Helene am wenigsten zweifelte) ist mir zuallerletzt erschienen; ich bedauere lebhaft, daß Sie gestern um 3 Uhr nicht bei mir gewesen sind, um mich bei Ausführung der Zeichnung zu beobachten. Der Bleistift glitt so schnell dahin, daß ich keine Zeit hatte, die entstehenden Konturen zu bemerken. Ohne Übertreibung kann ich sagen, daß meine Hand allein diese Zeichnung nicht ausgeführt hat, sondern wohl eine unsichtbare Macht, welche den Stift wider meinen Willen führte. Die Farbentöne erschienen auf dem Papier, und mein Pinsel strebte gegen meinen Willen auf die Farbe hin, die ich gebrauchen sollte. Das erscheint unwahrscheinlich, ist aber dennoch genaue Wahrheit. Das Ganze ist so schnell gegangen, daß ich verwundert war; ich war, wie Sie begreifen werden, infolgedessen von dieser kleinen Arbeit gar nicht ermüdet.“

Astanés Haus (Fig. 12) und die großen Landschaften (Fig. 13 u. 14) sind ebenfalls Produkte gleichsam automatischer Tätigkeit (im übrigen bei völligem Wachzustand), die immer der Frl. S. volle Befriedigung bietet. In gewissem Sinne ist es ihr sublimales Ich, welches selbst den Pinsel führt und nach Belieben eigene Gemälde schafft, welche somit den Wert wirklicher Ori-

ginale haben. Andere Zeichnungen hingegen (z. B. das Porträt von Astané Fig. 11), welche Helene viel mehr Mühe gemacht haben, ohne sie vollkommen zufrieden zu stellen, müssen als einfache, von der gewöhnlichen Persönlichkeit ausgeführte Gedächtniskopien vergangener Visionen angesehen werden, deren Erinnerung sich ziemlich anhaltend in ihre Seele eingegraben haben müssen, um noch nach mehreren Tagen als Vorlage zu dienen. In beiden Fällen, besonders aber im ersteren können die Zeichnungen Helenes für eine treue Reproduktion der Bilder, die in ihrem Innern sich aufrollen, gelten und geben uns daher besser als viele Beschreibungen mit Worten eine Vorstellung von dem Allgemeincharakter ihrer Marsvisionen.

Jetzt wollen wir die Art der Auskünfte über den glänzenden Planeten kennen lernen, welche die Botschaften und Somnambulismen Helenes uns bieten; seine verworrenen Umrissformen offenbaren einst dem Genie eines Kepler die Fundamentalgeheimnisse moderner Astronomie.

III. Personen des Marsromans.

Wenn ich das Ensemble der Marsmitteilungen einen Roman nenne, so meine ich damit, daß sie das Werk reiner Phantasie sind, nicht aber, daß man darin einheitlich und innerlich zusammenhängend durchgeführten Charakteren oder einer festgehaltenen, bis zur Knotenlösung immer spannenderen Handlung begegnet, wie es die als Romane geltenden Kompositionen auszeichnet. Der Marsroman ist nur eine Folgenreihe loser Szenen und Bilder, ohne Ordnung oder inneren Zusammenhang, welche keine anderen gemeinsamen Punkte darbieten als die unbekannte Sprache, die sich hier kundgibt, die ziemlich häufige Anwesenheit derselben Personen und eine gewisse Art Originalität, eine schlecht definierbare Abtönung oder Qualität von Exotismus und Bizarrerie in Landschaften, Gebäuden, Kostümen usw. Von einem verfolgten Faden oder eigentlicher Verknüpfung keine Spur. Man kann nicht einmal klar die verwandtschaftlichen oder gesellschaftlichen Be-

ziehungen der verschiedenen Gestalten zueinander wiedergeben, die im Verlauf dieser Serie disparater Episoden vorüberreichen. Natürlich spreche ich nur von dem, was wir durch die Sitzungen von Frl. Smith oder durch spontane Visionen, deren sie sich genügend entsinnt, um sie nachher zu erzählen, erfahren haben. Das entscheidet aber im voraus nichts über den verborgenen Grund, aus dem alle diese Daten emportauchten. Es wäre möglich, daß trotz des fragmentarischen, zusammenhanglosen Anscheins in dem geheimen Versteck, aus dem der Marsroman sich herausarbeitet, Kontinuität herrscht. Was wir für augenblickliche Schöpfungen ohne inneres Band halten, wären dann nur Ausläufer, Eruptionen aus einer unterirdischen Fläche, bewußt in sich, obwohl dem gewöhnlichen Ich unbekannt und sich in ununterbrochener Weise unter dem gewöhnlichen Niveau des normalen Wachzustandes ausbreitend.

Es gibt Medien, bei denen die automatischen Mitteilungen in mehr oder minder langen Zwischenräumen auftauchen und ohne Lücke oder Eingriff sich ein Ganzes bildend folgen, in dem jede neue Botschaft bisweilen auf Wort und Komma genau dort anknüpft, wo die vorangehende abgebrochen war. In solchem Falle kann man sich fragen, ob das Werk wirklich sich ruckweise grade in dem Augenblicke schafft, in dem es in das Bewußtsein des Mediums überspringt, oder ob es unaufhörlich in der Dunkelkammer sog. unbewußter Zerebration seinen Gang fortgeht, um von Zeit zu Zeit die angehäuften Produkte dieser permanenten Inkubation stückweise ans Tageslicht zu befördern, wie der Feuilletonist, der fortlaufend das Resultat seiner Gedankenarbeit von sich gibt, aber nur periodisch der Öffentlichkeit überliefert. Im Fall der Marssprache von Frl. S. ist die Frage noch verwirrender, da ihre Visionen der Verknüpfung ermangeln und Ende an Ende gefügt, kein Ganzes bilden, sondern ein Gemisch oder Mosaik von Stücken und Stückchen, die von mehreren verschiedenen Gebäuden herkommen, wie man beim Durchlesen der im folgenden Kapitel vereinigten Texte sehen wird; diese Texte sind chronologisch nach ihrem Erscheinen geordnet.

In dieser Aufeinanderfolge brockenhafter Mitteilungen kann man sehr wohl nur launenhafte, aus dem Augenblickszufall geborene Improvisationen sehen, welche ohne irgendeinen Anspruch auf systematische Verkettung ihrer Ähnlichkeits- oder Berührungspunkte — den gemeinsamen M a r s charakter — einfach darin haben, daß sie durch einen gewissen Seelenzustand, durch besondere Gemütsstimmung eingegeben sind, wenn sie sich von einer zur anderen Gelegenheit fast stets identisch

wiederzeigen; ganz wie wir dieselbe Art Träume wieder bekommen, in dieselbe Kategorie Schreckbilder wieder verfallen, jedesmal wenn wir uns unter gewissen organisch oder psychisch bestimmten Bedingungen befinden. Die Wiederkehr derselben Umstände erklärt zur Genüge das Entstehen analoger Träume; man hat keinen Grund zur Annahme, daß diese in der Zwischenzeit unterbewußt fortgesetzt werden.

Ebenso gut kann man aber auch voraussetzen, daß das Chaos des Marszyklus nur scheinbar sei und daraus hervorgehe, daß wir nur einen winzigen Teil des Gesamtwerkes vor uns haben. Der Roman würde dann in der schöpferischen Subliminal-Phantasie Helenes ein wohl verknüpftes, vielleicht noch unvollendetes Ganzes bilden, dessen verschiedene Fäden sich berühren und in guter Ordnung abwickeln. Ein Psychologe mit zweitem Gesicht, das ihm gestatten würde, jedem Vorgange in Helenes psychischer Individualität beizuwohnen, könnte dann das ununterbrochene Fortschreiten dieser Marskonstruktion verfolgen. Er würde diese langsam während des Tages sich aufbauen sehen unterhalb des Niveaus und ohne Wissen von Helenes gewöhnlicher Persönlichkeit, die ganz von ihren Berufsgeschäften in Anspruch genommen ist. Er würde sehen, wie der Bau viele ihrer beim Erwachen leider vergessenen Nachträume fördert, für Augenblicke in seltsamen Bildern und unverständlichen Konversationen vor ihren erstaunten Augen und Ohren in der Einsamkeit ihrer kurzen Mußstunden, in den Dämmerphasen früh morgens oder spät abends auftaucht, wo sich der Übergang zwischen Schlaf und Wachzustand vollzieht, und sich schließlich in den somnambulen Visionen spiritistischer Versammlungen voller entfaltet. Leider ist das Doppelgesicht bei Psychologen noch seltener als bei Hellseherinnen von Beruf; über die subliminalen Geheimnisse unserer Versuchspersonen haben wir nur dürftige Ausblicke, vage Schlaglichter der uns wohlwollend bewilligten Sitzungen und die allzu spärlichen Erinnerungen, die ihnen von ihren spontanen Ekstasen verbleiben, wenn sie überhaupt zustimmen, uns daran teilnehmen zu lassen. Wir müssen also auf die Lösung des Problems verzichten, soweit es unterbewußte Kohärenz oder Inkohärenz der Marsträumereien betrifft.

Ohne die Frage zu entscheiden, bin ich doch geneigt, dem Marsroman in irgendeiner Subliminalschicht Helenes eine viel größere Kontinuität und Ausdehnung zuzugestehen, als er einzig nach den gesammelten Fragmenten zu haben scheint. M. E. lernen wir nur einige aus verschiedenen Kapiteln durch Zufall entrissene Seiten kennen; das Gros des Bandes fehlt, und das Wenige, was wir besitzen, genügt nicht, um ihn befriedigend zu rekonstruieren. Wir müssen uns begnügen, diese Trümmer von ungleicher Bedeutung ihrem Inhalt nach unabhängig von ihrer chronologischen

Ordnung herauszulesen und sie um die im Roman figurierenden Hauptpersonen zu gruppieren.

Die namenlose und wirre Volksmasse, welche den Hintergrund einiger Marsvisionen bildet, unterscheidet sich von der unseres Landes nur durch das beiden Geschlechtern gemeinsame lange Kleid, flache Hüte und mit Riemen am Fuß befestigte Sandalen. Besonderes läßt sich über sie nicht sagen. Das Interesse richtet sich auf eine kleine Anzahl bestimmterer Personen, jede mit eigenem Namen, bei Männern stets auf *é*, bei Frauen auf *i* endigend, mit einziger Ausnahme von *Esenale*¹⁾, welcher übrigens einen Platz für sich in seiner Eigenschaft als Mars-Desinkarnierter einnimmt, sofern er die Funktion eines Dolmetsch ausfüllt. Der Anfang gelte einigen Worten über ihn.

E s e n a l e.

Auf S. 179 sahen wir, daß der Name: „*Esenale*“ mir am 22. Okt. 1896 ohne andere Erklärung von Leopold als Mittel, die Bedeutung der Marsworte zu erfahren, angegeben wurde. Seit der ersten Zuflucht zu diesem Talisman (2. Nov., S. 180 ff.) erfuhr man nur, daß es sich um einen verstorbenen Marsbewohner handele, dessen Bekanntschaft Leopold in interplanetaren Räumen kürzlich gemacht habe. Erst in der folgenden Sitzung (8. Nov.) war Frau Mirbel anwesend. Nach einer Inkarnation ihres Sohnes *Al.*, der die Übersetzungsszene folgte (siehe Text 3) und in Beantwortung der Fragen von Sitzungsteilnehmern — diese haben sehr wohl als Suggestion dienen können — behauptete Leopold durch den linken Zeigefinger, *Esenale* wäre *Al. Mirbel*. Begreiflicherweise ist die Entscheidung unmöglich, ob diese Identifikation eine ursprüngliche Tatsache ist, welche Leopold zunächst geheim zu halten gefallen hat, um sie erst am Ende einer Sitzung kund zu geben, bei der Frau Mirbel zugegen wäre, oder ob, wie ich zu denken geneigt bin, die Identifizierung sich gerade erst in dieser Sitzung unter der Macht der

1) Dieser Name, welchem ich die Orthographie ohne Akzente lasse, wie sie Leopold in seinen S. 179 zitierten Versen, ist immer von *Frl. S. ézenále* ausgesprochen. Sein Ursprung ist unbekannt, wie der aller Marsworte.

Augenblicksumstände vollzog; wie dem auch sei, sie hat sich seitdem nicht mehr geändert¹⁾.

In seiner Rolle als Mars-Übersetzer ist Esenale mit seinen Talenten nicht verschwenderisch; er läßt sich oft lange bitten, man muß seinen Namen sehr viele Male wiederholen unter Drücken oder Reiben der Stirn Helenes, um den Sinn der letzten gesammelten Texte ganz richtig zu erhalten. Er erfreut sich zwar eines ausgezeichneten Gedächtnisses und reproduziert treu, bevor er die wortgetreue französische Übersetzung gibt, die Marssätze, welche Helene seit mehreren Wochen, ja schon vor 5—6 Monaten hörte, (Text 24) und deren Übersetzung zu erhalten man noch keine Gelegenheit hatte.

Aber auf diese letzten noch nicht interpretierten Texte beschränkt sich sein guter Wille; das ist auch alles. Nur zweimal hat er aus eigenem Antriebe einige bedeutungsvolle Worte (Text 15 u. 36) hinzugefügt, aber man hat ihn nie veranlassen können, auf ältere Worte zurückzugreifen, um festzustellen, ob er sie noch ebenso übersetzen würde, oder um sie zu vervollständigen. Text 19 z. B., den man verabsäumt hat, an rechter Stelle übersetzen zu lassen, ist immer unübersetzt geblieben; meine späteren Bemühungen (4. Juni 1899), den Sinn der unbekanntenen Worte **mlé piri**²⁾ zu erhalten, sind vergeblich gewesen. Ebenso wenig hat Esenale die Lücken des Textes 24 ausfüllen können, an dessen Ende Helene glücklich nur drei präzise Worte aus einer Marsunterhaltung aufgreifen konnte, die, um sie unversehrt zu notieren,

1) Laut Nouv. Observ. S. 148 ff., deren Beachtung ich den Sprachpsychologen dringend empfehle, hatte Flournoy Esenale-Alexis aus einem Anagramm oder einer Inversion der Silben abgeleitet; dagegen Prof. Henry die Endsilbe: xis dem Magyarischen: csacsi, deutsch Esel entlehnt, welch Deminutiv als Kosewort, ja als Name für Kinder im Ungarland gilt, wo der Esel eine andere Bedeutung haben mag als bei uns. Franz. âne soll sich dann mit deutsch: Esel assoziiert haben unter Dissimilation oder Metathesis des einen der beiden I in: Esenale. Vergl. S. 271 f. und die Zahlenmystik der Apocalypsen wie aller apocalyptoiden Philosophien eines Pythagoras wie des sog. Aberglaubens und der Nautik. Vieles kompliziert und gelehrt, aber wer kann für die Kompliziertheit des Unterbewußtseins? V.

2) Vergl. S. 229. V.

zu unbestimmt war. Wie der Schulknabe nur seine unbedingte Pflicht tut, und sich schon vor der Erfüllung beim Ohre kriegen läßt, so gibt Esenale aus seinem Wörterbuch nur die Sätze preis (oder erinnert sich nur an die), die man mit gutem Recht von ihm fordern kann. Ist seine Pflichtübersetzung fertig, so fliegt er davon, unter Seufzen und Krämpfen Helenes; jeder Versuch, ihn zurückzurufen, bleibt vergeblich.

Im Verlauf der beiden ersten Mars-Sitzungen (resumiert S. 165 u. 172) hat Esenale in seiner Rolle als Al. Mirbel in mehr oder minder pathetischen Inkarnationsszenen seiner Mutter rührende Beweise von Sohneszärtlichkeit und Trost gebracht (Text 3, 4, 11, 15, 18). Gleichwohl ist zu bemerken, daß, obwohl Gelegenheiten, diese Rolle fortzusetzen nicht gefehlt haben, er doch seit etwa zwei Jahren vollständig darauf verzichtet zu haben scheint. Seiner letzten derartigen Botschaft (10. Okt. 1897, Text 18) folgte einen Monat später eine merkwürdige Sitzung, in der Leopold uns aus eigenem Antriebe — niemand hatte ihn darauf gebracht — gewisse flagrante Widersprüche in den ersten Manifestationen von Esenale-Alexis erklären zu sollen für nötig hielt. Hier ein Auszug dieser Sitzung mit wörtlicher Mitteilung Leopolds.

12. Sept. 1897. — Nach verschiedenen Wachvisionen hört Fr. Smith Leopold plaudern. Mit geschlossenen Augen und anscheinend im Schlafe wiederholt sie langsam, leise und mechanisch die folgenden Worte, welche ihr Führer an sie richtet. Zweimal unterbricht sie dieselben mit Klagen (unten zwischen Parenthesen angezeigt), gewisse Namen nicht verstehen zu können:

„Du wirst sehr aufmerksam sein. Zuerst sage ihnen (den Anwesenden), sich so wenig wie möglich zu bewegen. Oft schadet den Phänomenen das Hin- und Hergehen und die unnützen Plaudereien, deren sie nicht überdrüssig werden. Erinnerst Du Dich vor sehr vielen Monaten eines jungen Mannes, des Al. Mirbel, welcher seiner Mutter Ratschläge gegeben hatte in einer Sitzung bei (ich habe den Namen, den er mir gesagt hat, nicht verstanden . . .) in Carouge¹⁾. Gut, in jenem Augenblicke, d. h. zwei Tage früher, war er gerade gestorben auf . . . (ich kann den Namen nicht verstehen), wo er sich aufhielt . . . wo er wieder zum Leben erwacht war²⁾. Deshalb, ich sage es Dir heute nach-

1) Anspielung auf die Sitz. vom 25. Nov. 1894 bei Lemaitre, S. 165.

2) D. h. er war soeben auf dem Mars, wo er sich reinkarnierte, gestorben.

drücklich, hatte er in dieser Erlösungsphase der Seele von der Materie eine plötzliche Wiedererinnerung seiner früheren Existenz, d. h. seines ersten Lebens hienieden. In diesem Anfall hat er nicht nur seine erste Mutter wiedererkannt, sondern noch deren Sprache, in der er mit ihr plauderte, reden können. Später, als die Seele endlich ausgeruht war, erinnerte er sich jener ersteren Sprache nicht mehr. Er kommt zwar wieder, umgibt sie (seine Mutter) und freut sich ihres Anblickes, aber ist unfähig, in Eurer Sprache zu ihr zu reden¹⁾. Ob das wieder eintreten wird, weiß ich nicht und kann es Dir nicht sagen, aber ich glaube es wohl und jetzt höre zu.“

Helene scheint hier zu erwachen, öffnet die Augen und hat eine lange Marsvision, die sie genau beschreibt. Zuerst sieht sie ein kleines Mädchen in gelbem Kleide, von der sie den Namen: *Ánini Nikaïné* hört; mit allerlei Kinderspielen beschäftigt, läßt sie z. B. in einem weiten und ziemlich tiefen, weißen Gefäße voll himmelblauen Wassers mittelst Stäbchens eine Menge grotesker kleiner Figuren tanzen. Dann kommen andere Personen und schließlich *Astané*, welcher mit einer Feder an der Fingerspitze sich allmählich des Armes von Helene bemächtigt und sie in vollständigen Trance versenkt, um sie Text 17 schreiben zu lassen.

Diese spontanen Erklärungen Leopolds sind interessant, sofern sie klar die subliminale Besorgnis verraten, etwas Ordnung und Logik in die Zusammenhangslosigkeit medianimistischer Träumereien zu bringen; sie sind eine Form von Rechtfertigungsprozeß und rückschauender Interpretation, dazu bestimmt, Vorfälle der Vergangenheit mit herrschenden Ideen der Gegenwart in Einklang zu setzen (vergl. S. 168). Ihrer Art nach ist die Theorie, für die sich Leopold ohne Zweifel nach langem Hin- und Herüberlegen entschieden hat, ziemlich ungeschickt. Aber vielleicht war's schwerer, besser zu machen, denn zu Unmöglichem ist keiner verpflichtet. Erstens setzt jene im Gegensatz zur (spiritistischen) Lehre voraus, daß Erinnerungen in den ersten Momenten der „Erlösung“ post mortem klarer sind als nach einer Ruheperiode, während die Spiritisten unaufhörlich auf dem Unklarheitszustand bestehen, welcher der Desinkarnation folgt und sich erst mit der Zeit zerstreut. Dann entstellt Leopolds Gedächtnis, durch sein Harmonisationsbedürfnis gefälscht, die Tatsachen völlig. Man braucht sich nur in die beiden Sitzungen

1) Anspielung auf die Sitz. vom 2. Febr. 1896, S. 173.

(S. 165 u. 172) zurückzuversetzen, um zu konstatieren, daß Al. Mirbel darin überhaupt nicht als Desinkarnierter auftritt, sondern dabei voll in der Wirklichkeit seiner Marsexistenz steht, indem er dem Vortrage Raspails lauscht, oder Frl. Smith bei ihrer Landung auf dem Mars begegnet und sie durch seine stattliche Größe usw. in Erstaunen setzt. Wie viele Widersprüche endlich in Einzelheiten, von denen den ganzen Roman „Al. Mirbel“ zu säubern Leopold nicht einmal versucht hat! Wie kann er, der in Wirklichkeit Juli 1891 auf unserem Erdball gestorben ist, selbst wenn er unmittelbar auf dem Mars wiedergeboren ist, schon 5—6 Jahre in der Sitzung vom 2. Febr. 1896 (S. 172) dort sein, wie er vorgibt, da doch die Marsjahre fast doppelt so lang sind wie die unsrigen? Warum kann er in jener selben Sitzung gar kein Französisch mehr, das er fünfzehn Monate vorher geläufig sprach und nach anderthalb Jahren wieder genügend zu beherrschen anfängt, um sein Amt als Übersetzer auszufüllen, aber nicht genug, um seiner armen Mutter ein Abschieds- oder Liebeswort zu sagen usw.?

Zweifellos wird man mir antworten — und ich kann nichts einwenden —, meine Unkenntnis der Feinheiten okkulter Philosophie sei die einzige Ursache der Schwierigkeiten, an denen ich mich stoße, die aber für eine weniger an die grob-empirische Welt gekettete Intelligenz nicht existieren würden. Man brauchte z. B. damit alles in bester Ordnung und der Erklärung Leopolds entsprechend wäre, bloß zuzugeben, daß in der absoluten Realität, von der die unsere nur das umgekehrte Bild wäre, die Sitzung vom 2. Febr. 1896 vor der vom 25. Sept. 1894 stattgefunden habe. Dann wäre es ganz natürlich, daß Al. Mirbel in seinem Marsdasein in der ersten Sitzung kein Französisch mehr kann und daß, wenn er in der zweiten den Gebrauch wiederfindet, er sich von neuem desinkarniert hat, sofern der Hörsaal für ein „Fluidgemälde“ gelten könne, das man nicht als Realität auffassen dürfe. Man sieht, daß durch diese einfache Umkehrung des Zeitlaufs binnen ein oder zwei Jahren — eine Annahme, die nicht schwerer zu verdauen ist, als die Geheimnisse des Astralleibes oder der vierten Raumdimension — Esenales Geschichte sehr verständlich wird, während die für diese Annahme noch nicht genügend Gewitzigten nur das traurige

Hilfsmittel haben, offenbare Widersprüche, in denen sie ersticken, den Launen des Traumes und dem Zufall der Ideenassoziation zuzuschreiben.

Nun frage ich mich, ob im Grunde die subliminale Gedankenwelt Helenes für die Schwierigkeiten, die mich quälen, wirklich so unzugänglich ist, als man glauben könnte, und ob nicht gerade das geheime Gefühl all dieser Unmöglichkeiten gemäß den von Leopold am 12. Sept. 1897 versuchten Erklärungen viel eher verstärkt als geschwächt, schließlich diesen dahin geführt hat, die Rolle des Al. Mirbel aus dem Repertoire zu streichen und so dem Marsroman einen von jeder historischen Beziehung mit unserer Erdenwelt gelockerten Anstrich zu verleihen.

Es ist über Esenale, den seine Funktionen als desinkarnierter Dolmetsch dazu verurteilen, hinter den Kulissen, ich will sagen außerhalb der Marsrealitäten zu bleiben, die für die dort oben Lebenden wahrnehmbar sind, nicht viel hinzuzufügen. Nur der medianimistische Blick Helenes sieht ihn bisweilen flüchtig in den Marsgärten fluidisch wieder unter seinen alten Gefährten umherschweben, unsichtbar für sie, wie es für uns erdhafte Nichtmedien die zahllosen, beständig rings um uns her irrenden Seelen sind, jener ungreifbare Schwarm von Mächten der Luft und der Hadesschatten, welche unsere Häuser und Felder mit ihrer geheimnisvollen Gegenwart erfüllen.

A s t a n é.

„Der große Mann Astané“ ist die Mars-Reinkarnation des indischen Fakirs Kanga, eines ergebenen Freundes und Begleiters der Fürstin ¹⁾ Simandini. In seiner neuen Existenz hat er den Sondercharakter als Gelehrter und Zauberer bewahrt, den er schon in Indien besaß; da er gleichfalls die volle Hingebung

1) Unwillkürlich wird man dabei an die animistischen Residuen der rabbinistischen Theologie eines Apostels Paulus erinnert, der namentlich in seinen letzten Briefen (den Gefangenschaftsbriefen an die Epheser und Kolosser) eine Stufenskala von „Fürstentümern“ konstruiert; übrigens dürften diese synkretistischen Reste in allen Religionen auch denen, die sie prinzipiell nicht haben, wie im Islam sich einbürgern. Es scheint das zum theoretischen, nachträglichen Ausbau des religiösen Weltbildes zu gehören, vergl. Dibelius, Geisterwelt im Glauben des Paulus. Gött. 1909. V.

an seine ehemalige Fürstin, die er in FrI. Smith wiedergefunden hat, bewahrte, so benutzt er häufig seine magischen Kräfte, um sie zu beschwören, d. h. um mit ihr trotz der großen Entfernung ihrer gegenwärtigen Wohnorte in geistige Verbindung zu treten. Wege und Mittel dieser Beschwörung bleiben übrigens in Geheimnis gehüllt. Man kann nicht sagen, ob es Helene ist, die während ihrer Somnambulismen Astané auf dem Mars wieder besucht, oder ob er fluidisch zu ihr herabsteigt und ihr Botschaften vom fernen Planeten zuführt. Genauer: bald scheint das eine, bald das andere, je nach den Tagen, der Fall zu sein. Wenn Astané während einer Sitzung zu der intrancierten Helene sagt: „Komm einen Augenblick her, bewundere diese Blumen“ usw. (Text 8), oder ihr die Merkwürdigkeiten seiner Marswohnung zeigt, so scheint er sie sichtlich mitten durch die Räume wirklich zu sich gerufen zu haben. Wenn er ihr aber im Wachzustand am Fuß der Badewanne oder des Bettes erscheint und seinem Bedauern Ausdruck gibt, sie auf der häßlichen Erde wiederzufinden (Text 7), so muß man wohl annehmen, daß er es ist, der zu ihr herabstieg, um ihr Visionen von oben einzugeben. Im Grunde kommt wenig darauf an; hinsichtlich der Logik und Genauigkeit darf man an die Phantasie in diesen ihren hohen Schichten nicht zu anspruchsvoll sein. Weiter bemerke ich, daß sich Astané bei seinen Beschwörungen nur in Gesichts- und Gehörshalluzinationen, nie in Eindrücken von Tastsinn oder allgemeiner Sensibilität manifestiert. In der Gemütssphäre ist Astanés Anwesenheit bei Helene verknüpft mit großer Ruhe und tiefer Glückseligkeit, mit einer Disposition zur Ekstase, welche in Korrelation steht und Seitenstück ist zu dem von Astané erfahrenen Glücke (Text 10 u. 17 usw.), sofern er sich neben seinem Idol von früher wiederfindet.

Der Zivilstand Astanés, d. h. sein Name und Titel als Zauberer sowie sein irdisches Vorleben in der Haut von Kanga, ist nicht von vornherein enthüllt. Indes erweist er sich schon bei seinem ersten Auftreten, am 5. Sept. 1896 (S. 177), der großen Menge überlegen, da er allein im Besitz einer Flugmaschine mit für uns unverständlichem Mechanismus ist. In den folgenden Wochen hört FrI. Smith seinen Namen und sieht ihn und sein Haus zu wiederholten Malen, aber erst nach $2\frac{1}{2}$ Monat erfuhr man in einer Sitzung, der ich

nicht beiwohnte, und in der Helene ausnahmsweise nicht vollständig einschlief, seine Identität, seine Macht als Beschwörer (pouvoirs „evocateurs“). Hier möge das Resumé der Sitzung nach den Notizen folgen, die Cuendet mir gütigst zur Verfügung stellte:

19. Nov. 1896. — Im Gegensatz zu den vorangehenden Sitzungen ist Frl. Smith ununterbrochen wach geblieben, sie ließ die Arme frei auf dem Tisch und hörte nicht auf, sich mit Teilnehmern zu unterhalten und sogar zu lachen. Botschaften wurden durch Visionen und Klopfdüktate erhalten. Nachdem Helene Leopold gefragt hatte, wie es möglich wäre, daß sie mit einem noch auf dem Mars inkarnierten Lebewesen in Verbindung habe treten können, hat sie eine Vision, in der ihr Astané nicht mehr in Marskostüm, sondern in orientalischer Tracht erscheint. „Wo habe ich diese Tracht gesehen?“ fragt sie, der Tisch antwortet: In Indien. Danach wäre Astané also ein auf dem Mars reinkarnierter Exindier. Gleichzeitig hat Helene die Vision einer orientalischen Landschaft, die sie schon früher gesehen zu haben glaubt, aber ohne zu wissen, wo; sie erblickt darin Astané, mit Rollen von schmutzigem Weiß unter dem Arm. Er verneigt sich nach morgenländischer Sitte vor einer ebenfalls orientalisch gekleideten Frau, die ihr auch bekannt vorkommt. Da ihr die Personen „leblos, wie Statuen“ erscheinen¹⁾, fragen die Anwesenden, ob diese Vision nicht ein einfaches, von Leopold dargebotenes Bild aus der Vergangenheit wäre. Der Tisch antwortet behäufend und verneigt sich dann, als man nach jener orientalischen Frau frägt und den Gedanken, sie möge vielleicht Simadini darstellen, äußert, bedeutsam und nachdrücklich vor Frl. Smith. Auf erneute Fragen der Anwesenden diktiert der Tisch (Leopold) schließlich noch: „Astané hieße in seiner indischen Existenz Kanga, und sei ein Zauberer gewesen“; ferner: „Astané besitze auf dem Planeten Mars dieselbe Beschwörungsfähigkeit, die er schon in Indien besaß“. Man fragt Leopold noch, ob die Macht Astanés größer als seine eigene wäre. „Macht verschieden, gleichfalls voll Bedeutung“ antwortet der Tisch. Als Helene schließlich wissen will, ob Astané, wenn er sie beschwört, sie unter ihren gegenwärtigen Beziehungen oder unter denen ihrer indischen

1) In der spiritistischen Symbolik bei den Zirkeln üblich, in denen Helenes Mediumität sich entfaltet hat, bedeutet das Erblicken „lebloser Statuen“, daß die erscheinenden Personen jetzt inkarniert und lebendig sind, daß sich aber die Vision nicht auf sie selbst in ihrem Jetztzustand beziehe, sondern auf alte Ereignisse, in denen sie eine Rolle gespielt haben; was das Medium vor Augen hat, ist nicht gegenwärtige Realität, sondern nur „Fluid-Vorstellung oder Bild“ („l'image ou le tableau fluide“) der Vergangenheit.

Inkarnation sähe, bestätigt der Tisch, er sähe sie in der letzteren Erscheinungsform, und fügt hinzu: „Und folglich in der, welche sie (Helene) heut in so frappanter Weise mit Simandini teilt“, indem er auf das „n“ in der Mitte des Namens Nachdruck legt.

Wie man bemerkt, ist's Leopold, der in dieser Sitzung alle Auskünfte über die Vergangenheit Astanés gegeben hat und ihm eine der eigenen fast gleich große Macht über Helene zuerkennt. Es ist seltsam, daß der ständige Leiter, der auf seine Rechte über sie gewöhnlich so eifersüchtig und gegenüber jedem Anspruch eines Rivalen so außerordentlich argwöhnisch ist, dem Astané so wohlwollend derartige Prärogativen einräumt. Die unerwartete Nachgiebigkeit überrascht noch mehr, wenn man sich die besondere Ähnlichkeit in der Stellung beider Persönlichkeiten zu Fr. Smith vergegenwärtigt. Der indische Fakir nahm im Leben Simandinis genau denselben Platz ein wie Cagliostro in dem der Marie Antoinette, den Platz eines Zauberers, der nützliche Winke erteilt, und gleichzeitig eines platonischen Anbeters; alle beide bewahren in ihren gegenwärtigen Rollen als Astané und Leopold dieselbe achtungsvolle Zuneigung zu Fr. Smith, die sie für ihre erlauchten Vorexistenzen hegten. Warum verwünschen sich die beiden außerirdischen Prätendenten nicht um so heftiger, als ihre Ansprüche auf Helene gleich begründet sind? Weit davon entfernt, sich auch nur im geringsten um ihren Besitz zu streiten, unterstützen sie sich gegenseitig in rührendster Weise. Wenn Astané durch die rechte Hand Helenes Mars-Schrift schreibt, und das Geräusch, welches die Anwesenden machen, ihn zu stören droht (siehe Text 20), so kommt Leopold ihm zu Hilfe, indem er durch Gesten des linken Armes Ruhe schafft. Wenn Leopold mir den Moment, Helenes Stirn zu drücken, anzeigen will, so leiht ihm Astané seinen Bleistift und seine Handstellung, um diese Botschaft aufzuzeichnen. (Siehe weiter unten: Sitzung vom 12. Sept. 1897 und Fig. 23). Die Übertragung der Kräfte vollzieht sich zwischen ihnen, ohne daß das Medium davon die geringste Erschütterung erfährt, und jene Übertragung sich äußerlich anders als durch den Unterschied der Handschrift ausdrückt. Es ist ja richtig, daß Leopold Helene unendlich öfter erscheint, und seine Inkarnationen viel vollständiger sind als die Astanés, der

sich ihr nur aus der Ferne zeigt und nie durch ihren Mund gesprochen hat. Aber trotzdem ähneln sich die beiden Persönlichkeiten zu sehr, um sich gegenseitig zu dulden — wenn es sich überhaupt um zwei Persönlichkeiten handelt.

Meine Schlußfolgerung ist vorauszusehen. Alles genau betrachtet ist Astané im Grund nur eine Kopie, eine Doublette, eine Übertragung der Figur Leopolds in die indisch-martische Tonart. Es sind zwei Variationen über dasselbe, ursprüngliche Thema. Wenn man die beiden Wesen, wie ich es tue, bis zum Beweis des Gegenteils nicht als objektive, reelle Individualitäten, sondern als Pseudopersonen, als Traumfiktionen, phantastische Unterteilungen im hypnoiden Bewußtsein Helenes ansieht, so kann man sagen, daß grade dieselbe Grundemotion, derselbe Affektzustand diese Zwillingssrollen eingaben, welche die Subliminalphantasie im Einzelnen an die Verschiedenheit der Umstände angepaßt hat. Der schmerzlich empfundene Widerspruch zwischen den hochfahrenden Bestrebungen einer großen Dame und der betrübenden Ironie der Wirklichkeit hat parallel entstehen lassen die beiden — innerlich trotz Verschiedenheit in Raum und Zeit identischen — tragischen Vorleben der edlen Tochter Arabiens, die zur indischen Fürstin geworden, auf dem Grabhügel ihres despotischen Gatten lebendig verbrannt wurde, und der österreichischen Hoheit, die zur französischen Majestät geworden, das Martyrium ihres unglücklichen Gatten teilte¹⁾. Ebenso hat in diesen beiden aus derselben Gemütsquelle entspringenen Träumen die universelle und konstante Vorliebe menschlicher Phantasie für das Wunderbare, vereint mit dem echt weiblichen Bedürfnis nach einem achtungswerten und etwas verliebten Beschützer einerseits aus allerlei Stücken die Persönlichkeit von Kanga-Astané geschaffen, andererseits die von Cagliostro-Leopold in Anspruch genommen, sie umformend ohne Sorge um authentische Geschichte. Alle beide sind idealisierte Zauberer mit tiefer Weisheit und zartem Herzen, die ihre grenzenlose Weisheit in den Dienst der unglücklichen Herrscherin stell-

1) Leopold selbst hat eines Tages auf die Analogie im Schicksal der beiden bekannten Vorleben von Frl. S. hingewiesen.

ten und ihr durch ihre bis zur Anbetung gehende Ergebenheit einen Schutzwall, einen höchsten Trost gegen alle Bitternisse des Daseins schufen. Wie Leopold für Frl. Smith im allgemeinen Laufe ihres gegenwärtigen Erdenlebens ein Führer ist, so Astané ähnlich in den Augenblicken des Lebens, die Helene unserer sublunaren Welt entreißt, um sich auf die Marssphäre aufzuschwingen. Wenn Astané also im wesentlichen nur ein Spiegelbild, eine Projektion Leopolds in martische Sphäre ist, so hat er doch eine Spezialfärbung angenommen und sich äußerlich mit der neuen Dekoration in Einklang gesetzt. Er ist in eine weite, verbrämte und mit Stickereien bedeckte Robe gekleidet, hat lange Haare, keinen Bart „ein Auge höher, als das andere“, Teint dunkelgelb; in der Hand trägt er eine weiße Rolle, auf die er mit einem am Zeigefingerende befestigten Stift schreibt. Er hat oben Besitzungen und verschiedene Einrichtungen, die Helene in ihren Spontan-Visionen und Sitzungen oft besucht hat, und deren Beschreibung nichts sehr Originelles bietet, sondern durch Rückerinnerungen an Verhältnisse hienieden entstanden scheint; diese würden sich bloß entstellen und beim Durchgang durch die Atmosphäre des Marstraumes bizarr und ohne irgendwelches präzise Gesetz gebrochen haben.

Astanés Haus (Fig. 12) ist viereckig mit Fenstern und Türen und erinnert nach seinem äußeren Aussehen an irgendeinen orientalischen Bau mit flachem Dach, das mit Pflanzen besetzt und mit freilich sonderbarem „Gitterwerk“ sowie mit jagd- oder füllhornartigen Ansätzen verziert ist, deren Natur und Nutzen uns entgeht. Dem entspricht das Innere: Möbel und Gegenstände erinnern an die unsrigen, indem sie sich bemühen, anders zu sein. Wir kennen im übrigen wenig Einzelheiten darüber, mit Ausnahme eines Musikinstruments mit vertikalen Zylindern, unsern Orgeln ganz nahe verwandt, vor dem zuweilen Helene den Astané auf einfüßigem Sessel, ähnlich unsern Melkschemeln, sitzend, spielen sieht und hört.

Geht man durch den Garten, so findet man dasselbe Gemisch von Analogien und Abweichungen gegenüber unserer Flora. Wie wir wissen, ist Helene oft im Wachzustande von Visionen der Marspflanzen und -Blumen heimgesucht, die sie schließlich

mit an Automatismus streifender Leichtigkeit zeichnet oder malt. Diese Proben, sowie die in den Landschaften verstreuten Bäume, zeigen, daß die Mars-Vegetation sich von der unsrigen nicht wesentlich unterscheidet, ohne indes irgendein klar erkennbares Muster wiederzugeben. Von Tieren wissen wir nicht viel. Oft hat Astané ein häßliches Tier bei sich, dessen bizarre Gestalt Helene große Angst verursacht: es ist ungefähr 60 cm lang mit gesenktem Schwanz und einem „Kohlkopf“ nebst dickem, grünem Auge in der Mitte, gleich einem Pfauenfederauge; am Kopf herum sind 5—6 paar Pfoten oder Ohren (siehe Fig. 18). Dieses Tier vereinigt die Intelligenz des Hundes mit dem Unverstand des Papagei; denn einerseits gehorcht es Astané und apportiert ihm Gegenstände (man weiß nicht recht, wie), andererseits kann es schreiben, aber rein mechanisch und ohne Verständnis davon, (Proben dieser Schrift haben wir nie erhalten). Bezüglich anderer Tiere hat Helene außer dem kleinen schwarzen Vogel (ohne Beschreibung zitiert Text 20) und einer Art Hirschkühen, welche mit ihrer Milch die kleinen Kinder nähren (Text 36), nur scheußliche Wasseruntiere gesehen, dicken Mollusken ähnlich, welche Astané mit an der Wasseroberfläche ausgespannten Eisendrähten fischt.

Die Besitzungen von Astané umfassen noch große, rote Felsen am Rand eines Wassers, wohin sie sich gern in Einsamkeit mit ihrem Führer zurückzieht, um mit ihm in Frieden zu plaudern und die alten, melancholischen Erinnerungen an ihre indische Existenz aufzufrischen. Der allgemeine Ton dieser Unterhaltungen (von denen man glücklicherweise nur Helenes Sätze in Französisch hat) ist ganz derselbe, wie der ihrer Gespräche mit Leopold. Außerdem gibts ein Gebirge mit ebenfalls rotem Felsen, wo Astané ausgehauene Wohnungen besitzt, eine Art Grotten, des weisen Zauberers wohl würdig, der er ist. Unter anderem sieht man dort den wunderbar konservierten Leichnam Esenales, um den der desinkarnierte Esenale bisweilen fluidisch wieder schwebt, und den Helene noch weich findet, als sie sich nach langem Zögern und nicht ohne Grauen infolge der Aufforderung Astanés, ihn mit der Fingerspitze zu berühren dazu entschließt. Ebenfalls in dieser ausgehöhlten Felsen-

wohnung befindet sich Astanés Observatorium, ein durch den Berg hindurchgehender Schacht, durch welchen er mit Hilfe seines Fernrohres, das ihm das Tier mit dem Kohlkopf herbeibringt, den Himmel einschließlich unserer Erde betrachtet (Text 9).

Mit diesen Eigenschaften als Gelehrter verbindet Astané noch die eines weisen Beraters und patriarchalischen Herrschers. So sieht man mehrmals (Text 22 u. 28) ein junges Mädchen namens Matêmi bei ihm sich Rat holen. Vielleicht handelt es sich um Ehefragen, denn Matême tritt bei verschiedenen Gelegenheiten mit ihrem Geliebten oder Verlobten Siké wieder auf, u. a. bei einem großen Familienfeste, von Astané geleitet. Auch hier trägt die Beschreibung der Örtlichkeit, des Mahles, Balles usw. bei allen phantastischen und etwas kindischen Neuerungen einen sehr irdischen, sogar europäischen, zivilisierten Charakter und verdient kaum die Ausrufe von Erstaunen und Überraschung, mit denen Helene in der langen, halbsonnambulen Szene, wo sie das Marsfest vor sich abspielen sah, den Bericht unterbrach.

Hier einige Einzelheiten über diese Vision, die den größten Teil einer Sitzung vom 28. Nov. 1897 ausgefüllt hat. In einem anfänglich rötlichen, ungeheueren Lichtschimmer sieht Helene eine Marsstraße ohne Laternen oder elektrische Lampen auftauchen, welche nur durch an den Hausmauern angebrachte Lichter oder Dachfenster erleuchtet ist. Das Innere eines dieser Häuser öffnet sich vor ihr; ein prächtiger, viereckiger Saal, erhellt in jeder Ecke durch eine Art Lampe, d. h. durch vier übereinandergesetzte, je zwei blau und rosa nicht aus Glas bestehende Kugeln (Fig. 19); unter jeder Lampe ein kleines, von einer Art wasser spendenden Füllhorns überragtes Bassin; viel Zierpflanzen, inmitten des Saales ein Bosquet, um das eine Menge kleiner Tische mit wie Nickel glänzenden Oberflächen aufgestellt sind; viel Leute, junge Männer in Marskleidung, junge Mädchen mit langer, über dem Rücken hängender Locke, hinter dem Kopf einen Putz in Form von roten, blauen oder grünen, am Halse befestigten Schmetterlingen. Wenigstens etwa dreißig sind es; sie sprechen martisch (aber Helene versteht sie nicht genau). Astané erscheint „heute in recht häßlichem Anzug“ und zeigt sich mit den jungen Mädchen freundschaftlich-galant, streichelt ihnen die Wange. Sie sind vertraut zu ihm, fahren mit der Hand in seine Haare oder klatschen, an ihm vorübergehend mit den Händen. (Martische Höflichkeitsbezeugung). Er nimmt ganz allein an einem der Tische Platz, während die Jugend sich zu zwei Paaren an jeden Tisch setzt. Die Tische sind mit Blumen geschmückt, ganz anders als unsere; die einen blau mit mandelförmigen Blättern, die andern sternförmig und milchweiß, duften

nach Moschus (Helene atmet ihn in vollen Zügen); wieder andere, die hübschesten, haben Trompetenform, sei's blau oder feuerfarbig, mit großen, grauen, schwarzgeäderten, abgerundeten Blättern (Fig. 20).

Helene hört Astané sprechen und den Namen „Pouzé“ ausrufen, darauf kommen zwei Männer in langen weißen Hosen mit schwarzem Gürtel an, der eine in rosa, der andere in blauem Rock. Sie tragen Präsentierbretter, mit Zeichnungen geziert, und von einem Tische zum andern gehend, stellen sie dort viereckige Teller hin mit Gabeln ohne bestimmten Griff und mit drei 2 cm langen, durch ein Vollteil verbundenen Zähnen. Die Stelle der Gläser vertreten teetassenartige, mit Silbergewebe beränderte Becher. Dann trägt man in einer Art Napf ein gebackenes, einer ausgestreckten Katze ähnliches Tier auf, stellt es vor Astané nieder, welcher es dreht und rasch mittelst seiner, mit silbernen Spitzen versehenen Fingern zerschneidet. Viereckige Stücke werden auf viereckigen Tellern mit herumlaufender Rinne für die Sauce unter die Gäste verteilt. Alles ist närrisch vergnügt. Astané setzt sich der Reihe nach an alle Tische; die jungen Mädchen fahren ihm mit der Hand durchs Haar. Man bringt neue Gerichte, Stöcke, rosa, weiß, blau mit einer draufgepflanzten Blume herbei; die Stöcke schmelzen und werden samt der Blume gegessen. Dann waschen sich die Gäste in kleinen Fontänen an den Saalecken die Hände.

Jetzt geht eine der Wände wie der Vorhang im Theater hoch; Helene sieht einen prächtigen mit leuchtenden Kugeln, Blumen und Pflanzen geschmückten Saal. Die Decke ist mit rosigen Wolken auf ebenfalls rosigem Himmel bemalt; längs der Wände stehen Sofas und hängen Kissen. Nun kommt ein Orchester von zehn Musikern, sie tragen eine Art vergoldete, $1\frac{1}{2}$ Meter hohe Trichter mit rundem Deckel an der großen Öffnung und am engen Ende mit einer Art Rechen, an den die Musiker die Finger legen. Helene hört Musik, wie Flötenspiel und sieht jeden, der sich bewegt. Sie stellen sich vier zu vier auf, machen Schritte und Gesten. Dann vereinigen sie sich in einer Gruppe zu acht. Sie gleiten leise dahin, man kann nicht sagen, daß sie tanzen; sie fassen sich nicht um die Taille, sondern legen einander die Hand in Abstand auf die Schultern. Es ist eine schreckliche Hitze; sie braten darin. Sie halten inne, promenieren, plaudern, dann hört Helene ein großes brünettes Mädchen (Matêmi) und einen kleinen jungen Mann (Siké) die ersten Worte von Text 20 austauschen. Darauf entfernen sie sich in der Richtung nach einem großen Strauch roter Blumen (tamèche); bald folgt ihnen Romé und seine Begleiterin.

In diesem Augenblick verwischt sich die Vision, die $1\frac{1}{4}$ Stunde dauerte. Helene während ihrer ganzen Beschreibung aufrecht, verfällt in vollständigen Somnambulismus, setzt sich; Astané läßt sie die Marsätze, die sie soeben gehört und wiederholt hat, aufschreiben. — Während dieser ganzen Vision faßte Leopold die linke Hand, welche anästhetisch am Körper herunterhing, und antwortete durch Zeigefinger

auf Fragen, die ich mit leiser Stimme an ihn richtete. So habe ich erfahren, daß diese Marsszene nicht eine Hochzeit oder besondere Zeremonie, sondern ein einfaches Familienfest war, daß es sich nicht um eine Erinnerung oder Einbildung Helenes handelt, sondern um eine gegenwärtig auf dem Mars sich abspielende Realität, daß nicht er, Leopold, sondern Astané Helenen diese Vision eingibt und sie die Musik hören läßt, daß Leopold selbst von alledem nichts sieht und hört, aber trotzdem alles weiß, was Helene sieht und hört.

Diese Übersicht über ein von Astané geleitetes Familienfest gibt den Maßstab der Originalität der Marswelt. Die auf andere Vorfälle bezüglichen Visionen sind derselben Art. Man lese die Beschreibung der Marskinderstube (Text 36), der Reise im „Miza“, einer Art Automobil, dessen Mechanismus uns unbekannt ist (Text 23), der chirurgischen Operation (Text 29), der Spiele der kleinen Anini (Seite 190) usw., es ist stets dasselbe Gemisch allgemeiner Nachahmung dessen, was bei uns geschieht, und kindischer Abänderung in geringfügigen Einzelheiten.

Pouzé, Ramié und verschiedene Personen.

Von anderen Personen, welche die Marsvisionen durchschreiten, wissen wir viel zu wenig, um uns lange dabei aufzuhalten. Der, dessen Name am häufigsten wiederkehrt, ist Pouzé. Wie wir soeben sahen, hat ihn Astané bei Beginn des Gastmahles gerufen, aber man weiß nicht in welchem Amt. Überdies begegnet man ihm in Gesellschaft von Eupié, einem armen, kleinen, ganz gebücktem Greise mit meckernder Stimme, mit dem er Gartenarbeit oder bei einem Abendspaziergang am Seeufer Botanik treibt (Text 14). Er figuriert noch neben einem sonst Unbekannten, namens Paniné, bei der Reise im Miza und hat einen Sohn, Sainé, welcher irgendeinen Unfall am Kopf hatte, zur großen Freude seiner Eltern aber davon geheilt ist (Text 23 und 24).

Schließlich sage ich einige Worte über Ramié, welcher sich zum ersten Male im Okt. 1898 als Offenbarer der Ultramarswelt (von der bald die Rede sein soll) manifestiert hat. Wir haben ferner bezüglich dieses neuen Ankömmlings nur Visionen, welche einige neuere Texte begleiten (31—35 und 38—40). Das ist zu wenig, als daß man sich mit Sicherheit über seinen Wert aussprechen könnte. Gleichwohl vermute ich stark, daß er hinsichtlich seines psychischen Ursprunges nur ein Doppelgänger,

ein sehr wenig modifiziertes Echo von Astané, wie dieser von Leopold, d. h. im Grunde eine dritte Auflage des Grundtypus ist, von der subliminalen Phantasie Helenes geschaffen, um ihrer vorherrschenden Gemütsstimmung zu genügen. So wie er sich uns bis jetzt vorstellt, ist Ramié in der Tat nur Schüler Astanés, ein weniger gelehrter Astronom als dieser, aber er besitzt schon dasselbe Vorrecht, dessen sich die gewöhnlichen Martier keineswegs zu erfreuen scheinen, sich nämlich Helenes Armes bemächtigen und durch ihre Hand schreiben zu können. Was noch bedeutsamer und m. E. entscheidend ist, dürfte die Tatsache sein, daß er zu Helene genau dieselbe Nuance von Neigung wie Astané und Leopold zu hegen scheint und umgekehrt dahin strebt, sie durch seine bloße Gegenwart in denselben Zustand ekstatischen Behagens zu versetzen (Text 39).

Wenn der unterscheidende Zug von jedem unseresgleichen im Verhältnis zu uns vor allem in Gefühlen steckt, welche er in uns erweckt, und welche wir in ihm zu erwecken glauben, so besteht Helene gegenüber kein Fundamentalunterschied zwischen Leopold, Astané und Ramié. Sie stellen nur eine dreifache Reproduktion einer identischen emotionellen Beziehung dar; ich denke nicht zu irren, wenn ich die drei Gestalten für drei Modalitäten, drei sehr durchsichtige Verkleidungen derselben Grundpersönlichkeit halte, welche, wie ich mehrmals andeutete, ihrerseits nur eine hypnoide Subdivision von Helenes wirklichem Wesen sein dürfte. Es scheint, daß Astané sein Können auf Ramié übertragen hat, so weit es die Erforschung — ich sollte sagen die „Schöpfung“ — der Ultramarswelt betrifft, ganz wie er selbst dies Können für den Planeten Mars von Leopold empfangen hat. — Der Umstand, daß Astané und Ramié bisweilen zusammen auftreten, in derselben Vision nebeneinander koexistieren, gerade so wie wohl oft Astané und Leopold, ist kein Einwand gegen ihre wesentliche Identität, denn ein analoges Phänomen bietet sich im Traum, in dem man bisweilen mit seinem eigenen Doppelgänger spazieren geht und plaudert. Die Begegnung des eigenen Duplum im Wachzustande ist ein Abenteuer, welches bei Medien nicht sehr selten ist. Es ist sogar Helene passiert, daß sie in einer Sitzung, wo sie ohne im Trance zu sein,

sich mit Anwesenden frei unterhielt, sich ihr gegenüber in einigen Metern Entfernung in zwei Exemplaren erscheinen sah, so daß, wie sie es ausdrückte und im Augenblick sehr gut beschrieb, im Ganzen „drei Frl. Helene Smith“ im Zimmer waren.

Gleichwohl ist's verständiger, die Sorge, uns noch mehr über den wahren Charakter Ramiés aufzuklären, der Zukunft zu überlassen, wenn der Mars- und Übermars-Roman sich weiter entwickelt. Vielleicht werden wir auch eines Tages mehr über das Paar: Matêmi und Siké erfahren, sowie über manche andere Personen, wie Sazéni, Paniné, den kleinen Bulié, Romé, Fedié usw., von denen wir bisher kaum mehr als die Namen kennen, und deren mögliche Beziehungen zu den Haupthelden: Esenale und Astané wir noch nicht einmal ahnen.

IV. Über den Urheber des Marsromans.

Die Allgemeinbemerkungen, zu welchen der Marszyklus herausfordert, werden sicherlich verschieden ausfallen, je nachdem man darin eine authentische Enthüllung der Verhältnisse auf jenem Planeten oder eine einfache Phantasieschöpfung des Mediums sieht. Den Anhängern der ersten Hypothese, wenn sich solche finden sollten, überlasse ich die Sorge, aus all jenen Mitteilungen die Konsequenzen, welche diese bezüglich des Kulturzustandes der Menschheit dort oben zulassen, zu ziehen; ich beschränke mich auf den Wunsch, daß die Entdeckung irgendeiner anderen Forschungsmethode — besonders einer nicht medianimistischen — bald die Richtigkeit dieser Darlegungen in unabhängiger Weise bestätige. Inzwischen glaube ich, mich an die zweite Annahme halten und betreffs des Marsromans lieber über den Urheber als den Stoff Auskünfte erfragen zu sollen.

Dieser unbekannte Urheber überrascht mich in 2—3 Punkten.

1. Erstens beweist er eine sonderbare Gleichgültigkeit — wenn nicht etwa Ignoranz — in bezug auf alle Fragen, welche gegenwärtig ich sage nicht nur Astronomen, sondern vielleicht noch mehr das etwas von Volksbildung berührte und nach Geheimnissen unseres Weltalls wißbegierige Publikum beschäftigen.

In allererster Linie die Marskanäle, die berühmten Kanäle mit ihren zeitweiligen Verdoppelungen, die noch rätselhafter sind als die Ich-Verdoppelungen der Medien, dann die an ihren Rändern vermuteten Kulturstreifen, die Schneeschmelze an den Polen, Bodennatur und Lebensbedingungen auf abwechselnd überschwemmten und versengten Gebieten. 1000 hydrographische, geologische und biologische Fragen, welche sich ein Naturwissenschaftsfreund unvermeidlich betreffs unseres Nachbarplaneten stellt — von allem weiß der Urheber des Marsromans nichts oder kümmert sich nicht darum. Da sicherlich nicht das Bedenken, uns darüber etwas glauben zu machen, oder Furcht, sich zu täuschen, ihn abhalten — derartige Gefühle wären auf dem Sprachwissenschaftsgebiete, wo, wie man sehen wird, sie ihm keineswegs Schranken auferlegten, ebenso natürlich gewesen —, so schließe ich daraus, daß Probleme der Physik und sonstiger Naturwissenschaft für ihn tatsächlich nicht existieren.

Nicht viel mehr quälen ihn die Fragen der Soziologie, denn obwohl überall in den Marsvisionen Menschen vorkommen und dabei gern die Unterhaltung führen, so unterrichten sie uns keineswegs über bürgerliche und politische Organisation ihres Planeten, über Kunst oder Religion, Handel und Industrie, wechselseitige Völkerbeziehungen usw. Sind nationale Schranken gefallen, wie man vorausgesetzt hat, und gibts da oben kein anderes stehendes Heer als das der Arbeiter, mit dem Bau und der Unterhaltung jenes Riesennetzes von Verbindungs- und Bewässerungskanälen beschäftigt? Esenale und Astané haben es nicht für nötig gehalten, uns darüber zu instruieren; auch nicht über Frauen- und soziale Frage. Aus verschiedenen Episoden scheint wohl hervorzugehen, daß, wie bei uns, die Familie die Grundlage der Marszivilisation bildet. Indes besitzen wir keine direkte, detaillierte Information darüber, ebenso wenig wie über die mögliche Existenz anderer Kulturformen oder -grade auf dem übrigen Planeten. Das weiter auszuspinnen, ist unnütz. Offenbar bezeugt der Autor des Romans kein eigentlich wissenschaftliches Interesse und trotz seiner anfänglichen Bemühung, den Wünschen Lemaîtres zu entsprechen (siehe S. 165), hat er nicht das geringste Verständnis für Fragen, welche in unsern Tagen der bloße

Gedanke an den Marsplaneten und seine etwaigen Bewohner in jedem gebildeten Geist erweckt.

2. Wenn wir statt dem Marsroman seinen Mangel vorzuwerfen, das Gebotene in seinem richtigen Wert abzuschätzen versuchen, indem wir die bekannten Verhältnisse hier unten als Vergleichungsmaßstab nehmen, so setzen zwei Punkte, die ich mehr als einmal im Vorbeigehen streifte, in Erstaunen: die gründliche Identität der Marswelt in ihren großen Zügen genommen mit der uns umgebenden Welt, und ihre kindliche Originalität in einer Menge sekundärer Einzelheiten. Man betrachte z. B. das Familienfest (Seite 199 ff.); zweifellos begrüßt man dort den ehrwürdigen Astané durch Liebkosung seiner Haare, statt mit Händedruck. Die jungen Paare tanzen, indem sie sich nicht um die Hüfte, sondern bei der Schulter fassen. Die Zierpflanzen gehören nicht zu unsern bekannten Spezies, die Posaunen der Musikanten haben einen Deckel und geben Flöten-töne usw. Aber mit Ausnahme dieser unbedeutenden Divergenzen von unserem Brauch und Gewohnheit im ganzen und gleichsam im Grundton, ist absolut wie bei uns. Der Unterschied zwischen Marssitten und unserer europäischen Lebensweise ist geringer als zwischen dieser und der muselmanischen Zivilisation oder gar der wilder Völker.

Die Phantasie, welche jene Interieur- oder Freilichtszenen mit ihrem ganzen Aufputz ausgesonnen hat, ist merkwürdig ruhig, abgewogen und angelehnt an Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit; sie erlaubt sich nur so weit Neuerungen, als die Wunder unserer Industrie uns gewöhnt haben, nur über das noch zu staunen, was wir nicht ohne weiteres begriffen haben. Der „Miza“, welcher ohne sichtbaren Motor auf einer Kugelreihe dahinrollt, ist für einen nicht eingeweihten Zuschauer durchaus nicht mehr oder weniger außergewöhnlich als so viele unvermutete Vehikel, welche unsere Straßen durchfurchen. Die farbigen Kugeln, angebracht in der Dicke der Hausmauern, um die Straßen zu erleuchten, erinnern stark an unsere elektrischen Lampen, obwohl sie, wie es scheint, nichts dergleichen sind. Die Flugmaschine Astanés wird wahrscheinlich bald verwirklicht sein, zweifellos in einer andern Form, aber wer

beunruhigt sich, außer den Konstrukteuren um Form oder Prinzip einer neuen Erfindung, und würde a priori zu behaupten wagen, sie sei unmöglich? Die Brücken, welche unter dem Wasser verschwinden, um Boote passieren zu lassen (Text 25), sind außer für einen Techniker so natürlich wie unsere Brücken, welche dasselbe durch Erhebung in die Luft erreichen und so fort. Mit Ausnahme der „Beschwörungskraft“ Astanés (sichtlich entlehnt aus der spiritistisch-okkultistischen Ideenwelt), die überdies nur Frl. Smith persönlich gilt und in keiner Marsszene weiter vorkommt, gibt es auf dem Mars nichts, was die schon vorliegenden oder noch zu erwartenden Leistungen der Ingenieure hier unten überträfe. Um Neues und Nochnichtdagewesenes zu schaffen, hat sich also ganz einfach der Autor dieses Romans von dem inspirieren lassen, was an Staunenswertem auf unseren Straßen dem Blick sich zeigt, und was selbst Kinder erfinden. Der Marszyklus ist eine hübsche und gescheite Schöpfung eines 10—12jährigen Kindes, welches es schon drollig und originell genug findet, die Leute da oben von viereckigen Tellern mit vertiefter Saucenrinne essen zu lassen oder ein häßliches ein-äugiges Tier mit Astanés Fernrohr zu beladen, mit einem am Nagel des Zeigefingers befestigten Stift statt mit dem Federhalter zu schreiben, oder Neugeborene durch Röhren, welche direkt zu den Eutern hirschkuhähnlicher Tiere leiten, nähren zu lassen. „Nichts aus „Tausend und Einer Nacht“, aus Ovids Metamorphosen, aus Feenmärchen oder den Reisen Gullivers, keine Spur von Menschenfressern, Riesen oder wirklichen Zauberern in diesem ganzen Zyklus. Man könnte sagen: das Werk eines Schülers, dem man etwa die Aufgabe gestellt hat, eine von der unseren möglichst verschiedene, aber wirkliche Welt zu erfinden, und der sich gewissenhaft bemüht, indem er natürlich die großen gewöhnten Rahmen, außerhalb deren er das Leben nicht fassen kann, respektiert, aber indem er innerhalb der Grenzen dessen, was ihm nach seiner engen und kurzen Erfahrung zulässig dünkt, in einer Menge von Einzelpunkten seiner kindlichen Phantasie die Zügel schießen läßt.

3. Neben jenen willkürlichen und nichtigen Neuerungen trägt der Marsroman in vielen seiner Züge ein rein orientalisches Ge-

präge, auf das ich schon oft hinwies. Der gelbe Teint und die langen, schwarzen Haare Astanés, das Kostüm aller Personen, die verbräunten oder lebhaft nuancierten Gewänder, Sandalen mit Riemen, flache weiße Hüte usw., die langen Haarflechten der Frauen, und ihr Kopfputz in Schmetterlingsform; die seltsam geformten Häuser, welche der Pagode, dem Kiosk oder Minaret ähneln; strahlende, warme Himmels- und Wasser-, Felsen- und Vegetationsfarben; die Seen mit eingeschnittenen, in kleinen Vorgebirgen vorspringenden Ufern, die mit einer Art Glockentürmen besetzt sind (siehe Fig. 13 u. 14), all das hat einen gefälschten Anstrich von Japan, Anam, China, Indien, und was weiß ich sonst noch, wovon. Es ist noch zu bemerken, daß dieses Gepräge des fernsten Orients rein äußerlich ist und sich sozusagen nur auf den visuellen Teil des ganzen Romans erstreckt, aber nicht bis zu den Charakteren und Sitten der Personen durchdringt. Es ist, wie wenn der Schüler, von dem ich soeben sprach, einige Photographien oder kolorierte Stiche aus jenen fremden Gegenden gesehen, aber ohne noch Genaueres über die Sitten ihrer Bewohner zu wissen, im Auge einen verworrenen Eindruck von diesem bei uns ganz anderen Formen- und Tonensemble bewahrt hat, dann sich damit vergnügte, auf die Bilder der neuen Welt, die er schaffen sollte, diesen oberflächlichen Firniß des Exotischen auszugießen, um seine Welt so originell wie möglich erscheinen zu lassen.

Alle Züge, die ich bei dem Autor des Marsromans hervorhob, und sehr viel andere lassen sich in einen einzigen zusammenfassen: seinen tief kindlichen¹⁾ Charakter. "Es bedarf der Treu-

1) Es dürfte sich m. E. ernstlich fragen, ob das Tatsachenbild der somnambulen Erscheinungen von Frl. S. mit der obigen Charakteristik des Kindes interpretiert werden kann. Wie man sich hüten muß, psychopathische Erscheinungen mit religiösen, augenblicklichen Verirrungen der Massenpsyche usw. zu verwechseln, so müßte die Somnambulismuspsyche mit ihrem Mangel an Koordinationen, Regulation, an Auslese von erfahrungsmäßigen Phänomenen gezeichnet werden. Die Kindesseele zeigt nur einige markante Ähnlichkeiten, wie Naivetät, Phantasie, Projektion in die Außenwelt. Die psychische Minderwertigkeit (des Somnambulismus) darf nicht mit der des Kindes ohne weiteres identifiziert werden, wie solche Rückständigkeit zuweilen der Religion,

herzigkeit und unerschütterlicher Kindesnaivetät, welche an nichts zweifelt, weil es nichts kennt, um sich ernstlich in ein so schwieriges Unternehmen, wie eine angeblich in allen Punkten exakte und authentische Schilderung einer unbekanntenen Welt zu stürzen oder um sich einzubilden, man werde den Wechsel mit Glück einfach vollziehen, indem man die geläufigen Tatsachen der umgebenden Wirklichkeit ins Orientalische einkleidet und darein kindische Wunderlichkeiten mengt. Nie würde ein Erwachsener mit mittelmäßiger Bildung und etwas Lebenserfahrung seine Zeit damit verlieren, ähnliche Albernheiten auszuarbeiten — und Frl. Smith, intelligent und entwickelt, wie sie in ihrem Normalzustande ist, noch weniger als irgendeine andere.

Diese vorläufige Übersicht über den Urheber des Marszyklus wird in den folgenden Kapiteln nach Prüfung der Marssprache, von der ich bisher abgesehen hatte, Bestätigung und Vollständigkeit finden.¹⁾

den primitiven Völkern aufgebürdet wurde, ohne daß deren Vorzüge und Unterschiede hervorgehoben wurden. V.

1) Vergl. das Anhangskapitel XII über die astronomischen Zyklen. V.

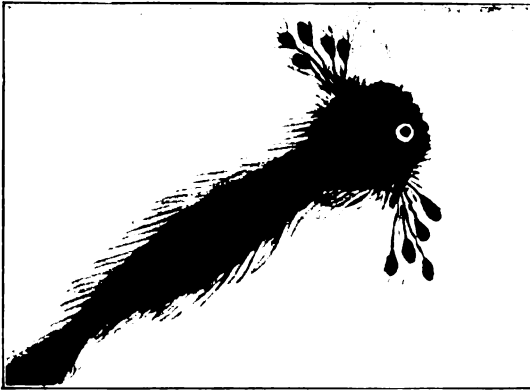


Fig. 18. — Astanés häßliches Tier. — Körper und Schwanz rosa. Grünes Auge mit schwarzem Zentrum. Kopf schwärzlich; Seitenansätze gelbbraun, umgeben wie der ganze Körper mit rosigen Haaren.



6. Kapitel.

Mars-Zyklus (Fortsetzung): Marssprache ¹⁾.

Von den verschiedenen automatischen Phänomenen ist das „Zungenreden“ ²⁾ eins von denen, welche zu allen Zeiten am meisten die Wißbegierde angestachelt haben, über welche man aber am wenigsten präzise Dokumente hat infolge der Schwierigkeit, die Fluten verworrener und unverständlicher Worte im Augenblick, wo sie hervorsprudeln, exakt zu erfassen. Der registrierende Phonograph, der bereits in einigen Ausnahmefällen, wie dem von Le Baron ³⁾ angewendet ist, wird für derartige Forschungen sicherlich eines Tages unschätzbare Dienste leisten, gegenwärtig aber läßt er noch zu sehr zu wünschen übrig hinsichtlich seiner praktischen Verwendbarkeit bei Personen ohne normalen Verstand, die nicht nach Belieben lenksam sind und sich kaum die Mühe geben, zu warten, und ihre ungewöhnlichen Worte gerade dann auszustoßen, wenn das Instrument eingestellt ist ⁴⁾.

1) Der Inhalt dieses Kapitels ist der Gesellsch. für Physik und Naturgeschichte von Genf in ihrer Sitzung vom 6. April 1899 mitgeteilt (Archives des sc. phys. et nat. 1899 Bd. VIII S. 90).

2) Meine längere Besprechung von Beck, Ekstase, Beitrag zur Psychologie und Völkerkunde, Bad Sachsa, Harz, H. Haacke 1906 in Zeitschr. f. Philos. und philos. Kritik Bd. 136, 1909, S. 246 f. bringt ausführliche Literatur zum Zungenreden, auf die ich hier verweise. V.

3) Proceed. of the Soc. for Psych. Res., 1897, Bd. XII, S. 278.

4) Ein mißglückter Versuch dieser Art ist dank der Liebenswürdigkeit von Eug. Demole, welcher seinen Registrierapparat mitgebracht hatte, vorgenommen worden in einer Sitzung von Frl. S.

Es gibt sehr viele Arten von Glossolie. Das ekstatische, einfach unzusammenhängende und von emotionellen Ausrufen unterbrochene Reden, das bisweilen in gewissen überhitzten, religiösen Kreisen auftritt, ist etwas anderes als die Schöpfung von Neologismen, welche man im Traume und im Somnambulismus, bei Geistesstörung oder auch bei Kindern antrifft. Ebenso stellt die Schaffung willkürlicher Worte andere Probleme, als der gelegentliche Gebrauch fremder, der redenden Person unbekannter (wenigstens scheinbar), tatsächlich aber existierender Idiome. In jedem dieser Fälle muß man weiter prüfen, ob und in welchem Maße das Individuum den Lauten, welche es hervorstößt, einen bestimmten Sinn beilegt, ob es seine eigenen Worte versteht (oder wenigstens den Eindruck von Verständnis macht), oder ob es sich wohl nur um mechanisches, bedeutungsloses Auslösen des Stimmapparates handelt, oder gar ob der der gewöhnlichen Persönlichkeit unverständliche Jargon die Ideen irgendeiner zweiten Persönlichkeit ausdrückt. Alle diese Formen variieren übrigens in Nuancen und Graden, ohne von den sehr häufigen Mischfällen zu reden, in denen sie sich mischen und kombinieren. So sieht man bei demselben Individuum und bisweilen im Verlaufe desselben Anfalles eine Reihe verstandener oder unverstandener Neologismen einem einfachen Wortschwall Platz machen, der unzusammenhängend aber in gewöhnlicher Sprache ausgestoßen wird oder umgekehrt usw.

Eine gute Beschreibung und begründete Klassifizierung ¹⁾ aller jener Kategorien und Varietäten des Zungenredens wäre von sehr hohem Interesse. Ich kann jedenfalls hier nicht an eine solche Untersuchung denken, da ich schon genug damit zu tun habe, mich mit der Marssprache von Frl. Smith auseinanderzusetzen. Deren somnambule Sprache rangiert, wie man schon geahnt hat, weder unter ekstatisches und unzusammenhängendes Reden eines religiösen Enthusiasmus, noch unter Anwendung einer fremden, aber tatsächlich existierenden Sprache. Sie stellt viel-

1) Vergl. die im Vorwort erwähnte gleichzeitige Schrift von Lombard, *Essai d'une classification des phénomènes de glossolie* in *Arch. de psych.* VII. S. 1—51 sowie auf dessen diesbezügliche Monographie verwiesen ist. V.

mehr den auf seine höchste Ausdrucksform gebrachten Neologismus dar, wie er systematisch und mit ganz präziser Bedeutung von einer dem normalen Ich unbekanntem Unterpersönlichkeit angewendet ist. Es ist ein typischer Fall von „glossopoiesis“, von kompletter Bildung aller Stücke einer neuen Sprache durch unterbewußte Tätigkeit. Manchesmal habe ich bedauert, daß die, die Zeugen analoger Phänomene gewesen sind, wie Kerner bei der Seherin von Prevorst, nicht möglichst vollständig alle Produkte jenes sonderbaren Funktionierens des Sprachvermögens gesammelt und publiziert haben. Zweifellos erscheint jeder Fall für sich genommen, als einfache Anomalie, als reine Kuriosität, willkürlich und ohne Tragweite. Aber wer weiß, ob nicht vergleichende Zusammenstellung einer großen Zahl dieser im ganzen ziemlich seltenen psychologischen Kinkerlitzen schließlich irgendeine unerwartete Aufklärung bringen würde? Ausnahmefälle sind oft die instruktivsten, und wie viel kostbare Hilfe hat nicht die Embryologie der Lehre von den Mißgeburten zu verdanken?

Um nicht in dieselbe fehlerhafte Nachlässigkeit zu verfallen, habe ich mich entschlossen, hier alle Marstexte vollständig zu veröffentlichen, die wir haben sammeln können, da ich sonst nicht weiß, woran ich mich bei der Auswahl halten soll. Ich werde sie je mit einem Zusatz begleiten, enthaltend etliche Bemerkungen, welche mir diese neue Sprache aufdrängte; aber weit entfernt mir zu schmeicheln, den Gegenstand erschöpft zu haben, wünsche ich lebhaft, daß sich zur Korrektur und Vervollständigung meiner Beobachtungen kompetentere Leser finden, denn ich muß gestehen, zum Sprachforscher und Philologen zu taugen, wie der Esel zum Flötenspiel. Es scheint mir zweckmäßig zum Beginn noch einige Details über die verschiedenen psychologischen Manifestationsformen dieser neuen Sprache vorzuschicken.

I. Martische Wortautomatismen.

Im vorangehenden Kapitel, auf das ich nicht zurückkomme, habe ich die Entstehung der Marssprache, welche unlösbar mit der des Marsromans selbst verknüpft ist, beschrieben und zwar

vom 2. Febr. 1896 an bis zur Inaugurierung des Übersetzungsvorgangs durch Vermittelung Esenales in der Sitzung des folgenden 2. Nov. (vgl. oben S. 171—179). Noch während mehrerer Monate war die Marssprache an zwei psychische Erscheinungsformen gebunden, die sie, wie man sah, im Laufe des ersten Jahres angenommen hatte.

1. *Verbo-auditiver Automatismus*: Gehörshalluzinationen in Begleitung von Visionen bei mehr oder minder völligem Wachzustande. Im Falle spontaner Visionen notiert Helene mit Bleistift, sei's während der Vision selbst, sei's unmittelbar nach derselben die unverständlichen Laute, welche ihr Gehör treffen. Leider aber läßt sie sich viel entschlüpfen und vermag bisweilen nur den ersten oder letzten Satz der Worte, welche ihre imaginären Personen an sie richten, oder zerstreute Brocken der Unterhaltungen, welche jene miteinander führen, aufzugreifen. Diese Fragmente selbst enthalten häufig Ungenauigkeiten, die man später im Moment der Übersetzung berichtigt, da Esenale die gute Gewohnheit hat, jedes Marswort sehr klar zu artikulieren, bevor er davon das französische Äquivalent bietet. Falls Helene während der Sitzungen Visionen hat, wiederholt sie dementsprechend die Worte, welche sie ohne Verständnis hört, und die Sitzungsteilnehmer notieren sie so gut oder schlecht es geht.

2. *Vokalautomatismus* („verbo-motorische Artikulations“-halluzinationen nach der umständlichen, offiziellen Terminologie). Auch hier sammeln die Teilnehmer so viel sie von den seltsamen, im Trance gesprochenen Worten können, aber das ist nur wenig, denn Helene plaudert in ihrem Marszustande oft mit verzweifelter Geläufigkeit. Man muß überdies zwischen relativ klaren und kurzen Sätzen unterscheiden, welche später von Esenale übersetzt werden, und dem verworrenen und rapiden Kauderwelsch, dessen Bedeutung man nie erfahren kann, wahrscheinlich, weil es überhaupt keine Bedeutung hat und nur eine Pseudosprache ist (vergl. oben S. 174 f.).

Ein neues Verständigungsverfahren, die Schrift, trat vom Aug. 1897 an auf, also 18 Monate später als die gesprochenen Worte (während Leopold viel eher schrieb als sprach). Auch die Schrift produzierte sich in zwei Formen, welche ein Pendant

zu den beiden, oben erwähnten Fällen bilden und so die klassische Vierzahl psychologischer Sprach-Modalitäten vervollständigen.

3. **Verbo-visueller Automatismus** d. h. Erscheinungen exotischer Schriftzüge vor den Augen der wachen Helene, welche sie so treu wie möglich gleich einer Zeichnung kopiert, ohne aber zu wissen, was die geheimnisvollen Hieroglyphen bedeuten.

4. **Graphischer Automatismus:** Schriftaufzeichnung durch die Hand der völlig im Trance befindlichen Helene, welche eine Marsperson inkarniert. In diesem Falle sind die Schriftzüge im allgemeinen kleiner, regelmäßiger und besser geformt als die Zeichnungen des vorangehenden Falles. Einige Gelegenheiten, bei denen Helene den Satz ausgesprochen hat, bevor sie ihn niederschrieb, und besonders die Artikulation von Esenale im Augenblick der Übertragung haben es gestattet, die Beziehungen zwischen den Sprachlauten und graphischen Zeichen der Marssprache mit Gewißheit zu ermitteln.

Es ist zu bemerken, daß die vier automatischen Manifestationen der Marssprache der normalen Persönlichkeit von Frl. Smith nicht den gleichen Abbruch tun. In der Regel rauben die verbo-auditiven und verbo-visuellen Halluzinationen Helenen das Bewußtsein gegenwärtiger Realität nicht. Sie lassen ihr wenn auch nicht eine völlige, doch wenigstens eine genügende Geistesfreiheit, um die sensorischen Automatismen mit Überlegung zu beobachten, sie in das Gedächtnis einzugraben und zu beschreiben oder zu kopieren, wobei sie oft von gewissem kritischem Sinne zeugende Bemerkungen hinzufügt. Hingegen scheinen die verbo-motorischen Artikulations- oder Schrifthalluzinationen bei Frl. Smith mit Bewahrung des Wachzustandes unvereinbar zu sein und werden von Amnesie begleitet. Während ihre Hand mechanisch schreibt, ist Helene stets total abwesend oder in Trance; wenn es ihr ganz ausnahmsweise einmal passiert, außerhalb der Momente vollständiger Inkarnation automatisch Martisch zu sprechen, so merkt sie es weder, noch erinnert sie sich dessen. Ich weiß nicht, daß sie sich je im Fall der Medien befand, die bewußt ohne eigene Anteilnahme ihre Hand haben schreiben sehen, noch in dem (zwar wohl selteneren) Fall der Personen, die sich mit Staunen ohne es zu wollen, unbekannte

Worte hervorbringen hören, welche sie selbst aufgreifen können¹⁾.

Diese Unfähigkeit der normalen Persönlichkeit Helenes, sofort ihre verbo-motorischen Automatismen zu beobachten oder sich ihrer dann wieder zu entsinnen, zeigt eine tiefergehende Störung an, als während ihrer sensorischen Automatismen. Dieser Unterschied ist verständlich — es ist sogar merkwürdig, daß derselbe nicht allgemeiner um sich gegriffen hat — wenn man an die hervorragende Rolle denkt, welche unsere motorischen Empfindungen und Bilder beim Aufbau unserer Persönlichkeit spielen im Gegensatz zu Gesichts- und Gehörsdaten, welche hauptsächlich zur intellektuellen und objektiven Vorstellung des Nicht-Ich dienen. Visuelle und auditive Verkettungen können sich somit automatisch entwickeln, ohne das gewöhnliche Ich von Helene sehr anzugreifen, welche sich hingegen ganz erheblich gestört zeigt, wenn ein Teil ihrer kinästhetischen Zentren, besonders die dem Wort und der Schrift dienen und uns immer so nahe angehen, von einer zweiten Persönlichkeit beschlagnahmt werden.

Die Marsschrift trat erst nach hinausgeschobener Inkubation, welche sich in mehreren Vorfällen verrät, hervor und ist sicherlich durch verschiedene äußere Anregungen während einer Mindestdauer von anderthalb Jahren veranlaßt. Hier die Hauptdaten der Entwicklung:

16. Febr. 1896. — Man belauscht die Idee einer für den Planeten Mars besonderen Schreibweise zum ersten Male in dem Erstaunen von Helene, das sie im martischen Halbtrance beim Anblick von R. äußert, als er Notizen für das Protokoll macht (s. oben S. 176). Dies Erstaunen scheint sich mehr auf den Bleistift und seine Handhabung als auf die hingeworfenen Buchstaben zu beziehen.

2. Nov. — Die Schreiberei wird durch den Satz, welcher Helene nach einem Übersetzungsversuch Esenales (vgl. S. 180), im Marstrance entschlüpft, klar vorausgesagt: „Astané wird mich schreiben lehren“.

8. Nov. — Nach Übersetzung des Textes 3 antwortet Leopold auf Befragen durch die linke Hand, daß Astané Helene diesen Text schreiben lassen wird, aber die Voraussage erfüllt sich nicht.

23. Mai 1897. — Die Ankündigung der Marsschrift wird präziser:

1) Siehe die merkwürdige Selbstbeobachtung von Le Baron: A case of psychic automatism including „speaking with tongues“, veröffentlicht von W. James, Proceed. S. P. R., Bd. XII, S. 277.

„Bald, sagt Astané zu Helene, wirst Du unsere Schrift schreiben können und Zeichen unserer Sprache in Händen haben“ (Text 12).

18. Juni. — Gelegentlich meines Besuchs bei Helene sprechen wir von der Marssprache; auf meine Bitte ergreift sie einen Bleistift, um zu sehen, ob daraus automatisch einige Zeichen sich ergeben. Sie findet, daß der Stift eine Neigung hat, sich von selbst (durch unbewußte Fingerbewegungen) auf den Rücken ihres Zeigefingers zu legen, wie wenn er sich dort festlegen wollte. Dann glaubt sie an ihrer Fingerspitze einen Ring zu sehen, der in eine kurze Spitze ausläuft. Sie schreibt nichts, sondern läßt bald den Bleistift sinken und stößt ihn mit kleinen Schnippchen weit von sich, um dann allmählich in eine Marsvision zu verfallen, in der sie Text 14 hört.

20. Juni. — Anfangs einer Sitzung halbwache Marsvision; dabei beanspruchte sie von ihrer imaginären Gegenperson „einen breiten Ring, welcher spitz ausläuft, und mit dem man schreibt“. Diese Beschreibung erinnert R. daran, daß er zu Hause kleine Federhalter dieser Art, an der Zeigefingerspitze anzubringen, besitzt.

23. Juni. — Ich stelle Helenen die beiden kleinen Federhalter zu, die R. mir gütigst für sie übersandte, aber sie haben nicht das Glück, ihr zu gefallen: sie findet sie „zu schwer, plump, dick wie wahre Schornsteinröhren“ usw. Dennoch willigt sie ein, einen am Zeigefingerende aufzusetzen, aber nach vergeblichem Warten nimmt sie ihn ab und ergreift einen Bleistift mit den Worten, daß, wenn sie Marsschrift schreiben solle, es mit diesem gewöhnlichen Mittel ebensogut gehen werde wie mit diesen barocken Federhaltern. Einen Augenblick später schläft sie ein, ihre Hand beginnt automatisch eine Botschaft in Leopolds Schrift zu zeichnen. Nunmehr frage ich diesen, ob die Federhalter von R. den Anforderungen der Marsschrift noch nicht entsprechen, und ob Frl. Smith einmal diese Sprache schreiben würde, wie es schon so oft angekündigt wäre. Helenes Hand antwortet sogleich in Leopolds schönster Kalligraphie: „Ich habe das Instrument, dessen sich die Marsbewohner zum Schreiben ihrer Sprache bedienen, noch nicht gesehen, aber ich kann Dir versichern, daß die Sache so geschehen wird, wie es Dir angesagt ist“. Wenig später erwacht Helene ohne Erinnerung.

27. Juni. — In der Übersetzungsszene von Text 15 fügt Helene ihrem gewöhnlichen Refrain: „. . . Er ist weg, Esenale, . . . bald wird er wiederkommen“ hinzu: „bald wird er schreiben“. Durch den Zeigefinger unterrichtet uns Leopold, daß man binnen kurzem Marsschrift erhalten werde, aber noch nicht diesen Abend.

3. Aug. — Zwischen 4—5 Uhr nachm. hat Helene in ihrem Kontor 10—15 Minuten lang die Vision einer langen, horizontalen Stange, erst feuerfarben, dann ziegelrot, was allmählich in Rosenfärbung übergeht; davon heben sich eine Menge fremder Schriftzeichen ab, die Helene wegen der Farbe des Hintergrundes für Marsbuchstaben hält. Im Raume

vor ihr und um sie umschwirrten sie die Buchstaben. Im Laufe der folgenden Wochen wiederholen sich analoge Visionen.

22. Aug. — Ich resumiere nach dem sehr genauen Protokoll von Lemaitre die Szene (der ich nicht beiwohnte), wo Helene zum ersten Male einer verbo-visuellen Halluzination nachkopierte Marsschrift geschrieben hat.

Nach verschiedenen, nicht-martischen Visionen wendet sich Frä. Smith nach dem Fenster (es regnet in Strömen und ist ganz grau) und ruft aus: „O, sehen Sie, es ist alles rot, ist es denn schon Zeit zu Bett zu gehen? Herr Lemaitre, sind Sie da? Sehen Sie auch, wie rot es ist? Ich sehe Astané, der dort ist in diesem Rot, ich sehe nur seinen Kopf und seine Fingerspitzen, er hat keinen Rock, und da ist auch der andere (Esenale) bei ihm. Alle beide haben an den Fingerspitzen Buchstaben auf einem Stück Papier. Schnell, geben Sie mir Papier!“ Man gibt ihr wieder ein Blatt weißes Papier und den Ring-Federhalter, den sie verächtlich fortwirft. Sie nimmt einen gewöhnlichen Bleistift an, den sie nach ihrer gewohnten Weise zwischen Mittel- und Zeigefinger ergreift und schreibt dann von links nach rechts die drei ersten Zeilen der Fig. 21, indem sie bei jedem Schriftzeichen aufmerksam ihr fiktives Modell nach dem Fenster hin ansieht. Ihren dabei hinzugefügten mündlichen Bemerkungen zufolge sind es Worte, welche sie in schwarzen Buchstaben auf drei Blättern — genauer gesagt, auf drei weißen Stäben, einer Art kurzer, ein wenig abgeplatteter Zylinder — geschrieben sieht; diese Blätter halten mit der rechten Hand Astané, Esenale und eine dritte Person, deren Namen sie nicht kennt, deren Beschreibung jedoch Pouzé entspricht. Danach bemerkt sie noch ein anderes Blatt oder Zylinder, welchen Astané über seinem Kopfe hält, und welcher ebenfalls Wörter zeigt, die sie zu kopieren beginnt (die drei letzten Zeilen in Fig. 21). „Oh! es ist schade“, sagt Helene, als sie ans Ende der vierten Zeile kommt, es steht alles auf einer Linie, und ich habe keinen Platz mehr.“ Nun schreibt sie darunter die drei Buchstaben der Linie 5 und fügt, ohne etwas zu sagen, Zeile 6 hinzu. Dann fängt sie wieder an: „Wie dunkel es bei euch ist, die Sonne ist schon ganz untergegangen (draußen regnet es weiter in Strömen). Niemand mehr da! Nichts mehr!“ Sie bleibt in der Betrachtung dessen, was sie soeben geschrieben hat, dann sieht sie wieder Astané ganz nahe am Tisch, der ihr von neuem ein Papier zeigt, dasselbe — glaubt sie — wie soeben. „Aber nein, es ist nicht ganz dasselbe, es steckt ein Fehler drin, da ist er (sie zeigt auf die vierte Zeile gegen das Ende) . . . Ah! ich sehe nicht mehr!“ Dann fügt sie bald hinzu: „Er zeigte mir anderes, es steckte ein Fehler drin, aber ich habe ihn sehen können. Das ist sehr schwer. Während ich schrieb, war ich es nicht, ich fühlte meinen Arm nicht. Es ist ungefähr das, was ich im Geschäft (am 3. Aug. und in den folgenden Tagen) gesehen habe wie Fragezeichen. Es war schwer, weil ich die Buchstaben nicht mehr ordentlich sah, wenn ich den Kopf hob; es war eine

5 7 3 2 1 4
 1 2 3 4 5 6
 0 1 2 3 4
 5 6 7 8 9 10 11
 12 13 14 15 16
 17 18 19 20

Fig. 21. — Text No. 16; Sitzung vom 22. Aug. 1897. — Erster Marstext von Fr. S. niedergeschrieben (gemäß Visualhalluzination). Natürliche Größe (Kollektion Lemaitre). Anbei folgt die französische Übersetzung:

astane
 esenale
 pouze
 mene simand
 ini
 mira.

Zeichnung wie griechisch, mir ist davon der Kopf ganz steif, ganz benommen.“ — In diesem Augenblick erinnerte Helene sich also des Verdunklungszustandes, aus dem sie kaum heraus war, der die Marsvision und automatische Abschrift des verbovisuellen Textes begleitet hatte. Ein wenig später aber hatte bei der Soiree die Amnesie fast alles in Anspruch genommen. Helene erinnerte sich nur noch vage, seltsame Buchstaben gesehen, und konnte sich nicht mehr erinnern etwas geschrieben zu haben. Wahrscheinlich bestand die von Astané am Ende der vierten Zeile in Aussicht genommene Verbesserung, die sie nicht begreifen konnte, in der Streichung des: n bei Simandini. Im indischen Zyklus wird man in der Tat finden, daß über die Orthographie dieses Namens widersprechende Angaben vorliegen.

Die sehr natürliche Annahme, daß die drei zuerst geschriebenen Worte Namen der bekannten Personen (Astané, Esenale, Pouzé) wären, die sie auf ihren Stäben trugen, hat die Bedeutung vieler Marsschriftzüge entdecken und die drei letzten Worte erraten lassen. Das neue



Fig. 22. — Beispiele von einzelnen französischen Worten (française, lumière, prairie) automatisch in Marscharakteren von Frä. S. in ihren Normalschriftzügen hineingezeichnet. — Vergl. Fig. 1 auf S. 51.

Alphabet bereicherte sich dank dem Wiederhall, den diese Sitzung im gewöhnlichen Leben Helenes wachrief, um einige andere Zeichen in den folgenden Tagen. Es passierte ihr mehrmals, zwar noch nicht richtiges Martisch, aber Französisch in Marsbuchstaben zu schreiben zu ihrem großen Erstaunen, wenn sie sich vor diesen unbekanntem Hieroglyphen post festum befand; denn, wie ich schon sagte, verliert sie gerade im Augenblick, wo sie diese aufzeichnet, sie aus dem Auge. Die erste Manifestation dieses graphischen Automatismus, die nur die Buchstabenform und noch nicht den Wortschatz betrifft, datiert sogar vom Tage nach der obigen Sitzung.

23. Aug. . . . „Anbei“, schrieb mir Helene mittags, indem sie mir Verzeichnisse schickte, denen ich die drei Beispiele von Fig. 22 entlehnte, „anbei einige Aufschriften, die zu erledigen ich mich heute morgen gegen zehn Uhr angeschickt hatte; ich konnte aber damit in gehöriger Weise nicht zu Ende kommen. Erst jetzt bin ich von dem rosigen Nebel frei, der mich während der letzten zwei Stunden fast unaufhörlich einhüllte . . .“

Drei Wochen später zeigte sich endlich in einer Sitzung bei mir, deren Resümé hier folgt, die vollständige automatische Marsschrift.

auf dasselbe Papier ¹⁾: „Lege deine Hand auf ihre Stirn“, wodurch er mir bedeutet, daß der Augenblick zur Übersetzungsszene durch Esenale überzugehen, da ist.

Aus diesen sukzessiven Etappen darf man schließen, daß die Marsschrift Resultat einer langsamen Autosuggestion ist, in der die Idee eines speziellen Schreibwerkzeuges und seiner Handhabung lange Zeit eine beherrschende Rolle gespielt hat, dann aber aufgegeben ist, zweifellos als praktisch schlecht ausführbar. Die Schriftzüge selbst haben zuerst die visuelle Phantasie Helenes mehrere Wochen lang heimgesucht, bevor sie ihr auf den Rollen der drei Marsbewohner klar und stabil genug, um nachgeahmt zu

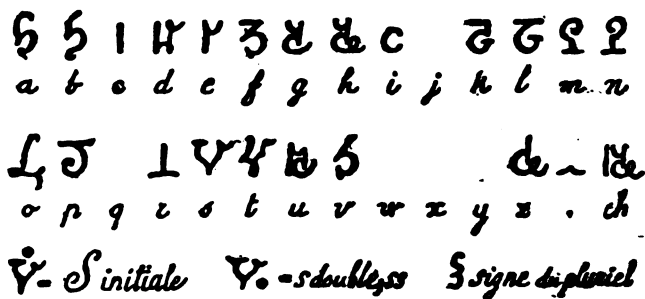


Fig. 24. — Marsalphabet, faßt das Ganze der erhaltenen Zeichen zusammen. (Ist so nie von Frl. S. geboten.)

werden, vor Augen traten und dann in ihren graphomotorischen Mechanismus eindringen konnten. Nachdem diese Zeichen einmal nach außen manifestiert waren, haben sie sich seit zwei Jahren nicht mehr geändert; in Fig. 24 habe ich sie unter der Form eines Alphabets zusammengestellt. Einige kleine Verwechslungen, von denen ich weiter unten sprechen werde, zeigen indes gut, daß die Persönlichkeit, welche sie braucht, von der Helenes nicht absolut geschieden ist, obgleich diese im Wachzustande vor mar-

1) Es ist zu bemerken, daß Leopold diese Worte geschrieben hat, indem er den Bleistift in der Stellung wie Astané, d. h. zwischen Zeige- und Mittelfinger (Helenes Art) behielt, statt ihn in gewöhnlicher Weise, zwischen Daumen und Zeigefinger zu fassen, wie er es gewöhnt ist.

tischer Schrift noch steht, als wär's chinesische: sie erkennt sie tatsächlich nach ihrem allgemeinen, sehr charakteristischen Aussehen wieder, weiß aber nichts von der Bedeutung der Schriftzeichen und wäre unfähig es zu lesen.

Die Marsschrift Helenes ist nicht stereotyp, sondern bietet, je nach Umständen, einige Verschiedenheiten in Form und besonders in absoluter Größe der Buchstaben. Man kann es aus den Fig. 21—32 konstatieren, wo ich die meisten, schriftlich erhaltenen Texte reproduziert habe. Wenn das Martische als verbovisuelle Halluzination hervortritt, so überträgt es Helene in eine Schriftgattung mit großen Dimensionen, wenig sicher und mit Wiederanfangen und Unebenheiten beladen (Fig. 21, 26, 31), sie bemerkt immer, daß das Original, welches sie vor Augen habe, viel weniger dick und sauberer sei, als ihre Kopie. In den automatisch durch ihre Hand zustande gekommenen, d. h. vorgeblich durch Marsbewohner selbst gezeichneten Texten, ist die Schrift tatsächlich kleiner und genauer. Gleichwohl bemerkt man auch hier merkwürdige Differenzen: Astané hat eine weniger plumpe Kalligraphie als Esenale; Ramié ist der, der bei weitem am feinsten schreibt (Fig. 28 u. 29).

Die Form der Buchstaben, z. B. die des t ist bei den verschiedenen Persönlichkeiten nicht mehr ganz dieselbe; trotzdem wäre es übereilt, sich schon jetzt in marsgraphologische Studien einzulassen; eine solche Aufgabe meinen Nachfolgern überlassend, gehe ich zur chronologisch geordneten Sammlung der Mars-texte über.

II. Marstexte ¹⁾.

Es ist nicht immer leicht, eine Sprache und deren Aussprache durch typographische Schriftzeichen einer anderen darzustellen. Glücklicherweise ist die Marssprache trotz ihres seltsamen Aussehens und der ungefähr 50 Millionen Meilen, welche uns rund gerechnet, vom roten Planeten trennen, im Grunde

1) Text 14 und eine Reihe von etwa hundert Marswörtern hat Lemaitre bereits in seiner „Réponse à M. Lefébure (Ann. des Sc. psych. Bd. VII, S. 181) veröffentlicht.

dem Französischen so nahe verwandt, daß das Unternehmen in diesem Falle kaum Schwierigkeiten bietet.

Was die der Zahl nach zwölf Marstexte betrifft ¹⁾, die wir schriftlich besitzen (sei's, daß Frl. S. sie nach einer verbo-visuellen Halluzination kopierte, sei's, daß ihre Hand sie in graphomotorischem Automatismus-Anfall unmittelbar aufzeichnete), so drängt sich die französische Übersetzung von selbst auf, indem jeder Marsbuchstabe im französischen Alphabet sein genaues Äquivalent hat ²⁾. Ich habe mich darauf beschränkt, gemäß der Aussprache Esenales im Augenblick der Übersetzung auf die Vokale Akzente zu setzen (sie stehen in der Marsschrift nicht). Man braucht also die folgenden Texte nur mit lauter Stimme zu lesen und sie wie französisch zu artikulieren, um ungefähr die aus Frl. Smiths Mund hervorgegangenen Marsworte zu haben. Ich sage „ungefähr“, weil selbstverständlich in der Redeweise Esenales wie in der aller Menschen Eigenarten, auf gewisse Silben den Ton zu legen und über andere hinwegzugleiten, ein leichtes Skandieren der Worte in kurze und lange, mithin feine Akzentnünancen bleiben, die man nicht adäquat wiedergeben kann, und wovon Notiz zu nehmen die Zuhörer in den Sitzungen sich nicht einmal bemühten.

In den nur gehörten oder gesprochenen Texten, die nicht schriftlich vorliegen, habe ich die nach der Aussprache Esenales wahrscheinlichste Orthographie übernommen. Aber ich kann, abgesehen von sonst bekannten Wörtern dank der geschriebenen Texte, für absolute Exaktheit natürlich nicht garantieren. Die Art, wie Helene die Marssätze, welche ihr Ohr treffen, mit Bleistift aufgreift, ist in dieser Hinsicht von keiner großen Hilfe, weil, wie ich bereits weiter oben (S. 4) bemerkte, sie sich gegenüber diesen verbo-auditiven Halluzinationen in derselben Lage befindet, wie jemand, der unbekannte Worte hört und sie, so gut es eben gehen will, in ziemlich willkürlicher und oft

1) Nämlich die Texte 16—20, 26, 28, 31, 34, 37—39. Sie sind weiter unten durch einen Stern gekennzeichnet.

2) Abgesehen von dem Muet-Zeichen gewisser Plurale, das ich mit: ξ nachahmen werde.

fehlerhafter Weise orthographiert. So schreibt sie z. B. *hézi darri né ciké taisse*, was nach Esenales Aussprache und anderen graphischen Texten in *ézi darié siké tès* verbessert werden muß; oder auch: *misse messe as silé* statt: *miss, mess assilé*. Man kann sich also auf Helenes Orthographie nicht verlassen, aber ich bin ihr natürlich überall gefolgt, wo kein triftiger Grund zum Abweichen vorlag.

Wenn ich sage, daß die folgenden Texte französisch artikuliert werden müssen, so ist es geraten, zwei Bemerkungen hinzuzufügen. Erstens läßt der Endkonsonant, sonst im Martischen sehr selten, sich immer hören. Das Wort: *ten* wird wie im Französischen: *gluten* gesprochen; *essat* wie in *fat*; *amès* wie in *aloès*; *mis* und *mess* wie in *lis* (Blume); und *mess* (der Offiziere). Zweitens habe ich wegen der verschiedenen Werte von: *e* mir folgende Regel angeeignet: offenes *e* habe ich durch *Accent grave*: *è* angedeutet; halb offenes *e*, das nur im Wortanfang und -inlaut sich zeigt, ist durch *accent aigu*: *é* gekennzeichnet; geschlossenes *e* durch *Accent aigu* am Wortende (oder vor stummen Schluß: *e*) und durch *Accent circonflexe* bei Wortanfang und -inlaut; stummes oder halbstummes *e* bleibt ohne Akzent. Man wird also z. B. die *e* der Marsworte *mété*, *bénézée* wie die der französischen Worte: *été*, *répétée*; *évé* wie *rêvé*, *tès* wie in *Lutèce* usw. aussprechen.

Unter den Marstexten wird man in weniger fetter Schrift ihre wörtliche französische, in der oben berichteten Weise von Esenale gebotene Übersetzung (s. oben S. 180 f.) finden. Auch habe ich für jeden Text die Art seines Automatismus — auditiv, visuell, vokal oder graphisch — sowie Datum seines Auftretens und in Parenthese das der oft ziemlich fernliegenden Sitzung, wo er übersetzt ist, angegeben. Schließlich habe ich noch einige mir nötig scheinende Erklärungen hinzugefügt.

1. métiche C. médache C. métaganiche S. kin't'che.

Monsieur C. Madame C. Mademoiselle S. quatre.

Vokal; 2. Febr. 1896 (s. H. II, S. 173).

2. dodé né ci haudan té mess métiche Astané ké dé mé

Ceci est la maison du grand homme Astané, que tu as véche.

vu.

Auditiv; etwa am 20. Sept. 1896. (Übersetzt am 2. Nov.) — Gehört von Helene zur selben Zeit, als sie die Hausvision Fig. 12 hatte. (siehe S. 178 u. 180).

3. **modé iné cé dl cévoutche ni évé ché kiné liné.**

Mère adorée, je te reconnais et suis ton petit Linet.

Vokal; 8. November 1896. (Übers. in derselben Sitzung.) — Worte an Frau Mirbel von ihrem Sohn Alex. (Esenale) in einer Inkarnationszene gerichtet, die der auf S. 173 beschriebenen ganz analog ist.

4. **I modé mété modé modé iné palette is ché**

O mère, tendre mère, mère bien-aimée, calme tout ton péliché ché chiré né cl ten ti ri.

souci, ton fils est près de toi.

Vokal; 29. Nov. 1896. (Übers. in derselben Sitzung.) — Gesprochen von Esenale an die Adresse von Frau Mirbel in einer der vorhergehenden analogen Inkarnationsszene. Im Augenblick der Übersetzung hat Esenale sehr klar die letzten Worte folgendermaßen wiederholt: **né cl** = est près; **ten ti vi** = de toi. Das ist ein sichtlicher Irrtum, denn aus zahlreichen späteren Texten geht hervor, daß: est près de toi den Worten: **né ten ti vi** entspricht. Es bleibt das Wort: **cl** übrig, welches man natürlich mit là, ici, oder tout übersetzen würde, wenn diese Worte nicht in andern Texten anders wiedergegeben sich fänden. Man kann auch eine Verwechslung zwischen Adverb: là und Artikel: la (in Text 2 durch **cl** wiedergegeben) vermuten.

5. **i kiché ten ti si ké dl évé dé étéche méné**

Oh, pourquoi près de moi ne te tiens- tu toujours, amie izé bénézée.

enfin retrouvée!

Auditiv, 4. Dez. 1896 (Übers. am 13. Dez.). — Bruchstück einer langen Rede Astanés an Helene während einer Erscheinung, die sie von ihm gegen 9 Uhr abends, im Augenblick zu Bett zu gehen, hatte. Dieser Satz, den er zweimal aussprach, ist der einzige, dessen sie sich klar genug entsinnen konnte, um ihn gleich nach der Vision zu notieren. Sie hat das Gefühl, Astanés ganze Rede während des Sprechens verstanden zu haben, und denkt, daß sie sie verhältnismäßig nicht Wort für Wort, aber dem allgemeinen Sinne nach ins Französische würde übersetzen können. Sie rechnete darauf, es am folgenden Tage niederzuschreiben, aber sie konnte am Morgen beim Erwachen weder die Worte Astanés noch ihre Bedeutung wiederfinden, nicht einmal den Sinn dieses am Abend vorher niedergeschriebenen Satzes. — Von neuem gehört in der Sitzung vom 13. Dez. als zweiter Teil des folgenden Texts.

6. **ti liche céné espènié ni ti ézi atèv astané ézi**

De notre belle „Espènié“ et de mon être Astané, mon érié vizé é vi . . . I kiché ten ti si ké dl âme descend à toi . . . oh! pourquoi près de moi ne te

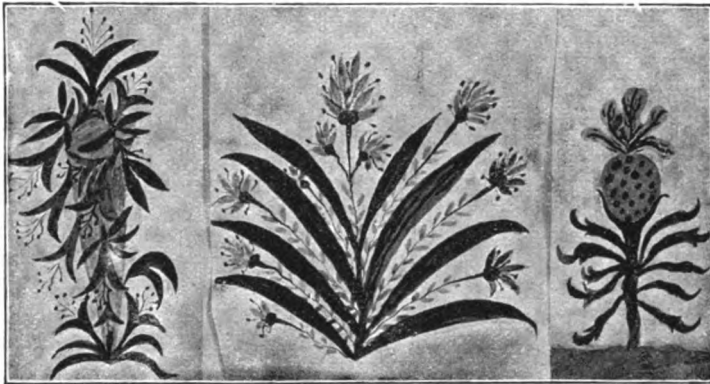


Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Marspflanzen und -Blumen. — Keine Spur von Grün.

Fig. 15: Stamm und Blätter leuchten gelbbraun, 2 lappige Blüten lebhaft rot, von denen eine Art gelber Staubgefäße mit schwarzen Fädchen auslaufen

Fig. 16: Große Blätter leuchtend gelbbraun, Blüten in purpurroten Kronenblättern mit schwarzen Staubgefäßen und schwarzen Stielen von kleinen purpurroten Blättern wie Blumenkronen besetzt.

Fig. 17: Dicke violette Frucht mit schwarzen Flecken, überragt von einem gelben und violetten Büschel; brauner Stamm, schwarz geädert mit zehn Ästen ebenso, aber auslaufend in einen Haken. Boden ziegelrot.



êvé dé étéche méné izé bénézée.

tiens-tu toujours, amie enfin retrouvée?

Auditiv, 13. Dez. 1897. (Übers. in derselben Sitzung.) — Gehört von Astané aus weiter Entfernung, wobei Helene die peinliche Empfindung von Hautabziehen an Gesicht, um die Augen, am Rücken, auf den Handgelenken und Händen hatte. In der Übersetzung bleibt das Wort: Espènié so wie es ist als ein Eigenname stehen. Helenes linker Zeigefinger (Leopold) zeigt zum Himmel und sagt, man könnte es durch: Erde, Planet, Wohnort wiedergeben.

7. cé êvé pléva ti di bènèz éssat riz tès midée

Je suis chagrin de te retrouver vivant sur cette laide durée cé ténassé riz iche espènié vétéche lé ché terre; je voudrais sur notre Espènié voir tout ton atèv hène ni pové ten ti si éni zée métiché oné être s'élever et rester près de moi; ici les hommes sont gudé ni zée darlé grévé.

bons et les coeurs larges.

Auditiv, 15. Dez. 1896. (Übers. am 17. Jan. 1897.) — Worte Astanés an Helene in einer Morgenvision. Das folgende Bruchstück aus einem Briefe, in dem sie mir diesen Text schickte, verdient als Beispiel für die ziemlich häufigen Fälle zitiert zu werden, wo FrI. Smith, ohne die genaue Übertragung der fremden Worte zu kennen, jedoch die Gesamtbedeutung ahnt und sie in ihrem emotionellen Äquivalent versteht. „Heut morgen $\frac{3}{4}$ 6 Uhr habe ich Astané am Fuß meines Bettes flüchtig gesehen. Ich sende Ihnen die Worte, die ich von ihm gehört habe . . . Der Allgemeinsinn dieser Sprache war meiner Seele in jenem Augenblick sehr gegenwärtig; ich biete Ihnen denselben, wie ich ihn verstanden habe, d. h. in einer so klaren Weise als möglich, da ich ihn sogleich notiert habe: „Wie bedauere ich, daß Du nicht in unserer Welt geboren bist, denn Du würdest dort wohl glücklicher sein; bei uns ist alles besser, Menschen und Dinge; ich wäre so glücklich, Dich wieder bei mir zu haben“. — Das ist ungefähr, was es mir zu enthalten schien, vielleicht werden wir uns eines Tages davon vergewissern können.“ (Zusammenzustellen mit Text 5, von dem die Nacht den Sinn vergessen machte.)

8. amès mis tensée ladé si — amès ten tivé avémen —

Viens un instant vers moi, viens près d'un vieil ami koumé lé- ché pélesse — amès somé tésé misaimé — fondre tout ton chagrin; viens admirer ces fleurs, ké dé surès pit châmi — izâ méta li borésé ti que tu crois sans parfum, mais pourtant si pleines de

finalmé — izâ li dé seimré.

senteurs! . . . Mais si, tu comprendras!

Auditiv und vokal, 31. Jan. 1897. (Übers. in derselben Sitzung.) — Helene sieht in Halbsomnambulismus Astané, der ihr aufträgt, seine Worte zu wiederholen. Sie antwortet ihm: „Aber sprechen Sie gut . . . ; ich will gern wiederholen . . . , aber ich verstehe nicht ganz recht . . .“ Dann spricht sie langsam und sehr deutlich den obigen Text aus in einigen Wortgruppen, getrennt durch Pausen (hier durch Gedankenstriche markiert). Man beobachtet, daß diese Gruppen, mit Ausnahme der 6., den Hemistichen der in derselben Sitzung erhaltenen französischen Übersetzung korrespondieren. Nach der 6. Gruppe unterbricht sich Helene längere Zeit und sagt: „Ich kann nicht verstehen“. Dann spricht sie die vier letzten Worte aus, welche Astanés Replik auf ihren Einwurf enthalten.

9. **ané éni ké érédué cé llassuné té imâ ni bétine**
 C'est ici que, solitaire, je m'approche du ciel et regarde
chée durée.
 ta terre.

Auditiv am 24. Feb. 1897. (Übers. am 14. März.) — Nach dem Mittagessen im Sessel eingeschlummert, hört Helene diesen Satz und hat zur gleichen Zeit die Vision eines in einen Mars-Berg eingehauenen Hauses; der Berg ist von einer Art Schacht durchschnitten und stellt Astanés Observatorium dar.

10. **simandini lé lâmi méné kizé pavi kiz atimi.**

Simandini, me voici! amie! quelle joie, quel bonheur!

Auditiv, 14. März 1897. (Übers. in derselben Sitzung.) — Siehe folg. Text.

11. **i modé duméine modé kévi cé mache povini poénézé**

O mère, ancienne mère quand je peux arriver quelques

mûné é vi saliné éziné mimâ nikaïné modé i men.

instants vers toi j'oublie mes parents Nikaïné mère! o ami!

Vokal, 14. März 1897. (Übers. in derselben Sitzung.) — Von Beginn dieser Sitzung an klagt Helene über Kälte in den Händen, dann über großen Hang zum Weinen und über Ohrensausen, das zunimmt und bei dem sie schließlich hört, wie Astané die Mars-Worte des Textes 10 an sie richtet. Gleich darauf verfällt sie in Vollsomnambulismus. Ihre sehr oberflächliche und keuchende Atmung beschleunigt sich bis zu drei Atmungen in der Sekunde und ist von synchronen Bewegungen des linken Zeigefingers begleitet. Dann plötzlich hält sie ausatmend inne, bald folgt tiefe Einatmung. Der Oberkörper richtet sich darauf wieder auf, das Gesicht hat einen leidenden Zug; der linke Zeigefinger annouciert, daß Ese-

nale (A. Mirbel) sich inkarniere. Nach einer Reihe von Krampfbewegungen und Schluchzlauten erhebt sich Helene, stellt sich hinter Frau Mirbel, faßt mit den Händen ihren Hals, neigt den Kopf zum ihrigen, streichelt zart ihre Wange und richtet (mit Ausnahme der zwei letzten Worte) die Worte des Textes 11 an sie. Dann hebt sie den Kopf zurück und wendet sich, wieder mit ihrer keuchenden Atmung (bis zu 40 Inspirationen in 16 Sek.) zu Lemaltre, dessen Schüler Alexis zur Zeit seines Todes war. Sie legt ihre Hände auf seine Schultern, greift dann liebevoll seine rechte Hand und richtet an ihn bewegt und mit verhaltenem Schluchzen die zwei Worte: „**I men**“. Danach führt sie die Pantomime aus, Leopold die Hand zu reichen und sich von ihm zum Sofa führen zu lassen, wo man durch das übliche Verfahren, aber nicht ohne Mühe, die Übersetzung der Texte 10, 11 und 9 erhält.

12. **lassuné ké nlpuné ani tis dé machlr mirivé iche**
 Approche, et ne crains pas; bientôt tu pourras tracer notre
manlr sé dé évenlr toué chi amiché zé forimé tl
 écriture, et tu posséderas dans tes mains les marques de
viche tarviné.
 notre langage.

Auditiv, 23. Mai 1897. (Übers. in derselben Sitzung.) Kurz nach Sitzungsbeginn hat Helene noch wach die Vision Astanés, welcher an sie diese von ihr leise und schwach wiederholten Worte richtet. Ich gebe den Text, wie derselbe gleichmäßig von mehreren Anwesenden sowohl in jenem Augenblicke als auch bei folgender Übersetzung gehört und notiert ist. Gleichwohl würde er, um mit späteren geschriebenen Texten in Einklang zu stehen, verschiedene Korrekturen beanspruchen: **ké nlpuné ani** = et ne crains pas sollte verändert werden in: **klé nlpuné ani** = ne crains pas (siehe Text 17); **sé** oder **cé** figuriert nur hier als et, was sonst überall **ni** heißt; **viche** ist ein Fehler für: **iche**, vorausgesetzt, daß dort das: v nicht euphonisch ist, wofür es kein anderes Beispiel gibt, und **tis** für **tiche**.

13. (adèl) **ané sinl (yestad) i astané cé fimès astané**
 C'est vous, o Astané je meurs! Astané
mirà.
 adieu!

Vokal, dieselbe Sitzung wie voriger Text, nach welchem Helene in Vollsomnambulismus eintritt, zu weinen beginnt, keuchend wird, Hand aufs Herz legt und diesen Satz ausspricht, wobei sie zwei nichtmartische Wörter: Adèl und yestad, die sich auf den orientalischen Zyklus beziehen, hineinmengt; auch kehren sie im Texte, wie er im Augenblick der Übersetzung wiederholt ist, nicht wieder. Dies Eindringen von für den Marstraum fremden Termini erklärt sich durch das nahe Bevor-

stehen einer ganz sprudelartigen indischen Szene, die die zweite Sitzungshälfte ausmachte, und in der der arabische Diener Adèl eine große Rolle spielt. Die Verquickung beider Romane hat sich einige Augenblicke später noch verschärft in einer langen Rede ohne: r, sie war sehr reich an Zischlauten und so schnell, daß es unmöglich war, ein einziges Wort davon festzuhalten. Im Augenblick der Übersetzung beim Sitzungsschluß wurde dieser Wortschwall oder wenigstens ein ähnliches Geplapper in einem Zuge und mit derselben Rapidität wiederholt jede Notiz verhindernd. Nach der folgenden französischen Übersetzung gleichfalls in einem Zuge handelte es sich um einige Lebenserinnerungen Simandinis, an die Helene Astané erinnert, und in denen viel von obigem Adèl die Rede ist. (Siehe unten den orient. Zyklus.)

14. **euplé zé pallr né amé arvâ nini pédriné évai diviné**
 Eupié, le temps est venu; Arva nous quitte; sois heureux
lâmée ine vinâ té luné — pouzé men hantiné ézi
 jusque au retour du jour. — Pouzé, ami fidèle, mon
vraïni né touzé med vi ni ché chré saïné — ké
 désir est même pour toi et ton fils Saïné. — Que
zalizé téassé mianiné ni di daziné — euplé — pouzé.
 l'élément entier l'enveloppe et te garde! — Eupié! — Pouze!

Auditiv, 18. Juni 1897. (Übers. am 20. Juni.) Während eines Besuchs, den ich bei Frl. Smith mache, hat sie die Vision zweier Marspersonen, die an einem Seeufer spazieren gehen; sie wiederholt das Bruchstück der Unterhaltung zwischen ihnen, welche sie vernimmt. Nach einem anderen Text (20) ist Arva der Marsname der Sonne.

15. **modé tatinée cé ké mache radziré zé tarvini va nini**
 Mère chérie, je ne puis prononcer le langage où nous
nini triménéni il adzi cé zé seïmiré vétiche i
 nous comprenions si bien! Je le comprends cependant; ô,
modé inée kévi bérimir m hed kevi machiri
 mère adorée, quand reviendra — t — il? Quand pourrai —
cé di triné ti éstotiné ni bazée animina i modé
 je te parler de ma dernière et courte existence? O mère,
cé méi adzi illnée i modé inée cé ké lé nazère
 je t'ai bien reconnue, ô mère adorée, je ne me trompe
ani — mirâ modé itatinée mirâ mirâ mirâ.
 pas! — Adieu, mère chérie, adieu, adieu, adieu.

Auditiv, 27. Juni 1897. (Übers. in derselben Sitzung.) — Frau Mirbel zugegen, Helene bemerkt Esenale, welcher neben seiner Mutter steht und diese Worte an sie richtet. Die Schluß-Lebewohl wurden

nicht in jenem Augenblick, sondern unmittelbar nachher und als Vollständigung der Übersetzung von Esenale gesprochen. Das ist, außer Text 36 der einzige Fall, in dem er sich nicht strikt an die bereits gesammelten Texte gehalten und sich die Hinzufügung eines neuen Satzes, welcher übrigens kein neues Wort enthält, gestattet hat. *itatinée* = *chérie* ist offenbar ein Lapsus, der sei's in *tatinée* = *chérie*, sei's in *i tatinée* = *ô chérie* verbessert werden muß. — Das wirkliche französische Äquivalent für *triménéni* ist wahrscheinlich *entretenions*. Das Wort *éstotinée* für *ma dernière* ist verdächtig, da „*ma*“ sonst immer *ézé* heißt.

*16. *astané ésenâle pouzé méné simandini mirâ.*

Astané. Esenale. Pouzé. Amie Simandini, adieu!

Visuel, 22. Aug. 1897. Dieser Text, der keiner Übersetzung bedurfte, enthält das erste Auftreten der Marsschrift. Siehe oben Fig. 21 und die Übersicht über jene Sitzung S. 216 f.

*17. *tanré mis méch med mirivé éziné brimaş ti tès*

Prends un crayon pour tracer mes paroles de cet *tensée* — *azini dé amér mazi si somé iche* instant. Alors tu viendras avec moi admirer notre *nazina tranéi*. — *Simandini cé klé mache di pédriné* nouveau passage. Simandini, je ne puis te quitter *tès luné ké cé évé dviné* — *patrinéz klé nipuné anl.* ce jour. Que je suis heureux! — Alors ne crains pas!

Graphisch, 12. Sept. 1897. (Übers. in derselben Sitzung.) — Siehe oben S. 189 und unten S. 219 sowie Fig. 23.

*18. *modé tatinée lâmi mis mirâ ti ché bigâ kâ ébrinlé*

Mère chérie, voici un adieu de ton enfant, qui pense *sanâ é vi idé di zé rénr* — *zé mess métich kâ é zé* tant à toi. On te le portera, le grand homme qui a le *vallni iminé* — *ni z (é) grani sidiné.*

visage mince et le corps maigre.

Auditiv, dann graphisch, 10. Okt. 1897. (Übers. in derselben Sitzung.) Helene hat die Vision einer Marslandschaft, in der Esenale desinkarniert um Baum und Strauch schwebt und diese Worte, die sie wiederholt, ausspricht. (Man ersieht aus der Übersetzung, daß der Text für Frau Mirbel bestimmt war, welche sich damals auf dem Lande befand, der aber die durch das Signalement am Schluß klar angedeutete Person tatsächlich einen Besuch machen sollte und die Botschaft hätte übermitteln können.) In der Hoffnung, denselben Text schriftlich zu erhalten, reiche ich nun Helene einen Bleistift. Nach verschiedenen Ausflüchten und Zierereien

bezüglich Beleuchtung — was zunehmenden Somnambulismus anzeigt — entschließt sich Helene, den Bleistift zwischen Zeige- und Mittelfinger zu nehmen, spricht mit Esenale, den sie immerfort sieht und veranlaßt, neben ihr Platz zu nehmen. Dann beginnt sie zu schreiben, völlig abwesend und durch das Papier fast fasziniert. Der linke Zeigefinger (Leopold) teilt uns mit, daß Esenale selbst durch Helenes Arm schreibt. Zweimal unterbricht sie sich, um zu Esenale zu sagen: „O gehen Sie noch nicht fort! . . . bleiben Sie noch hier! . . .“ Helene scheint nervös und erregt, hält oft mit Schreiben inne, um ihr Papier mit kleinen Bleistiftstichen zu durchlöchern oder Streichungen und Kritzeleien vorzunehmen (s. Fig. 25). Bei dem *zé* der vorletzten Zeile vergißt sie das: *é*, was Esenale nicht hindert, das Wort im Augenblick der Übersetzung korrekt auszusprechen. Nach Fertigstellung des Textes erwacht Helene halb, erkennt mich wieder und plaudert einige Augenblicke mit mir, um dann in einen anderen Somnambulismus zu gleiten.

*19. **m (en) cé kié mache di triné sandiné téri né ézi**
 Amie, je ne puis te parler longtemps comme est mon
vraïnî zou réch mirâ milé piri mirâ.
 désir; plus tard adieu (vite encore) adieu.

Graphisch, dann auditiv, 24. Okt. 1897. Dieser Text, von dem die zwei Worte: *milé piri* unbekannt bleiben ¹⁾, ist nie übersetzt. — Zuerst sieht Helene den von grünem Licht bestrahlten Tisch, auf welchem ihr die Zeichen erscheinen, die sie kopiert: das ergibt diesen Text mit Ausnahme der zwei letzten Buchstaben des ersten Worts, deren Stelle weiß bleibt. Bald darauf hört sie Martisch sprechen; sie wiederholt: es ist derselbe Text, in dem das erste Wort im Ganzen ausgesprochen wird. Dann hat sie die Vision Astanés, Esenales und eines kleinen Mädchens, von dem sie den Namen: *Niké* hört, aber bald macht dies alles anderen nicht-martischen Somnambulismen Platz.

*20. **Siké évaï diviné zé niké crizi capri né amé**
 Siké, sois heureux! Le petit oiseau noir est venu
orié antéç é ézé carimi ni ézi érié é nié pavinée
 frapper hier à ma fenêtre et mon âme a été joyeuse;
hed lé sadri dé zé véçhir tiziné Matémi
 il me chanta: tu le verras demain. — **Matémi,**
misalmé kâ lé umèz essaté Arvâ ti éziné udâniş, amès
 fleur qui me fais vivre, soleil de mes songes, viens

1) Erst zwei Jahre später werden laut Nouv. Observ. S. 153 (vergl. Text 42 unten) auch diese beiden Worte übertragen. V.

tès uri amès sandiné ten ti si évaí diviné
 ce soir, viens longtemps près de moi; sois heureuse! —
Romé va né Siké atrizi ten té taméché épizi
 Romé, où est Siké? — Là-bas, près du „taméche“ rose.

Auditiv, dann graphisch, 28. Nov. 1897. (Übers. in derselben Sitzung.)
 Bruchstücke einer Unterhaltung, gehört während der Vision des auf S. 199 beschriebenen Marssfestes. Siké (junger Mann) und Matêmi (junges Mädchen) bilden ein erstes Paar, welches vorbeigeht und sich in der Richtung eines großen Strauches mit roten Blumen (taméche) entfernt, während ein zweites Paar, das sich anschickt, dem ersteren sich anzuschließen, die letzten Textworte wechselt. — Nach dieser Vision, die Helene stehend geschaut und sehr lebhaft beschrieben hat, setzt sie sich und beginnt dieselben Marssätze zu schreiben. Von Leopold erfahren wir, daß Astané sich ihrer Hand bedient (indem er den Bleistift zwischen Daumen und Zeigefinger nimmt, d. h. auf Leopolds Art und nicht in der Weise Helenes, wie er es bei Text 17 tat). Während dieses Vorganges scheint Helene zuerst völlig in Anspruch genommen und unempfindlich zu sein, bald indes scheint die Unterhaltung einiger Anwesenden sie etwas zu stören, Leopold schlägt, um Ruhe zu schaffen, mit der linken Faust schließlich dreimal heftig auf den Tisch. Danach vollzieht sich das Schreiben rascher (im Durchschnitt 12 Buchstaben in der Minute). Nachdem die Schrift beendet ist, bedeutet Leopold, Helene für die Übersetzungsszene auf das Sofa setzen zu lassen.

21. **véchési tésée polluni avé métiche é vi ti bounié**
 Voyons cette question, vieux homme; à toi de chercher,
seimlé ni triné
 comprendre et parler.

Auditiv, 15. Jan. 1898. (Übers. am 13. Febr.) — Bruchstück einer Unterhaltung zweier, flüchtig in einer Wachvision geschauten Martier.

22. **astani cé amès é vi chée brimi messé téri ché**
 Astané, je viens à toi; ta sagesse grand comme ton
pocrimé lé . . .
 savoir me . . .

Auditiv, etwa am 25. Jan. 1898. (Übers. am 13. Febr.) — Um 6 Uhr Frühvision eines jungen Marsmädchens (Matêmi?), durchschreitet einen, in einen Berg gebohrten Tunnel und bei Astanés Haus ankommend, richtet sie dieses Wort an ihn unter vielen anderen darauf folgenden Worten, die Helene nicht deutlich genug aufgriff, um sie zu notieren.

23. (A) **paniné évaí kirmé zé miza ami grini ké chée**
 Paniné sois prudent, le „miza“ va soulever; que ta

éméche rès pazé — (B) pouzé tès luné soumini arvâ
 main se retire! — Pouzé ce jour riant .. Arva
il cen zé primi ti ché chiré kiz pavi luné —
 si beau... le revoir de ton fils ... quel heureux jour —
(C) saîné êzi chiré izé linéi kizé pavi êzi
 Saîné mon fils, enfin debout! quelle joie!... Mon
mané ni êzé modé tizné êzi chiré êzi mané cé
 père et ma mère... Demain mon fils ... Mon père, je
êvé adl anâ.
 suis bien maintenant.

Auditiv, 20. Febr. 1898. (Übers. in derselben Sitzung.) — Sehr komplizierte Marsvision. Zuerst drei kleine Häuser, wie Pavillons oder chinesische Kioske, die auf kleinen Kugeln fortrollen. In einem sitzen zwei unbekannte Personen, von denen die eine die Hand aus einem kleinen, ovalen Fenster streckt, was ihr seitens ihres Gefährten die Bemerkung des ersten Textsatzes (A) zuzieht. Tatsächlich nehmen in diesem Augenblick die rollenden Pavillons (miza) eine Schaukelbewegung, die ein Tick-Tack-Geräusch verursacht, an, dann gleiten sie wie ein Zug auf Schienen dahin. Sie umkreisen einen hohen, rosenroten Berg und gelangen in eine Art prächtiger Schlucht oder Trichter (entonnoir), mit Abhängen von außergewöhnlichen Pflanzen bedeckt, wo weiße Häuser auf Gitterwerk, ähnlich Pfahlbauten sich befinden. Die beiden Männer verlassen dann ihren „miza“ plaudernd, aber Helene fängt nur einige Brocken ihrer Unterhaltung auf (B). Ihnen entgegen kommt ein junger Mann von 16—18 Jahren, den Kopf umbunden mit einer Art Nachtmütze und mit einem Haarbüschel auf der linken Seite. Martische Begrüßungen: sie reiben einander den Kopf mit den Händen usw. Helene klagt, sehr verworren zu hören, was sie sprechen, und kann nur Satzenden wiederholen (C). Sie fühlt sich unwohl, Leopold diktiert mir durch linken Zeigefinger: „Schläf're sie ein“, was bald die gewöhnliche Szene von wörtlicher Wiederholung und Textübersetzung herbeiführt.

24. **saîné êzi chiré lée êzé pavi ché vinâ iné ruzzi ti**
 Saîné mon fils, toute ma joie, ton retour au milieu de
nini né mis mess asslé atimi . . . itéche . . .
 nous est un grand, immense bonheur . . . toujours . . .
furimir . . . nori.
 aimera . . . jamais.

Auditiv, 11. März 1898. (Übers. am 21. Aug.) — „Gestern morgen, beim Aufstehen, schrieb mir Helene mit Übersendung dieses Textes, hatte ich eine Marsvision, fast dieselbe, wie die flüchtig geschaute in der Sitzung vom 20. Febr. Ich habe wieder rollende Pavillons, Häuser

auf Gitterwerk und mehrere Personen gesehen, unter anderen einen jungen Mann, dessen Kopf nur einseitig behaart war und der selbst die Männer bei ihm veranlaßte, die Sache zu untersuchen. Ich habe einige Worte notieren können und hatte Mühe sie aufzugreifen; es war sehr verworren, die letzten Worte sind hin und wieder im Fluge erfaßt von dem, was mir mit einiger Klarheit entgegendrang . . .“

25. dé véchl ké ti éfi mervé éni.

Je vois que de choses superbes ici.

Auditiv, 21. Aug. 1898. (Übers. in derselben Sitzung.) — Wachvision eines Flusses zwischen zwei rosenroten Bergen mit einer Brücke (ähnlich wie in Fig. 9), welche sich ins Wasser senkt und verschwindet, um fünf oder sechs Boote (wie die in Fig. 13) passieren zu lassen; dann taucht sie wieder auf und ist wieder in Ordnung. Während Helene dies alles voll Bewunderung beschreibt, hört sie eine Stimme die obigen Marsworte sagen.

***26. Astané ne zé ten ti vl.**

Astané est là près de toi.

Visuell, 21. Aug. 1898. (Übers. in derselben Sitzung.) — Fortsetzung der vorangehenden Szene: Helene bemerkt „in der Luft“, ganz durchleuchtet und rot von ihrer Marsvision, ihr unbekannt Buchstaben, die sie wie eine Zeichnung nachbildet (Fig. 26). Ich frage sie, auf das Wort: zéweisend, das sonst überall le heißt, ob sie sich nicht getäuscht habe. Sie kontrolliert unter sorgfältigem Vergleich ihrer Striche mit der imaginären Vorlage, die sie sich gegenüber und etwas höher erblickt, und versichert, daß es ganz exakt sei.

27. siké kiz crizi hantiné hed é ébrinié rès améré é nini
Siké, quel oiseau fidèle! il a pensé se réunir à nous,
éssaté ti iche atimi matémi hantiné hed né
vivre de notre bonheur! — Matémi fidèle, il est
hantiné ézi darié siké tès ousti ké zé badéni
fidèle mon cœur! — Sike, ce bateau que le vent
lassuné mazi trimazi hed é ti zi mazété é poviné é
approche avec force! il a de la peine à arriver à
nini zé priáni é fouminé lvraïni idé é ti zi
nous; le flot est puissant aujourd'hui; on a de la
mazété é vizéné zé chodé.
peine à distinguer le „chodé“.

Auditiv, etwa am 4. Sept. 1898. (Übers. am 16. Okt.) — Helene hörte und notierte diesen Satz und hatte dabei die Vision von zwei jungen Marsleuten, die mitten in einer Art Gartenbeet spazieren gingen und ein Schiff in der Art desjenigen von Fig. 13 ankommen sahen. Was „chodé“ bezeichnet, hat man nicht erfahren können.

*28. **men mess Astané cé amès é vi itéç li tès**
 Ami grand Astané, je viens à toi toujours par cet
alizé nètumi assilé kâ ianiné ézi atèv
 élément mystérieux, immense, qui enveloppe mon être
ni lé tazlé é vi med lééç éziné rabriç ni tibraç
 et me lance à toi pour toutes mes pensées et besoins.
men amès di ouradé ké Matèmi uzénir chée kida
 Ami, viens te souvenir que Matèmi attendra ta faveur,
ni ké chée brizi pi dézanir. éval diviné tès luné.
 et que ta sagesse lui répondra. Sois heureux ce jour.

Visuell, 3. Okt. 1898. (Übers. am 16. Okt.) — Um $\frac{3}{4}$ Uhr abends nimmt Helene, um für sich und ihre Mutter eine Nachricht von Leopold zu erhalten, in einem Sessel Platz und sammelt sich. Bald hört sie Leopolds Stimme ihr sagen, er könne sich heut' Abend nicht manifestieren, aber etwas viel Interessanteres und Wichtigeres bereite sich vor. Bald verdunkelt sich scheinbar das Zimmer völlig; nur die Tischseite, an der Helene sitzt, erstrahlt lebhaft in goldigem Lichte. Ein junges Mars-Mädchen in gelbem Kleide und mit langem Haargeflecht setzt sich dann neben sie und beginnt ohne Tinte oder Bleistift, aber mit einer am Zeigefingerende angebrachten Spitze schwarze Buchstaben auf eine weiße Rolle (cylindre) zu zeichnen, die erst auf den Tisch gelegt, dann auf ihre Knie, sich je nach dem Schreiben dreht. Helene sitzt nahe genug, um die Buchstaben zu erkennen und sie verhältnismäßig gut mit Bleistift auf einem Blatt Papier nachzeichnen zu können (s. Fig. 27). Darauf verblaßt die Vision, Helene sieht das Zimmer und ihre Mutter wieder auftauchen. Sie kennt die Bedeutung dieser Buchstaben, welche „Zahlen, der Zweien und der Sieben ähneln“, nicht und sagt, daß das Original auf dem Zylinder klarer und kleiner gewesen sei. Den Bleistift hielt sie wie gewöhnlich zwischen Zeige- und Mittelfinger und hat den Eindruck, die ganze Zeit in völligem Wachzustand, wenn auch durch die Anwesenheit dieses jungen Mädchens bezaubert, gewesen zu sein. Aber Frau Smith, welche dieser automatischen Schreibszenen beiwohnte, meint, daß „man Helene veranlaßte, denn sie hatte ein komisches Aussehen, verursachte ein kleines Bleistiftklopfen, verfolgte mit linkem Zeigefinger die Zeile usw.“.

29. **sazèni kiché nipunézé dodé né pit léziré bèz**
 Sazèni pourquoi craindre? Ceci est sans souffrance ni
neura éval dastrée firézi zé bodri né dorimé,
 danger, sois paisible; certainement le os est sain,
ze pastré tubré né tuzé.
 le sang seul est malade.

912 915. 504521 11
 5215 1 30 c 8116 6
 815 5066 21 12
 50. c 61 26 ch 2121
 126 5811 20 61
 5866 1 30 9111. 3
 12621 1 5 12 3 20 86115
 912 5 215 11 5 12 11
 21 5 811 126 21
 126. 20 11 20 126.
 1266 20 11 21 126.
 1 5 11 11 126
 515 612

Fig. 27. — Text Nr. 28 (3. Okt. 1908), geschrieben von Frl. S., die einen in Visualhalluzination bemerkten Text von Matëmi kopiert. (Das leichte Zittern einiger Striche steht nicht im Original, sondern rührt daher, daß der Text eines zu blassen Bleistifts mit Tinte behufs Reproduktion überzogen ist.) — Natürliche Größe.

Auditiv, 14. Okt. 1898. (Übers. am 16. Okt.) — Frühvision eines unbekanntenen Mannes und einer Frau; die letztere hatte ihren rot fleckigen Arm auf ein Instrument mit drei Orgelpfeifen gestützt, welches auf einem in der Mauer befestigten Brett aufgestellt war. Diese Worte stammen vom Mann, die Frau sagte nichts.

30. **modé ké hed oné chandéné tésé mûné ten ti**
Mère, que ils sont délicieux ces moments près de
vi bigâ va bindlé idé ti zâmé tensée zou
toi! — **Enfant, où trouve on de meilleurs instants? plus**
réche med ché atêv kiz fouminé zati.
tard pour ton être quel puissant souvenir.

Auditiv, 22. Okt. 1898. (Übers. am 18. Dez.) — „Um 6 $\frac{1}{4}$ Uhr morgens Vision eines Strandes; Erdboden von rötlicher Färbung, unermeßliche Wasserfläche von schönem Grün mit leichter Bläue; zwei Frauen sind da, eine neben der anderen gehend, das ist alles, was ich von ihrer Unterhaltung erfassen konnte.“

*31. **Ramié bistî ti Espênié ché dimé ûni zi trimazi**
Ramié habitant de Espênié, ton semblable par la force
tié vadâzâş di anizié bana mirâş. Ramié di trimir
des „vadazas“ te envoie trois adieux. Ramié te parlera
tié toumaş ti bé animinâ ni tiche di uzir nâmi
des charmes de sa existence et bientôt te dira beaucoup
ti Espênié. évai divinée.
de Espênié. Sois heureuse!

Îşîer şevre ve şevre şevre şevre şevre
de şevre şevre şevre şevre şevre şevre
şevre şevre şevre şevre şevre şevre şevre
şevre şevre şevre şevre şevre şevre şevre
şevre şevre şevre şevre şevre şevre şevre
şevre şevre şevre şevre şevre şevre şevre
şevre şevre şevre şevre şevre şevre şevre

Fig. 28. — Text Nr. 31 (27. Okt. 1898), geschrieben von Fr. S., während sie Ramié inkarniert. Natürliche Größe.

Graphisch, 27. Okt. 1898. (Übers. am 18. Dez.) — „Mittags 12 Uhr 50 Min. Keine Vision, sondern starker Krampf im rechten Arm und ich weiß nicht was für ein Trieb, Bleistift und Papier zu nehmen; ich schreibe

ohne zu verstehen, was oder warum.“ (Aus der Übersetzung, die beinahe 2 Monate später geliefert wurde, sieht man, daß es sich um die erste Manifestation Ramiés und um eine Ankündigung der Ultramarsvision handelte, die einige Tager später kommen sollte (s. Fig. 28). Der Ausdruck: „*vadâzâs*“, der nie erklärt ist, hat keinen Mars-Anstrich und scheint dem indischen Zyklus entlehnt zu sein. Über *Espênlé* siehe bei Text 6.

32. **anâ évai manké é bétiné mis tlé attanâ**
 Maintenant sois attentive à regarder un des mondes
kâ di médinlé bétinlé tès taplé ni bée atèv
 qui te entourent. Regard ce „tapié“ et ses êtres
kavivé danda anâ
 étranges. Silence maintenant!

Auditiv, 2. Nov. 1898. (Übers. am 18. Dez.) — Helene hat die Morgen-Vision eines Marsbewohners (Ramié), welcher seinen Arm um ihre Taille legt und, obige Worte sprechend, ihr mit der anderen Hand ein seltsames Gemälde (*tapié*) zeigt, enthaltend außergewöhnliche Wesen, die die unbekannte Sprache des folgenden Textes sprechen. In dem Augenblick, wo die Vision schwindet, schreibt Helene, ohne es zu bemerken, Text 34. Wegen weiterer Einzelheiten siehe das folgende Kapitel über das Ultramartische.

33. Bak	Sanak	Top	Anok	Sik
sirima	nébé	vinlá	ti	mis
rameau	vert	nom	de	un
				homme
				sacré
				dans
	Etip		Vané	Sanim
vinlá	ti	misé	bigâ	azâni
nom	de	une	enfant	mal
				entré
				sous
Issem	Tanak		Vaném	Sébin
kramâ	ziné	vinlá	ti	mis
panier	bleu	nom	de	un
				animal
				caché
				malade
Tatak	Sakam.			
vâmé	gâmlé.			
				triste
				pleure.

Auditiv für den nicht-martischen Text (vergl. folgendes Kapitel), welchen Helene am 2. Nov. 1898 von den seltsamen Wesen des vorhergehenden Visionsbildes hat sprechen hören. Vokal für die Marsübersetzung dieses Textes, welche von Astané geboten ist (inkarniert in Helene und durch ihren Mund die unbekannte Sprache redend, die für jedes Wort von seinem Mars-Äquivalent begleitet wurde) in der Sitzung vom 18. Dez. 1898. Gleich darauf trat Astané an Esenale seinen Platz ab, der seinerseits den Marssatz wiederholte und ihn ins Französische

nach seiner gewohnten Weise wörtlich übersetzte. — Die weiteren Dreisprachentexte des Ultramars mit martischer und französischer Übersetzung folgen unter Text 42 f.; vergl. auch unten S. 294 f.

*34. **Ramié di pédrinlé anâ né ériné diviné té**
 Ramié te quitte maintenant, est satisfait, heureux du
 mûné ten ti vl. hed dassinlé mis abadâ ti ché atèv
 moment près de toi. Il garde un peu de ton être
 ni di parézilé banâ mirâš. — éval divinée.
 et te laisse trois adieux. Sois heureuse.

Graphisch, am 2. Nov. 1898. (Übers. am 18. Dez.) — Helene hat erst post festum bemerkt, daß ihre Hand, welche sie stark „festgehalten“ fühlte, am Schluß der vorigen Vision diesen Text geschrieben hatte (s. Fig. 29).

1 h i e r k e j r h l e i e r s i s
 2 r r l e i r k e h e i r v r z h i r
 4 r i v e h e ~ d e r k k s v . c i e r
 s e v s h s k s v e l e u r s h i s
 l e k e j r h l e i e r s i s s e l e s ~
 r h s e k e h e i r . ~

Fig. 29. — Text Nr. 34 (2. Nov. 1898), geschrieben von Fr. S., während sie Ramié inkarniert. Natürliche Größe.

35. (A) **attanâ zabiné pi ten té iche tarvini mabûré**
 Monde arriéré, très près du nôtre, langage grossier,
 nubé téri zée atèv (B) **Astané êzi dabé**
 curieux comme les êtres! — Astané, mon maître
 fouminé ni ié ti takâ tubré né bibé ti zé umézé.
 puissant et tout de pouvoir, seul est capable de le faire.

Auditiv, 5. Dez. 1898. (Übers. am 18. Dez.) — Als Helene um 7 Uhr morgens bei der Lampe arbeitete, hatte sie von neuem die Vision des Martiers (Ramié), der sie um die Taille faßte und mit der anderen Hand die Geste, ihr etwas zu zeigen, machte (wahrscheinlich das vorhergehende Visionsbild, Helene aber sah es nicht erscheinen). Dabei sagte er ihr den ersten Satz (A). Der zweite Satz (B) ist die Antwort desselben Marsmenschen auf eine Gedankenfrage Helenes, die ihn bat, die seltsame Sprache vom anderen Tage zu übersetzen. (Sie muß also den Sinn des ersten Satzes verstanden haben, um darauf mit ihrer angepaßten Gedankenfrage geantwortet zu haben.)

36. (A) **aé aé aé aé iassunié lâmi rêzé aé aé**
 Aé, aé, aé, aé! — Approche! voici Rêzé . . . aé, aé,
aé aé niké bullié va né ozamié zitêni primêni —
 aé, aé, petit Bulié . . . où est Ozamié, Zitêni, Primêni?
 (B) **ozamié viniâ ti mis bigâ kemâ zitêni viniâ ti**
 Oziamié, nom de un enfant male; Zitêni, nom de
misé bigâ kémisi primêni viniâ ti misé bigâ kémisi.
 une enfant femelle; Primêni, nom de une enfant femelle.

Auditiv, am 8. März 1899. (Übers. am 4. Juni.) — Während der im folgenden beschriebenen Vision hörte Helene den Satz A. Bei der Übersetzung fügt Esenale, als die Anwesenden nicht gleich verstehen, daß die drei letzten Wörter auch Eigennamen sind, Satz B mit seiner französischen Bedeutung hinzu. — „Gestern Abend habe ich nicht einschlafen können. Um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr wurde alles plötzlich um mich herum hell; dieser lebhaftige Glanz erlaubte mir, die umgebenden Gegenstände zu unterscheiden; ich hatte auch heut' Morgen noch eine ganz klare Erinnerung an die gestrige Vision. Ein Gemälde gestaltete sich in diesem Glanze; ich hatte vor meinen Augen nur noch das Innere eines Marshauses: ein ungeheurer viereckiger Saal, um den herum Gestelle befestigt waren oder besser zu sagen, kleine Tische schwebend und in der Mauer befestigt. Diese Tische mit Sims trugen jeder ein Baby, aber durchaus nicht eingewickelt: alle Bewegungen dieser kleinen Kinder waren frei, und ein einfaches kleines Leinen war auf ihren Leib gelegt. Man hätte sagen mögen, daß sie auf gelblichem Moor ruhten; ich habe mir nie Rechenschaft geben können, womit diese Tische bedeckt waren. Männer mit seltsamen Tieren gingen im Saale umher. Diese Tiere hatten breite, platte, fast haarlose Köpfe und große, sehr milde Augen, ähnlich denen der Robben; ihre leichtbehaarten Körper glichen etwas unsern Rehen; nur die Schwänze waren breit und gesenkt. An die starken Zitzen der Tiere setzten die anwesenden Männer ein quadratisches Instrument an, an welchem eine Röhre festsaß; diese wurde den Kindern gereicht. Es war durchaus zu verstehen, daß sie mit der Milch dieser Tiere genährt wurden. Ich hörte Schreien und lauten Lärm; nur mit großer Mühe konnte ich die wenigen Worte (dieses Texts 36) notieren; ich verzichtete den Rest aufzuschreiben, soweit er nicht deutlich genug war. Diese Vision dauerte ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde, dann schwand allmählich alles, es mochte wohl Mitternacht sein, als ich endlich in tiefen Schlaf verfiel.“

- *37. **Astané bounlé zé buzi ti di triné nâmi ni ti di**
 Astané cherche le moyen de te parler beaucoup et de te
umézé séimiré bi tarvini.
 faire comprendre son langage.

Graphisch, 24. März 1899. (Übers. am 4. Juni.) — „Morgens $\frac{1}{2}$ 7 Uhr Vision Astanés. Ich stehe aufrecht im Begriff, meine Pantoffeln anzuziehen; er spricht zu mir, aber ich kann ihn nicht verstehen. Ich nehme Bleistift und dieses Blatt Papier; er spricht nicht mehr zu mir, bemächtigt sich aber meiner rechten Hand, die den Bleistift hält. Unter diesem Drucke schreibe ich, habe nichts verstanden, für mich ist's Hebräisch. Meine Hand erholt sich, ich hebe den Kopf wieder, um Astané zu sehen, aber er ist fort“ (s. Fig. 30).

ה ו ח ה י ת ה ה ה ל ע ר ד א ת ה ה ד ע
 ה ע ה ע ה ל ע י ת י ה י ע י ע ה ע
 ה ע ה י ת ד א ת ו ת ע י ע ל ת ה ע
 ה ה ל ה ע י ע ~

Fig. 30. — Text Nr. 37 (24. März 1899), geschrieben von Frl. S., während sie Astané inkarniert (Kollektion Lemaître). Natürliche Größe. Infolge eines Klischeefehlers blieb ein Punkt auf dem ersten Buchstaben weg.

*38. **fédié amès Ramié di uzénir tès luné amès zé boua**
 Fédié, viens! Ramié te attendra ce jour; viens, le frère
trinlr.
 parlera.

Visuell, 30. März 1899. (Übers. am 4. Juni.) — Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr abends sieht sich Helene, vorm Schlafengehen an ihrem Toilettetisch sitzend plötzlich von rosigem Nebel umhüllt, welcher ihr einen Teil der Möbel verbirgt; dann zerstreut er sich und läßt sie im Hintergrunde ihres Zimmers „einen seltsamen Saal sehen, von rosigen, in der Mauer befestigten Kugeln erleuchtet“. In ihrer Nähe tauchen ein Tisch in der Luft und ein Mensch in Marskostüm auf, auf einem Spieß sitzend, welcher mit einer Art am rechten Zeigefinger befestigten Nagel schreibt. „Ich beuge mich zu diesem Manne, ich will meine linke Hand auf diesen fingierten Tisch legen, aber sie fällt ins Leere zurück; ich habe unendlich Mühe, sie wieder auf ihren Platz zu legen, sie ist wie starr und behält einige Augenblicke sehr wenig Kraft.“ Glücklicherweise kommt

Helene der Gedanke, Bleistift und Papier in Reichweite aus ihrem Schubfach zu nehmen und „die Buchstaben, welche der von mir schon mehrmals gesehene Marsmann (Ramié) eben gezeichnet hat, zu kopieren. Mit großer Mühe, sie waren nämlich sehr viel kleiner als meine, gelingt es mir. (Marstext in Fig. 31.) All dies hat etwa $\frac{1}{4}$ Stunde gedauert; ich bin zu Bett gegangen und habe nichts weiter an jenem Abend oder am folgenden Tag gesehen.“

Handwritten text in Marssprache, consisting of three lines of stylized characters.

Fig. 31. — Text Nr. 38 (30. März 1899), geschrieben von Fr. S., indem sie einen Text von Ramié, der ihr in Visualhalluzination erschien, kopierte (Kollektion Lemaître). Reproduktion in $\frac{2}{3}$ natürlicher Größe.

*39. Ramié pondé acâmi andéllr téri antéçh lri
 Ramié, savant astronome, apparaîtra comme hier souvent
 é vl anâ. riz vl banâ mirâş ti Ramié ni Astané.
 à toi maintenant. Sur toi trois adieux. de Ramié et Astané.
evaî divinée.
 Sois heureuse!

Handwritten text in Marssprache, consisting of four lines of stylized characters.

Fig. 32. — Text Nr. 39 (1. April 1899), geschrieben von Fr. S., während sie Ramié inkarniert (Kollektion Lemaître). Natürliche Größe.

Graphisch, 1. April 1899. (Übers. am 4. Juni.) — „Als ich zu Bett ging, 5 Minuten vor 10 Uhr, neue Vision der vorgestern gesehenen Person (Ramié). Ich glaube, er würde sprechen, aber kein Laut kommt aus seinem Munde. Schnell greife ich nach Papier und Bleistift, fühle, wie er den rechten Arm erfaßt und beginne die seltsame hier beigefügte Schrift zu zeichnen (Fig. 32). Er ist sehr liebevoll, in Haltung, Blick, alles atmet soviel Güte und gleichzeitig Befremden. Er geht davon, indem er mich in einem wahren, viel zu kurzen Glück zurückläßt.“

40. **ramlé ébanâ dizénâ zivênlé ni bi vraîni**
 Ramié lentement, profondément, étudie, et son désir
assilé né ten tí rès kalâme. astané ézi dabé
 immense est près de se accomplir. Astané, mon maître,
né zi med lé godané ni ankôné évaï banâ zizazi
 est là pour me aider et rejouir. Sois trois fois
divinée.
 heureuse!

Auditiv, 4. Juni 1899. (Übers. in derselben Sitzung.) — Halbsomnambulismus, wo Helene, ohne Vision zu haben, eine Stimme mit verschleiertem Klang an sie Worte richten hört, unter denen sie mit einiger Mühe vorstehende Sätze erfassen kann.

41. Zu diesen eigentlichen satzbildenden Texten müssen wir, um vollständig zu sein, einzelne isolierte, bei verschiedenen Gelegenheiten gesammelte Wörter hinzufügen, deren Sinn sich mit genügender Sicherheit ergibt, sei's aus dem französischen Context, in den sie eingefügt waren, sei's aus der Beschreibung Helenes von den bezeichneten Gegenständen. Es sind: **chèke** = papier; **chinit** = bague; **asnète** = espèce de paravent; **Anini Nikaine** = nom propre d'une petite fille (s. oben S. 190), wahrscheinlich Esenales Marsschwester, der an ihrer Seite für sie unsichtbar schwebt, und sie während einer Krankheit nach Art der Schutzgeister bewacht. **Béniel** = nom propre de notre Terre, vom Mars aus gesehen; sie heißt sonst Text 7 und 9 **Durée**.

[Nouv. Observ. S. 151 ff.: Neue extraterrestrische Texte ¹⁾].

Die Fragmente planetarischer Sprachen, die ich jetzt zu berichten habe, tragen nicht denselben Einheitscharakter wie die schon bekann-

1) Die protokollarischen Aufzeichnungen derselben siehe unten S. 294 ff. V.

ten, welche fast alle reguläre Marssätze waren, von verständlicher französischer Übersetzung begleitet. Von unseren acht Texten rangiert ein einziger weiter in dieser Kategorie; zwei sind Uranusbotschaften, deren Sinn wir nicht kennen; vier andere stellen eine Art Polyglotten-Wörterbuch dar, enthaltend Namen von Ultramars-Hieroglyphen mit ihrer Marsinterpretation und folgender buchstäblicher französischer Übertragung; der erste von allen endlich ist ein Satz, gleichfalls dreisprachig, aber unverständlich als Satz und ein genaues Seitenstück zu Text 33. Mit dieser alten Botschaft setzte das Ultramars ein. Um Zitate und spätere Verweisungen zu erleichtern, werde ich in der Numerierung der schon veröffentlichten Texte bei den neuen Fragmenten fortfahren.

42. Ultramarstext vom 7. Sept. 1899 mit Übertragung in Mar-tisch und Französ. vom 10. Sept. (siehe unten).

	Atop		Itam		Aka	
vinlâ —	ti —	mis —	métiché	naplé	vinlâ —	ti —
nomme	de	un	homme;	mange;	nom	de
						Zanak
mis —	crizi —	ruka —	té —	atimi	ziné	
un	oiseau,	emblème	du	bonheur	bleu	
Atop	Azek	Ilat	Banep	Mip		
(Voir	naké	yine	noka	vinlâ —	ti —	misse —
ci-dessus)	partir;	au	repos;	nom	de	une
	Apek	Ilat	Itik	Zikam		
médaché	tiziné	yiné	baza	koblé	vinlâ —	ti —
dame;	demain;	au	lever;	tape;	nom	de
	Mok		Zem	Tetem		
missé —	varuba —	métiché	té	vinla —	ti —	mis —
une	divinité	homme;	du	nom	de	un
		Mip		Timip		
natra —	ivré	(voir	vinlâ —	ti —	missé —	
bâton	sacré	plus haut)	nom	de	une	
	Ilat	Itik	Zikak	Mok	Marak	
médaché	yiné	baza	kobénir	(voir	niméké.	
dame	au	lever	tapera	plus haut)	bienheureux.	

Text zuerst auditiv im Ultramarsteil, gehört bei der Spontanvision vom 7. Sept. 1899 (siehe unten S. 294), dann vokal von der Wiederholung und seiner Mars- und Französisch-Übersetzung an in der Sitzung vom 10. Sept. unter folgenden Umständen. Nach verschiedenen Halbsomnambulismusphänomenen in mehr als 1¼ Stunde antwortet Leopold

auf die Frage, ob man nicht die Übersetzung des seltsamen, von Helene drei Tage vorher gesammelten Textes erhalten könne, durch Finger mit „Ja“ und kündigt an, daß Helene dazu vollständig einschlafen werde. Im Sofafond sitzend schließt sie tatsächlich bald die Augen und hört nicht mehr. Krampfartige Handbewegungen zerknittern ihr Taschentuch. Bald gibt die linke Hand (Leopold) das Zeichen, daß der Augenblick gekommen sei. Merkwürdige Marsgesten, welche die Gegenwart Astanés verraten, zeigen sich und wechseln mit Bewegungen jeden anderen Charakters ab, durch die Leopold sein Medium magnetisiert. Meine Hand auf Helenes Stirn legend, spreche ich nun die Worte des unbekanntes Textes (43) aus, Helene wiederholt sie alsbald mit abgebrochener, schneller, dem Ultramartischen eigentümlichen Skandierung (siehe S. 293 Anm.) und läßt ihnen gemäß ihrer Marsübersetzung folgen: Atop **vinîâ ti nus métiché**, Itam **napié**, Aka viniâ usw. Nach dem letzten Wort: Marac **nîméké** verstummt sie. Nunmehr rufe ich Esenale nach dem gewöhnlichen Zeremoniell (siehe S. 179 ff.) herbei, um die Übertragung des Martischen ins Französische zu erhalten. Nach einer Warteperiode — die von dem wehmütigen Refrain unterbrochen wird: „Er ist fort, er wird wiederkommen . . .“, gewissermaßen das Leitmotiv, durch das Helene die unmittelbar bevorstehende Ankunft des erwünschten Dolmetschers ankündigt, nimmt Esenale, mit Mund und Stimme Helenes redend, den eben gebotenen Marstext wieder auf und fügt diesmal die französische wörtliche Bedeutung hinzu: **vinîâ ti mis métiché** nom de un homme; **napié** mange usw. Sobald diese Übersetzung beendet, benutze ich noch die Anwesenheit Esenales, um ihn von neuem dringend nach dem Sinne der alten, früher vergeblich reklamierten Wörter: **milé piri** (Text 19) zu fragen. Diesmal endlich geruht er, bevor er wieder in die Räume entschwebt, zu murmeln: **milé piri** vite encore. Dann gleitet Helene rasch in einen anderen Somnambulismus über.

43. Marstext vom 23. April 1900 mit französischer Übertragung vom folgenden 27. Mai (siehe unten S. 296 und 300).

yizé tarvini kié machinéne rès umaté hed kié mévêzi
 Leur langage ne peut se écrire; ils ne ont
ani téri nini tié forimi raka tié zôda
 pas comme nous des marques formant des mots;
napiri hed mézouti tié forimi nubée
 cependant ils possèdent des marques curieuses
tédora toué mis liza dénapi yizé rabri cé
 exprimant dans un cas nécessaire leur pensée. Je
di yani umézir ipène peunézé misé imazé ti
 te en ferai connaître quelques-unes afin de

pastiné é ché vraïni ni vati med klé ani di navazé
 complaire à ton désir et surtout pour ne pas te arrêter
mouda é tès attana évaï divinée.

davantage à ce monde. Sois heureux.

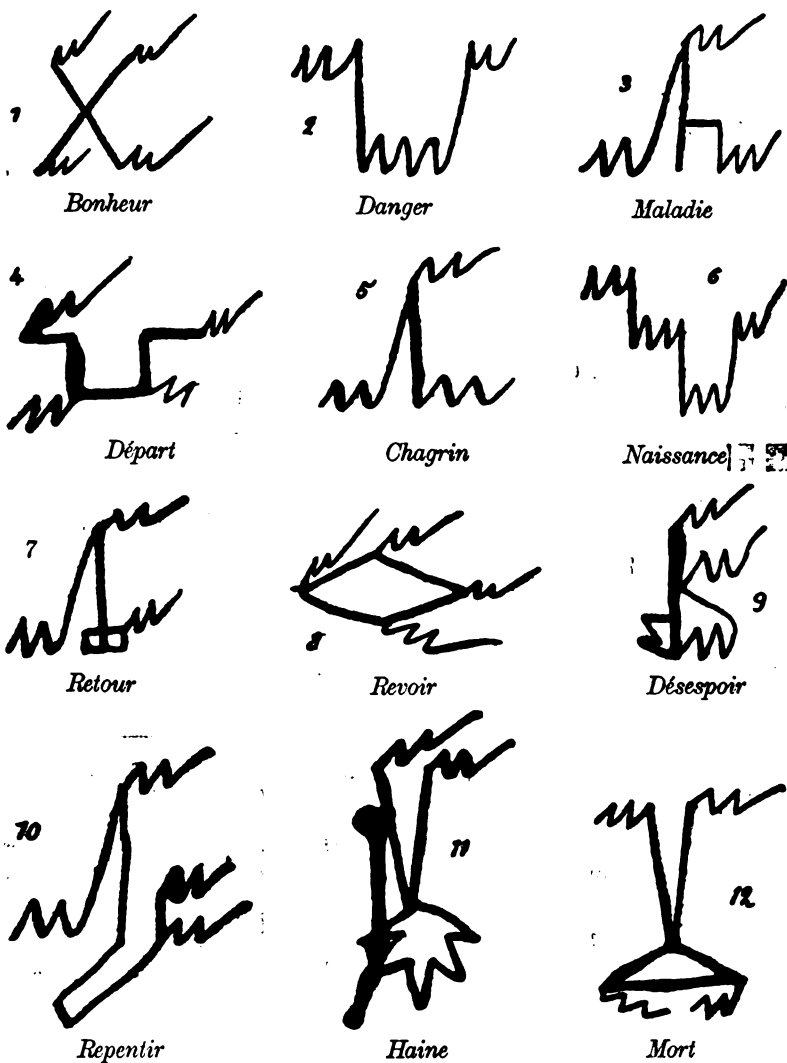
Auditiv. Worte Ramiés zu Helene bei einer Frühvision (S. 296), betreffs Ultramarsschrift. Der einzige bemerkenswerte Unterschied zwischen Helenes Textniederschrift in jenem Augenblicke und der Art, wie sie ihn außerordentlich klar fünf Wochen später bei der Übersetzung aussprach, bezieht sich auf das Wort **imazé**, welches sie **inazé** geschrieben hatte (S. 301).

44. Dreisprachiger Text, bezüglich der zwölf Ultramarsidiogramme, in der Sitzung vom 13. Mai 1900 gezeichnet (S. Nouv. Obs. Fig. 9). Die erste Kolumne enthält ihre Ultramarsnamen, mit Marserklärung in der zweiten Kolumne und französischer Übersetzung in der dritten. Über die verschiedenen Automatismen, abgestuft vom 13. bis 27. Mai, welche diese Daten geliefert haben (siehe unten S. 296 ff. und Nouv. Obs. Fig. 9 und 10).

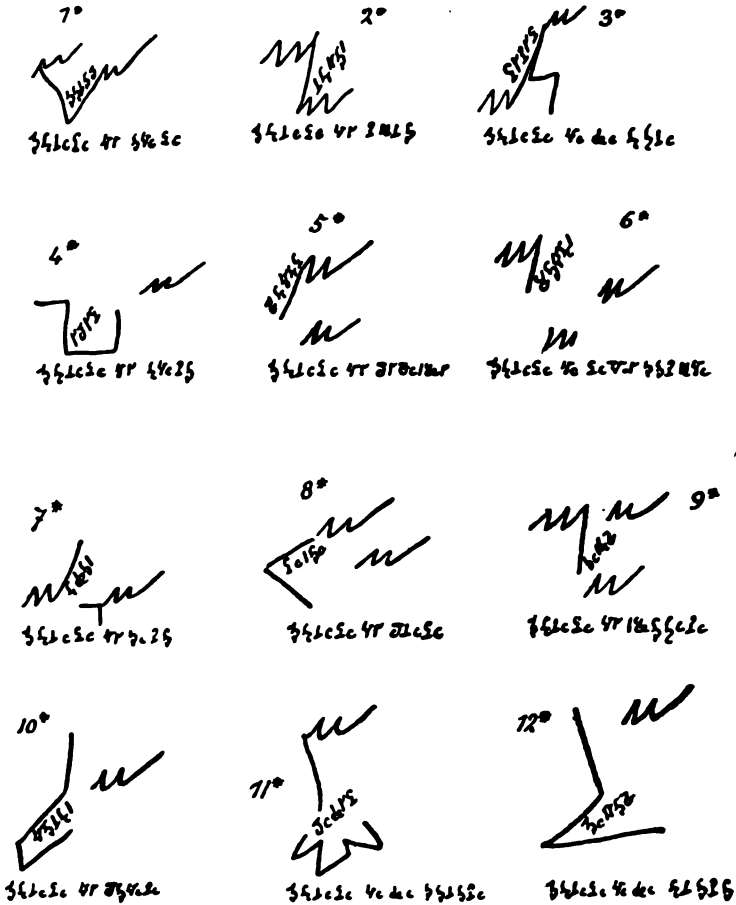
1. Varap	=	lorimi té atimi	=	marque	du bonheur
2. Rodac	=	" te nura	=	"	du danger
3. Menem	=	" ti zi obri	=	"	de la maladie
4. Epem	=	" té ôtinâ	=	"	du départ
5. Kotom	=	" té péliché	=	"	du chagrin
6. Gatoc	=	" ti missé vanuti	=	"	de une naissance
7. Ozac	=	" té vinâ	=	"	du retour
8. Micac	=	" té primi	=	"	du revoir
9. Vicok	=	" té chabini	=	"	du désespoir
10. Taroc	=	" té patini	=	"	du repentir
11. Plzem	=	" ti zi varani	=	"	de la haine
12. Fidak	=	" ti zi oranâ	=	"	de la mort.

45. Dreisprachiger Text, betr. die zweite Serie Ultramarsidiogramme vom 27. Mai 1900 (Nouv. Obs. Fig. 12). Mündliches Aussprechen der Ultramarswörter, ihrer martischen und französischen Übersetzung in derselben Sitzung (s. S. 300).

13. Abak	=	lorimi ti zi rométi	=	marque	de la attente
14. Zanem	=	" ti zi buzadé	=	"	de la fuite
15. Motik	=	" ti zi ônaté	=	"	de la fidélité
16. Irop	=	" ti zi kôtôma	=	"	de la misère
17. Rodem	=	" ti zi âzanâ	=	"	de la richesse
18. Kitop	=	" ti mis bôtini	=	"	de un incendie
19. Badem	=	" té bousté	=	"	du marchand
20. Tobim	=	" te vôtiné	=	"	du impotent

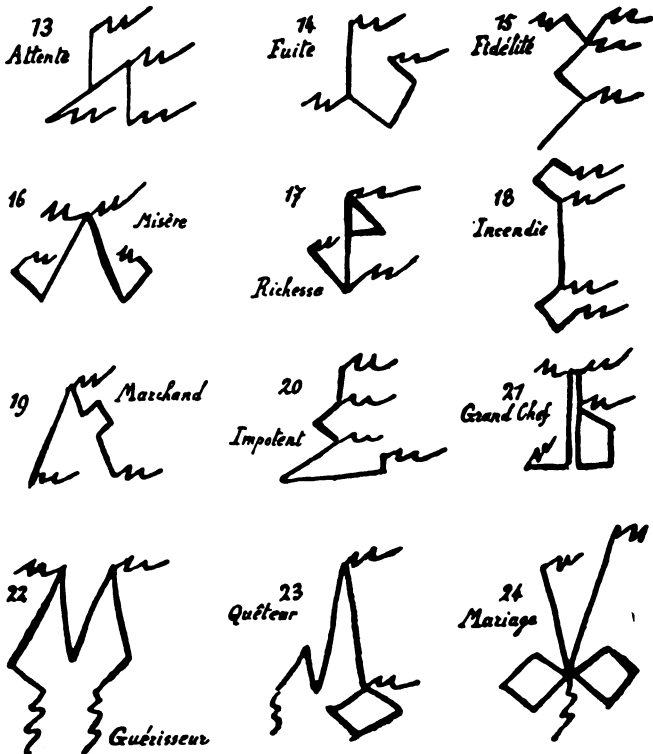


Nouv. Obs. Fig. 9. — Ultramarszeichen, von Frl. S. im Trance am 13. Mai 1900 gezeichnet (Collection Lemaitre). — Reproduktion in $\frac{3}{8}$ des Originalblatts. Nummern und französische Worte sind Zusatz.



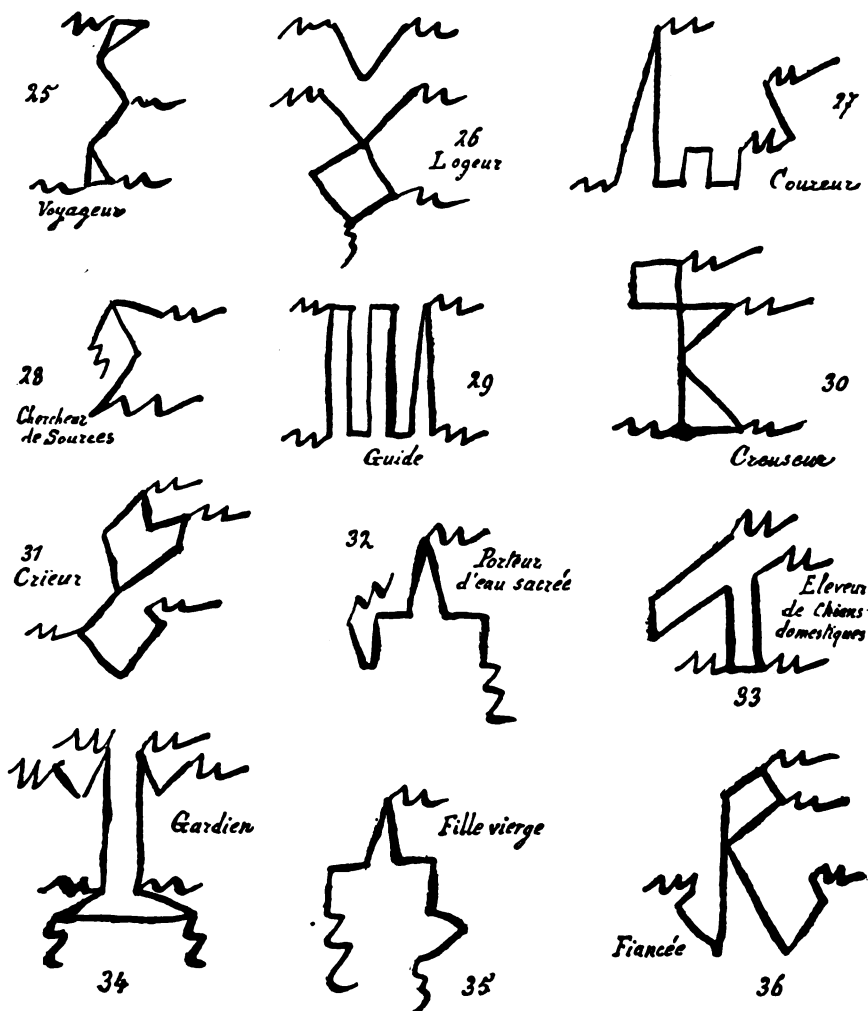
Nouv. Obs. Fig. 10. — Blatt vom 19. Mai 1900. — Fragmentarische Wiederholung der Hieroglyphen der vorigen Figur mit ihren Ultramars- und Marsnamen in Marsschrift. — 2/3 vom Original. Nummern sind Zusatz. Vgl. Text 44.

21. Touk	= forimi ti miss mess mâti	=	marque de un grand chef
22. Apis	= " té birinani	=	" du guérisseur
23. Anik	= " té tēma	=	" du quêteur
24. Zorat	= " té zoupa	=	" du mariage



Nouv. Obs. Fig. 12. — Ultramarshieroglyphen vom 27. Mai 1900. —
²/₅ vom Original. Nummern und französische Worte sind Zusatz. Vergl.
 Text 45.

46. Dreisprachiger Text des dritten Dutzends von Ultramarshierogrammen, gezeichnet in der Sitzung v. 17. Juni (Nouv. Obs. Fig. 13). Ultramartisches Aussprechen und martische sowie französische Übersetzung in derselben Sitzung.



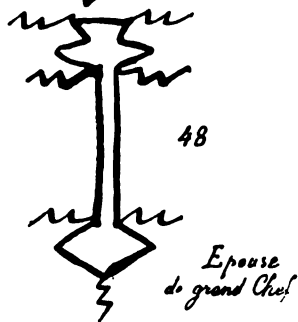
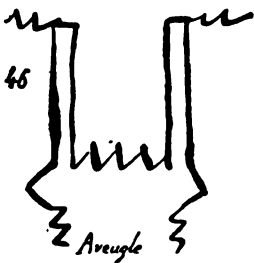
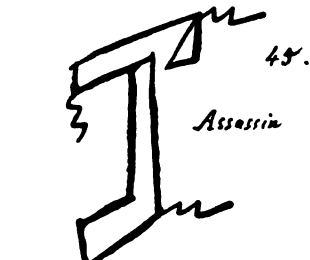
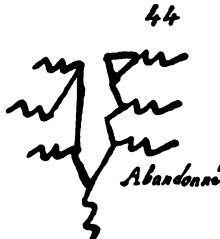
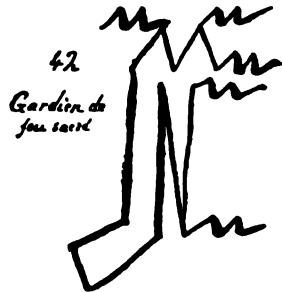
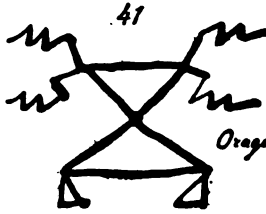
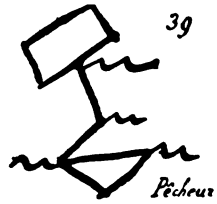
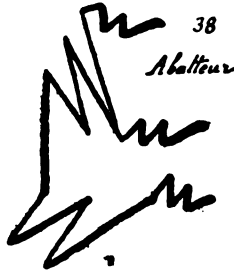
Nouv. Obs. Fig. 13. — Drittes Dutzend von Ultramarszeichen; 17. Juni 1900. — $\frac{2}{3}$ des Originals. — Nummern und französische Worte sind Zusatz. Vergl. Text 46.

25. Sem	=	forimi	té conramé	=	marque	de voyageur
26. Sazim	=	"	té razadé	=	"	du logeur
27. Oupim	=	"	té muléti	=	"	du coureur
28. Mozem Azem	=	"	té maôri	=	"	du chercheur
			ti vôma			de sources
29. Karam	=	"	té vémézi	=	"	du guide
30. Nilip	=	"	té ellmâté	=	"	du creuseur
31. Bantok	=	"	te oupizi	=	"	du crieur
32. Douzak Mouzak	=	"	té vidi ti	=	"	du porteur de
Anok			barama Ivrée			eau sacrée
33. Beguem Bunip	=	"	té faré ti	=	"	du éleveur de
Korak			falazé luzé			chiens domestiques
34. Hlk	=	"	té ôvaté	=	"	du gardien
35. Touk Elep	=	"	marque ti	=	"	de une fille
			missé vânanâ odâni			vierge
36. Zifik	=	"	ti missé	=	"	de une fiancée
			rabalinée			

47. Letzte Serie von Ultramarsidiogrammen aus derselben Sitzung wie die vorhergehenden (Nouv. Obs. Fig. 14). Bei Nr. 45 hat Esenale offenbar einen Irrtum begangen, indem er *té* durch „de un“ übersetzt.

37. Modap	=	forimi	té rizémi	=	marque	du chasseur
38. Perak	=	"	té umora	=	"	du abatteur
39. Carop	=	"	té lonzété	=	"	du pêcheur
40. Dinem	=	"	té duzaté	=	"	du constructeur
41. Efok	=	"	té mapéma	=	"	du orage
42. Rosek (Rosep?)	=	"	té ôvaté ti	=	"	du gardien de feu
Fik Anok			paména Ivré			sacré
43. Bekam	=	"	té raméni	=	"	du serviteur
44. Zouk	=	"	té paramé	=	"	du abandonné
45. Rotop	=	"	té lutané	=	"	de un assassin
46. Vap	=	"	té périnani	=	"	du aveugle
47. Sop Rik	=	"	ti mis bigâ	=	"	de un enfant de
Touk			ti mess mâti			grand chef
48. Madap Rik	=	"	ti missé lô-	=	"	de une épouse
Touk			ména			
			ti mess mâti			de grand chef.

Man beachte, daß in den Ausdrücken vorstehenden Lexikons, welche aus mehreren Wörtern zusammengesetzt sind (No. 32, 33 usw.), sich Martisch und Französisch, wie gewöhnlich, Wort für Wort entsprechen. Anders aber verhält es sich mit Ultramartisch hinsichtlich seines Fehlens von Syntax. In Nr. 32 z. B. erfährt man, daß *Anok* Äquivalent von *Ivrée* und *sacrée* ist (s. Text 33; außerdem finden sich diese drei Wörter



Nouv. Obs. Fig. 14. — Viertes Dutzend von Ultramarshieroglyphen; dieselbe Sitzung wie das vorhergehende Blatt. — $\frac{2}{3}$ des Originals. Nummern und französische Worte Zusatz. Vergl. Text 47.

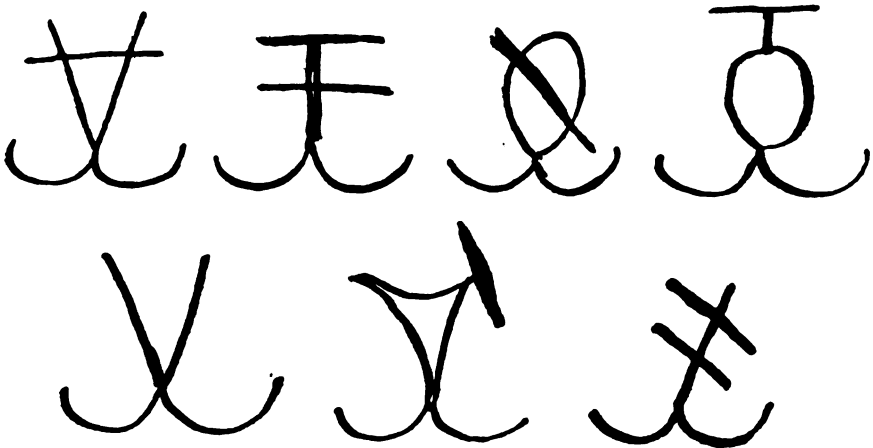
in Nr. 42 wieder zusammen), aber nichts beweist, daß **Dousak** porteur und **Mouzak** eau eher heißt als umgekehrt. Die Konsistenz des Ultramarsvokabulars scheint übrigens ziemlich der Bestätigung zu bedürfen, nach **Hik** = gardien (34) zu urteilen, das später zu **Flk** (42) wurde, ähnlich scheint **Touk** bald grand chef (21), bald nur chef (47 und 48) und sogar alles andere (35) zu bedeuten.

48. **pa lalato lito nalito bo ... té zototi zolota matito yoto ... mé lloti to toda pé fâ mâ ... nana tatazô ma oto dô ...**

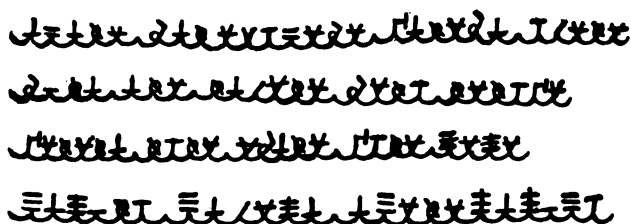
Uranustext, im Verlauf einer Uranusvision während der Sitzung vom 17. Juni 1900 (Seite 302) von Helene gehört und wiederholt. Die Gedankenpunkte markieren mehr oder minder lange Pausen. Über das zweite und vierte Wort, welches ein anderer Teilnehmer als **nanato** und **nanito** notierte, herrscht einiger Zweifel. Alle Vokale sind kurz mit zwei oder drei durch Zirkonflexe näher bezeichneten Ausnahmen; die o sind z. B. wie in französisch coco ausgesprochen.

49. **afato matobifomo zatoma ldoto meta ato tadoto moti totiza zotota tito omato zito lopo lapeti ladopa alotopapeli.**

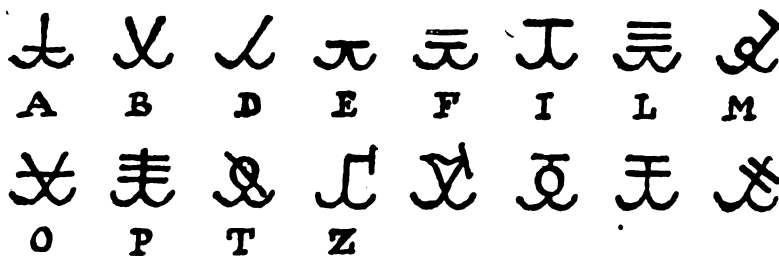
Uranustext, auditiv und graphisch vom 2. Aug. 1900. Zuerst von Helene gehört und mit Bleistift aufgegriffen, einige Augenblicke später dann in unbekanntem Charakteren (Nouv. Obs. Fig. 16) automatisch geschrieben...



Nouv. Obs. Fig. 15. — Lose Uranustexte von Frä. S. am 18. Juli 1900 bemerkt und an demselben Tage aus dem Gedächtnis nachgezeichnet. — Natürliche Größe.



Nouv. Obs. Fig. 16. — Uranushandschrift (Text 49) vom 2. Aug. 1900. —
Originalgröße. Französische Bezeichnung wie oben:
afato matobifomo zatoma idoto
Meta ato dadoto moti totizo usw.



Nouv. Obs. Fig. 17. — Provisorisches Uranusalphabet, aus den zwei vorhergehenden Figuren entlehnt.

Diese beiden letzten Texte bilden alles, was wir tatsächlich vom Uranischen wissen; ihre Bedeutung kennen wir nicht. Beim Empfang der ersten dieser beiden Botschaften (17. Juni) kündigt Leopold an, daß man später die Übersetzung erhalten würde. In der folgenden Sitzung, am 1. Juli, verschob er, da Helene sich nicht recht wohl fühlte, die Erfüllung seines Versprechens auf 10 Tage. Im Laufe des Monats empfing Helene in der Tat neue Uranusvisionen und am 2. Aug. den zweiten, auditiven und zugleich graphischen Text, aber keine Übersetzung. Zweifellos hätten wir sie in der Folge erhalten, denn die Übersetzung vieler Marstexte hat sehr viel länger auf sich warten

lassen, hätte nicht inzwischen der Einbruch der amerikanistischen Phase (siehe S. 81) den Gang der Interessen Helenes geändert und der Entwicklung der Uranusmitteilungen und Sprache Einhalt getan.]

III. Bemerkungen über die Marsprache.

Wenn der Leser den vorangehenden Texten, ja wär's auch nur den beiden ersten Texten die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hat, so wird er zweifellos sehr schnell über die angebliche Sprache des Marsplaneten belehrt sein und sich vielleicht wundern, daß ich mich länger dabei aufhalte. Da aber mehrere der regelmäßigen Sitzungsteilnehmer und natürlich Frl. Smith selbst, ernstlich für seine Authentizität eintreten, so kann ich mir nicht die Erklärung ersparen, warum die „Marssprache“ in meinen Augen nur kindliche Travestie des Französischen ist. Übrigens behält dies Idiom trotz des Mangels an astronomischer Bedeutung, welche ihr Leopolds Autorität sichern wollte, das volle psychologische Interesse, welches sich an automatische Produkte unterbewußter Geistestätigkeit knüpft, und verdient wohl einige Augenblicke der Nachprüfung.

Zuerst muß man dem Martischen — ich gebrauche weiter diesen Namen der Bequemlichkeit wegen — die Anerkennung zuteil werden lassen, daß es wohl eine Sprache und nicht bloßer Jargon oder Kauderwelsch von Stimmlauten ist, die durch augenblicklichen Zufall ohne irgendwelche Gesetzmäßigkeit hervorgebracht wurde. Man darf ihr folgende Merkmale nicht versagen. 1. Es ist ein Ensemble von scharf artikulierten Lauten, gruppiert zu Wortbildungen. 2. Diese Worte drücken in dem Augenblick, wo sie ausgesprochen sind, bestimmte Ideen aus. 3. Schließlich ist die Beziehung der Worte zu den Ideen konstant, anders ausgedrückt: die Bedeutung der Marstermini bleibt, abgesehen von sehr leichten Unbeständigkeiten, auf die ich weiterhin zurückkommen werde, permanent und behauptet sich vom einen Ende bis zum anderen der im Laufe der letzten drei Jahre¹⁾ gesammelten Texte.

1) Sollte man mir entgegenhalten, daß dem Martischen der wesentliche Charakter einer Sprache, nämlich die praktische Weihe, die Tat-

Ich füge noch hinzu, daß das Martische, geläufig und etwas schnell gesprochen, wie es Helene im Somnambulismus bisweilen tut (Text 4, 11, 15 usw.), einen eigenen Lautcharakter trägt, welcher dem Vorherrschen gewisser Vokale und einer besonderen, schwer zu beschreibenden Betonung entspringt. Ebenso, wie man mit dem Ohr fremde Sprachen unterscheidet, auch wenn man sie nicht versteht, und wie jeder Dialekt einen ihm eigentümlichen Sonderakzent hat, so erkennt man schon bei den ersten Silben, ob Helene Indisch oder Martisch redet, am musikalischen Gesamtbilde, am Rhythmus, an den jedes der beiden Idiome kennzeichnenden Lieblingskonsonanten und Vokalen. Dadurch trägt das Martische wohl den Stempel einer natürlichen Sprache, d. h., es ist nicht Resultat rein intellektuellen Kalküls, sondern bei seiner Schöpfung haben Einflüsse ästhetischer Natur, Gefühlsfaktoren mitgewirkt und instinktiv die Wahl der Assonanzen und Lieblichsendungen geleitet. Sicherlich ist das Martische nicht gleichgültig und mit kalter Überlegung im gewöhnlichen sozusagen französischen Normalzustand Helenes geschaffen, sondern es trägt in seinen charakteristischen Klangfarben das Gepräge einer besonderen Gefühlseinstellung, einer Stimmung oder einer bestimmt umschriebenen Bewußtseinsanlage, eines besonderen Seelenzustandes, den man, mit einem Wort, Helenes „Marszustand“ nennen könnte. Die Unterpersönlichkeit, welche sich an diesen sprachlichen Spielereien erfreut, scheint wohl im Grunde dieselbe zu sein wie die, welche sich in den visuellen exotischen, farbenprächtigen Bildern des Planeten mit Rosafelsen gefällt und die Personen des Marsromans belebt.

Ein einfacher Blick auf die Gesamtheit der vorstehenden Texte zeigt, daß das Martische im Vergleich zum Französischen durch ein Übermaß

sache, als Verkehrsmittel zwischen lebenden Wesen zu dienen, fehlt, so würde ich nicht mit Frl. Smith antworten, daß wir nach allem nichts davon wissen, sondern einfach erwidern, daß die soziale Seite der Frage hier nicht in Betracht kommt. Auch Volapük und Esperanto sind Sprachen, obgleich sie noch nicht verwendet werden; das Martische ist diesen künstlichen Konstruktionen — in psychologischer Hinsicht — dadurch überlegen, daß es eine natürliche Sprache ist, die spontan ohne bewußte, reflektierende und beabsichtigte Mitarbeit der normalen Persönlichkeit geschaffen ist.

von é oder ê und i und durch die Seltenheit der Diphthong- und Nasallaute charakterisiert ist. Eine genauere Statistik der Vokale, welche das Ohr treffen, wenn man die Marstexte einerseits und ihre französische Übersetzung andererseits laut liest, hat das prozentuelle Verhältnis der folgenden Tabelle I geliefert ¹⁾.

Tab. I: Statistik der Vokale.

	Martisch Proz.	Französ. Proz.
a	16,3	13,7
Stummes e (wie die in casemate)	3,6	20,8
Geschlossenes oder halb geschlossenes e (wie alle die in hébété révé)	36,9	14,3
Offenes e (wie das: e in aloès)	2,1	4,6
i	34,3	13,4
o	2,3	5,7
u	2,3	3,1
Diphthonge und Nasallaute (ou, oi, eu, an, in, on, un)	2,1	24,5

Tab. II: Der Tonhöhe nach gruppiert.

	Martisch Proz.	Französ. Proz.
Hohe Vokale (i und nichtstummes e)	73,3	32,3
Mittlere Vokale (a und o)	18,6	19,4
Tiefe oder dumpfe Vokale (u; Diphthonge und Nasallaute, stummes e)	8,0	48,4

Bekanntlich unterscheiden sich Vokale in akustischer Beziehung durch ihren charakteristischen Klang und verteilen sich so auf die verschiedenen Höhen der Tonleiter, daß e und i die höchsten, a und o die mittleren, und u und ou die unteren Stufen einnehmen. Rechnet man also zu diesen letzteren die stets dumpfen Nasallaute, sowie die

1) Trotz der Dezimalzahlen, zu denen ja jede Statistik führt, beansprucht diese Tabelle, da in der Beurteilung der Vokalklänge bisweilen (besonders beim e) etwas Willkürliches liegt, selbstverständlich nur Nährungswert; jedoch glaube ich, daß das allgemeine Resultat hinsichtlich der Tonhöhe der Marssprache im Verhältnis zum Französischen eher noch zu niedrig ist infolge der Tatsache, daß die an e und i sehr reichen Eigennamen in der französischen Übersetzung als solche figurieren und das Verhältnis dieser hohen Vokale ungebührlich verschoben haben. — Diese Statistik ist vor dem Hinzutreten der neueren Marstexte (36—39) aufgestellt, übrigens dürfte das Allgemeinresultat von Tab. II durch die späteren Texte kaum merkenswert geändert werden.

~~de. P. 9. P. 7. 5. P. 4. 1. 8. 6. 3. 2. 1.~~
~~de. P. 9. P. 7. 5. P. 4. 1. 8. 6. 3. 2. 1.~~
~~de. P. 9. P. 7. 5. P. 4. 1. 8. 6. 3. 2. 1.~~
 de. P. 9. P. 7. 5. P. 4. 1. 8. 6. 3. 2. 1.
 de. P. 9. P. 7. 5. P. 4. 1. 8. 6. 3. 2. 1.
 de. P. 9. P. 7. 5. P. 4. 1. 8. 6. 3. 2. 1.

Fig. 25. — Text Nr. 18 (10. Okt. 1897) mit Bleistift von Fr. S. geschrieben, als sie Escnale incarniert. Autotypische Reproduktion in $\frac{2}{3}$, natürlicher Größe.



stummen e, so läßt sich Tab. I auf die drei Gruppen der Tab. II hinsichtlich Höhe und Klangfarbe zurückführen. Man konstatiert dann, daß das Martische im Allgemeinton viel höher liegt, als das Französische, denn während beide Sprachen etwa dasselbe Verhältnis mittlerer Vokale haben, stellen die tiefen, dumpfen oder stummen Laute, welche fast die Hälfte französischer Vokale bilden, in der Marssprache kaum $\frac{1}{12}$ dar; die hohen Laute hingegen bilden im ganzen $\frac{3}{4}$ der Vokale, statt nur $\frac{1}{3}$, wie im Französischen.

Andererseits haben die Untersuchungen über *audition colorée*¹⁾ gezeigt, daß zwischen hohen Tönen und hellen oder lebhaften Farben sowie zwischen tiefen, dumpfen Tönen und dunklen Farben ein enger psychologischer Zusammenhang besteht, gegründet auf Gefühls-Analogien und Gleichwertigkeit der Organreaktionen. Diese selbe Korrelation findet sich im somnambulen Leben von Frl. Smith zwischen glänzenden, leuchtenden, farbenprächtigen Visionen, welche ihren Marszyklus charakterisieren, und der Marssprache mit hohen, vollklingenden Vokalen. Daraus darf man schließen, daß wohl dieselbe Gemütsatmosphäre diese mannigfachen psychischen Produkte netzt und umfängt, dieselbe Persönlichkeit jenen visuellen und phonetischen Automatismen Leben gibt. Da überdies die Phantasie, wie leicht begreiflich, ihre Schöpfungen nicht aus dem Nichts hervorzaubern kann, so muß sie begreiflicherweise ihr Material der individuellen Erfahrung entlehnen, welches sie den inspirierenden emotionellen Tendenzen gemäß auswählen und umformen kann. Deswegen sind die Marstableaus nur ein Spiegelbild der Erdenwelt, aber sofern es wärmer und glänzender ist, des Orients; ebenso ist die Marssprache nur Französisch, aber eine Metamorphose eines in höhere Tonlage gehobenen Französisch.

Ich erkenne also das Martische als eine Sprache an und zwar als eine natürliche Sprache insofern, als es automatisch ohne Bewußtseinsanteil Helenes, im emotionellen Zustand oder vom zweiten Ich als einer Quelle des ganzen übrigen Marszyklus geboren ist. Es bleiben jetzt nur noch einige der Züge hervorzuheben, welche scheinbar indizieren, daß der Erfinder dieser

1) Es sei hierbei noch einmal auf die Monographie von Flournoy über diesen Gegenstand verwiesen, wie sie bereits S. XIII von H. I zitiert wurde; vielleicht ist derselbe direkter auf das Unterbewußtsein zu beziehen. Die „partielle Korrelation“ der *audition colorée*, die als solche mehr Substitution ist, dürfte gerade bei Frl. S. zu einer umfassenderen Untersuchung der Korrelationserscheinungen Anlaß geben, falls nicht heute der Begriff der korrelierten Daten überspannt wird; vergl. Betz, Über Korrelation, Beiheft 3 z. Z. f. angewandte Psych. und psych. Sammelforschung, Leipzig 1911. V.

ganzen Subliminalsprache nie ein anderes Idiom, als das französische gekannt hat, daß er bei weitem mehr für wörtlichen Ausdruck, als logische Beziehungen der Ideen empfindlich ist, daß er in eminentem Grade jenen kindlichen und knabenhaften Charakter besitzt, den ich schon dem Urheber des Marsromans nachgewiesen habe. Deshalb ist es gut, rasch einmal diese neue Sprache bezüglich ihrer Phonetik und Schrift, ihrer grammatischen Formen, ihrer Syntax und ihres Vokabulars zu untersuchen.

1. Mars-Phonetik und Schrift.

Die Marssprache besteht aus artikulierten Lauten, welche sowohl als Konsonanten, wie auch als Vokale sämtlich im Französischen existieren. Während auf diesem Erdball jede der uns geographisch benachbarten Sprachen — um nicht von entfernteren zu reden — durch gewisse Sonderlaute sich auszeichnet („ch“ im Deutschen, „th“ im Englischen usw.), erlaubt sich die Sprache des Marsplaneten derartige phonetische Originalitäten nicht. Im Gegenteil, sie erscheint ärmer als das Französische. Bis jetzt habe ich darin weder die Zischlaute j oder ge (wie in juger), noch den Doppelkonsonanten x gefunden. (Ich spreche nur von den oben zusammengestellten, eigentlichen Texten, denn in den wortreichen, unmöglich zu sammelnden Reden gewisser Sitzungen war sicherlich das j vorhanden, aber auch in diesen Reden habe ich keinen dem Französischen einfach fremden Laut bemerkt: das akustische Sondergepräge der Marssprache resultierte nur aus einem größeren Reichtum von in unserer Sprache wenig gebräuchlichen Kombinationen, wie dem Lautbild tch, welches sich nur in den zwei Texten 1 und 3 vorfindet.) Mit einem Wort, die Marsphonetik ist nur eine unvollständige Reproduktion der französischen.

Das dem unsern ähnliche Marsalphabet (Fig. 24, S. 220) veranlaßt eine ähnliche Bemerkung. Die graphische Form ist sicherlich neu; niemand würde in diesen äußerlich exotischen Zeichnungen unsere Lettern vermuten. Nichtsdestoweniger entspricht jedes Marszeichen (mit alleiniger Ausnahme des Pluralzeichens), einem französischen, während das Umgekehrte nicht der Fall ist, so daß wir auch hier einer verarmten Nachahmung unseres Schriftsystems gegenüber stehen.

Die zwölf Schrifttexte, auf die ich meine Vergleiche gründe, umfassen etwa 300 Worte (darunter 160 verschiedene) und 1200 Zeichen. Im ganzen finden sich darin 21 verschiedene Buchstaben, die alle ihr genaues Äquivalent im französischen Alphabet haben, wclch letzteres außerdem noch fünf im Martischen fehlende Buchstaben besitzt: j und x, deren Laute selbst nicht beobachtet sind, und q, w, y, welche im großen und ganzen mit k, v, i gleiche Bedeutung haben. Diese Reduktion des Schriftmaterials bekundet sich in zwei anderen Einzelheiten; erstens fehlen Akzente und Interpunktionen mit Ausnahme eines gewissen Zeichens, welches unserem circonflexe ähnelt und bisweilen am Satzende an Stelle des Punktes gebraucht wird; zweitens hat jeder Buchstabe nur eine Form, die Verschiedenheit von Majuskeln und Minuskeln scheint im Martischen ebensowenig zu existieren wie der zwischen geschriebenen und gedruckten Charakteren. Von Zahlen wissen wir nichts.

Indessen müssen wir drei kleine Einzelheiten hervorheben: 1. In Ermangelung der Majuskeln unterscheiden sich die Initialen der Eigennamen ziemlich häufig durch einen Punkt, welcher über den gewöhnlichen Buchstaben gesetzt wird. 2. Im Fall von Doppelbuchstaben wird der zweite durch einen Punkt rechts vom ersten ersetzt. 3. Schließlich existiert ein besonderes Schriftzeichen, um den Plural der Substantive und einiger Adjektive anzuzeigen, welchem nichts in der Aussprache entspricht, und welches die Form einer kleinen, vertikalen Ondulation hat und dadurch etwas an eine Vergrößerung unseres s, des gewöhnlichen Pluralzeichens, erinnert. Diese Sonderheiten bilden, abgesehen von der äußeren Buchstabenform, die ganze Dosis der in der Marsschrift verausgabten Erfindungskraft. Fügen wir noch hinzu, daß die ungewöhnlich senkrechte Schrift von links nach rechts wie unsere geht. Alle Buchstaben sind ungefähr gleich hoch — nur das i ist viel kleiner — und bleiben untereinander unverbunden. Ihre Zusammenstellung in Worten und Sätzen bietet dem Auge einen gewissen Anschein orientaliscl-hieroglyphischer Inschriften¹⁾.

Da das Marsalphabet als solches nie offenbart ist, kennen wir die Reihe der aufeinanderfolgenden Buchstaben nicht. Jedoch scheint es, daß sie in der Reihenfolge unseres Alphabetes erfunden sind, wenigstens zum großen Teil, wenn man nach den Formanalogien der Marsbuchstaben, welche gewissen Reihen französischer Buchstaben entsprechen, schließen darf. So vergleiche man a und b, g und h, s und t und besonders die Aufeinanderfolge k, l, m, n. Andererseits konstatiert man zwischen weit entfernten Buchstaben des französischen Alphabetes seltsame Beziehungen, wenn man u und g, z und h, f und v gegeneinander hält, sowie c und i, welche einfach kreuzweis aus dem Französischen ins Martische

1) Man beachte gewisse Analogien mit der Sanskritschrift. Vergl. z. B. das martische p und l mit der 8 oder mit gewissen t und d in der Sanskritschrift.

übernommen sind. Im ganzen findet man, wenn man die merkwürdigen Buchstaben nach ihrer Formähnlichkeit zu ordnen sucht, daß sie sich in fünf ziemlich unterschiedene Gruppen einteilen lassen. Die erste ausschließlich aus geradlinigen Zügen bestehende Gruppe enthält nur c und r; die zweite Gruppe, e und d umfassend, würde als Übergang zu den beiden folgenden dienen, durch Vorhandensein einer starken Rundung oder offenen Schleife nach links (a, b, f, n, p, v) oder nach rechts (i, g, h, k, l, m, z, u) charakterisiert. Eine letzte Gruppe würde o, s, t umfassen, wo es keine geradlinigen Züge noch stark vorherrschende Schleife, sondern nur verschiedene Kurven gibt. Ferner sind noch zu beachten gewisse Buchstabenpaare, die nur das umgekehrte oder Spiegelbild des einen und anderen sind, m und n, l und p, und weniger vollkommen: f und k. Zu diesen Fällen vertikaler Symmetrie gesellten sich solche mit horizontaler, aber in Einzelheiten ungenauer Symmetrie, welche man in den Gruppen l und m, n und p (wie bei uns in den Buchstaben d und q, b und p) beobachtet.

Im phonetischen Wert der Buchstaben, d. h. in dem Korrespondieren der artikulierten Laute und der graphischen Zeichen sieht man am besten die wesentlich französische Natur der Marsprache durchbrechen. Der einzige, hier merkwürdige Unterschied zwischen den zwei Sprachen ist die viel größere Einfachheit der Marsorthographie, sofern sich hier keine unnützen Buchstaben finden. Alle werden ausgesprochen, selbst Endkonsonanten wie s, n, z, welche im Französischen sehr oft stumm sind. Das läuft auf die Behauptung hinaus, daß die Marsschrift sich nach der gesprochenen Sprache gemodelt hat und nur Wiedergabe ihrer artikulierten Laute durch die ökonomischsten Mittel ist. Gleichwohl fehlt viel daran, daß sie den Typ einer wirklich phonetischen Schrift verwirkliche, d. h. wo jedes Zeichen einer gewissen konstanten, unveränderlichen Buchstabenartikulation entspräche und vice versa. Sie wimmelt im Gegenteil von Zweideutigkeiten, Ausnahmen, Unregelmäßigkeiten, so daß ein und derselbe Buchstabe je nach den Fällen sehr verschiedene Aussprachen annimmt, und umgekehrt derselbe Laut auf verschiedene Weise sich schreibt, ohne daß man für alle diese Zweideutigkeiten eine rationelle Erklärung bemerken könnte, — außer daß man genau dieselben Ausnahmen im Französischen wiederfindet! Mit anderen Worten: man begegnet in diesem angeblich extraterrestrischem Idiom einer Kollektion von Sonderheiten und Kapricen, die beim ersten Blick durchaus nicht in Erstaunen setzen, sofern unsere eigene (franzö-

sische!) Sprache uns daran gewöhnte, deren Vereinigung aber bei näherem Zusehen einem Werke des Zufalls nicht entspricht und eine unmöglich zu übersehende Signatur bildet. Die Marssprache ist nur verkapptes Französisch. Ich will nur die merkwürdigsten dieser frappanten Koinzidenzen hervorheben, um so frappanter, als das Feld, wo ich sie sammelte, sehr klein ist, da es sich auf die zwölf gleichzeitig geschriebenen und gesprochenen, nur etwa 160 verschiedene Worte enthaltenden Text zusammendrängt.

Die einfachen Vokale des Marsalphabetes entsprechen genau den fünf französischen Vokalen a, e, i, o, u und haben dieselben Aussprachnuancen. Am interessantesten in dieser Hinsicht ist das e, welches nicht weniger als 4—5 verschiedene Lautwerte hat, gerade wie bei uns: die drei e in *ésenale* z. B. werden in derselben Reihenfolge wie die in *médecine*, die in *évé* wie in *révé* ausgesprochen, die Endung von *amès* wie in *kermès* usw. Diphthonge und Nasallaute sprechen und schreiben sich, wenigstens nach den einzigen Proben *ou*, *an*, *on*, welche in den Schreibtexten figurieren, zu schließen, so wie im Französischen.

c spielt im Martischen dieselbe dreifache Rolle, die es ebenfalls (wie andere auch) im Französischen spielt. Es ist guttural und mit k¹⁾ gleichwertig in *carlm*, *crisé*, wo es sich wie in *car*, *cri* ausspricht. Es nimmt den Zischlaut vom scharfen s an vor e (vor l ist es noch nicht begegnet), in dem Worte *cé*, zu sprechen wie in *agacé*. Verbunden endlich mit h bildet es schließlich die Spirans ch (sch), wovon ich weiter sprechen werde.

s hat dieselben Launen wie bei uns. Im allgemeinen ist's scharf, aber zwischen zwei Vokalen wird es weich wie z, vorausgesetzt, daß nicht Geminatio eintritt, in welchem Falle es scharf bleibt. So wird es z. B. in den Worten *somé*, *astané*, *mis*, wie im Französischen *somme*, *astre*, *fils* gesprochen, während es in *ésenale* und *msaímé* Spirans ist wie z in *ézé*, *éplzi*; genau wie im Französischen s und z sich in *visage* und *gazeux* gleichlauten. Scharf aber wird es wieder infolge von Geminatio in *essaté* und *dassinlé*, wie in *essai* und *assigner*.

Geht man umgekehrt von artikulierte Lauten aus und untersucht ihre Wiedergabe in der Marsschrift, so stößt man auf Sonderheiten, welche alle auch im Französischen vorkommen. Der harte Guttural, welcher bei uns mehrere Ausdrucksmittel bietet, hat auch im Martischen zwei, c und k; nur fehlt entsprechend dem entschieden ökonomischen Prinzip des Martischen das q, welches durch k ersetzt wird. (Siehe z. B.

1) Nouv. Obs. S. 173 gibt ausführlichere Beispiele vom „neckischen Alternieren“ des c und k (mit Vorliebe auf 10 Fälle: 7 c in französischer Reminiszenz). V.

die Worte **ka** und **ke**, welche **qui** und **que** bedeuten.) Ebenso kann der scharfe Zischlaut, gewöhnlich — außer zwischen zwei Vokalen — durch einfaches **s** dargestellt, vor einem **e** durch **c** ersetzt werden; weicher Zischlaut, in der Regel durch **k** wiedergegeben, ist zwischen zwei Vokalen bisweilen durch **s** ausgedrückt.

Hingegen kommen Laute, welche phonetisch ebenso einfach, wie viele andere sind und einen Spezialbuchstaben für sich in Anspruch nehmen könnten, wie sie es auch in verschiedenen tellurischen Sprachen tun, gerade mit demselben komplexen Symbol wie im Französischen vor. Der Vokal **ou** z. B., welcher im Deutschen durch einen einzigen Buchstaben wiedergegeben wird (**u**), richtet sich im Martischen nach dem Französischen. Er schreibt und spricht sich in **pouzé**, **bounlé** usw. wie in **poule**. Dasselbe gilt für die Nasallaute **an** und **on**, die einzigen, die in Schreibtexten auftreten, wo sie in **sandiné**, **pondé** usw. rechtgeschrieben werden wie in **santé** und **pondre**. Scharfe Spirans endlich, die, wie ich glaube, allein auf dem Erdball die französische Sprache durch Verbindung von **c** und **h** repräsentiert — im Englischen schreibt man **sh**, im Deutschen **sch**, im Italienischen **c** usw., und einige orientalische Sprachen geben ihn als selbständigen Laut viel logischer durch ein einfaches Spezialzeichen wieder —, wird im Martischen ebenfalls durch **ch** dargestellt und in **ché**, **métiche** usw. wie in **chez** und **fétiche** ausgesprochen.

Eine kleine Einzelheit in der Orthographie der ziemlich häufigen Endung **che** verrät in bezeichnender Weise den Einfluß alter Gewohnheiten und zeigt, daß die sog. Martier, welche durch Helenes Hand schreiben, im Grunde mehr die französische als ihre eigene Sprache zu handhaben gewöhnt sind. Überfliegt man nämlich die verschiedenen graphischen Texte, so bemerkt man, daß der Laut **ch** in der letzten Wortsilbe bald mit Schluß-**e** (**liche**, **mache**), bald ohne dasselbe (**métich**, **antéché**) vorkommt, obwohl die Aussprache in allen Fällen genau dieselbe ist und derjenigen der französischen Endungen in **riche**, **tache**, **mèche** ähnelt. Woher kommt diese, durch die Aussprache in nichts erklärbare und um so befremdendere Differenz, als im Französischen ein Schluß-**ch** ohne **e** ganz anderen Lautwert hat und guttural (**varech**, **almanach**) wird? M. E. nach muß man dieselbe als bloßen lapsus calami interpretieren, dessen Ursache in der wahrscheinlich zufälligen Formähnlichkeit zwischen Marsbuchstaben **h** und franz. **e** liegt. Die wirkliche, vollständige Orthographie wäre immer **che** (**métiche**, **antéche**), aber das martische **h** läuft in eine, einem französischen **e** ähnliche, geschlossene Schleife aus, was leicht eine Konfusion mit sich bringt: sofern nur irgend die Marspersönlichkeit Helenes beim Schluß-**ch**-Schreiben zerstreut ist, so hat ihre, durch diese Schleife irreführte Hand das Gefühl ein Schluß-**e** geschrieben zu haben, und vergißt das noch fehlende martische **e** hinzuzufügen. Der umgekehrte und gegenteilige Fall kommt vor, wenn der zugrunde liegende Traum die Normalpersönlichkeit stört und Helenes Marsbuchstaben in die fran-

zösische Korrespondenz hineingleiten läßt. (Siehe Fig. 1 [siehe S. 51] und Fig. 22 [S. 218]). — Diese Erklärung erfährt dadurch eine Bestätigung, daß derselbe Irrtum beim Buchstaben **z**, der gleichfalls in einer Schleife in Form eines **e** ausläuft, passiert ist. In dem Marsartikel **zé**, welcher sich zahllos in den Schrifttexten findet, kann das Schluß-**e** kaum ausgelassen werden, aus dem Doppelgrunde, daß man schwerer bei einem Worte mit nur zwei Buchstaben einen vergißt, als bei einem mit mehr Buchstaben, und besonders, daß hier das **e**, welches nicht stumm, sondern geschlossen ist, im Wortinnern mehr die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Gleichwohl findet man am Ende des Textes 18 ein Beispiel für dies Fehlen von Schluß-**e**, so daß der Artikel **zé**, welcher übrigens hinterher vollständig ausgesprochen ist, auf den Buchstaben **z** reduziert vorkommt. Sichtlich hat sich Esenale an der trügerischen Schleife, die er durch Helenes Hand soeben gezeichnet hatte, fangen lassen. wie er es schon zwei Zeilen weiter oben im Wort **métich** getan hatte, während er bei vier anderen Gelegenheiten, im Laufe desselben Textes den Irrtum vermieden hat (siehe Fig. 25, S. 233).

2. Grammatische Formen.

Der Umfang der uns vorliegenden Marstexte gestattet die Aufstellung einer Grammatik noch nicht. Einige Hinweise erlauben jedoch zu mutmaßen, daß die Regeln dieser Grammatik, sollte sie je zutage treten, kaum mehr als ein Abklatsch oder eine Parodie der Regeln der französischen Sprache sein werden.

Hier folgt z. B. die Liste der bisher aufgetretenen Personalpronomina, Artikel und Possessiva usw.

je = cé	me = lé	moi = si
tu = dé	te = di	toi = vi
il = hed	se = rès	lui = pl
nous = nini	mon = ézi	
vous = sini	ma = éze	
ils = hed ¹⁾	mes = éziné	
on = idé	notre = iche	
ton = ché	ce = tès, ces = tésé	
ta = chée	cette = tès, tésèe	
tes = chl	le (pron.) = zé	
son = bi	qui = ka, que = ké	
sa = bé	quel = kiz, quelle = kizé	
ses = bée	un = mis, une = misé	

1) Da dieses Wort nur in einem Auditiv-Text (30) figuriert, so wissen wir nicht, ob es geschrieben das nicht ausgesprochene Pluralzeichen annehmen würde.

de = tl	le (art.) = zé
des = tlé	la = zl
du = té	les = zée.
au = ine	

Es finden sich Texte, wo wie im Französischen das Femininum vom Masculinum herkommt durch Anhängen eines stummen e, und der Plural durch das kleine, nicht ausgesprochene Zeichen, welches ganz das Aussehen einer Reminiszenz von unserem s hat, ausgedrückt wird. So ergibt **diviné** = heureux **divinée** = heureuse; **lé** = tout gibt **lée** = toute und **léeé** = toutes (Text 7, 24, 28 usw.). Ebenso erinnert die für das Futurum charakteristische Endung **lr** an das französische ra (**uzlr** = dira, **dézanlr** = répondra, **trinlr** = parlera usw.), dessen mittelhoher Vokal, entsprechend der hochliegenden Tonart des Martischen, durch den allerhöchsten Vokal ersetzt ist. Jedenfalls genügen diese Beispiele — ebenso wie solche Formen wie die Reihe **cé amès** = je viens; **amès** = viens; **né amé** = est venu; **dé améir** = tu viendras —, um zu zeigen, daß die Marssprache eine Flexionssprache, ja sogar eine gliedernde, dem Französischen werkwürdig analoge ist.

Zwischen diesen beiden Sprachen besteht eine zweite Reihe Berührungspunkte von speziellerem Interesse, weil diese die vorherrschende Rolle zeigt, die die Wortbilder oft beim Schaffen der Marssprache auf Kosten der logischen, inneren Natur der Ideen gespielt haben. Ich will sagen: der Martier übersetzt in jedem Augenblick, indem er sich von auditiven Analogien leiten läßt, das französische Wort ohne Rücksicht auf den wahren Sinn, so daß man im Idiom des Marsplaneten zur größten Überraschung dieselben Eigenheiten von Homonymie antrifft wie im Französischen. So werden zwei, in Aussprache identische, aber sonst in Bedeutung heterogene Vokabeln, wie die Präposition: à und die Verbalform: a (von avoir) durch dasselbe Wort **é** wiedergegeben.

Ebenso wird das Wörtchen: le stets durch **zé** übersetzt in seiner Doppelrolle als Artikel und Pronom (siehe z. B. Text 20: le petit oiseau, tu le verras). In gleicher Weise heißt que in seiner vielfachen Verwendung einformig **ké**. Unser Wort: si wird zu **il**, sowohl in der Auffassung oui wie in der tellement. Die Präposition: de, welche so viel verschiedene logische Beziehungen markiert, wird unabänderlich durch **tl** übersetzt; das Personalpronon: te durch **dl**, mag es Dativ oder Akkusativ ausdrücken. Es wäre zwecklos, diesen Beispielen noch mehr hinzuzufügen. Der Leser wird leicht andere dafür finden, wenn es ihm beliebt; sie zeigen, daß die Wörtchen, Präpositionen, Konjunktionen, Pronomina usw., welche in unserem, sehr analytischen Idiom die wesentliche Sprachgliederung

ausmachen und die Fälle der Deklination usw. vertreten, immer einzig ihrem Wortaussehen nach übersetzt werden, ohne jede Rücksicht auf ihre logische Funktion. Die Marssprache folgt sklavisch der französischen und verleugnet jedes Gefühl für das, was Bréal als ‚Flexionsüberleben‘ (survance des flexions) bezeichnet hat¹⁾. Sicherlich wird niemand, der auch nur ein wenig fremde Sprachen, wie Englisch oder Deutsch, getrieben hat, sich einfallen lassen, unsere beiden: nous in derselben Weise zu übersetzen wie es beim Satze: „nous nous comprenions“ der Martier tut, indem er sagt: „*nini nini triménéni*“. Kurz, es ist über jeden Zweifel erhaben, daß die Leute da oben nur französisch denken und ihre Sprache nach einem inneren auditiven oder motorischen Worte, das ausschließlich französisch ist, formen. Man könnte noch weitere merkwürdige Beziehungen finden. Im Französischen unterscheidet sich die Konjunktion: et nur schwach von: est in den Lautbildern. Auch in der Marssprache besteht die größte Analogie zwischen den entsprechenden Wörtern: *ni* und *né*. Zwischen dem participe passé *nié* des Wortes: être und der Konjunktion: *ni* liegt der Unterschied nur in einem *é*, ganz wie bei ihren französischen Äquivalenten *été* und *et*. Das Ohr hat die Tendenz, das Wort: va (il va) eher mit dem Verbum: venir als mit: aller zusammenzubringen; unzweifelhaft darum sagt man im Martischen *ami* (Text 23), welches zur Reihe *amès* = viens, *amè* = venu usw. zu gehören scheint. — Man muß gestehen, daß alles dies Zusammentreffen sehr außerordentlich sein würde — wenn es reine Zufälligkeiten wären.

3. Konstruktion und Syntax.

Die Wortfolge des Martischen ist absolut dieselbe wie im Französischen. Diese Identität im Satzbau läßt sich bis in die unbedeutendsten Einzelheiten verfolgen, wie die Teilung oder Verstümmelung der Verneinung: ne — pas, siehe z. B. Text 15 und 17, sogar die Einführung eines im Martischen unnützen Buchstabens, um ein im Französischen rein euphonisches t wiederzugeben. (Vergl. Text 15, wo ein m zwischen *bérimir* und *hed* eingeschoben ist). Nähme man selbst hypothetisch an, die Wortfolge, wie sie in unseren Texten vorliegt, wäre nicht natürliche Anordnung der Marssprache, sondern künstliches Arrangement, wie die nebensächlichen Übersetzungen für Schüler, so würde sogar die Möglichkeit dieses absoluten Korrespondierens von Wort für Wort nicht weniger eine außerordentliche Tatsache bleiben und ohne Beispiel in den indischen Sprachen sein; denn, so viel

1) M. Bréal, Essai de Sémantique, Paris 1897, S. 55.

ich weiß, gibt es keine einzige Sprache, in der jeder Terminus des französischen Satzes immer durch ein Wort (nicht mehr oder weniger) des fremden Satzes wiedergegeben wird. Die oben ausgesprochene Hypothese ist überdies unzulässig, denn die Mars-
texte, wovon Esenale die wörtliche Übersetzung gibt, sind nicht vorher zu diesem Zwecke von ihm hergerichtet, sondern es sind Worte, welche Frl. Smith in ihren Visionen gehört und notiert hat, oft sehr viele Wochen und Monate, bevor Esenale sie zum Zweck der Übersetzung wiederholte. Sie stellen die Unterhaltung der Marspersonen, als solche lebendig aufgegriffen, dar. Diese dürften also in ihren Gesprächen Schritt für Schritt, Wort für Wort die Ordnung der französischen Sprache einhalten, was ungefähr dasselbe sagen will wie, daß sie Französisch mit einfachem Lautwechsel sprechen.

4. Vokabular.

In etymologischer Beziehung konnte ich selbst keine auch nur partielle Ableitungsregel ergründen, welche die Vermutung gestatten würde, daß die Marswörter aus französischen Wörtern nach irgendeinem Gesetze hervorgegangen wären. Abgesehen von dem ganzen ersten Text, wo man schwerlich leugnet, daß die Marsleute unsere Höflichkeitsformen mit Entstellungen gestohlen haben, merkt man kaum klare Ähnlichkeiten zwischen Marsworten und deren französischen Äquivalenten. Höchstens lassen sich einige zweifelhafte Spuren der Entlehnung, wie **mervé** = superbe, was aus merveille (Text 25) abgekürzt, und **vêche**, was dem: voir nachgeahmt sein könnte, erkennen. Noch weniger verrät das Marslexikon den Einfluß von Fremdsprachen, wenigstens sofern ich weiß. Kaum begegnet man dann und wann einem Ausdruck, der eine Beziehung erweckt, z. B. **modé** = mère (Mutter) und **gudé** = bon erinnern an deutsche oder englische Wörter; **animina** = existence an lat. anima; verschiedene Formen der Verben: être und vivre wie **evé, évaï, essat** an lat.: esse oder an hebr. évé und an jene Stelle in der biblischen Schöpfungsgeschichte, in der Eva die Mutter aller Lebenden genannt wird. . . . In dieser Spärlichkeit von Berührungspunkten zwischen

tellurischem und martischem Glossar könnte man ein Argument zu Gunsten des extraterrestrischen Ursprungs des letzteren finden, aber der Einfluß des Französischen scheint sich darin zu verorten, daß ein beträchtliches Verhältnis der Marswörter auf verdächtige Weise die Silben- oder Buchstabenanzahl der französischen Äquivalente reproduzieren und bisweilen sogar die Verteilung der Konsonanten und Vokale nachahmt. Man vergleiche außer den schon zitierten Höflichkeitsausdrücken Worte wie *tarviné* = *langage*, *haudan* = *maison*, *dodé* = *ceci*, *valini* = *visage* usw. und die meisten kleinen Wörter wie *cé* = *je*, *ke* = *que*, *ti* = *de*, *dé* = *tu* usw. Abgesehen davon muß man zugeben, daß keine Spur von irgendwelcher Verwandtschaft, Abstammung, Ähnlichkeit zwischen unserem und dem martischen Wortschatz vorliegt, was einen einzigartigen Kontrast gegen die innere Übereinstimmung ausmacht, welche wir in den vorhergehenden Paragraphen konstatiert haben.

[Nouv. Observ. S. 143: Von wissenschaftlicher Seite hat meine Marssprachenanalyse keine Widersacher gefunden; im Gegenteil hat sie eine treffliche Bestätigung erhalten und eine beträchtliche Ausdehnung in der meisterhaften Arbeit gewonnen, die dieser Sprache von V. Henry, Professor des Sanskrit und der vergleichenden Grammatik der indo-europäischen Sprachen an der Universität Paris gewidmet ist (vergl. das Referat von Flournoy im Archiv. de psych. I S. 99 über V. Henry, *Le langage martien*, XX, 152 S. Paris 1901).

Der gelehrte Sprachforscher, der gleichzeitig ein gründlicher Psychologe ist, hat zuerst als Spezialist die Untersuchung der Phonetik, Grammatik und Syntax der Marssprache, die ich als Laie angefangen, wieder aufgenommen und gründlich weitergeführt und zu meiner Genugtuung meine Identifizierung des Martischen mit dem Französischen gerechtfertigt. Was aber noch wichtiger ist, Henry hat sich an das Problem der martischen Etymologie und Wortbedeutungslehre gewagt, vor dem mir meine Inkompetenz Halt geboten hatte, und es siegreich gelöst, indem er zeigte, daß sich die Marswörter nach wohl bekannten und in der Sprachwissenschaft klassifizierten Vorgängen auf wirkliche ter-

restrische Wörter zurückführen lassen. Abgesehen von einem unbedeutenden Rest, ungefähr 2%, haben, sagt Henry, „alle Termini des Marslexikons eine gesicherte Etymologie, geschöpft aus wirklichen, mehr oder weniger, aber sicherlich Frl. Smith bekannten Sprachen. Zugegeben, daß einige meiner Erklärungen für gezwungen und sehr anfechtbar gelten müssen, bleibt noch eine ziemlich große Anzahl wahrscheinlicher oder sicherer, so daß der unerklärliche Rest nur eine ganz geringe Minderzahl ausmacht. Man darf annehmen, daß auch der unerklärbare, unbedeutende Rest erklärbar würde, wenn wir über kräftigere und umsichtiger Mittel verfügten, um tiefer in die geheimnisvolle Arbeit des Unterbewußtseins eindringen zu können. Dann würde sich da zeigen, daß Frl. Smith nicht ein einziges Wort geschaffen hat, das nicht schon im Grunde ihrem Gedächtnis angehört hat“. Kurz, „Frl. Smith hat allein mit Hilfe der französischen Syntax — denn von jeder anderen Syntax hatte sie nicht die geringste Ahnung — und mit Hilfe einiger ihr bekannten Vokabeln aus andern Sprachen nach den gewöhnlichen Sprachbedeutungsgesetzen (Metonymie, Assoziation, Suggestion und Kontamination usw.) ein eigenes Vokabular geschaffen.“

Kühner und besser ausgerüstet als ich hat Henry die Erklärung des Marsvokabulars durchgeführt, indem er als Ausgangspunkt oder leitende Ideen seiner Nachforschungen 2—3 durchaus begründete Voraussetzungen aufgegriffen hat, über die ich hier einen kurzen Überblick geben will.

1. Die Neologismen von Frl. Smith müssen sich, trotzdem sie scheinbar aus nichts geschaffen oder vom Himmel gefallen sind, auf vielleicht sehr gewundenen Wegen und durch lächerliche Assoziationen, wie sie in der unzusammenhängenden Traumlogik häufig sind, jedoch in letzter Linie von wirklichen, im bewußten oder latenten Gedächtnis aufgespeicherten Wörtern ableiten. Es sei mir gestattet, Henrys eigene Worte anzuführen, die seine Erforschung der Assoziationsprozesse, durch welche sich auch ein scheinbar so willkürliches Idiom wie die Marssprache hat bilden müssen, von vornherein und gewissermaßen a priori psychologisch rechtfertigt. „Wenn der Mensch nichts erfindet, wenn er sich nur des Vergangenen erinnert, so muß die Sprache von Frl. Smith ein analysierbares Gemisch ihrer verschiedenen Erinnerungen an Gehörtes oder Gelesenes darstellen; jede Erinnerung muß an den Sinn geknüpft sein, den Frl. S. ihr beimißt durch den mehr oder minder festgehaltenen, verworrenen

und erkennbaren Faden einer bald direkten, bald verwickelten und bizarren Ideenassoziation, wie man sie bei allen und sich selbst in Traum und Träumerei beobachtet. Man könnte sich einen Menschen denken, der sich abmühte, in der willkürlichsten Weise eine künstliche Sprache zusammenzusetzen, der z. B. einen Tisch „Docht“ und ein Tintenfaß „sicher“ nennen würde und zwar aus dem einzigen Grunde, weil er keinen Grund hat, sie so zu nennen. Aber abgesehen davon, daß er dann große Mühe haben würde, sich seines Vokabulars zu erinnern, in seinem Gedächtnis die Worte, welche kein Band mit ihrem konventionellen Sinn verknüpft, wiederzufinden, so würde allein die schöpferische Herausarbeitung einer solchen Sprache eine außerordentlich starke und peinliche Anstrengung seinerseits erfordern. Denn bei jedem Gedanken, den er ausdrücken wollte, würde irgendeine Ideenassoziation, sei's mit dem Namen des Dinges selbst in dieser oder jener ihm bekannten Sprache, sei's mit der Bezeichnung ähnlicher oder verwandter Dinge, sei's mit der Form, den nebensächlichen Eigenschaften oder der Verwendung des Dinges usw. seinem unterbewußten Gedächtnis spontan ein aus gewissen Lauten und Silben bestehendes Klangbild darbieten, welches er unfehlbar reproduzieren würde. Um dieser natürlichen Neigung zu widerstehen, bedürfte er in jedem Augenblick angespannter Aufmerksamkeit, die ihn sicherlich sehr oft im Stich lassen würde. Daher haben die Leute, welche eine Geheimsprache sprechen, nichts besseres gefunden, um ihre Sprache zu verbergen, als im großen und ganzen die Worte ihrer Umgangssprache selbst zu verwenden, indem sie sie durch an sich sehr einfache, leicht zu behaltende und zu reproduzierende Hilfsmittel abwandeln, welche der Uneingeweihte kaum durchschaut. Darin besteht auch das von Fr. Smith bei ihren Suffixbildungen und Metathesen unbewußt und naiv angewandte Verfahren.“

2. Des weiteren setzt Henry voraus, daß sich das Wortgedächtnis Helenes nicht auf ihre Muttersprache, das Französische, beschränkt, sondern auch eine gewisse Zahl Ausdrücke aus anderen Sprachen umfaßt: aus dem Deutschen, in dem sie drei Jahre lang Stunden nahm, aus dem Magyarischen; ihr Vater (von Nationalität und Muttersprache nach Ungar) hat vor ihr notwendigerweise manch ungarisches Wort fallen lassen müssen; aus dem Englischen vielleicht und Italienischen, zwei Sprachen, deren Laute sie mehr als einmal gelegentlich an ihr Ohr schlagen hörte, und schließlich aus dem Sanskrit, wovon sie, wie aus ihren indischen Somnambulismen hervorgeht, einige Begriffe kennt. Diese 5—6 Sprachen haben übrigens dem neuen Marsidiom recht verschiedenartige Beiträge liefern müssen, was auch die Resultate der Analyse bestätigen. Wie zu erwarten war, nimmt bei weitem das Französische den ersten Platz ein. Aus ihm, sagt Henry, „hat das Martische neben der ganzen Syntax und den meisten Elementen der dürftigen Grammatik die große Mehrzahl seiner Worte entlehnt; wohlverstanden nicht als solche, sondern ihrer Form und dem Sinne nach verändert in hundert launenhaften Möglich-

keiten von diesem subliminalen Ich, das im Augenblick von dem einzigen Gedanken beherrscht ist, gar nicht Französisch noch irgendeine andere ihm bekannte Sprache zu sprechen. Die Vokabeln sind aber wiederzuerkennen, denn diese Deformationen sind, weil nach allem ein menschliches Ich sie geschaffen hat, unvermeidlich den Regeln gewisser menschlichen Logik unterworfen; deswegen ist es unserem Geiste möglich, den Wegen nachzuspüren, die ihr Geist gewandelt ist“. — Erst nachdem die etymologischen Hilfsquellen des Französischen erschöpft sind, nimmt Henry zu anderen Sprachen und zwar zuerst zum Deutschen seine Zuflucht. Gegen die Benutzung dieser Sprache kann man einwenden, daß Frl. Smith sich sonst nur widerwillig und ohne jeden Erfolg zwischen ihrem 12. und 15. Jahre damit beschäftigt hat, während Henry, um seine Ideen zu präzisieren, gleich mir annimmt, daß die kindliche Schöpfung des Marsromans und seine Sprache einer Unterpersönlichkeit Helenes, die rückständig ist oder somnambulisch etwa in ihr 12. Lebensjahr zurückgesunken ist, entspricht (s. S. 207). Aber der psychologische Sprachforscher hat im voraus den Einwurf zurückgewiesen: „Das Ich, welches die Marssprache schafft, und das Ich, welches Deutsch kann, mögen wohl aus verschiedenen Zeiten stammen; im wirksamen Augenblick, der schließlich der des Auftretens der Marssprache ist, kommen sie in ein und derselben Person vereinigt vor und sind dort aller Wahrscheinlichkeit nach durch keine dichte Scheidewand getrennt. Man denkt zwischen ihnen wenigstens die Möglichkeit einer geheimen, osmotischen, vielleicht schwierigen, aber unter gewissen Bedingungen schließlich realisierbaren Verbindung. Mit dieser Überlegung werden hinreichend einige Streifzüge durch das deutsche Wörterbuch bei der Suche nach solchen Marsquellen, für die das Französische hartnäckig versagt, im Prinzip gerechtfertigt erscheinen.“ — Was das Magyarische anbetrifft, so zeigt Henry, daß es, obwohl Frl. Smith behauptete, nicht ein Wort¹⁾ davon zu verstehen, unwahrscheinlich wäre, wenn sich nicht während ihrer Kinderjahre durch Vermittelung des Vaters einige ungarische Worte in ihr Gedächtnis eingegraben hätten; Henry konnte zweifellos konstatieren, daß „die Entlehnung aus dem Magyarischen unbewußt, aber im allgemeinen sehr klar und bemerkenswert rein ist, denn die ungarischen Wörter sind im Martischen merklich weniger entstellt als die deutschen, welche Frl. Smith viel weniger kannte, und die französischen, welche sie zu verkleiden sich natürlich große Mühe gibt, während ihr diese Vorsicht für

1) Das ist übrigens nicht genau. Ich entsinne mich nicht, daß Frl. Smith im Normalzustande je vorgegeben hätte, absolut gar nichts mehr von ungarischer Sprache zu verstehen, sie hat im Gegenteil, als Lemaître sie eines Tages danach fragte, einige zerstreute ungarische Worte zitiert; sicherlich bilden diese der Normalpersönlichkeit zur Disposition stehenden Brocken nur ein Minimum des totalen, im latenten Gedächtnis verborgenen Schatzes.

das Ungarische nicht erforderlich erschien“. — Die anderen terrestrischen Sprachen scheinen nur wenig zum Marsvokabular beizusteuern. Die Resultate Henrys verteilen sich schließlich wie folgt: Wenn man von den rund 300 verschiedenen Marstermini, welche in den 41 Texten von: Des Indes enthalten sind, Eigennamen und kleine Wörter (Artikel, Pronomina, Präpositionen usw.), die sozusagen keiner Sprache angehören, beiseite läßt, so bleiben 248, deren Etymologie zu ermitteln man sich vornehmen könnte. Von diesen 248 lassen sich 190, d. h. mehr als drei-viertel zurückführen auf Französisch (110), auf Magyarisch (55), auf Deutsch (25), von den acht übrigen scheinen die einen aus dem Englischen (3), die anderen aus orientalischen Sprachen (5) zu stammen; 45 oder mindestens $\frac{1}{8}$ resultieren entweder aus Kontaminationen verschiedener Sprachen (29) oder aus Derivaten der vorerwähnten Wörter; nur 5 haben bisher Henrys Bemühungen widerstanden und bilden seinen nicht zurückführbaren Rest.

Eine dritte Hypothese Henrys, die behufs Analyse der Marssprache aufgestellt, mit vollem Erfolg empirisch bewahrheitet wird, besagt, daß die vom Unterbewußtsein Helenes in den hypnoiden Zuständen, in denen sie ihr imaginäres Idiom schafft, eingeschlagenen Verfahren im Wesen dieselben sind wie die, welche im Leben der Völker die spontanen Wandlungen der natürlichen Idiome beherrschen. Mit anderen Worten, die Gesetze der subliminalen Linguistik Helenes und die von der Sprachwissenschaft anerkannten Gesetze sind identisch. Dieser Punkt war für Henry wesentliches Thema und Zweck seiner Untersuchung, weil dadurch die wichtige Tatsache vollauf bekräftigt wurde, welche der gelehrte Sprachforscher in einem seiner früheren Werke¹⁾ darzustellen sich bemüht hatte, daß nämlich in Entwicklung und Umbildung der existierenden Sprachen die Veränderungen ohne Vermittlung von Bewußtsein oder reflektierendem Willen der Sprechenden vor sich gehen. Diese These von den unbewußten Sprachvorgängen konnte durch nichts besser bestätigt werden als durch das Beispiel einer neu im Somnambulismus, d. h. außerhalb des Normalbewußtseins und der gewöhnlichen Persönlichkeit geschaffenen Sprache, vorausgesetzt, daß sich dieses Schaffen genau denselben Gesetzen, wie die wirkliche Sprachbildung unterworfen erweist. Überdies hatte Henry wohl gehofft, daß die Forschung über Hypnotismus und zweite Zustände ihm eines Tages irgendwelche zur Beleuchtung dieses Punktes geeignete Beobachtungen bieten würde²⁾. „Denn,“ sagt er, „wenn die Vor-

1) V. Henry, Antinomies linguistiques. Paris 1896, Band II der Bibliothèque de la Faculté des Lettres de Paris.

2) Vielleicht ist die Bemerkung nicht überflüssig, daß Henrys Ideen bei Auftreten und Entwicklung der Marssprache für Frl. S. keinerlei Rolle gespielt haben. Erst fünf Monate nach Veröffentlichung von: Des Indes hatte ich das Vergnügen, mit dem gelehrten Professor der Sorbonne, den ich bis dahin nur dem Namen nach kannte, in Beziehung zu

gänge, welche im Unterbewußtseinszustand eine Sprache schaffen, den Wortbedeutungsphänomenen, welche unser alter Meister, Michel Bréal, in seinem umfassenden und geistvollen Streifzug durch alle Kultursprachen hervorgehoben hat, genau entsprechen, so ist experimentell gesichert, was ich mit Aufwand von Argumenten und logischen Analysen zu zeigen mich mühte, daß die Sprache das spontane Werk eines Subjektes ist, welches von den angewendeten Vorgängen in diesem Punkte absolut nichts weiß“. Der Fall: „Frl. Smith“ ist Prof. Henry als günstige Gelegenheit zur Bestätigung seiner Voraussetzungen gekommen; man versteht, warum er denselben vom rein sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus alle Wichtigkeit beimißt. Uns, die die merkwürdigen Produktionen Helenes und das Erstaunen ihrer spiritistischen Freunde zur Frage nach dem Übernormalen Anlaß gaben, tritt Henrys Resultat unter einem etwas andern Gesichtswinkel entgegen. Wir legen den Hauptakzent auf die einfache Tatsache, daß er das ganze Marsvokabular auf dem Medium bereits bekannte Sprachen hat zurückführen können. Somit ergibt sich, daß der lexikalische Wert so wenig wie die phonetische oder grammatische Struktur einen Vorwand bieten, den Ursprung des extraterrestrischen Idioms anderswo als in Helene selbst zu suchen. Sehr hübsch sagt Henry: „Wenn es feststeht, daß das Martische von Frl. Smith nur aus ihren sprachlichen Erinnerungen in verschiedenartigen Kombinationen, Verschiebungen, Veränderungen und Fälschungen entstanden ist — was, wie es scheint, für gewisse Leute erst bewiesen werden muß, aber diese Leute lesen ja unsere Bücher kaum —, so ist erwiesen, daß Frl. Smith den Planeten Mars niemals besucht hat; die wissenschaftlichen Kosmographen können bis zu umfassenderem Tatbestand darauf verzichten, die Auskünfte der Berichterstatteerin in ihren Werken zu registrieren.“ —

Ich verzichte darauf, Henrys Werk, dessen ganz mit linguistischen Einzelheiten angefüllter Inhalt für einen kurzen Auszug kaum geeignet ist, eingehender zu besprechen. Jede seiner Etymologien gäbe für sich vielleicht zu Bemerkungen oder Diskussionen Anlaß, aber es ist Sache der Sprachspezialisten, sich damit zu beschäftigen. Dem Psychologen genügt es, daß der Autor logischere Ideenverkettungen oder weniger geregelte Gedankensprünge als die, für die das gewöhnliche Traumleben fortgesetzt Beispiele gibt, gar nicht hat hineinspielen lassen. Daß in vielen seiner Rekonstruktionen ein großer Teil unsicher und hypothetisch bleibt, ist unvermeidlich, denn die mäandrischen

treten, nachdem ihn ein Freund auf den ihn etwa interessierenden linguistischen Inhalt meines Werks aufmerksam gemacht hatte.

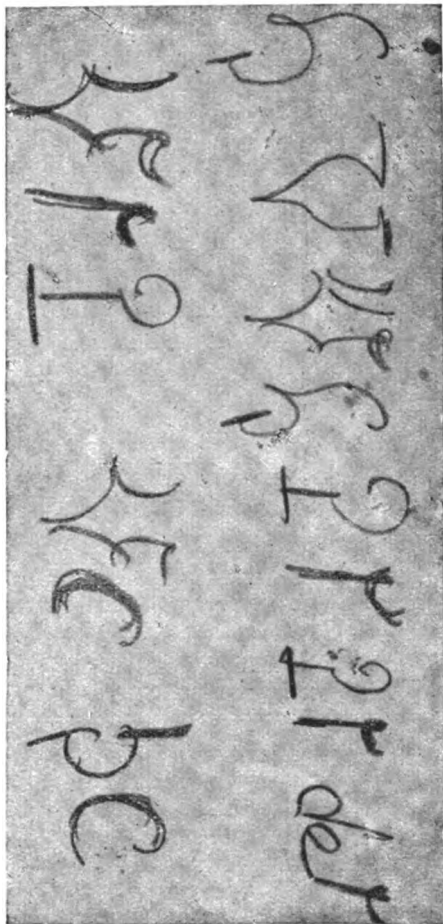


Fig. 26. — Text Nr. 26 (21. Aug. 1898) in Visualhalluzination aufgetaucht und mit Bleistift von Fri. S. kopiert. Autotypische Reproduktion: natürliche Größe.



Verschlingungen der Traumphantasie sind so verwoben und launenhaft, daß Helenes Einbildungskraft auf sehr verschiedenen Wegen von einem französischen Wort zu einem entsprechenden Mars-Neologismus gelangen konnte. Man kann also nie absolut sicher sein, genau den Assoziationsfaden wiedergefunden zu haben, dem sie in jedem Sonderfalle gefolgt ist. Aber die bloße Tatsache, daß Henry sich beständig unter Respektierung psychologischer Wahrscheinlichkeit und mit annehmbarem Erfolg aus diesen Labyrinthen herausgewunden hat, wird sicherlich dazu genügen, alle die, welche etwas, selbst nur rudimentäre Kenntnis über Sprachgesetze und Trauminkohärenzen besitzen, von der Richtigkeit seiner Prinzipien zu überzeugen. Ich will aus Henrys Buch nur zwei Beispiele hervorheben, die besonders interessant erscheinen, weil sie die Haupteigennamen des Marsromans betreffen.

Das erste bietet Esenale, welcher sich von allen bekannt gewordenen Marspersonen durch drei offenbar zusammenhängende Eigentümlichkeiten unterscheidet: er allein versteht Französisch, deshalb seine Rolle eines ständigen Dolmetschers; er allein hat schon auf unserer Erde in Gestalt des jungen, im Alter von 17 Jahren verstorbenen Alexis Mirbel¹⁾ gelebt. Sein Name ist der einzige, welcher nicht die gewöhnliche Marsendung *é* oder *i* hat. Daran, daß dieser ungewöhnliche Name mit dem wirklichen Vornamen des Verstorbenen irgend innere Verbindung hätte, eine Art Anagramm oder Silbeninversion sei, da er so endet, wie der zweite (Esenale-Alexis) anfängt, hatte ich gleich anfänglich beinahe gedacht. Da ich aber nicht ahnen konnte, wie *Esen* aus *xls* entstehen konnte, hatte ich die Erforschung des Problems aufgegeben. Henry hat es vom ersten Schlage an gelöst. Die im Französischen sehr seltene Endsilbe *xls*, die sich in keinem andern Vornamen wiederfindet, hat bei Übertragung auf den Anfang des neuen Namens das unterbewußte Denken Helenes beschäftigen müssen und schließlich die Erinne-

1) Mirbel ist Pseudonym, das einer der Frl. S. bekannten Familiennamen verbirgt; das ist hier ohne Interesse, sofern derselbe scheinbar in der Marslinguistik nicht die geringste Rolle spielt; dagegen ist Alexis wirklicher Vorname des jungen Mannes.

rung an magyar. **csacsi** wachgerufen, was besonders französisch ausgesprochen, ziemlich ähnlich klingt. „Nun bedeutet **csacsi-âne** (Esel), jedoch nicht im Sinne der Gattung, was wohl zu beachten ist, sondern als eine Art Kosename, mit dem Kinder einen Esel zu bezeichnen pflegen. [Das entspricht also etwa deutsch: „Grauchen“. Übers.]. Wahrscheinlich hat Vater Smith schon, als er der kleinen Helene zum ersten Male einen Esel zeigte, das Wort von seinen Lippen gehen lassen.“ Nun braucht die somnambule Träumerei Helenes infolge des ungarischen Wortbilds bloß sein deutsches Äquivalent: Esel wachzurufen und ihm seinen Platz abzutreten; man hat mit fast unbedeutender Abweichung, für die man die Wahl zwischen 2—3 gleich plausiblen Erklärungen hat, sogar den Namen **Esel-Esenale**. „Man kann ganz einfach an Dissimilation des einen der beiden l denken, oder an eine Rückübersetzungsformel ins Französische, also „Esel-âne, deren Metathesis genau Esenale ergibt, oder wohl an irgendeine unbestimmte Durchkreuzung ungarischer Wortverbindung: *ézen allat = cet animal*“.

Henry hat gezeigt, daß diese Wortschöpfung durch Anfügung nebeneinander gestellter Buchstaben ein im Martischen häufiges Prinzip ist, welches man besonders zusammen mit polyglotter, deutsch-französischer Wortspielerei und mit Silbenumkehrung, ganz wie in Esenale gelegentlich bei **solitaire**, auf Martisch: **éreduté** (Text 9) wiederfindet. Die zweite Hälfte des Wortes: *solitaire* (d. h. terre) läßt an deutsch **Erde** denken. „Damit wäre mit leichter Metathesis oder kleiner Vokaleinschiebung die Quelle der ersten Hälfte des Marswortes gegeben. Nun bleibt noch **sol**, d. h. der Name einer musikalischen Note, weiter ein Vokal l; diese beiden werden durch den Namen einer andern musikalischen Note, weiter durch einen Vokal gleicher Klangfarbe ersetzt. Die Formel läßt sich mathematisch ausdrücken $\text{sol} + \text{l} + \text{taire} = \text{éred} + \text{ut} + \text{é}$.“ — Wer je an sich selbst törichte Wortspiele beobachtet hat, denen sich unser Geist, ohne gerade bis zum völligen Traum zu kommen, schon wenn die vollbewußte und willkürliche Aufmerksamkeit nachläßt, hingibt, der wird sich über Etymologien nicht wundern, welche Henry der kindlichen Phantasie zuschreibt, die in den hypnoiden Zuständen von Fr. Smith das Martische herausarbeitet.

Das zweite Beispiel bezieht sich auf die Namen **Astané** und **Ramié**. Ich habe, unter Berufung auf den psychologischen Charakter dieser beiden Personen und ihr Verhältnis zu Helene, gezeigt, bei genauer Zergliederung, daß sie Dubletten oder Verklei-

dungen Leopolds (s. S. 196 u. 202) sind. Diese Schlußfolgerung erweist sich auf merkwürdigste Weise durch die Verknüpfungen, die Henry zwischen den verschiedenen Namen des Führers von Helene im Laufe ihrer verschiedenen somnambulen Avatars festgestellt hat, verstärkt. Das für alle andern schöpferische Urwort scheint **Cagliostro** zu sein. Der zweite Teil des Namens, **Llostro**, hat Helenes hypnoiden Ausgeburten vielleicht den Namen Leopold — ungar. Lipot —, eingegeben, in dem man mehrere Buchstaben wiederfindet. Das ist aber nicht sicher genug, um darauf bestehen zu können; Henry läßt diese Ableitung, obwohl er dazu Anlaß gab, gar nicht gelten. Hingegen kann die erste Silbe Cag seiner Meinung nach durch Nasalisierung des Vokals und Hinzufügung einer sanskritoiden Endung recht wohl den Namen des Zauberers **Kanga**, der indischen Inkarnation **Astanés**, eingegeben haben (s. S. 196). Noch weniger zu bezweifeln ist, daß diese selbe Silbe **Kag** — durch Vermittlung von magyar. **ag**, welches „branche“ bedeutet, dann mit Hilfe seines deutschen Äquivalentes: Ast mit folgendem Marssuffix — **Astané** erzeugt hat. „Sollte jemand dieses bemerkenswerte Zusammentreffen für zufällig halten, sagt Henry, so würde ich dann fragen, durch welchen Zufallsrückfall die Doublette von Ast-ané **Ram-ié** heißt, nämlich genau der Radical von franz. **rameau** (was seinerseits Übersetzung von Deutsch: Ast ist), gleichfalls von einem anderen Marssuffix begleitet?“ Man wird zugeben, daß in dieser Bestätigung der fundamentalen psychologischen Identität aller Geistesführer Helenes in Indien, auf dem Thron Frankreichs und Marsplaneten durch etymologische Beziehungen ihrer Namen etwas recht Frappierendes liegt.

Um die Ableitung zu vervollständigen, brauchte man, wie Henry zeigt, den Namen ¹⁾ **Leopold** nur noch mit: **liostro** in Beziehung zu bringen. Leider besitzt die Sprachwissenschaft kein Mittel dazu. Trotzdem erlaube ich mir die Erinnerung, daß das Gebiet psychologischer Assoziation umfassender als das linguistischer Ableitung ist, und daß die erstere beständig realisiert, wozu die zweite unfähig wäre. Ich zitiere

1) Es bedarf kaum des Hinweises auf die analoge Bedeutung äußerer Sprachformen von Assonanzen, Reimen, Zufälligkeiten, wie diese sich auf psychopathischem, kinder- und witzpsychologischem Gebiete finden. V.

ein Beispiel, das den Doppelvorteil hat, von Frl. Smith ganz unabhängig zu sein, denn ich habe es vor ihrer Bekanntschaft beobachtet und veröffentlicht¹⁾, und doch eine gewisse Buchstabenanalogie mit unserem Sonderfalle zu bieten. Eine Versuchsperson schrieb, beauftragt 10 beliebige Worte auf gut Glück aufzusetzen, unter anderem *Sing a poor* und *onomatopée* hintereinander, im Gefühl, daß das zweite Wort zum ersten infolge der Mehrzahl der *o* passe. Die Methoden eigentlicher linguistischer Ableitung können über Verbindung dieser beiden Worte sicherlich nicht viel sagen, ebensowenig wie über die Gedankenfolge *xis-csacsi*, von der bei Esenale oben die Rede war; aber die bloße Assoziation durch irgendeine ferne, unbestimmte Ähnlichkeit auditiver, graphischer oder sprachartikulierender Art genügt, derartige Wortbilder-spiele zu erzeugen, wie sie in unserem Geistesleben einen so hervorragenden Platz einnehmen, und für die die Marsetymologien Henrys manche Beispiele liefern. Ich schließe daraus, daß, wär's hier auch nur durch Vorherrschen der *o*, ohne vom *l* zu reden, die Klanggruppe: **liostro** hätte sehr wohl das Wort: Leopold hervorrufen können mitten in der beständig für alle bekannten Vornamen erregten Sphäre des mehr oder weniger träumenden Hirns von Helene, die beschäftigt war, über den Namen ihres erlauchten Führers Cagliostro noch zu brüten, als schon die erste Silbe sich gelöst hatte dank der Wort- oder Bedeutungs-Assoziationen, welche in Kanga auf der einen Seite, und in Astané-Ramié auf der anderen hinausliefen. Zwar hätten andere Vornamen: Rodolphe, Théodore usw., den Anforderungen lautlichen Anklanges ebensogut entsprechen können, aber man darf die scheinbare Ideenkaprice nicht bis in den Grund erklären wollen; in der Art kann die Auslese des Namens Leopold begünstigt sein durch seine magyarische Form Lipot, welche mit der fraglichen auslösenden Gruppe zwei weitere Buchstaben gemeinsam hat. — Das heißt, ich vergesse nicht, daß in chronologischer Hinsicht die vorstehenden Schlüsse wenn nicht auf unüberwindliche Einwürfe, so wenigstens auf große Schwierigkeiten stoßen, die sich gründen teils auf unsere Unkenntnis von Helenes medianimistische Debüts, teils auf die Tatsache, daß eine subliminale Idee oder Schöpfung lange Zeit vor dem Auftreten automatischer Botschaften nach außen unbemerkt existieren kann. Welches von beiden Worten, Leopold oder Cagliostro, sich so zuerst in Helenes Sinn festgesetzt hat, wissen wir nicht; nicht einmal sind wir im klaren über Zeit und Wirkung äußerer Suggestionen, wann Helenes Geistesführer, d. h. ihre zweite Persönlichkeit, sich zum ersten Male für den erlauchten sizilianischen Wundertäter hielt (siehe S. 106). Darüber weiter mich aufzuhalten, wäre müßig.]

1) Über den Anteil der Umgebung an der Ideenbildung vergl. *Année Psychologique de Beaunis et Binet*, Bd. I (1894), Paris, 1895, S. 188. — Vergl. das Referat darüber in *Zeitschr. f. Psych.* 10, S. 295. V.

Helenes Martisch, das durchaus neu sein sollte, ist Produkt eines Gehirns oder einer Persönlichkeit, die sicher für Sprachübungen Geschmack und Interesse hegt, aber nur französisch versteht, sich wenig um logische Ideenverbindungen kümmert und nicht mit Neuerungen in Phonetik, Grammatik oder Syntax glänzen will, wahrscheinlich ohne überhaupt die Existenz all jener schönen Dinge und die Möglichkeit derartiger Feinheiten zu ahnen. Nur das Wörterbuch beabsichtigte der naive Erfinder des Martischen möglichst ungewöhnlich zu gestalten, entsprechend der Volks- oder Kinderauffassung, welche in einer Fremdsprache nur eine Anhäufung unverständlicher Wörter sieht, ohne zu wissen, daß, was eine Sprache charakterisiert und sie wirklich von einer andern unterscheidet, ihr innerer Aufbau und nicht ihr Wortschatz ist.

Der Schöpfungsvorgang der Marssprache besteht scheinbar einfach darin, französische Worte als solche zu nehmen, und dabei jedes Wort durch ein beliebig anderes, aufs Geratewohl fabriziertes zu ersetzen. Die künstliche Fabrikationsarbeit ist in Wirklichkeit aber schwieriger und mühseliger, als man vor dem Versuch denkt. Man bleibt unwillkürlich in den gewohnten Geleisen des Rhythmus und der Zahl, läßt sich verleiten, kurze Ausdrücke durch kurze, lange durch lange wiederzugeben, behält sogar zuweilen, ohne es zu bemerken, gewisse Vokale und Konsonanten des Urwortes bei und hat im Ganzen eher das Alte nachgemacht oder entstellt, als Neues erfunden. Besonders in den ersten Texten erkennt man daher unter der Marsform die Struktur der französischen Wörter wieder. Zweifellos war der Urheber selbst davon betroffen und hat sich von da an eifrig bemüht, seinen Wortschatz zu komplizieren und immer mehr zu entstellen. Dieses Haschen nach Originalität, das übrigens nie über den rein materiellen Teil der Sprache sich erstreckt hat, weil er keine Idee davon hatte, daß es zwischen Sprachen noch andere Verschiedenheiten geben könnte, repräsentiert eine Kraft der Phantasie, die man anerkennen muß. Da er außerdem seine Neologismen, je nachdem er sie aussinnt, sorgfältig konserviert und sich daraus ein Lexikon zusammensetzt, dem er in der Folge treu bleibt, so muß man gleich-

falls der dazu erforderlichen Gedächtnisarbeit seine Hochachtung darbringen. Allerdings schleichen sich bisweilen Irrtümer und Vergeßlichkeiten ein; die Beständigkeit des Wörterbuches ist nicht von Anfang an vollkommen. Schließlich aber bringt er nach dem ersten Schwanken und unabhängig von einigen späteren Konfusionen den Beweis lobenswerter terminologischer Konsequenz; sicherlich wird er mit der Zeit und einigen anregenden Ermutigungen eine ganz vollständige Sprache ausarbeiten, vielleicht sogar mehrere, wenn man von Text 33 aus, auf den wir zurückkommen werden, prophezeien darf.

Ich habe Inkonsequenzen erwähnt, welche sich im Marswörterbuch besonders in den ersten Zeiten finden. Viele sind vielleicht nur scheinbar und rühren daher, daß Helene, oder aber die Zuhörer zuweilen die gehörten Laute schlecht unterschieden. Indes bleiben, selbst wenn man das Martische bei allen Zweifelfällen in Schutz nimmt, einige, in welchen sicherlich kein Mißverständnis obwaltete, und welche in Worten oder ihrem genauen Sinn Änderungen zeigen. In Text 4 heißt z. B. tout **ls** — Schwanken über diese Aussprache nicht möglich —, während es vierzehn Tage später von Text 7 an definitiv **lé** und im Femininum **lée** heißt (Text 24). Ebenso wird das Wort **kine** = petit (Text 3) später in Text 20 zu **niké** transponiert, und **amiché** = mains in Text 12 wird in Text 23 zu **éméche** = main, vorausgesetzt, daß man in dieser Variation nicht eine Originalflexion sehen will, um Plural vom Singular zu unterscheiden!

Artikel la = **cl** in Text 2 (so wie ihn Helene gehört und mit Bleistift notiert, und Esenale im Augenblick der Übersetzung deutlich ausgesprochen) wurde später in 27 und 31 zu **zi**. Adverb.: là unterlag infolge der mit anderen Beispielen belegten (S. 264) Wortverwechslung demselben Schicksal (vergl. 4 und 40) und figuriert ferner im visuellen Text 26 als **zé**, was seitens Astané einen wirklichen Fehler bedeutet, denn **zé** heißt immer le. Negation: ne, deutlich artikuliert in den ersten Texten als: **ké**, wurde von Text 17 ab **klé** gesprochen und geschrieben, vielleicht um sie von **ké** = que zu unterscheiden. — In anderen Fällen läßt sich der Mangel an Beständigkeit durch momentanes Vergessen des wirklichen französischen Äquivalentes und durch Substitution eines Synonyms erklären. Z. B. dient das Wort: instant = **tensée** (Text 8 und 17) auch einmal (Text 11) dazu, um das Wort: **mâné**, dessen wahrer Sinn in Text 30 und 34 moment ist, zu ersetzen. Ebenso wäre das Wort **triménéni** (15) wahrscheinlich besser durch **entretentions** als durch **compreions** wiedergegeben, denn gemäß derselben Stelle (15) und in vielen anderen Texten (8, 37) ist das Verb. **seimiré** das wirkliche Marsäquivalent von **comprendre**. Ferner ist ebenso **azini**, wie **patrinéz** mit **alors** wieder-

gegeben, während es eher puis oder ensuite heißen müßte (Text 17). — Beispiele vollständiger Inkonsequenz, wie der Verwendung von zwei absolut verschieden gebauten Wörtern für dieselbe Idee, sind selten; dafür läßt sich nur ein einziges Beispiel finden. Man vergleiche die beiden 7 Monate auseinanderliegenden Gelegenheiten, in denen Esenale seiner Mutter in Text 3 versichert, daß: **il la reconnaît** und in Text 15 daß: **il l'a reconnue**; diese zwei Formen desselben Verbums sind hier durch zwei verschiedene Wörter, wie **cévoultche** und **illnée**, ausgedrückt.

Eine andere Variationsform tritt hervor in der Art, die französische Monosyllaba: je, de usw. wiederzugeben, wenn ihr: e elidiert und vor dem folgenden Worte durch einen Apostroph ersetzt wird. Anfänglich scheint die Marssprache immer das französische Wort en bloc als Einheit zu nehmen: **tive d'un, ilassuné m'approche, zalisé l'élément, mianiné t'enveloppe, méi t'ai** usw. (zerstreut über die 15 ersten Texte). Spätere Texte (von 29 an) hingegen unterscheiden stets die beiden Wörter; Esenale trennt sie im Martischen wie im Französischen: **tl mls = de un; le godané = me alder; zé bodri = le os; di anlilé = te envole** usw.

Es zeigt sich also ein gewisser Fortschritt in der analysierenden Fähigkeit des Mars-Philologen. Vielleicht ist dieser Fortschritt spontan, aber ich bin geneigt, ihn wenigstens zum großen Teil, mit einer Diskussion zwischen Leopold und mir über Verwechslung des Artikels **zé = le** und des Pronomens **zé = le** usw. (siehe folgendes Kapitel) in Beziehung zu bringen, eine Diskussion, welche genau in der Zwischenzeit beider Textreihen stattfand, und die subliminale Aufmerksamkeit Helenes auf den Eigenwert der kleinen Wörtchen gelenkt haben muß, sofern die Elision diesen Wert auf das folgende Wort hinsichtlich der Wortbedeutung zurücktreten läßt. Dieser zergliedernde Fortschritt unterdrückt aber nur gewisse Unbeständigkeiten, denn wenn man auch **zalisé = l'élément** als Kontraktion von Artikel **zé** und Substantiv **alilé** (vergl. Text 14 und 28) auffassen kann, so erklärt sich weder die Bildung von **ilassuné, méi** usw., da **me cé** und **te di** heißt, noch auch die mangelnde Übereinstimmung zwischen **tive** und **tl mls**.

Zweifellos könnte man diese Liste von Abwandlungen und Widersprüchen vermehren, aber im ganzen schrumpfen diese kleinen Unvollkommenheiten auf wenig zusammen im Vergleich zu der sehr bemerkenswerten Allgemeinesetzmäßigkeit des Marsvokabulars.

5. Stil.

Es bleibt noch der Stil zu prüfen. Wenn der Stil der Mensch ist, d. h. nicht der unpersönliche, abstrakte Verstand, sondern konkreter Charakter, individuelles Temperament, Stimmung und emotionelle Vibration, so darf man erwarten, in dem Zuschnitt

der Marstexte denselben Spezialstempel wiederzufinden, der die Visionen, Sprachlaute, Schrift, Personen, kurz den ganzen Roman kennzeichnet, nämlich jene merkwürdige Mischung von orientalischem Exotismus und kindlicher Naivetät, aus der die in diesem Zyklus wirksame Unterpersönlichkeit von Fr. S. scheinbar gebildet ist. Allerdings ist es schwer, sich in diesen Dingen voll mehr ästhetischen, vagen Eindrücken als präziser Beobachtung zu äußern; aber scheinbar ist, so weit ich darüber urteile, in der Phraseologie der gesammelten Texte etwas Undefinierbares vorhanden, was in den Gesamtcharakter des Traumes nicht übel hineinpaßt.

Da die Worte sichtlich zuerst französisch gedacht, dann durch Substitution von Lauten, deren Wahl, wie wir bei Gelegenheit der gehobenen Tonhöhe dieser Sprache sahen, die allgemeine Gemütsstimmung erfährt und widerspiegelt, ins Martische travestiert sind, so müssen wir sie, um ihren wahren Stil zu erkennen, naturgemäß von ihrer französischen Seite betrachten. Leider wissen wir nicht, wie weit wohl die von Esenale gegebene Übersetzung mit dem ursprünglichen Original identisch ist. Gewisse Einzelheiten scheinen anzudeuten, daß bisweilen Divergenzen vorliegen. Wie dem auch sei, man fühlt deutlich, daß die literarische Form der meisten Texte (im Franz. aufgefaßt) der Poesie verwandter als der Prosa ist. Obwohl kein Text in eigentlichen Versen besteht, so verraten dabei die große Zahl Hemistiche, denen man begegnet, die Häufigkeit der Inversion, die Wahl der Ausdrücke, die zahlreichen Ausrufe und vielen abgebrochenen Sätze eine große Intensität seelischer, poetischer Erregung¹⁾. Denselben Charakter findet man neben scharfer Nuance von exotischer Originalität und von Archaismus in den Begrüßungs- und Abschiedsformeln wieder, („Bleibe heut glücklich!“ „Drei Lebewohls für dich!“ usw.), sowie in vielen Ausdrücken und Satzwendungen, welche mehr an die verschwommene, metaphorische Redeweise des Orients, als an die trockene Präzision unserer Verkehrssprache erinnert („il garde un peu de

1) Dieselbe Eigentümlichkeit taucht wieder in der häufigen Anwendung von Alliteration, Assonanz und Reim auf: *misaimé, finaïmé*, sowie vieler auf *iné* endigender Worte usw.

ton être“ oder „cet élément mystérieux, immense“ usw.). Bedenkt man nun, daß überall in der Literaturgeschichte Poesie älter ist als Prosa, daß überall die Phantasie der Vernunft, die lyrische Gattung der didaktischen vorausgeht, so gelangt man zu einem Schluß, welcher mit dem der vorigen Paragraphen übereinstimmt. In Stil und Zuschnitt trägt uns scheinbar die Marssprache (oder die französischen Sätze, welche ihr Gerüst bilden), das Echo einer fernen Zeit, den Abglanz eines primitiven Seelenzustandes zu, von dem die Frl. Smith von heute in ihren gewöhnlichen und normalen Geistesdispositionen weit entfernt ist.

Man kann sehr viele Einzelheiten im Stil der Marstexte aufweisen, welcher bemerkenswert je nach der in Frage kommenden Persönlichkeit variiert, wie es auch in der Ordnung ist. Esenale spricht zu seiner Mutter anders, als Astané zu Simandini. Die Sprache des verliebten Siké ist, wie es sich geziemt, viel blumenreicher („Sonne meiner Träume“ usw.), als die des gelehrten Astronomen Ramié, obwohl dieser nichts von der trockenen Wissenschaftlichkeit hienieden an sich hat und wohl eher ein Nebenbuhler Flammarions als des verstorbenen Le Verrier ist. Aber diese Bemerkungen führen zu weit; ich beschränke mich auf eine: den Gebrauch des Wortes méliche betreffend, das unstreitbar von unserem monsieur (siehe Text 1) abgeleitet ist und zwar im Sinne von homme (siehe Text 2, 7, 21, 33; in Text 18 wäre es der Situation besser angepaßt, wenn Esenale es mit monsieur übersetzt hätte). Ich bin geneigt, in dieser Verwechslung von zwei sehr verschiedenen Bedeutungen nicht einen Beweis für Aufhebung jeglicher sozialer Unterschiede auf dem Mars zu sehen, sondern eine Rückerinnerung an das zarte Alter, in welchem Kinder alle Leute, welche sie auf der Straße oder in Bilderbüchern¹⁾ bemerken, als Monsieur und Madame bezeichnen. Darin läge ein weiterer kleiner Hinweis für den kindlichen Charakter der Marsliteratur.

[Nouv. Observ. S. 173 f. Wenn das Martische unserer neuen Texte (42—47) in beträchtlicher Weise von dem der vorher veröffentlichten sich unterscheidet, ist es nicht ohne weiteres ein Fortschreiten, sondern eher ein Wiederkäuen, eine Sprach-

¹⁾ Wenn deutsche Kinder beim beliebten Schulespielen nicht nur den „Herrn Lehrer“, sondern sich untereinander mit „Sie“ anreden, so ist das ein Wichtig- und Vornehmheit in Nachahmung der Erwachsenen beim Ernst des Lebens, der für die Kinder zunächst das Spiel ist; bei Frl. S. kann ich auch hier nicht auf diese kinderpsychischen Daten zurückgreifen, sondern auf die Ausschaltung der koordinativen Intellektualfaktoren zugunsten des Überwiegens der emotionellen (vielleicht sexuellen) Sphären. V.

entartung. Prof. Henry war erstaunt, als ich ihm die später aufgetretenen Mars- und Ultramarsbotschaften vorlegte: „Ein flüchtiger Blick auf diese letzten Texte genügt, sagt er, um sich zu überzeugen, daß die Marssprache auf dem Wege ist, zu verderben und sogar zum Jargon zu werden. Es war Zeit, sie zu erfassen, und sie war reif zur Nachprüfung. Was auch Frl. Smith weiterhin auf diesem Gebiet produzieren möge, es ist zweifelhaft, daß Psychologie und Linguistik noch andere nützliche Aufklärungen (als die schon in den früheren Texten gelieferten) daraus werden schöpfen können.“ (V. Henry, *Le langage martien*, S. XVIII.)]

IV. Frl. Smith und der Erfinder des Marsromans.

Die vorstehende Analyse der Marssprache ist geeignet, den Betrachtungen über Urheber des Romans, welche schon der Inhalt desselben veranlaßt hatte, eine Stütze zu bieten. Die Einbildung, eine neue der Nachprüfung widerstandsfähige Sprache wirklich durch gewaltsame Umstellung französischer Wortlaute zu schaffen, und die Absicht, sie als die des Marsplaneten gelten zu lassen, wäre der Gipfel nichtiger Torheit oder Schwäche, wäre es nicht einfach ein Zug naiver Unschuld, wohl würdig jenes „glücklichen“ Alters (welch Euphemismus so oft!), in dem sich die Lebenskräfte der Menschennatur gegen stumpfsinnige Grausamkeiten unserer Schulmethoden empören, und der arme Schüler so viel wie möglich Vorteil aus den langen Schulstunden zieht, indem er unter anderen Spielereien die Erfindung von Geheimalphabeten betreibt, um mit seinen Leidensgefährten zu korrespondieren.

Der ganze Marszyklus stellt uns vor eine kindliche Persönlichkeit, überströmend von Phantasie, welche an den ästhetischen Tendenzen der wirklichen Normalpersönlichkeit von Frl. Smith für Licht, Farbe und orientalischen Exotismus teilnimmt, von ihr aber außer der kindlichen Eigenart, in zwei Punkten kontrastiert. 1. Sie hegt ein ganz besonderes Vergnügen für linguistischen Zeitvertreib (man sah in Text 33 eine Ultramars-Sprache neben der martischen hervorkeimen) und für Neuschöpfung von Idiomen,

während Helene für Sprachstudien weder Geschmack noch Geschick besitzt, sie gründlich verabscheut und nie mit Erfolg betrieben hat. 2. Helene besitzt trotz dieser Abneigung, eine gewisse sei's aktuelle, sei's potentielle Kenntnis des Deutschen, worin ihre Eltern sie drei Jahre lang haben unterrichten lassen, während der Marsautor sichtlich nur französisch kann. Es ist daher schwer verständlich, warum, wenn dieser Autor auch nur einen Schimmer von der der französischen durch Satzbau, Aussprache, Vorhandensein dreier Genera usw. so entgegengesetzten deutschen Sprache hatte, sich nicht wenigstens einige Reminiszenzen davon in seine Ausgeburten eingeschlichen haben, und warum er sich bei seinen Vorurteilen, ein dem Französischen möglichst fernliegendes Idiom zu schaffen, jeder Entlehnung aus der ihm bekannten Fremdgrammatik enthalten hat¹⁾. Daraus schließe ich, daß die Mars-Unterpersönlichkeit, welche eine so fruchtbare, aber von den Strukturformeln der Muttersprache durchaus abhängige linguistische Tätigkeit beweist, ein älteres Stadium darstellt, gleichsam eine Entwicklungshemmung, vorausliegend der Epoche, wo Helene das Studium des Deutschen begann.

Berücksichtigt man andererseits die große Sprachbegabung, welche der Vater von Fr. Smith scheinbar hatte (siehe S. 14), so wird man sich fragen, ob man bei der Marssprache nicht vor dem Erwachen und der momentanen Entfaltung einer ererbten Fähigkeit steht, welche unter dem normalen Ich Helenes schlummerte, ohne daß dieses in wirksamer Weise einen Vorteil daraus zog. Es ist eine Tatsache vulgärer Beobachtung, daß Talente und Naturanlagen eine Generation zuweilen überspringen und scheinbar direkt von Großeltern auf Enkel übergehen mit Auslassung des Mittelgliedes, das, wie man wirklich sagen könnte, statt der Familienanlage eine Leere geerbt hat. Dennoch muß wohl das benachteiligte Mittelglied auch jene Gaben in Form erstarrter Keime

1) Der Hinweis von Henry (siehe oben S. 271 u. Nouv. Obs. S. 150) z. B. auf die Verwandtschaft von Astané und Ramié, bez. die Übertragung von franz. rameau (Ramié) auf deutsch Ast (Astané) kann kaum die Beherrschung des schwer zu erlernenden Deutsch, die für Verwendung in Somnambulismen notwendig wäre, beweisen sowie den Widerspruch widerlegen, mit dem Helene dem Deutschlernen in einer entwicklungspsychologisch so wichtigen Periode, wie dem Alter von 12—15 Jahren nachgab. Jene deutschen Kenntnisse sind zufällige Einzelheiten; jener Widerwille ist ein Gemütsdatum, das genügend den Mangel von Deutsch in der Marssprache erklären dürfte. V.

nichtentwickelter Vermögen, eines scheinbar toten Kapitals besitzen, denn es überträgt sie ja. Es kommt hier wenig darauf an, welches anatomisch-physiologische Substrat im Organismus diese latenten Dispositionen darstellt, welche auf eine Entwicklung auf einem günstigeren Boden irgendeines besser oder anders konstituierten Nachkommens warten. Es genügt, daß jene unsichtbaren Fähigkeiten irgendwie im Individuum vorhanden sind, um zu verstehen, daß sie gelegentlich unter der Gunst gewisser Ausnahmeumstände, wie hypnoider Zustände flüchtige Strahlen werfen können. Wer weiß, ob, wenn Fr. Smith eines Tages einer Heirat nachgibt, die endlich die Genehmigung Leopolds gefunden hat, sie nicht um so schöner die vielsprachige Begabung des Vaters zum Heil der Wissenschaft in einem glänzenden Geschlecht genialer Linguisten und Philologen wieder aufblühen lassen wird? Das würde dann wohl zu denken geben, ob nicht die Marssprache ihrer Somnambulismen nur anormale, rudimentäre Kundgebung von Fähigkeiten war, die sie ohne ihr Wissen verwahrte.

Indessen könnte man, ohne bei Fr. Smith gerade ein latentes Spezialtalent anzusprechen, die Marssprache einem Überleben zuschreiben oder dem unter dem Peitschenhiebe mediumistischer Hypnosen bewirkten Erwachen dieser Allgemeinfunktion, die allen Menschen gemeinsam ist, die zur Sprachwurzel gehört und sich mit um so größerer Spontaneität und Kraft betätigt, je weiter man zur Entstehung der Völker und Individuen zurückgeht. Ontogenese, sagen die Biologen, reproduziere abgekürzt und in großen Umrissen die Phylogenese. Jedes Wesen durchläuft den Entwicklungsstufen der Rassen analoge Etappen. Die ersten Zeiten ontogenetischer Entwicklung, die Embryonalperiode, Kindheit, erste Jugend sind für ephemeres Wiederauftauchen von Formen oder Tendenzen der Vorfahren, welche in den Wesen mit abgeschlossener Organentwicklung kaum mehr Spuren hinterlassen werden¹⁾, günstiger, als spätere Epochen und das erwachsene Lebensalter. Der „tote junge“ Dichter in jedem von uns ist nur das banalste Beispiel dieser atavistischen Wiederkehr von Tendenzen und Emotionen, welche das erste Auftreten der Menschheit begleitet haben; diese Tendenzen bleiben die Mitgenossen kindlicher Völker und bilden einen Antrieb variabler Energie bei jedem Individuum mit seinem

1) Als Beispiel von Anwendung dieses biologischen Gesichtspunktes auf die Psychologie siehe die sehr interessante und anregende Untersuchung von G. Stanley Hall über Furcht, Phobien und verschiedene Zwangszustände, wie sie bei Kindern so gewöhnlich sind. Sie lassen sich leicht in der Mehrzahl der Fälle als momentane Zustandsreproduktionen der Rassenseele, sozusagen atavistische Reminiszenzen an Existenzbedingungen datierend aus den ersten Zeiten der Mensch- und selbst der Tierheit, erklären: A study of fears, Amer. Journ. of Psychol. Bd. VIII, Jan. 1897, S. 147. — Vergl. Leuba, Fear, awe and the sublime in Religion in The Amer. Journ. of rel. psych. and education II, S. 10 ff. V.

Lebensfrühling, um früh oder spät bei den meisten sich festzusetzen oder zu schwinden, vorausgesetzt, daß sie nicht einen neuen Schatz heben oder sich an bei wahren Künstlern höhere Bedingungen anpassen. Alle Kinder sind Dichter und zwar in der ursprünglichen, umfassendsten Bedeutung des Worts: sie schaffen, phantasieren, bauen, und die Sprache ist nicht das geringste ihrer Werke. Umsonst schließt sie damit ab, sich in Formen, die das gesellschaftliche Milieu auferlegt, auszuprägen; ihre Entstehung und Entwicklung bezeugen eine mächtige sprachbildende Kraft, welche nur im Kinde Betätigung verlangt, dann mit zunehmendem Alter allmählich verkümmert.

Ich schließe daraus, daß die Tatsache sogar des Wiederauftretens und der Entwicklung jener Tätigkeit in den Marszuständen¹⁾ Helenes ein neuer Hinweis auf die kindliche, ursprüngliche, im gewissen Sinne zurückgebliebene und von der gewöhnlichen Persönlichkeit längst überwundene Natur subliminaler Schichten ist, welche von mediumistischer Autosuggestion aufgewühlt, an die Oberfläche getrieben sind. So besteht zwischen dem kindlichen Charakter des Marsromans, seiner poetischen und archaistischen Stilistik und der ebenso kecken wie naiven Erfindung seiner neuen Sprache vollkommene Übereinstimmung.

¹⁾ Zum Beweis, daß öfter gerade der Mars als Ausgangspunkt subjektiver Betrachtungen genommen wird, wie von religiösen Charakteren die Prä- oder Postexistenz, das Paradies, der Himmel konkret ausgemalt ist, sei verwiesen auf: Méchanik, Marsiana, Vorträge eines Bewohners des Mars über eine dort herrschende Weltanschauung, Berlin, Ferd. Dümmler, 1909, 795 S. Es sind mit dieser Bemerkung selbstverständlich nicht alle derartigen Aussagen als subjektiv hingestellt, wie denn der Mars selbst real ist, sondern nur die symbolischen Ausgestaltungen, die über die glaubensmäßig gesicherten Tatsachen der psychischen Entwicklung oder der Geschichte hinausliegen. V.

7. Kapitel.

Mars-Zyklus (Schluß): Ultramars.

Aller Dinge wird man überdrüssig, selbst des Planeten Mars. „Man“ bezeichnet nicht die subliminale Phantasie Helenes, die ihrer großen Aufflüge in Gesellschaft von Astané, Esenale und Komp. ohne Zweifel nie müde wird. Ich selbst — ich gestehe es zu meiner Schande — fing an, Anfang des Jahres 1898 davon genug zu haben. Einmal war ich im Klaren über die wesentliche Natur des Martischen und fühlte in mir nicht das Zeug zum Grammatiker oder Lexikologen, um eingehenderes Studium zu unternehmen. Übrigens drohte dieses nach der langsamen Aufeinanderfolge der Texte seit zwei Jahren zu urteilen, stark, den ganzen Rest meiner gegenwärtigen Inkarnation oder der des Mediums, ohne zu seinem Ziele zu kommen, zu überdauern. Andererseits waren diese Texte als bloße Kuriositäten aus psychologischem Schaufenster wenig abwechselnd und versperrten mit der Länge der Zeit fast alles Andere. Daher entschloß ich mich, es mit irgendeinem Experiment zu versuchen, das, wenn nicht die Quelle ausschöpfen, so wenigstens ihre Monotonie unterbrechen konnte.

Bisher hatte ich, ohne eine feste Meinung zu äußern, stets ein recht reelles Interesse für diese Mitteilungen bekundet, sowohl Helene im Wachzustande, als Leopold gegenüber in seinen Inkarnationen. Alle beide zeigten sich von der objektiven Wahrheit dieser Marssprache und der Begleitvisionen in gleicher Weise überzeugt. Vom ersten Tage an hatte Leopold nicht aufgehört, deren strikt martische Echtheit zu versichern. Helene teilte, ohne absolut darauf zu bestehen, daß all' dieses vielmehr

vom Mars als von einem anderen Planeten stamme, denselben Glauben an den extraterrestrischen Ursprung dieser Botschaften. Wie aus manchen Einzelheiten ihrer Unterredung wie ihres Verhaltens hervorging, sah sie darin eine Enthüllung von größter Wichtigkeit, welche vielleicht „eines Tages alle Entdeckungen Flammarions in den Schatten stellen würde“. Was würde geschehen, wenn ich mir einfallen ließe, dieser inneren Überzeugung offen entgegenzutreten und zu zeigen, daß das sogen. Martische nur Chimäre, reines Produkt sonnambuler Autosuggestion sei? Mein erster Versuch, der sich an Leopold wandte, hatte auf die Folge des Marszyklus keinen schätzbaren Einfluß.

Es war in der Sitzung vom 13. Febr. 1898. Helene lag in tiefem Schlaf; Leopold konversierte mit uns durch Bewegungen des linken Armes und Fingerdiktate. Ich drückte ihm kategorisch meine Gewißheit aus, daß die Marssprache erdhafter Herkunft sei, wie ihr Vergleich mit dem Französischen bewiese. Als Leopold dieser Auffassung mit lebhaften Ablehnungsgesten begegnete, führte ich zum Beweise einige Einzelheiten an, u. a. die Übereinstimmung beider Sprachen in der Aussprache des *ch* und Homonymie von Pronom und Artikel: *le*. Leopold hörte zu und schien meine Argumente zu begreifen, aber nichtsdestoweniger blieb er dabei, diese charakteristischen Koinzidenzen abzulehnen, indem er mit dem linken Zeigefinger diktierte: „Es gibt Dinge, die noch ungewöhnlicher sind.“ Die Echtheit des Martischen wollte er keineswegs preisgeben, wir verharteten jeder bei seiner Ansicht. Da die späteren Texte keine Spur von unserer Unterredung¹⁾ zeigten, schien es, als ob man durch Vermittelung Leopolds eine Änderung des Marsromans nicht veranlassen könnte.

Ich ließ einige Monate verstreichen, versuchte es dann in einer Unterredung mit Fr. Smith im Wachzustande. Okt. 1898 sprach ich ihr zweimal meinen völligen Skeptizismus hinsichtlich der Marssprache aus. Das erste Mal, am 6. Okt., hielt ich mich bei einem Besuche, den ich ihr außerhalb jeder Sitzung machte, an Allgemeinewände, auf die sie im wesentlichen folgendes er-

1) Man beachte jedoch (S. 279) meine Bemerkung über die Änderung die sich auf von der Elision getroffene Monosyllaba im Französischen bezieht. Meine grammatikalische Unterredung mit Leopold — die in die lange Zwischenzeit fiel zwischen dem letzten Beispiel dem alten Verfahren (*t'ai* in Text 15) und dem ersten Fall der neuen mehr analytischen Art (*le os* in Text 29) trug vielleicht etwas zu diesem Wandel bei, ebenso wie meine Unterredung vom 6. Oktober mit Helene.

widerte: Erstens müßte diese unbekannte Sprache wegen ihres intimen Zusammenhanges mit den Visionen und trotz ihrer möglichen Ähnlichkeiten mit dem Französischen, wenn die Visionen sich auf jenen Planeten bezögen, notwendigerweise Marssprache sein. Ferner widerspräche nichts diesem wahren Ursprung der Visionen ernstlich und folglich nicht dem der Sprache selbst, da es statt eins zwei Mittel gäbe, diese Kenntnis einer fernen Welt zu erklären, nämlich die eigentlich spiritistische Mitteilung (d. h. die von Geistern zu Geistern, ohne materiellen Vermittler), deren Wirklichkeit nicht in Zweifel gezogen werden könnte, und das Hellsehen, diese Fähigkeit oder dieser unleugbare sechste Sinn der Medien, der ihnen Sehen und Hören auf beliebige Entfernungen hin gestatte. Sie bestehe schließlich nicht steif und fest auf den eigentlichen Marsursprung dieses seltsamen Traums, wenn man ihr nur zugebe, daß derselbe anderswoher als von ihr stamme, da es unzulässig sei, denselben als Werk ihres Unterbewußtseins zu erklären, denn sie hätte in ihrem Alltagsleben absolut keine Wahrnehmung, Empfindung oder eine Spur von Anzeichen jener angeblichen inneren Tätigkeit des Herausarbeitens, der ich denselben hartnäckig zuschrieb, aller Wahrscheinlichkeit und dem gesunden Menschenverstand zum Trotz.

Einige Tage später, am 16. Okt., nahm ich, als Frä. Smith nach einer Nachmittagssitzung den Abend bei mir verbrachte und sich in vollem Normalzustand¹⁾ zu befinden schien, den Angriff mit mehr Entschiedenheit wieder auf.

Bis dahin hatte ich stets vermieden, Helene die Übersetzung der Marstexte, sowie das Alphabet im einzelnen zu zeigen; sie kannte die Marsschrift sozusagen nur von Aussehen, deren Buchstabenwert ihr fremd war. Diesmal erklärte ich ihr die Geheimnisse jener Sprache mit allen Einzelheiten, ihre oberflächliche Originalität, ihre fundamentale Ähnlichkeit mit dem Französischen, ihren Reichtum an i- und e-Vokalen, ihre kindliche, dem Französischen identische Konstruktion, sogar in Nachahmung unserer Ausdrucksweise: *reviendra-t-il*, indem es zwischen die

1) Die Folge beweist wohl, daß es nur Schein war, und daß Helene sich tatsächlich noch im Suggestibilitätszustand befand, der nach den Sitzungen mehr oder minder lange andauert und vielleicht nie vor dem Nachtschlummer aufhört.

Worte: **berimir** und **hed** ein überflüssig-euphonisches **m** einfließen läßt, ihre zahlreichen Kapricen der Phonetik und Homonymie, zweifellose Reflexe der Art, an die wir gewöhnt sind usw. Auch die Visionen kämen mir, fügte ich hinzu, durch ihre unwahrscheinlichen Analogien mit dem, was wir auf unserer Erde sähen, verdächtig vor. Nähme man selbst an, Häuser, Pflanzen und Menschen auf Mars und Erde seien nach demselben Grundplane geschaffen, so wäre es doch sehr zweifelhaft, daß sie dieselben Größenverhältnisse und dasselbe typische Aussehen besäßen. Tatsächlich lehre die Astronomie, daß auf dem Mars physikalische Verhältnisse, Jahreslänge, Abstand der Jahreszeiten, Intensität der Schwerkraft usw. ganz andere als bei uns sind; der letzte Punkt besonders müsse auf alle natürlichen und künstlichen Produkte einwirken und sowohl ihre absoluten Dimensionen als auch das Verhältnis von Höhe und Breite sehr ändern. Weiter, bemerkte ich, gäbe es auf dem Mars, wie auf der Erde sicherlich eine große Sprachverschiedenheit; man könnte über den merkwürdigen Zufall staunen, der Esenale eine dem Französischen so ähnliche Sprache sprechen ließe. Ich schloß endlich mit der Bemerkung, daß im Gegenteil dies alles, sowohl das orientalische Aussehen der Marslandschaften als der im wesentlichen kindliche Charakter des ganzen Romans sich wunderbar erklärte, wenn man darin ein Werk reiner Phantasie, aus einer Unterpersönlichkeit oder einem Traumzustand von Frl. Smith selbst stammend ansähe, denn Helene erkennt an, stets viel Vorliebe für alles Originelle und Orientalische gehabt zu haben.

Länger als eine Stunde folgte Frl. Smith meiner Darlegung mit lebhaftem Interesse. Aber bei jedem neuen Grund schien sie anfangs wohl ein wenig aus der Fassung gebracht zu sein, dann aber wiederholte sie bald, wie einen Triumphrefrain und ein Argument ohne Widerrede: die Wissenschaft sei nicht unfehlbar, kein Gelehrter sei bisher auf dem Mars gewesen; man könne infolgedessen unmöglich mit voller Bestimmtheit behaupten, daß die nicht ihren Visionen konform seien. Meinen Schlußworten setzte sie entgegen, daß ihre Enthüllungen über Mars oder andere Dinge keinesfalls von ihr selbst stammten; sie begriffe nicht, warum ich mich gegen die einfachste Annahme, die der Echtheit so ereifere, um derselben die wertlose, absurde Hypothese eines darunter liegenden Ichs vorzuziehen, das ohne ihr Wissen diese seltsame Mystifikation anzettele.

Obgleich ich die Unerbittlichkeit meiner Schlußfolgerungen betonte, mußte ich wohl zugestehen, daß Wissenschaft nicht unfehlbar sei, und nur ein kleiner Abstecher nach dem Mars all unsere Zweifel über das, was da vorgehe, absolut entscheiden

könne. Wir schieden so als gute Freunde, aber die Unterredung hinterließ in mir den klaren Eindruck von der völligen Erfolglosigkeit meiner Bemühungen, Helene für die Begriffe der subliminalen Psychologie zu gewinnen. Das überraschte mich übrigens nicht und tat mir nicht leid, da es von ihrem Standpunkt aus so vielleicht besser war.

Die Folge zeigt indes, daß meine Begründungen an jenem Abend scheinbar fruchtlos, nicht ohne Wirkung geblieben sind. Haben sie auch die bewußte Auffassung Helenes und besonders die Meinung Leopolds nicht geändert, so sind sie doch in die tiefen Schichten, wo die Marsvisionen sich hervorarbeiten, eingedrungen und sind gleichsam als Gärungsstoff wirkend, der Anfang zu neuen, unerwarteten Entwicklungen gewesen. Dieses Resultat verstärkt glänzend die Idee, daß der ganze Marszyklus nur ein Produkt von Suggestion und Autosuggestion sei. Ebenso wie einst das Bedauern von Lemaître, nicht zu wissen, was auf anderen Gestirnen vor sich gehe, den ersten Keim dieser Ausgeburt geboten hatte, so haben jetzt meine kritischen Bemerkungen über Sprache und Menschen da oben zum Ausgangspunkt für neue Streifzüge der subliminalen Phantasie Helenes gedient. Vergleicht man in der Tat den Inhalt unserer Diskussion vom 16. Okt., welche ich kurz hier oben mit den Visionen der folgenden Monate (siehe von Text 30 an) zusammengefaßt habe, so konstatiert man, daß diese letzteren einen sichtlichen Anfang einer Antwort enthalten und ein Rechtfertigungsversuch auf Fragen sind, die ich erhoben hatte. Man steht hier einem sehr merkwürdigen Versuch, naiv und kindlich wie der ganze Marsroman, gegenüber, nämlich den Fehlern, welche ich ihm vorwarf, zu entgehen nicht durch Korrektur und Änderung, was geheißen hätte sich widersprechen und verurteilen, sondern durch gewisse Überholung desselben und durch Überbau einer Neukonstruktion, eines *Ultramarszyklus*, wenn man mir diesen Ausdruck gestattet, der gleichzeitig anzeigt, daß derselbe sich auf irgendeinem über den Mars hinausliegenden, unbestimmten Planeten abspielt und nicht eine absolut unabhängige Geschichte bildet, sondern eine, die auf den ursprünglichen Marsroman aufgepfropft ist.

Die suggestive Wirkung meiner Einwürfe vom 16. Okt. war nicht unmittelbar, sondern läßt eine Inkubationsarbeit vermuten. Text 30, welcher eine Woche später erschien, unterscheidet sich kaum von den vorangehenden, außer durch Auslassung eines euphonischen Buchstabens, welcher indes zwischen den Worten: **bindié idé** = trouve-t-on besser am Platz gewesen wäre, als zwischen den Worten **bérimir m hed** in Text 15, auf den ich Helenes Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Vielleicht darf man in dieser kleinen Einzelheit ein erstes Resultat meiner Kritik erblicken. Das Auftreten (etwas später) eines neuen Martiers, Ramiés, welcher Helene demnächstige Enthüllungen über einen nicht näher bezeichneten Planeten (Text 31) verspricht, beweist, daß der Ultramarstraum unterbewußt bereits zu reifen im Gang war. Aber erst am 2. Nov., d. h. 17 Tage nach den Anregungen, mit denen ich ihn in Verbindung bringe, kam er in jener merkwürdigen Szene zum Ausbruch, in der Ramié eine ungeahnte, bizarre Welt enthüllt. Deren Sprache entscheidet eigenartig über das gewohnte Martische. Die detaillierte Beschreibung dieser seltsamen Vision, welche Helene mir schickte, verdient zitiert zu werden (siehe Text 32—35).

„. . . . Ich war seit etwa 20 Minuten wach und aufgestanden und saß jetzt, gegen 6¹/₄ Uhr morgens, beim Nähen. Seit einem Augenblicke schon machte ich die Beobachtung, daß meine Lampe allmählich dunkler brannte; schließlich sah ich gar nichts mehr.

In demselben Moment fühlte ich mich von einem unsichtbaren Arm um die Taille gefaßt und stark gedrückt. Ich sah mich dann von einem rosigen Lichte umgeben, wie es gewöhnlich eine Marsvision einleitet. Schnell nahm ich mit der Hand von meinem Toilettentisch Papier und Bleistift und legte beides auf mein Knie für den Fall, daß es einige Worte zu notieren gab. Kaum waren die Vorbereitungen beendet, als ich neben mir einen Mann nach Aussehen und Gewohnheiten einen Martier stehen sah. Es war Ramié. Er hielt mich wirklich mit dem linken Arm umfaßt, wies mit dem rechten auf ein wenig scharfes Bild, das aber schließlich sehr deutliche Umrisse annahm. Er sagte mir auch einige Sätze, die ich, wie ich glaube, ziemlich gut notieren konnte. (Text 32, in dem Ramié Helenes Aufmerksamkeit auf eine der umgebenden Welten lenkt und sie dessen seltsame Wesen sehen läßt.)

Dann sah ich ein Fleckchen Welt, welches von ganz andersartigen Wesen als auf unserem Globus bewohnt wird. Das größte all dieser Wesen war kaum 90 cm groß, die meisten waren wohl mindestens 10 cm

kleiner. Ihre Hände waren riesengroß, ungefähr 30 cm lang und 8—10 cm breit und waren mit sehr langen, halb nach innen gekrümmten schwarzen Nägeln versehen. Ebenso groß waren ihre Füße, beschuht aber mit einem Schuhwerk, das ich nicht recht erkennen konnte.

Ich sah keinen Baum, keinen grünen Zweig in diesem für mich sichtbaren Erdenwinkel. Ein Gewirr von Häusern oder vielmehr Hütten im einfachsten Stil, alle niedrig, lang, ohne Fenster oder Türen, jedes Haus war mit einem kleinen, ungefähr drei Meter langen Tunnel versehen und zwar in ganz regelrechter Weise. Die Dächer waren flach und mit



Fig. 33. — Ultramarshäuser, gezeichnet von Frä. S. nach ihrer Vision vom 2. Nov. 1898.

Schornsteinen oder Röhren versehen, ich weiß nichts genau, und diese waren ziemlich hoch. Der Boden, fast schwarz, bot weder Pflaster noch Trottoir, alles war da möglichst Natur.

Die Leute, mit nackten Armen und Leibern, trugen als Kleidung nur eine Art Unterrock, der an der Taille festgehalten und an den Schultern allem Anschein nach durch breite Bänder oder Hosenträger getragen wurde. Ihr Kopf war völlig glatt rasiert, kurz und kaum höher als 10—12 cm bei ungefähr 20 cm Breite. Augen sehr klein, Mund ungeheuerlich, Nase wie eine Bohne, alles war so anders als bei uns, daß ich darin fast eher ein Tier als einen Menschen zu sehen geglaubt hatte, wären nicht plötzlich aus dem Munde des einen von ihnen Worte hervorgegangen, welche ich zum Glück — wie, weiß ich nicht genau — aufschreiben konnte. Es war eine mir unbekannte Sprache, in ganz plötzlichen Stößen: *bak sanak top anok sik étip vané sanim batam issem tanak vanem sébim mazak tatak sakam*¹⁾.

1) In der Übersetzungsszene (siehe Text 33) wiederholte Helene, Astané inkarnierend, diesen Satz außerordentlich rasch und ruckweise. Alle Vokale sind kurz und kaum artikuliert, während den Anfangs- oder Endkonsonanten b, k, t, p, eine kurze Pause vorangeht, und sie dann heftig explodieren, was dem Ganzen einen äbgehackten und tänzelnden Charakter verleiht.

Diese Vision hat etwa $\frac{1}{4}$ Stunde gedauert und verwischte sich unmerklich, während meine Taille vom Arm der Marsperson, wenn auch immer leichter, umfaßt wurde. Sie selbst verschwand; allmählich fühlte ich mich frei, aber meine rechte Hand kräftig festgehalten zeichnete seltsame Buchstaben (Text 34, Lebewohl von Ramié an Helene). Ich war mir in jenem Augenblicke dessen in keiner Weise bewußt, aber merkte es nur, als meine Hand gänzlich von jedem Druck frei wurde, und alles um mich herum in natürliche Ordnung zurückgekehrt war. Ich setzte mich nicht wieder an meine Näherei und beeilte mich, Toilette zu machen. Den Tag über hat sich kein peinlicher oder nachhaltiger Eindruck dieser Vision gezeigt.“

Einen Monat später kam gleichsam eine verfehlte Wiederholung oder Fortsetzung derselben Vision. Das Bild wurde nicht ganz scharf, Ramié begnügte sich mit der Belehrung an Helene (Text 35), daß es sich um eine rückständige, dem Mars ziemlich benachbarte Welt und ungefüge Sprache handele, die bloß Astané übersetzen könne. Das geschah in der Tat vierzehn Tage später: Astané inkarnierte sich mit besonders krampfhaften Gesten und Bewegungen und wiederholte mit Helenes gewöhnlicher Stimme den barbarischen Text, dem eine wörtliche Übersetzung mit seinen Marsäquivalenten folgte. Später nach Astané interpretierte Esenale seinerseits denselben französisch nach seiner gewöhnlichen Weise. Auf eine Frage eines der Sitzungsteilnehmer antwortete auch Leopold, daß diese unkultivierte, primitive Welt einer von den kleinen Planeten sei, aber es ist vorauszusetzen, daß er auch bejahend geantwortet hätte, würde man sie Phobos oder Deimos genannt haben; im großen Ganzen würde einer der Marssatelliten besser dem „dem unserem sehr nahen“ Himmelskörper, von dem Ramié spricht, entsprechen, als die Asteroiden. . . .

[Nouv. Obs. S. 156¹). Nach diesem ersten Auftreten (Text 33) erfährt der Ultramars eine so völlige Verfinsterung von 8 Monaten, daß man ihn für definitiv verloschen hätte halten können, würden nicht gewisse Marsbotschaften (Text 37—40) scheinbar auf spätere Enthüllungen angespielt haben, welche sich schon in den Tiefen von Helenes Unterbewußtsein vorbereiteten. Dann plötzlich taucht der Ultramars, sichtlich angeregt, da Helene das auf denselben

1) Vergl. hierzu die oben S. 38 f. reproduzierten Figg. 9—14 der Nouv. Observ. V.

bezügliche Kapitel von: Des Indes gelesen hatte, Anfang September 1899 in einer Spontanvision von neuem auf. Helene berichtete mir schriftlich noch am selben Abend:

„Heute, am 7. Sept., hatten wir frei; ich bin zu Hause geblieben und hatte den ganzen Nachmittag bis $\frac{3}{4}$ 7 Uhr gearbeitet. Als ich meine Arbeit auf den Tisch neben mir gelegt hatte, stützte ich den Kopf auf die Rücklehne meines Sessels, um mich einige Augenblicke auszuruhen. Wir plauderten, meine Mutter und ich, als sich plötzlich mein Blick trübte, und ich mir auf einmal von Rosastrahlen umgeben vorkam, welche eine goldige, dann bronzene Färbung annahmen, um alsdann in ein einförmiges Dunkelgrau überzugehen. Die Möbel des Zimmers sah ich nicht mehr, aber statt dessen zeigte sich mir jenes trostlose Land mit seinen primitiven Bewohnern, wie ich sie schon vor einigen Monaten gesehen hatte, zum zweiten Male. Neben einem Hause ganz ähnlich den schon früher beschriebenen (S. 292) plauderten zwei Männer miteinander. Einen Teil ihrer Sprache konnte ich erfassen, verstehen und schriftlich fixieren.“ (Text 42, den Helene mit Bleistift in folgender Orthographie notierte: atope itam aka zanaque atop azèque ilate banep mipe apéc ilat itique zicame.... moc zem tetem mipe timip ilate itic.... zicaque moque.... marac; sie ließ einige Worte, die ihr entgingen, offen [....].) „Wie es kam, daß das Innere des Hauses sich vor mir auftat, weiß ich nicht. Aber in diesem Innern, einem Zimmer, in dem weder Tapeten noch Anstrich einen geringen Anschein von Sauberkeit und Komfort boten, sah ich ein Querbrett aufgehängt und beinahe die Decke berühren, in dem ich schließlich eine Art Bett erkannte, denn in jenem Augenblick wagte sich ein Wesen in einen schmalen Gang, ich möchte lieber sagen eine Art Schornstein, der auf dieses Brett mündete, um sich längelang darauf auszustrecken. Wie es dahin kam? ich weiß es nicht und konnte es nicht begreifen, aber Tatsache ist, daß es dahin kam. Nahe dabei war in der Mauer eine Art schrecklich häßlicher glasierter Tonfigur, so scheußlich, daß ich mich fragte, wie das ausgestreckte Wesen sie mit so tief gesammeltem Aussehen betrachten könne. Leider verblaßte die Vision allmählich; sie hatte nur 5—7 Minuten gedauert.“

Nach den unbekanntenen Worten, die von Helene im Verlaufe ihrer Vision vernommen, und drei Tage später in einer Sitzung (vergl. Text 42, S. 243 übersetzt wurden, kann man annehmen, daß die scheußliche überzogene Tonfigur in der Mauer das Idol des Gottes Mok war. Aber von diesem Detail abgesehen, bemerke ich zwischen dieser merkwürdigen Vision und den anderen aufgefangenen Worten, welche höchstens ein ebenso unverständliches Gefüge, wie der erste Ultramarstext (33) des vorhergehenden Jahres sind, kaum eine Beziehung.

Diesem zweiten Ausbruch des Ultramarstraums folgte eine neue Ruhezeit, die übrigens viel weniger vollständig war, und

welche, wenn man sie bis zu dem klaren Erscheinen der weiter unten beschriebenen Hieroglyphen verlängerte, sechs Monate dauern würde, die indes viel kürzer ist, kaum einige Wochen, wenn man zahlreiche, mehr oder minder wirre Visionen mitzählt, die Helene bald darauf, besonders morgens, beim Erwachen aufgingen. Schon im letzten Vierteljahr 1899 hatte sie verschiedene Male die Erscheinung seltsamer und unbekannter, nicht - martischer Buchstaben, welche vor ihr gewöhnlich inmitten einer Art Milchkugel oder schwach leuchtender Sphäre zu schweben schienen. Leider dachte Helene bei dem Zustand von Schläffheit und Passivität, welche diese automatischen Visionen begleiteten, nicht daran, die Buchstaben sogleich zu kopieren; die Erinnerung daran war nie scharf genug, um ihr, einmal in den Normalwachzustand zurückgekehrt, eine Wiedergabe zu gestatten.

Gegen Wintersende 1900 wurden die Erscheinungen der Hieroglyphen immer präziser, mehrten sich und waren oft von Landschaftsvisionen begleitet, die Helene als ultramartische erkannte. Form und Farbe der Landschaften behielt sie so klar im Gedächtnis, daß sie sie mit voller Befriedigung im ersten Augenblick der Muße sowohl mit dem Bleistift, wie mit dem Pinsel reproduzieren konnte. So schuf sie eine sehr merkwürdige Kollektion von Ultramarsansichten, die immer mit größter Leichtigkeit und halb automatisch ausgeführt wurden, wie ich es schon gelegentlich der Marszeichnungen (siehe S. 80) beschrieb. Lemaître und ich empfangen jeder ein halb Dutzend dieser auffallenden Aquarelle als Geschenk; einige der typischsten sind S. 80 Fig. 4—8 reproduziert. Der Leser kann so einen Überblick gewinnen vom Boden, Fauna und Flora des Ultramarsplaneten, wie von dessen Bewohnern und deren Hausinterieur. Leider bleibt die Bedeutung vieler Einzelheiten oder Gegenstände auf diesen Ansichten sehr rätselhaft, da Frl. Smith selbst über Wesen und Gebrauch der Dinge, welche sie so getreu wie sie sie vor sich schaute, nachzuzeichnen sich beschränkte, keine Erklärung geben kann. Vielleicht würde man dann, wenn sie alle im Laufe dieser Visionen vernommenen Bruchstücke von Stimmen und seltsamen Unterredungen hätte sammeln

und übersetzen können, einige Aufklärung finden über die Organisation dieser Fernwelt, z. B. über die Kugelkarten, die man weiß nicht wie, ohne nachzugeben, den Riesenblock in Fig. 7 tragen, oder über die Möbel und Utensilien in Fig. 8. In Ermangelung jeglichen Hinweises mag statt dessen jeder auf seine Weise die Schöpfungen jener eigenartig ästhetischen Wunderlichkeit auslegen.

Noch einige kurze Angaben über die chronologische Entwicklung der Ultramarvisionen, wie ich sie aus Notizen von Lemaitre schöpfe, welcher dieselben bei gelegentlich FrI. Smith abgestatteten Besuchen machte.

14. März 1900. — Um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr morgens erschien Leopold und zeigte Helene in verschwenderisch großer Zahl ultramartische Insekten, die sie in den Mußstunden der folgenden Tage in natürlicher Größe zeichnete und ausmalte (Fig. 4, S. 80). Als Helene darauf von Ultramarsschriftzeichen sprach, die sie nicht im Gedächtnis behalten hatte, antwortete Leopold: „Du wirst sie in vierzehn Tagen wiedersehen, aber Dich mit diesem Planeten, welcher nur eine untergeordnete Welt ist, nicht lange aufhalten. Du wirst ein anderes, weiter entwickeltes Gestirn sehen, und zur künftigen Übersetzung des Martischen oder jeder anderen Sprache nicht erst Astané und Ramié rufen brauchen, die indes immer dasein werden.“

27. März. In all diesen Tagen wartete Helene nach Leopolds Prophezeiung darauf, ultramartische Schrift zu skizzieren. Mehrmals hat sie die Ultramarsschrift und Schriftzeichen wiedergesehen, aber ohne mehr als 3—4 Buchstaben, die aufzuschreiben sich nicht lohnte, zu behalten. Heute morgen um $\frac{1}{4}$ 7 Uhr hat sie eine dritte, von der ultramartischen ganz verschiedene Schrift gesehen, die ihr scheinbar aus drei kurzen Worten bestanden und vertikal gelesen werden mußten. Als sie Leopold ihre Befürchtungen, keine Ultramarsschrift wiederzusehen, ausdrückte, meinte dieser, sie brauche nur eine Sitzung zu geben: die Schrift werde wiedererscheinen. Als sie erwiderte, sie wolle zuerst ihre Landschafts- und Tierzeichnungen — sie hatte deren schon 6 — fertig machen, zeigte ihr Leopold groß und schwarz die Zahl 11, was bedeuten sollte, sie habe noch fünf Zeichnungen anzufertigen.

3. April. — Frühvision Leopolds. Helene hat die Vision jener Malerei (Fig. 7), auf der das Tier ist, „das in der Figur etwas Menschliches hat“. Das Tier ist so groß wie ein kleiner Hund.

23. April. — Bei Helenes Erwachen erscheint diesmal Ramié und hält ihr eine Marsrede (Text 43), die sie mit Bleistift verhältnismäßig gut nachschreiben konnte; Zweck derselben ist, von neuem die bevorstehende Offenbarung der schon so oft halbgesehenen Hieroglyphen anzukündigen und ihr im voraus deren charakteristische Verwendung zu signalisieren.

Wahrscheinlich fühlte Helene in jenem Augenblick selbst die Bedeutung dieser Botschaft, einer sichtlichen Antwort auf ihre Interessen an Ultramarssprache und -Schrift, aber beim Schwinden des Halbsomnambulismus anfalls entsann sie sich ihrer nicht und gab erst später (27. Mai) deren Übersetzung.

Aus dem vorangehenden ergibt sich, daß die Ultramarschrift nach siebenmonatlicher Inkubation, seit Ende März 1900, erscheinungsbereit war und dazu nur auf die Gelegenheit einer Sitzung wartete. Diese fand, infolge verschiedener Umstände von Woche zu Woche verschoben, erst Mitte Mai statt. Man erhielt bei derselben aus der Hand Helenes im Trance 12 Hieroglyphen (Fig. 9), zu denen weiter in zwei unmittelbar folgenden Sitzungen drei neue Reihen ebenfalls von je 12 Buchstaben kamen, was in Summa 48 Zeichen macht, jedes mit seinem Ultramarsnamen und mit martischer sowie französischer Erklärung. Das vollständige Verzeichnis habe ich in den Texten 44—47 gegeben und in den folgenden Fig. 9, 10 und 12—14 die Originalblätter dieser vier zeichensprachlichen Serien (in $\frac{3}{8}$ natürlicher Größe; ich habe Zahlen und französische Worte hinzugefügt, um dem Leser die Orientierung leichter zu machen). Fig. 10 schließt sich an und zeigt dieselbe progressive Weise, in der uns das erste Dutzend dieser Schriftzüge erklärt worden ist. Ich will, bevor ich die Geschichte dieser hieroglyphischen Enthüllungen eingehender wieder aufnehme, deren verschiedene Phasen summarisch skizzieren. 1. Das einleitende Ereignis bestand in graphischer Ausführung dieser Schriftzeichen (Fig. 9) durch die in Trance befindliche Helene, während ihr Mund gleichzeitig ihre Marsbezeichnungen aussprach. 2. Fünf Tage später spontane Gehörshalluzination, von der sie eine Wiedergabe bieten konnte; die Aussprache ihrer Ultramarsworte notierte sie mittelst ihrer phoneschen Übertragung ins Französische. 3. Am folgenden Tage liefert ein Morgenanfall von graphomotorischem Automatismus die Fig. 10, d. h. dieselben Schriftzeichen in abgekürzter Form reproduziert, wohl hinreichend, ihre Identifikation zu gestatten, aber dieses Mal begleitet von ihren Bezeichnungen, sowohl martischen als ultramartischen, in Marsschrift gesetzt, so daß über ihre orthographische Richtigkeit kein Zweifel mehr bestand. 4. Eine Woche später endlich erhielt man in einer Übersetzungssitzung von Astané

und Esenale mit Helenes Stimme allmählich authentische, klare und ruckweise Aussprache der Ultramarsausdrücke, Wiederholung ihrer schon vierzehn Tage vorher gehörten Marsäquivalente und deren französische Übersetzung. Bei den drei anderen Dutzend Sprachzeichen ging es schneller (bis zum Ablaufen in einer einzigen Sitzung), aber auf Kosten orthographischer Sicherheit, denn wir wurden schriftlicher Mitteilung der Ultramars- und Mars-Vokabeln nicht mehr gewürdigt.

Ich lasse nun mit etwas Detail die Beschreibung der somnambulen Szenenreihe folgen, in denen sich in weniger als 6 Wochen (Mai bis Juli 1900) die schöne, aber kurze Blüte der Ultramarshieroglyphen entfaltetete.

13. Mai. — Sitzung bei Lemaitre (ich war nicht anwesend), dessen Protokoll ich resümiere. Nach einstündiger Halbsomnambulismusszene (siehe S. 432 f.: Barthez) entschlummert Helene völlig, ihr linker Zeigefinger diktiert: „Setz sie an den Tisch, Ramié will schreiben“. Man schiebt einen Tisch heran, Helene scheint zu erwachen, beklagt sich über Schwäche und Kälte, dann plötzlich mit sanfter Stimme (sich an Ramié wendend, den sie zur Linken sieht): „Das ist nett von Ihnen, daß Sie gekommen sind, aber es wäre mir recht lieb, Sie blieben ruhig neben mir ... Sie wußten, daß ich Ihr Porträt gezeichnet habe? Fig. 3, S. 80), Sie finden es ähnlich? Oh... dann will ich mich beeilen... aber wozu ist die große Nebelkugel nötig?... wird sie sich nicht im Raume auflösen?...“ Dann schickt sich Helene an, auf ein Blatt Konzeptpapier, das man ihr vorlegt, zu schreiben. Mehrmals taucht sie ihre Feder ein, spricht die Worte: *forimi té atimi* (noch einmal) aus, zeichnet dann den Buchstaben, der wie ein X aussieht (Nr. 1 in Fig. 9), wobei sie die Feder zwischen Zeige- und Mittelfinger hält und äußert: „Das ist wohl das Zeichen, das auf dem Stein sich befand, als er darüber lief. Ich möchte ihn wohl gern wiedersehen.“ — Dann scheint sie Ramié zuzuhören, spricht *forimi té nou ra* aus (zweimal) und schreibt Zeichen Nr. 2 einem U ähnelnd; darauf sagt sie: „Leopold, Sie sind's, der die Feder eintaucht, ich schreibe, und Ramié plaudert.“ — Wieder hört sie zu, spricht *forimi ti zi obri* aus, malt das Zeichen Nr. 3, zeigt es Ramié, der zu ihrer Linken steht, mit der Frage: „Ist's so richtig, Ramié? Legen Sie Ihre Hand auf meine. *Forimite atimi, forimite nou ra, forimi ti zi obri*, weiter? Leopold!“ — Dreimal rasch hintereinander spricht sie *forimite otina* und zeichnet Signum 4, mit dem Zusatz: „Ramié, noch mehr, das ist hübsch, das!“ Dasselbe Treiben wiederholt sich bei den folgenden Charakteren, bei jedem taucht sie mehrmals energisch die Feder ein, spricht die Marsbedeutung des Zeichens, das sie schreiben will, aus und wiederholt diese rasch (bis sechsmal und immer schneller für Zeichen 6, *forimi ti missé v a n u ti*), dann zeichnet sie dies Signum, indem zuweilen über die Maßen

aufdrückt. (Beim neunten Zeichen sagt sie: „Das ist ein bißchen zu dick, dieser Strich“; beim elften macht sie einen großen Klecks.) Schließlich überläßt sie sich ein Weilchen der Unterhaltung mit Ramié und Astané, die bei ihr sind. Von Leopold erfährt man währenddessen durch Helenes linken Zeigefinger, daß es sich in der Tat um Ultramarszeichen mit ihren Marsnamen handle, und daß die Schrift weder Leopold noch Esenale, wohl aber Ramié und Astané bekannt sei. — Nach der zwölften Hieroglyphe diktiert der linke Zeigefinger: „Ich rate Dir, aufzu hören“, und gibt zu verstehen, man solle Helene ruhig erwachen lassen. Lemaitre suggeriert, Helene solle ihm in diesen Tagen die Übersetzung der Marsausdrücke ins Ultramartische und Französische senden, worauf Leopold weder ja noch nein antwortet. Diese ganze Schreibszene hat $\frac{3}{4}$ Stunden gedauert. Beim Erwachen erinnert sich Helene bloß, zu ihrer Linken Ramié und Astané entfernter gesehen zu haben und zu ihrer Rechten Leopold (und Dr. Barthez).

Am folgenden Tage, Montag, hörte Helene im Kontor fremde Wörter und sah Ultramarscharaktere, aber ohne sie übersetzen zu können. Mittwoch morgen bemerkt sie diese Zeichen von neuem. Dann hörte sie Freitag abend 6 Uhr im Kontor (ohne Vision) Wörter, welche sie sogleich, so gut es ging, mit Bleistift notierte: *varape rodaque ménem épem quotom gatoque ozaque mikaque vicoque taroque pizem fédaque.*

Endlich Sonnabend, den 19. Mai, $6\frac{3}{4}$ Uhr morgens beim Erwachen hat sie ein Zwangsgefühl, aus dem Bett zu springen, einen Bleistift zu ergreifen, um Fig. 10 auszuführen. Dem Bericht zufolge, den sie mir über den Vorfall wenige Tage später gleichzeitig mit der Zusendung dieses Blattes lieferte, hätte ihre Hand gefühllos und ihr sozusagen nicht mehr gehörend, alles dies wider ihren Willen geschrieben; jedesmal hatte sie zuerst auf dem Papier in flüchtigen, leuchtenden Zügen die Spur auftauchen sehen, die der Bleistift da ausführen sollte. Beim Aufhören dieses graphomotorischen Automatismusanfalls griff sie zu: Des Indes, um die Marsworte, die sie um diese Hieroglyphen herum geschrieben hatte, zu entziffern zu versuchen, aber sie kam dabei zu keinem Ziele. — Der Vergleich dieses neuen Dutzends von mit Marsumschriften verzierten Arabesken nebst den mysteriösen in der Sitzung vom 13. Mai erhaltenen Charakteren zeigte, daß da keineswegs wirklich neue Zeichen vorlagen, sondern nur eine zweite merkwürdig verstümmelte Ausgabe dieser selben Charaktere, wie wenn man sie unvollständig, ungefähr genau die Hälfte jeder derselben vergessend, reproduziert hätte. Was die Worte im Marsalphabet betrifft, die mit diesen verstümmelten Hieroglyphen verknüpft sind, so waren die einen gerade die Namen, welche Helene bei Lemaitre jedem Zeichen im Augenblick der Zeichnung gegeben hatte, die anderen stellten, bis auf unbedeutende orthographische Abweichungen, die unbekanntes Vokabeln dar, welche sie französisch im Geschäft gehört und notiert hatte.

Es war ja sehr liebenswürdig von Leopold oder Ramié, uns die nützlichen Informationshilfsmittel für martische Transkription der Ultramarscharaktere zu liefern, aber wozu doch diese unvollkommene und gleichsam mitten bei jedem derselben aufgehaltene Reproduktion? Als ich Leopold am Ende der folgenden Sitzung (27. Mai) darüber befragte, mokierte er sich zuerst über meinen Mangel an Scharfsinn, indem er mit linkem Zeigefinger antwortete: „Das ist nicht schlau.“ Dann erinnerte ich mich an die halb durchsichtige Kugel oder Sphäre, in deren Inneren Helene oft extraterrestrische Charaktere erscheinen sah, und argwöhnte, sie hätte vielleicht infolge einer Wirkung von phantasiver oder medianimistischer Optik an jenem Morgen nur eine verfehlte Projektion, einen Halbreflex originaler Hieroglyphen auf dem Papier gesehen, aber Leopold wies diese spitzfindige Vermutung zurück und diktierte schließlich: „Um Eueren Wunsch zu respektieren, möge sie dieselben nicht wiedererkennen.“ Wahrscheinlich hatte man sich in der vorangehenden Sitzung aus Vorsicht dahin entschieden, die wache Helene so lange wie möglich über das Aussehen der Ultramarszeichen wie ehemals über das des martischen Alphabetes in Unkenntnis zu lassen. Man möchte noch wissen, warum Leopold, da er die Maßnahme wissenschaftlicher Vorsicht billigte, nicht das spontane Auftreten der wenn auch unvollständigen Charaktere unter den Augen Helenes und ihrer Mutter total hinderte? Ging seine Macht etwa nur so weit, die Hälfte der Grundstriche dünner zu machen, aber nicht einen schon ganz auftrittsbereiten graphomotorischen Automatismus bis zu einem aufgeschobenen Moment von Vollsomnambulismus in etwa späterer Sitzung völlig zurückzudrängen?

27. Mai 1900. — Frl. Smith hat eine Sitzung, die sie bei mir zu geben versprochen hatte, widerrufen, will mir jedoch eine solche im eigenen Heim gewähren. Ihre Mutter ist nicht anwesend, dagegen Lemaitre. Schon bei Beginn der Sitzung fühlt Helene ihre rechte Hand erfaßt, dann die ganze Seite (von Ramié), während Leopold durch den linken Zeigefinger antwortet. Sie bemerkt in der Luft und auf dem vor ihr liegenden Papier „Marszeichen wie Blitze, die einen gehen vorbei, die anderen hin und her“. Gegen ihre Gewohnheit nimmt sie den Bleistift zwischen rechten Daumen und Zeigefinger; gleichwohl zeichnet sie selbst (wie Leopold auf meine Anfrage mit linkem Zeigefinger antwortet) das, was Ramié ihr in leuchtenden Zügen auf dem Papier zeigt. Jetzt scheint sie völlig in Trance und zeichnet eine erste Hieroglyphe (Nr. 13, Fig. 12), nach der sie das Wort *A b a k* ausspricht. In diesem Augenblick entsteht ein kurzer Streit um die Art des Bleistifthaltes (vergl. S. 114), bis sie schließlich den Stift zwischen Zeige- und Mittelfinger nimmt und diese Haltung nun beibehält. Die folgenden elf Zeichen werden wie das erste ausgeführt, langsam, aufdrückend, sorgfältig, indem Helene mehrfach auf jeden Strich drückt und zurückkommt und zum Schluß die kleinen Endverzerrungen, im Zickzack immer von links nach rechts oder von oben nach unten

ziehend, anhängt, so daß diese bald an ihrem Anfangs-, bald Endpunkt mit dem Hauptgrundstriche zusammenhängen. Nach jedem Zeichen spricht sie seinen Ultramarsnamen aus, bevor sie das folgende beginnt. Nach Beendigung der zwölf Signen kommt sie auf den ersten zurück und indem sie mit ihrem Bleistift darauf sticht (senkrecht immer zwischen Zeige- und Mittelfinger gehalten), spricht sie deutlich artikulierend sein Marsäquivalent aus: *forimiti zironmêti*; dann geht sie ebenso zum zweiten über usw. Nach dem letzten: *forimité zoupa* wirft ihre Hand den Bleistift fort. Helene lehnt sich in den Sesselfond zurück; Leopold gibt das Zeichen, daß der Augenblick der französischen Übersetzungen gekommen sei. Kaum brauche ich zum üblichen Verfahren zurückzukommen. Linke Hand (Leopold) und die rechte (Ramié) zeigen an, daß alles bereit sei, und daß Ramié und Esenale, aber nicht Leopold, das Amt von Interpreten führen werden. Die Übersetzungsszene spielt sich nunmehr in drei zuerst Text 43 gewidmeten Teilen ab, von dem man wörtlich in Französisch erhält: *yizé tarvini leur langage, kié machiné ne peut usw.* Dann wird jeder Ultramarsausdruck in Text 44 klar artikuliert, dem folgt sein martisches und französisches Äquivalent: *V a r a p = forimité atimi = marque du bonheur usw.*; schließlich Text 45 von heute: *abak, forimi ti zi romêti, marque de la attente usw.* Nach einer Unterhaltung mit Leopold, welcher u. a. ankündigt, daß man nur noch ein einziges Mal und „dann nicht mehr“ Ultramartisch erhalten würde, kommt Helene allmählich wieder amnestisch zu sich. Die Sitzung hat fast anderthalb Stunden gedauert.

Bemerkungen über diese Sitzung. Gewisse, während der langen eben geschilderten Übersetzungsszene beobachtete Einzelheiten und verschiedene kleine Kontrolleexperimente oder „Vexierversuche“ zeigen, daß Helenes Sprachgedächtnis nicht in allen Beziehungen gleich sicher ist, und daß ihre glossolalischen Assoziationen heute etwas schwanken. Es ist z. B. unmöglich, sie von selbst den vor fünf Wochen erschienenen Marstext 43 wiederfinden zu lassen; als ich ihr ein oder mehrere Wörter vorlese, ist sie außerstande, allein fortzufahren, sie kann nur die ihr vorgesprochenen Fragmente wiederholen. Andererseits hilft sie bei dieser Wiederholung sofort und mit voller Sicherheit den unwillkürlichen oder beabsichtigten Fehlern ab, die ich in meine Aussprache eingeleiten lasse. So verbessert sie *gizé* in *yizé*; *mévêzé* in *mévêzi*; *zova* in *zôda*; *riza* oder *biza* in *liza*; *monda* in *mouda*, indem sie somit überall den exakten Originaltext wiederherstellt (mit einziger, schon S. 244 besprochener Ausnahme: *inazé* ändert sie kategorisch zu *imazé*). Diese geringe Gedächtnisfestigkeit tritt noch mehr bei den in Frage kommenden 24 ultramartischen Zeichen hervor. Hier variiert die Aussprache wieder ein wenig; indessen Helene vokalisiert *nura* und *ubri*, was sie am 19. Mai (Fig. 10, Nr. 2 und 3) *nura* und *obri* geschrieben und am 13. Mai deutlich *noura* und *obri* artikuliert hatte. Die Gedächtnisunsicherheit hat be-

sonders Vorliebe für den Übergang vom Ultramartischen zum Martischen, während das Martische sehr fest mit dem Französischen verflochten ist. Das läßt sich mit der Behauptung ausdrücken, daß Esenale seine Sache gut versteht, während Astané oder Ramié die ihre ganz schlecht kennen. Die mehr oder weniger anhaltenden Unklarheiten und Verwirrungen, in die Helene spontan verfällt, oder zu denen sie sich leicht verleiten läßt, werfen auf die innere Einrichtung ihres Dreisprachenlexikons ein klares Licht. Wie es scheint, weiß ihr Subliminalgedächtnis auswendig und der Reihe nach für jedes Dutzend Ultramarshieroglyphen die 12 Marsausdrücke, jeden mit folgendem französischen Sinn. Aber sie ist nicht ebenso beschlagen über die Anordnung der 12 Ultramarsvokabeln und ihre Marsübersetzung, so daß sie ihre Reihenfolge schwer wiederfindet und wenn man Umstellungen begeht und diese ihr zuflüstert, sie diese nicht immer bemerkt und die Mars-Französisch-Äquivalente auf sie falsch ihrer ursprünglichen Ordnung entsprechend anwendet. Wenigstens geht das aus einigen angeführten Irrtümern hervor. Für die Vokabel Nr. 4: *E p e m* z. B. kommt Helene nicht ganz allein darauf, die Marsbedeutung wiederzufinden; zaudernd öffnet sie die Augen und läßt sie vergeblich suchend ins Leere schweifen, bis ich ihr *forimité ôtinâ* sage, was dann *marque du départ* auslöst. Ebenso, wenn ich ihr statt Zeichen 8 das unter 9 = *Vicok* sage, wiederholt sie es und übersetzt: *forimité primi* = *marque duervoir*; erst einen Augenblick später besinnt sie sich, indem sie mit Entschiedenheit *Micac* artikuliert. Ebenso übersetzt sie auch, wenn ich, die beiden letzten Vokabeln dieser Liste vertauschend, ihr zuerst *Fidak* vorlege, es durch *varani* und *haine*; sie bemerkt und korrigiert erst, wenn sie mich *Pizem* aussprechen hört, ihren Irrtum. In der folgenden Liste (Text 45), sagte ich ihr an zweiter Stelle *Motak* statt: *Zanem*; sie akzeptiert es und übersetzt es durch: *tizibuzadé*, merkt dann aber, daß es falsch ist, aber führt mit mehrfacher Wiederholung, da sie das wirkliche Wort: *Zanem* nicht wiederzufinden vermag, das Wort: *Rodac* ein, welches wohl die zweite Stelle einnimmt, aber im vorangehenden Dutzend; eine Verwechslung, welche auf gewisse Beziehungen zwischen korrespondierenden Stellen der verschiedenen Listen hinweist. Noch drastischer ist, daß sie sich bei Nr. 17 = *Rodem*, wo ich sie nicht in Verwirrung bringe, selbst täuscht und *tizibôtini* antwortet, eine teilweise Verwechslung mit folgendem Marsausdruck; sie verharret bei dieser Ungenauigkeit und wiederholt sie mehrmals entschieden; ich muß sie ausführlich daran erinnern, daß *Rodem* dem: *tiziazânâ* entspricht, um sie den Faden wiederfinden zu lassen. — Diese verschiedenen Versehen scheinen anzudeuten, daß die Schöpfung des Ultramartischen ziemlich frischen Datums ist, und dies Idiom noch nicht Zeit gefunden hat, mit allen ihren inneren Assoziationen und Übersetzungen in andere Sprachen im unterbewußten Gedächtnis von Frl. Smith fest einzuwurzeln.

17. Juni 1900. — Sitzung bei mir. Nach verschiedenen Halbsomnam-

bulismuserscheinungen schläft Helene ein; der linke kleine Finger (Leopold) kündigt an, daß sie die Vision Ramiés hat, und dieser schreiben will. Sie erwacht und sagt: „Ich habe eine unbestimmte Idee, Ramié gesehen zu haben sehen Sie diese Zeichen! oh! das schwindet aber zu schnell.“ Gleichzeitig wird ihr rechter Zeigefinger von raschem Zittern ergriffen; ihre Hand nimmt die Feder (zwischen Mittel-Zeigefinger) und beginnt Hieroglyphen zu zeichnen, Fig. 13, eine Arbeit, die sie vollständig absorbiert. Infolge davon, daß Helene in sehr dicken und schwer aufgedrückten Zügen zeichnet, scheint die Notwendigkeit, beständig zum Tintenfaß zurückzukehren, sie zu ermüden; Leopold diktiert durch linken Zeigefinger: „Du mußt ihr eine Feder kaufen, welche immer läuft.“ Ferner kündigt er an, daß Helene 24 Ultramarszeichen schreiben und dann Uranussprache sprechen werde. Tatsächlich füllt sie zwei Blätter, jedes mit 12 Buchstaben, indem sie im allgemeinen folgendermaßen verfährt: erst zeichnet sie stillschweigend die drei Zeichen ein und derselben Horizontalreihe, dann nimmt sie dieselben wieder vor, indem sie ihre drei Ultramarsnamen ausspricht, alsdann ihre drei Marsnamen; darauf beginnt sie die folgende Reihe zu zeichnen. All dies geht nur sehr langsam, mühselig und zuweilen mit anhaltendem Zögern vor sich, was große Gedächtnisschwierigkeiten verrät. Oft hält sie inne, runzelt die Stirn, wie wenn sie sich zu besinnen suche, und tastet, ihre gewöhnliche Ordnung umkehrend. In der dritten Reihe z. B. (Fig. 13) spricht sie, auf den leeren Platz von Zeichen 31 deutend: *B a n d o k* aus, dann malt sie das Zeichen, zeigt auf die folgende leere Stelle, indem sie sagt: *fo r i m i t é v i d i t i b a r a m a i v r é e*, kommt wieder auf das vorangegangene Zeichen zurück, um die Worte *fo r i m i t é o u p i z i* auszusprechen, geht zum folgenden Zeichen zurück, artikuliert: *D o u z a k M o u z a k A n o k* und geht mit einer Reihenfolge von Unterbrechungen, momentanem Halberwachen und Zwischenkünften von Leopold weiter. Dieser erklärt u. a. dabei, Ramié habe viel Mühe, Helene die Zeichen sehen zu lassen, und verlangt größtes Stillschweigen. Endlich gelangt Helene zum Zeichnen des Signum 32. Mag die Schwierigkeit von einem allgemeinen Ermüdungszustand herkommen oder daher, daß sich das Ultramarssystem in den Erinnerungsschichten Helenes noch nicht ordentlich festgesetzt hat, jedenfalls ist mit der Niederschrift der zwei Dutzend Signen eine beträchtliche Anstrengung verbunden; bei den drei letzten wandert die Feder — bis dahin zwischen Mittel- und Zeigefinger gehalten (Helenes Art) — zwischen Zeigefinger und Daumen, wie, wenn Leopold ihr zu Hilfe zu kommen für gut halte. Die Szene der Interpretation des Martischen mit Französisch durch Esenale, die sich in gewöhnlicher Weise abspielt, vollzieht sich glatter, Helene korrigiert und vervollständigt dabei einige der Marsübersetzungen, welche sie bei Zeichnung der Hieroglyphen gegeben hatte, z. B. bei Wort: 36 = *Zifix*, rektifiziert sie *fo r i m i t é r a b a l i n é e* in *fo r i m i t i m i s s é r a b a l i n é e* = *marque de une fiancée*. Das fran-

zösische Äquivalent ist offenbar eine festere Stütze für den Marsausdruck, als das Ultramarswort. Nach dieser Szene und der Übersetzung von *milé piri* (S. 244) geht Helene in die von Leopold vorausgesagte Uranusvision über.

Während des Sommers 1900 wurde die Ultramarswelt zuerst durch Uranus und dann durch die neuen Ideen, infolge Einbruchs der amerikanistischen Phase total verdunkelt. Aber trotz der alten Voraussagungen, wo Leopold und Ramié das Ende der Ultramars-Schriftzeichen und das Aufgeben dieser plumpen Welt für eine andere fortgeschrittenere angekündigt hatten, begann jene Welt nach dem Glückswechsel Helenes von neuem sich zu manifestieren und sogar in üppiger Fülle. Zweifellos ist unter dem suggestiven Einflusse ihrer neuen, in spiritistischen Astrologie nie ermüdenden Freunde Helenes Unterbewußtsein zum Ultramars- und Marsthema zurückgekehrt.

Nach Mitteilungen von Lemaître, dem sie Mitte März 1901 die Durchsicht ihrer reservierten Dokumente gestattete, besitzt Helene noch einige 20 Blätter voll martischer und ultramartischer Texte und Zeichnungen, die einen mehr oder weniger neu, andere aus der Zeit des Aufenthalts in Paris datiert, das älteste bis zum 15. Okt. 1900 zurückreichend, d. h. gerade bis zu dem Vortrage, ehe ihre Wohltäterin ihr die Freiheit geschenkt hatte. Betreffs des Ultramars befinden sich darunter vier Blätter mit 54 neuen Zeichen, auf anderen Blättern Inschriften auf dicke Felsen, welche einen fortlaufenden und völlig zusammenhängenden Text bilden und keines der vorangehenden 54 Zeichen enthalten. Diese Einzeichnungen sind wahre Labyrinth, die einen horizontal, die andern vertikal von unten nach oben laufend, mit Einbuße der meisten Zickzackornamente. Dies Vorhandensein von Steininschriften paßt gut zu der merkwürdigen Anspielung Helenes auf „das Zeichen, das auf dem Stein sich befand“ (S. 298), zur Zeit der ersten Ultramarsschriftszene.

Bei einem der letzten Besuche, den Lemaître Helenen abstattete (18. Mai), erzählte sie ihm, daß sie von Leopold benachrichtigt, sich bereit zu halten, die Übersetzung — zuerst in Martisch durch Astané, dann in Französisch durch Esenale — von Ultramarsinschriften erhalten habe, und zeigte sie ihm. „Einige darunter

Je ne suis pas dutoit bien ces jours; j'ai peu d'appétit
et ne ferais que dormir; surtout en cet instant
Le femme vite ma lettre, les boulboul sont E-ans ma
chambre; Ils chantent à qui mieux RT sont bien Himah,
d'autres zéranus. Ils sont accompagnés de Kana qui ne les
laisse plus enter seuls et H qui Ils piquent les cheveux
Nos Radjiva sont superbes RT tout en fleurs. H vient RT s'entour

Fig. 37. — Schlußfragment eines Briefs von Fr. S., geschlossen oder vielmehr unbeendet liegen gelassen während des Einbruchs eines Spontanfalls von Hindu-Somnambulismus. Man beachte die Fremdworte: boulboul (persischer Name der Nachtigall, kana (indischer Sklave von Simandini) und radjiva (Sanskritname des blauen Steinklees); ebenso die Sanskritbuchstaben a, e, i, d, r, die französische Anfangsbuchstaben ersetzen. Man beachte auch den Formwechsel der t.



sind der Länge nach auf Steinen durch das Feuer des Himmels markiert, dann andere auf dem Grab eines großen Führers, auf einem Stein, wo man Tiere opfert, und auf einem heiligen, scheinbar feuchten Stein; daneben Zeichen (Idiogramme) mit Übersetzung, wie „Vater, Mutter, Weiser, Narr, Stummer, Tauber, Richter, Regensammler“. Diese letzteren Begriffe gehören wieder in dieselbe Kategorie wie die der Texte 45—47.

Natürlich kann ich Dokumente, die ich keiner Nachprüfung unterziehen konnte, und von denen wir, nämlich Lemaître und ich, außerdem absolut nicht wissen, unter welchen Umständen und Bedingungen sie zustande kamen, nicht in Erwägung ziehen. Meine Beobachtungen über Ultramars-Sprache und -Schrift werden sich also ausschließlich auf oben publizierte Texte und Zeichensprache gründen.]

[Nouv. Obs. S. 174. **a. Bemerkungen über Ultramarssprache.**

. . . . Die publizierten Texte enthalten im ganzen nur etwa 100 Wörter, darunter 87 verschiedene, welche die Eigentümlichkeit bieten, nie zwei Vokale oder zwei Konsonanten hintereinander zu enthalten (bis auf sehr seltene Ausnahmen, die jedoch der Regel nicht widersprechen, wenn man nämlich für das Ohr ou und an als einfache Vokallaute rechnet). All diese Worte (ausgenommen Aka und Vané) gehören zu bloß 3 Typen: 52, d. h. fast $\frac{2}{3}$ sind Zweisilber mit fünf Buchstaben, sofern drei Konsonanten durch zwei Vokale getrennt sind, wie B a n e p; 20 sind ebenfalls Zweisilber, haben aber nur vier Buchstaben, wie wenn sie ihren Anfangskonsonanten verloren hätten, z. B. A n o k; 15 endlich sind dreibuchstabige Monosyllaba mit einem Vokal zwischen zwei Konsonanten, wie Mip. Diese geringe Verschiedenheit in der Wortbildung trägt dazu bei, der Ultramarssprache ein eigentümliches, charakteristisches Gepräge zu geben, dessen Hauptgrund übrigens in der Wahl ihrer Lieblings-Vokale und -Konsonanten zu suchen ist. Man erinnere sich (S. 256), daß die martische Sprache, verglichen mit der französischen, durch enormen Überfluß an hellen Vokalen (i und e) auf Kosten der dumpfen (u, Diphthonge usw.) sich unterscheidet, während der

Prozentsatz der mittleren Vokale (a und o) in beiden Sprachen derselbe bleibt. . . . Bemerkungen ähnlicher Art drängt das Ultramartische auf. Alles in Allem ist auch hier die Sprache von höherer Tonfärbung, als die französische, erreicht aber die akustische Höhe der martischen bei weitem nicht, denn sie hat nur 41,6 Proz. scharfer Vokale i und e statt 73,3 Proz. der martischen und 55 Proz. mittlerer Vokale a und o statt 18,6 Proz. Diese musikalische Dämpfung der Sprache findet sich in den landschaftlichen Farben wieder. In Wahrheit sind Himmel und Wasser von intensivem Blau, welches an die Bilder unserer tropischen Gegenden erinnert, aber der fast nackte Boden, Felsen, Außenmauern und Innenwände der Häuser, selbst die Menschen, alles auf jenem stiefmütterlich behandelten Planeten hat einen trüben und glanzlosen Anstrich im Tone von Grau oder Sepia, was eine Sehnsucht nach der prachtvollen Farbgebung der Marsausblicke erregt. Landschaften und Sprache dort tragen einen düsteren Charakter, einen Zustand geringerer Regsamkeit, in Übereinstimmung übrigens mit dem niederen Entwicklungsniveau, welches Leopolds und Ramiés Enthüllungen den ungeschlachten, primitiven Wesen jener zurückgebliebenen Welt zuschreiben.

Die Statistik der Ultramarskonsonanten ist, sowie sie sich wenigstens aus den 87 vorliegenden verschiedenen Wörtern ergibt — ein größerer Reichtum von Dokumenten würde sie vielleicht modifizieren —, ziemlich interessant. Auf 225 Konsonanten kommen mehr als die Hälfte: 117 Explosivlaute und fast immer dumpfe (96, nämlich: 49 K, 23 T, 24 P), während nur 21 sonore Laute vorliegen: 2 G, 8 D, 11 B. Die Liquiden und Nasallaute zählen nicht einmal $\frac{1}{3}$ (70 mit Aufweis von 39 M gegen nur 14 N, und 14 R gegen 3 L). Der Rest setzt sich zusammen aus einem aspirierten H und 37 Spiranten oder Frikativen (4 F und 5 V, 10 ss und 18 z). Alle Wörter mit Ausnahme zweier endigen mit einem Konsonanten, mit Vorliebe K (37), M (27) oder P (18), nur drei endigen auf T oder S. Schließlich sind diese Endbuchstaben in $\frac{2}{3}$ Fällen dumpfe Explosiva: K, P, T, welche Helenes Stimme in den Übersetzungsszenen, mit Inkarnation Ramiés, energisch artikuliert und heftig herausstößt, was dieser Sprache einen akustisch abgehackten, explosiven, ruckweisen, ganz eigenartigen Charakter verleiht.

Zum Schluß sei noch die große Rolle vermerkt, welche Reim, Alliteration und Assonanz im Ultramars wie im Martischen und Uranischen (siehe S. 280) spielen: Sem, Sazim; Douzak Mouzak usw.

b. Bemerkungen über die Ultramars-Idiogramme.

Interessanter als die gesprochene Sprache der Ultramartier sind vielleicht die mysteriösen Hieroglyphen, die ihnen als auf das Auge wirkende Zeichen dienen und eine sicher sehr originelle Schriftgattung bilden. Es lohnt sich wohl der Mühe, dabei etwas zu verweilen.

Haupttatsache dieser Schrift ist, daß sie idiographisch ist. Sie besteht nicht, wie die unserige, aus Buchstaben zur Darstellung von Sprachlauten und zur Wortbildung, sondern aus Zeichen, welche Ideen ausdrücken. Dieser charakteristische Zug, den Ramié in seiner merkwürdigen Botschaft (Text 43), der Vorläuferin der Ultramarshieroglyphen, fast mit denselben Worten und mit einer Klarheit, die nichts zu wünschen übrig ließ, angekündet hat, ist beim ersten Blick sicherlich außerordentlich erstaunlich.

Diese Eigenart hätten wir nicht erwartet; ich glaube schon das Geschrei zu hören, mit dem man von okkultistisch - spiritistischer Seite folgenden Einwand gegen meine Hypothese vom Kindesursprung des astrolinguistischen Zyklus ausnutzt.

„Wie sollte denn, werden sie sagen, ein Mädchen, angenommen von 12 Jahren, welches sicher nicht in sehr intellektuellem Milieu gelebt hat, aus sich selbst die außergewöhnliche Idee eines obendrein radikal von unserem verschiedenen Schreibprinzipes geschöpft haben? Ist es nicht ein flagranter Widerspruch, zuzugeben, daß diese angebliche Kindesphantasie einerseits zu Neuerungen in Grammatik und Syntax für unfähig erklärt wird andererseits in bezug auf Schrift spontan mit dem ihr allein bekannten alphabetischen System bricht, um in allen Stücken das idiographische System zu schaffen, jene seltsame Konzeption, die ohne Zweifel nie unseren Gelehrten von selbst in den Sinn gekommen wäre, hätten sie dieselbe nicht bei anderen, zeitlich und räumlich von uns weit entfernten Völkern verwirklicht gefunden? Was ist natürlicher und den Beobachtungstatsachen niederer Völkerschaften auf unserem Globus konformer, als bei den rückständigen und unkultivierten Ultramarsbewohnern einer noch im idiographischen Stadium verharrenden Schrift zu begegnen? Es bedarf wirklich der unqualifizierbaren und blind stupiden Verblendung einer grobmaterialistischen Wissenschaft, um entschlossen und wider allen Augenschein die medianimistischen Enthüllungen, welche in sich selbst den schlagenden Wahrheitsbeweis tragen, auf Traumgebilde einer kindlichen Unterpersönlichkeit zurückzuführen.“

Sicherlich paßt die idiographische Natur der Ultramarsschriftzeichen mit dem Tiefstand gut, in dem sich nach den Aussagen Leopolds oder Astanés, sowie Helenes Visionen jene Welt noch befindet, aber sie paßt auch mit dem, was man psychologisch von einer naiven Phantasie erwarten kann, die von der Autosuggestion heimgesucht ist, endlich eine Schrift zu fertigen, die aller Kritik trotzt, und die man nicht mehr, wie das Marsalphabet als Nachahmung des Französischen beschuldigen kann. Jedes Schulkind hat doch von ägyptischen Hieroglyphen oder chinesischen Charakteren sprechen hören und hat (besonders wenn es eine angeborene Vorliebe für dies Orientalisch-Exotische besitzt), wenigstens eine vage Vorstellung von seltsamen, nicht zu entziffernden Schriften behalten, an denen die Zeichen nicht wie bei uns Buchstaben sind, sondern ganze Wörter, ja sogar sehr komplizierte Ideen ausdrücken. Hieße es die Wahrscheinlichkeitsgrenzen überschreiten, sich vorzustellen, daß das kindliche Unterbewußtsein Helenes — nach ihrer Niederlage mit der Marssprache, auf der Suche nach irgendeiner neuen, ganz außerordentlichen, eines anderen Planeten wirklich würdigen Schreibweise — das Wenige, was sie von fremden Schriften beobachtet oder erzählen gehört hat, aufhäuft, kombiniert und durcheinander wirft, um so eine Kollektion Zeichen unergründlich gelehrten und mysteriösen Anstriches, die in Form und Gebrauch mit unsern Buchstaben nichts mehr gemein haben, herzustellen? Darum will ich mir die Freiheit nehmen, die angeblichen Ultramarszeichen ein wenig näher zu prüfen, bevor ich mich entschieße, darin authentische Offenbarung der auf einem fernen Gestirn gebrauchten Charaktere oder gar bloß phantastische Erzeugnisse irgendeines desinkarnierten Champollion¹⁾ zu sehen, welcher als Revenant im Gehirn von Helene im Trancezustand Hieroglyphen träumt. Tatsächlich bieten diese Zeichen zwei bis drei Eigentümlichkeiten, welche sich mit der Hypothese ihrer Echtheit oder mit der ihrer Erfindung durch eine kompetente Intelligenz schwer vereinen lassen, die hingegen bei der Annahme eines Werkes kindlicher Phantasie, leicht begreiflich und fast selbstverständlich werden.

1) Name eines sprichwörtlich gewordenen französischen Ägyptologen von 1791—1831. V.

1. Bekanntlich ist die idiographische Schrift verschiedener Grade fähig und weist fortlaufend mehrere Entwicklungsphasen auf. Auf ihren niederen Stufen ist sie einfache Piktographie, d. h. die Zeichen sind das Bild der Dinge selbst, ihre direkte oder symbolische, auf dem Wege von Schematismus vielleicht mehr oder minder deformierte, aber doch immer erkennbare Darstellung; es redet zum Auge und ist leicht faßlich. Auf höheren Stufen hingegen, wo das idiographische System an das phonetische System grenzt und allmählich dazu übergeht, können die mehr und mehr vereinfachten oder veränderten Zeichen bis zu jeder Spur ursprünglicher Ähnlichkeit mit den bezeichneten Dingen verlieren. Was den Ultramars betrifft, so malen die Botschaften Ramiés selbst denselben als eine zurückgebliebene und rohe Welt, deren Sprache sich nicht schreiben läßt, auf der man nur im Notfall zu Schriftzeichen seine Zuflucht nimmt. Das kommt auf die Behauptung zurück, daß die Schrift noch nicht im Begriff ist, einen Lautwert zu decken, geschweige denn syllabierend ist, sondern immer im Tiefstand rein piktographierend. Daraus ergibt sich, daß die Zeichen dieser Schrift mit den Gegenständen, welche sie bezeichnen, größte Ähnlichkeit oder doch wenigstens sehr deutliche Analogiezüge bieten müssen, so daß ein Blick genügt, um ihre Bedeutung zu erfassen. Merkwürdigerweise ist dem nicht so. Beim Anblick irgendeines dieser Hieroglyphen bin ich nicht nur außer Stande zu erraten, welcher Idee sie wohl entsprechen mögen, sondern dann sogar, wenn Ramié und Esenale uns ihren Sinn enthüllt haben, zermartete ich mir vergeblich den Kopf, um in den phantastischen Arabesken etwas wiederzufinden, was auch nur entfernt an das bezeichnete Ding erinnerte. Höchstens in fünf bis sechs unter den Idiogrammen könnte man mit sehr viel gutem Willen eine gekünstelte Beziehung zwischen Zeichen und Gegenstand wahrnehmen, so z. B.: die Arme des **B l i n d e n** sind tastend nach vorn gesteckt (Fig. 14 Nr. 46); die des **M e d i z i n m a n n e s** sind symmetrisch gebeugt und schleudern zwei magnetische Ströme (Fig. 12 Nr. 22); d e r **A l m o s e n s a m m l e r** trägt die Tasche am Riemen (Fig. 12 Nr. 23); der Knoten versinnbildlicht **H e i r a t** (Fig. 12 Nr. 24); vielleicht erinnert auch die gebrochene Linie des **F ü h r e r s** (Fig. 13 Nr. 29) an mäandrische

Wegschleifen, welche sich im Symbol des L ä u f e r s (Fig. 13 Nr. 27) verkürzt und mit kapriziösen Flügen verziert, wiederfinden würden. Aber so fernliegende Analogien reichen bei weitem nicht an den Ähnlichkeitsgrad, welchen man in wirklich idiographischen Schreibweisen erdhafter Völker anzutreffen gewöhnt ist; ich würde geneigter sein, darin die hier weniger gut als in den meisten andern Idiogrammen verheimlichte Spur mnemotechnischer Künste zu sehen, zu welchen Helenes oder Ramiés unterbewußtes Gedächtnis wahrscheinlich griffen, um eine solche Kollektion von im wesentlichen willkürlichen Hieroglyphen zu behalten durch Erleichterung ihrer Assoziation mit den Ideen, welche sie zu decken bestimmt sind.

Sicherlich werden die Spiritisten antworten, daß meine Unkenntnis der Vorgänge auf anderen Planeten mir alle diese Reflexionen untersagen sollte, denn da die organischen Formen der Lebewesen und ihre geistigen Vorgänge von den unserigen absolut verschieden sind, hat man gleich zwei Mittel, um die Ultramarscharaktere zu rechtfertigen. Erstens ist die Annahme erlaubt, daß die Idiogramme viel genauer, als ich mir einbilde, charakteristische Konturen oder Eigenschaften der Leute, welche sie bezeichnen, wiedergeben. Brautleute tragen dort vielleicht Amulette in der Form des Signum 36, Feuerspritzen würden dort nach Plan 18 konstruiert sein, Reisende haben unterwegs vielleicht die Silhouette 25 usw. Ferner könnte man auch zugeben, daß die Ultramartier nicht mehr bei der Piktographie stehen, sondern daß sie, ohne zu phonetischer Schrift gelangt zu sein, doch ein System rein konventioneller Zeichen frei von ersichtlicher Beziehung zu den zu bezeichnenden Dingen anzunehmen, sich verständigt haben, wodurch sie sich auch im Notfalle ihre Gedanken mitteilen können, weil bei ihnen alle Leute von Anfang an das merkwürdige Umgangsmittel erlernen. Der erste dieser Ausflüchte widerstreitet den Ultramarsmalereien Helenes, welche zeigen, daß Leute und Dinge da oben offensichtlich den Verhältnissen entsprechend wie bei uns sind; der zweite setzt bei Ultramartiern eine Intelligenz und Fassungskraft voraus, die man bei so zurückgebliebenen, unkultivierten Wesen nicht wohl zugeben darf. — Man könnte noch weitere Hypothesen ergrübeln, um die Echtheit der Ultramarshieroglyphen aufrecht zu erhalten, aber ich überlasse diese Übung dem Geistreichtum derjenigen Leser, welche der Prosa meiner subliminalen Psychologie die spiritistisch-okkultistischen Interpretationen vorziehen.

Dieser absolute Mangel an Ähnlichkeit zwischen Ultramars-Idiogrammen und ihren Gegenständen, der bei Annahme ihrer Echtheit unverständlich erscheint, erklärt sich hingegen nach

meiner psychologischen Hypothese vortrefflich. Die gleichzeitig kühne und naive Kindheitsphantasie, welche all dies ersann, hat sich in ihrer eigenen Schlinge gefangen. In Unkenntnis der Tatsache, daß die Ähnlichkeit von Zeichen und Objekt ein wesentliches Charakteristikum wirklicher, idiographischer Systeme ist, und allein darauf bedacht, Außerordentliches zu leisten, um jeden analytischen Versuch zu verwirren, hat sie die Ähnlichkeit ihrer Buchstaben mit irgend etwas Irdischem sorgsam gemieden, entweder weil man ihr hätte vorwerfen können, daß sie diese sich von ägyptischen Hieroglyphen, welche Menschen, Vögel, Rinder usw. darstellen, habe eingeben lassen, oder besonders weil diese verwünschten Gelehrten um keinen Preis den Sinn dieser extraterrestrischen Zeichen erraten durften, ohne auf direkte Enthüllungen Ramiés und Astanés angewiesen zu sein.

2. Ein zweiter merkwürdiger Zug ist die Ähnlichkeit in Bau und Aussehen der 48 von Ramié offenbarten Idiogramme. Sie haben alle eine Familienähnlichkeit und tragen sozusagen die gleiche Fabrikmarke. Das wäre bei der Hypothese von wirklichen Piktogrammen der unendlich mannigfaltigen Dinge, welche Natur und Menschenleben bieten, unverständlich. Hingegen begreift man, wie die kindliche Sorge, den Anschein tiefer Wissenschaft und hoher Wahrheit zu erwecken, Helenes Unterbewußtsein zu dieser übertriebenen Vereinfachung verführt hat. Aus Furcht, die außerterrestrische Schrift könne aus Stücken oder Fetzen erdhafter Alphabete entlehnt erscheinen, hat Ramié ihr eine Art Sondersiegel aufzudrücken gesucht, um sie möglichst von schon bekannten exotischen Schriften zu unterscheiden. Außerdem mußten die gewählten Formen relativ elementar sein, damit das belastete Gedächtnis der Verwechslungsgefahr entginge. So mußte er z. B. den so komplizierten Typus chinesischer oder japanischer Monogramme meiden; daher die relative Einfachheit der Ultramarssignen, besonders der früheren, denn sie sind notwendigerweise je mehr, desto karrikiert geworden.

Man kann nur bedauern, daß das erste Vorkommen unbekannter Zeichen auf einer milchigen Kugel, die Helene seit den letzten Monaten d. J. 1899 signalisierte, nicht von ihr auf Papier reproduziert ist, denn es wäre wohl interessant gewesen zu wissen,

ob diese visuellen Automatismen die definitive Zeichensprache schon so, wie ihre Hand sie vier Monate später zeichnete, darstellten, oder ob es, was zu denken ich geneigt bin, nur eine Reihe von verschiedenen Skizzen, Proben und Versuchen war, aus denen schließlich durch eine Art innerer Auslese ein graphischer Ultramarstypus hervorgehen mußte, welcher den obigen Desideraten befriedigend entsprach. Wie dem auch sei, wir konstatieren, das Problem ist durch völlige Tilgung gekrümmter Linien gelöst, eine Lösung, welche dieser Schrift von vornherein für das Auge eine radikale Scheidung von der unendlichen Mehrzahl bekannter Alphabete sichert. Es blieb noch die schwierigere Aufgabe, scheinbare Analogien zu den etwa existierenden Systemen zu vermeiden, welche gleichfalls nur auf Kombinationen mit geraden Grundstrichen (Keilschrift usw.) hinauslaufen. Diese Schwierigkeit hat die Subliminalphantasie Helenes dadurch geschickt umgangen, daß sie allen ihren Buchstaben einen gemeinsamen Typus und damit die erwünschte Einheitlichkeit sowie ein beherrschendes ästhetisches Merkmal verliehen hat unter der Form dieser kleinen Endzickzacks, die wie Wimpel an den freien Enden und vorspringenden oder zurücktretenden Hauptecken der Grundzeichnung flattern.

3. Diese kleinen Zickzacke selbst, welche als sinnreiche Hilfsmitteln der unterbewußten Phantasie auf deren Suche nach einem unterscheidendem Charakteristikum so sehr verständlich sind, bilden im Gegenteil bei Annahme außerterrestrischen Ursprunges dieser Schrift eine neue Schwierigkeit. Hinsichtlich der Identifizierung der Charaktere sind jene in der Tat eine ebenso überflüssige wie ermüdende Komplikation, denn es würde, wenn man sie alle unterdrückte, sich keine Verwechslung unter den vorhandenen 48 Zeichen ergeben; die meisten würden im Gegenteil nur an Klarheit gewinnen. Man muß wirklich glauben, daß die Ultramartier viel Zeit zu verlieren haben oder eine der unseren diametral entgegengesetzte psychophysische Konstitution besitzen, weil die Praxis nicht schon längst die meisten der überflüssigen Schnörkel hat fallen lassen. Man begreift nicht einmal, wie sie in einer Schrift, deren man sich bloß „für den Notfall“ bedient, entstehen konnten, da es den rückständigen Bewohnern dieses

öden Planeten schon genug Mühe gemacht haben muß, sie in ihre Felsen einzugraben.

Alles wohl erwogen, sehe ich beinahe in jenen unnützen Anhängseln, zu welchen Helenes Unterbewußtsein zurückgriff, um ihren ultramarischen Schriftduktus zu charakterisieren, eine Kindesrückerinnerung, eine Art Residuum allererster Schreibübungen, welche bei uns allgemein darin bestehen, die Seiten mit parallelen oder leicht geneigten, im spitzen Winkel zusammenlaufenden Strichen zu füllen. — Das Wiedervorkommen dieser primitiven und gewissermaßen embryonalen Schreibform in der Ultramarsschrift wäre ein neuer Hinweis auf den kindlichen Ursprung des ganzen Zyklus, analog dem Hinweis, auf den ich schon gelegentlich des Gebrauchs vom Marswort: *m é t i c h e* hinwies (S. 281).

4. Zur Krönung der vorangehenden Bemerkungen muß man die einzigartige Wahl der Begriffe, die die Ultramarsidiogramme bieten, beobachten. Sieht man ihr Vocabular (Text 44—47) durch, so wird man darin nur Substantive finden, von denen etwa 20 tiefe Affektzustände (Glück, Verzweiflung, Haß usw.), oder bewegliche Wechselfälle menschlichen Lebens (Abreise, Geburt, Heirat, Rückkehr usw.) in sich schließen, alle übrigen soziale Berufe oder Stellungen, von denen die meisten direkt dem Zivilisationszustand der Indianer Amerikas oder irgendeines primitiven Volksstammes scheinbar entlehnt sind (Quellensucher, großer Häuptling, Träger heiligen Wassers usw.). Einerseits paßt dies nicht übel zur Annahme, der Ultramars sei sehr weit hinter unserer europäischen Kultur. Da aber andererseits die allgemeinen Lebensbedingungen dort fast dieselben wie bei uns sind, und — nach Helenes Zeichnungen, Fig. 4—8 zu urteilen — die Leute dort Körper, Kleider, Häuser, Schiffe und Möbel haben, welche sich nicht wesentlich von unsern unterscheiden, so ist es ziemlich überraschend, daß ihr geschriebenes Wörterverzeichnis im Gegensatz zu denen hienieden kein Zeichen einschließt, das sich auf übliche Dinge und tausend Einzelheiten des täglichen Lebens bezieht. Oder sollte Ramié absichtlich nur Schriftproben offenbart haben, aus denen etwa absichtlich alles, was an äußere Gegenstände und Banalitäten des materiellen Lebens erinnert, sorgfältig ausgemerzt ist?

Wie man erraten wird, erkläre ich die Sache anders. In ihrer Gesamtheit betrachtet, erinnert die Serie Ideen, die sich

in den Ultramars-Hieroglyphen abspielen, unwillkürlich an Abenteuererzählungen in wildem Lande, die eine der Lieblings-erholungen der Jugend sind. Nun sind es unter diesen aufregenden Schriften, die unsere ersten Lebensalter fesselten, natürlich nicht Dinge, Handlungen, Eigenschaften gewöhnlicher Alltäglichkeit, wie Essen, Trinken, Schlafen, kalt, warm, Stein, die die Phantasie anreizen und für immer im Kindesgedächtnis eingegraben bleiben, sondern markante Lebensepisoden mit auffallenden Rollen und gewissermaßen klassischen Persönlichkeiten dieser Literatur der Cooper und Gust. Aymard. Diese hinterlassen in einer zarten Phantasie unverwischbare Zügel und nähren seine Träumerei. Daher hat mich Ramiés Auswahl nicht in Erstaunen gesetzt. Zweifellos war sie längst in Helenes latentem Gedächtnis mit ihrer Kindheitslektüre gefertigt. Der Mensch schafft nichts, er schmiedet das Unbekannte nach Bildern des Bekannten. Wie Helenes Unterbewußtsein aus ihren geringen Kenntnissen über den äußersten Orient die warmgetönten Landschaften der Marswelt sog, ebenso hat sie, um in düstren, rauhen Farben die verwittertere, kulturarme Welt des Ultramars zu malen, ihre Erinnerung an barbarische Geschichten oder Reiseberichte in den jungfräulichen Ländern der neuen Welt zu Hilfe gerufen. M. A. ist also diese ganze einzigartige Hieroglyphenschrift mit der merkwürdigen Wortauswahl nur ein neues Beweisstück für den träumerischen Kindheitsursprung ihres astrologischen Zyklus.]

Anhang 1: Nouv. Obs. S. 182. **Uranus und Mond.**

In welcher Epoche Helenes Subliminalphantasie zum ersten Male den Plan, Uranus-Enthüllungen zu geben, faßte, weiß ich nicht. Streng genommen könnte derselbe mit den Anfängen des Marszyklus gleichzeitig gewesen sein, indem die Idee, mit einem Planeten in Beziehung zu stehen, ziemlich natürlich den Wunsch, auch andere Gestirne zu besuchen, nach sich ziehen mußte. Wahrscheinlicher aber ist, daß der Uranustraum denselben Suggestionen sein Entstehen verdankt, welche den ultramartischen weckten. Das Auftauchen des Uranuszyklus ist in der Tat

später, aber nur wenig später als der Höhepunkt des Ultramars. Zwischen diesen beiden Schöpfungen, welche gleichzeitig, wenn auch mit verschiedenen Inkubations- und Fortschrittsgraden in Arbeit genommen wurden, besteht ein gewisser Anschein von Widerspruch und Kontrast, so daß man denken könnte, sie stellten gewissermaßen zwei antithetische Verwirklichungsarten ein und desselben Planes, gleichsam eine Doppelantwort auf die gegen Marsroman und -Sprache erhobenen Einwände dar.

Die wenigen Uranusdokumente in meinem Besitze gehören der Zeit von Juni bis August 1900 an, wo die Sitzungen von Helene wieder aufgenommen wurden. Ihre unterbewußte Herausarbeitung aber liegt viel weiter zurück, denn sie waren im Verlaufe der vorangehenden Wochen Gegenstand mehrerer kategorischer Voraussagungen. Es ist sogar sehr leicht möglich, daß schon seit den letzten Monaten d. J. 1899 Skizzen von Uranus-Landschaften und Schrift vorlagen, die in die spontanen Ultramarsvisionen eingestreut waren, wie sie Helene bei ihrem Aufwachen überkamen, wovon sie aber leider keine Notiz aufnahm. Die Kugel, dem Aussehen nach von Milch, in welcher ihr unbekannte Buchstaben erschienen — vielleicht eine Erinnerung an die Glaskugel für Experimente der Krystalloskopie — wird tatsächlich gleich seit den ersten, klaren Uranusvisionen wieder erwähnt und scheint enger mit den Enthüllungen über diesen Planeten als mit denen über den Ultramars verknüpft zu sein. Ich resumiere die verschiedenen Manifestationen der Uranuswelt in chronologischer Reihenfolge wie früher für die anderen Zyklen.

14. März 1900. — Erste positive Voraussage eines neuen Planetenzyklus: In derselben Frühvision, in der Leopold Helenen das nächste Erscheinen der Ultramarshieroglyphen ankündigte (S. 296), teilt er ihr gleichfalls mit, daß sie sich nicht lange bei der inferioren Ultramarswelt aufhalten, sondern bald eine andere, fortgeschrittenere sehen werde. Derselbe Gedanke erscheint am 23. April in Ramiés Botschaft (Text 43) wieder.

27. Mai. — (Nach der S. 301 beschriebenen Szene von Ultramarschrift und Übersetzung) von neuem sehr präzise Voraussagen Leopolds mittels Zeigefinger, bald dem linken, bald dem rechten. Ich resumiere, indem ich die textlichen und spontanen Buchstabierdiktate in Kursivschrift drucken lasse, um sie von den auf die Fragen der Sitzungsteilnehmer er-

folgten Ja- und Nein-Antworten zu unterscheiden: „Noch einmal wird Ultramarsschrift erscheinen und *dann nicht mehr*. Es werden dann Enthüllungen über eine andere fortgeschrittenere Welt, *Uranus*, kommen, mit vervollkommenerer Schrift und Sprache, während das Ultramartische einen der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter, dessen Namen Ramié nicht weiß, betrifft. *Ramié und Astané* werden wissen lassen, was auf dem Uranus geschieht; von dieser Welt würden gleichfalls *Malereien* geboten werden. *In der nächsten Sitzung neue Uranus-sprache*, gesprochen von Ramié durch den Mund von Fr. Smith. *Lebwohl*.“ — Der von Leopold spontan buchstabierte Name Uranus ist nicht Resultat irgendeiner bekannten Suggestion; ich weiß nicht, warum er gerade diesen Planeten anstatt des Saturn oder eines beliebigen anderen gewählt hat.

10. Juni. — Unter diesem Datum schreibt mir Helene folgenden Bericht über ihre beiden ersten klaren Uranusvisionen: „Zweimal innerhalb 10 Tagen sah ich morgens einige Augenblicke nach dem Erwachen Ramié. Das erste Mal bildete sich vor mir eine ungeheure Kugel, in deren Tiefe sich Ramié befand. Er hatte ein Instrument in Händen, das, soweit ich davon berichten kann, einer Harmonika glich. Von diesem Instrument gingen mächtige, furchtbare, aber schnell verlöschende Raketen mit lebhaftem, glänzendem Rot aus, in welchen ich Schatten zu sehen und enge, hohe Häuser oder wohl hohe Schornsteine — ich weiß es nicht genau — zu erkennen glaubte. Alles ging vorüber und erlosch so schnell, daß ich mir unmöglich genaue Rechenschaft von der Sache geben konnte. Zwei Tage später hörte ich mitten in meiner Beschäftigung rechts ziemlich nahe bei mir eine fremde Sprache, die in nichts der Marssprache glich, die ich aber leider nicht aufschreiben konnte; die Erscheinung hatte mich überrascht, ging vorüber und kam nicht wieder. — Vorgestern morgen sah ich wieder zum zweiten Male dieselbe Kugel: Ramié, noch immer in derselben Stellung schleuderte seine Raketen in den Raum vor ihm; während sich die ganze Kugel mit rosigem Schein färbte, schien Ramié — welch seltsamer Anblick! — im Raume und mit dem Rücken von unzähligen, weißen Fäden oder Bändern gehalten zu werden, die an ihm hinten ins Unendliche ausliefen. Es war wirklich ein eigenartiges Schauspiel; aber diesmal sah ich in den Raketen keinen Schatten; ganz plötzlich war alles vorbei.“

17. Juni. — Nach der S. 303 beschriebenen Übersetzungsszene scheint Helene halb zu erwachen und richtet sich wieder etwas auf, stützt sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch, sieht vag vor sich hin und beschreibt, sich an Ramié wendend, mit Ausrufen von Verwunderung und Erstaunen die Vision, welche vor ihren Augen auftaucht: „Sehen Sie, Ramié, diese drei Sonnen, o, wie schön.... Es sind sehr viel Häuser, aber komisch, man könnte sagen lange ungeheure Schornsteine mit ebenso großer Grundfläche wie dieses Haus (in dem wir sind). Es sind

Häuser miteinander durch Brücken verbunden, die ab- und wieder aufsteigen auf der anderen Seite . . . eine Treppenbrücke, die ab- und aufsteigt, unten durch andere Brücken verbunden. . . . Am Fuße der Häuser ist die Erde, viereckige Schornsteine erheben sich 10 Meter über den Boden an den Häusern . . . da 1, 2, 3 Menschen mit fast kahlem Kopf, klein; ihre Hände sind seltsam gestaltet; Finger ganz kurz, Ohren dünn und lang, auf dem Schädel ein Haarschopf, nebst einem wie eine Brosche vorragenden Ringe. . . . Sie tragen einen spaßigen Anzug: enganliegende Ärmel, welche den Arm hervortreten lassen, um Brust und Leib eine sehr weite Taille, bis zu den Knien ganz gerade herunterfallend; von Knie bis Knöchel steckt die ganze Wade in einer engen Scheide, wie die Ärmel; die Ärmel sind an der Schulter von einem die Schulter abzeichnenden Zierrat gehalten.“ — Hier unterbricht Helene ihre Beschreibung; sie scheint einer inneren oder fernen Stimme zu lauschen und murmelt dann, nicht sehr deutlich folgende unbekannte Worte (Text 48), welche von zwei Bemerkungen in Französisch und einigen Pausen unterbrochen werden: „*p a l a l a t o l i t o n a l i t o b o . . .* ich kann nicht verstehen. . . *t é z o t o t i z o l o t a m a t i t o y o t o . . .* ach, Ramiés große Raketen! . . . *m é l i n o t i t o t o d a p é f â m â . . . n a n a t a t a z ô m a o t o d ô . . .*“ In diesem Augenblick verstummt sie und scheint einzuschlummern. Auf die Frage, ob wir heute noch die Übersetzung der Sprache bekommen würden, gibt Leopold mit dem Finger ein verneinendes Zeichen, dann diktiert er, als die Anwesenden weitere Fragen stellen wollen: „*Assez!*“ Helene liegt in tiefem Schlaf, erwacht aber bald und weiß nichts von den unbekanntenen Worten, welche Ramié sie hat äußern lassen.

1. Juli. — Helene hatte sich von einer Erkältung, die sie sich vor einigen Tagen zuzog, noch nicht ganz erholt; Leopold, der sich damit beschäftigt — er antwortete bald mit dem linken Zeigefinger, bald mit dem Fuß oder mit Faustschlägen auf den Tisch oder mit Bewegungen des ganzen Beines, kurz, er wechselte sein Verfahren ab, „um sie nicht zu ermüden“ —, schrieb diesem Unwohlsein das Fehlen von Uranusmitteilungen an jenem Tage zu. Als Ersatz kündigte er demnächst sehr bemerkenswerte Manifestationen darüber an und drückte den Anwesenden, welche schon vom folgenden Tage an der Ferien wegen sich verstreuen wollten, sein Bedauern aus, daß sie davon nicht Zeuge sein könnten. „In etwa zehn Tagen wird es Uranusvisionen mit der Schrift seiner Bewohner in martischer und französischer Übersetzung geben. *Es tut mir leid, daß Sie abreisen, Sie würden einem prächigen, einzigartigen Ergruß* von Uranusschrift und allem, was diesen Planeten betrifft, bewohnen; Helene wird sogar Zeichnungen davon anfertigen, schon in dieser Woche hatte sie mehrmals hintereinander abends vor dem Schlafengehen Uranusvisionen, *aber nicht scharf, weil sie sich so unwohl fühlte*. Nicht ein Uranier wird das erste Mal schreiben, sondern Helene wird die Schrift schauen, mit eigener Hand kopieren und *Ramié, Astané und Esenale* bei sich zur Übersetzung haben, ferner eine

vierte Person vom Uranus mit kurzem Namen, den man später erfahren wird¹⁾."

18. Juli. — „Heute, so schrieb mir Helene, hatte ich zwei prächtige Visionen vom Uranusplaneten, die eine um $\frac{1}{26}$, die andere um $\frac{3}{46}$ Uhr morgens. Ich war seit etwa einer Viertelstunde wach, ganz wach. Bei Ihrer Rückkehr werden Sie Zeichnungen und Reproduktionen dieser Visionen vorfinden, ebenso sehr bemerkenswerte Zeichen, deren ich mich ganz klar entsinne²⁾. Die Sprache ist seltsam, leider habe ich trotz der Menge von gehörten Worten nur einige Brocken behalten können. Zwar hatte ich versucht, den Bleistift zu nehmen und zu schreiben, aber vergeblich, meine Hand war völlig festgelegt und steif . . . Es war prächtig, wundervoll.“

31. Juli. — „Ramié, den ich heute Morgen mit Esenale flüchtig sah, scheint mir für demnächst eine Uranusvision anzuzeigen.“

2. Aug. — „Im Augenblick des Erwachens ($6\frac{3}{4}$ Uhr früh), so schrieb Helene an Lemaitre und mich, habe ich folgende Worte gehört: a f a t o m a t o b i f o m o z a t o m m a i d ô t o m e t t a a t o t a d o t a m o t i t o t t i z o z ô t ô t a t i t ô h o m a t o z i t o l o p o l a p e d i l a p p o d a a l o t o p a p é l i. Etwa $\frac{1}{4}$ Stunde später packte mich große Lust zum Schreiben. Ich nahm den Bleistift und entwarf seltsame Buchstaben, eine Originalschrift (Fig. 16), aber ohne sie zu sehen, denn das Papier wies nicht einmal einen Schatten auf. Helene war von diesem merkwürdigen Schrifttext so begeistert, daß sie Bedenken trug, ihn den Zufälligkeiten der ausländischen Post anzuvertrauen. „Herr R., schrieb sie, indem sie mir endlich einige Tage später den Text zusandte, Herr R., welcher uns gestern Abend besucht hat, ist von dieser Neuheit einer Schrift entzückt. Wir haben sie mit starker Lupe betrachtet und sind von ihrer vollkommenen Regelmäßigkeit und Originalität bezaubert. Er riet mir, das Original nicht zu riskieren . . ., aber es würde beim Kopieren enorm verlieren, ich wage beinahe nicht, das zu verantworten; es ist besser, es der Vorsehung, ferner allen guten Geistern im Raum anzuvertrauen, und es Ihnen in Einschreibekouvert zu senden.“ Um das kostbare Dokument zu entziffern, brauchte ich es nur mit den unbekannteren Worten zu vergleichen, welche Helene an demselben Morgen gehört hatte, und deren Text sie mir ebenfalls schickte. Es handelt sich mit anderen Worten, wie der Leser leicht kontrollieren kann beim Ver-

1) Die Kursivlettern dieses Berichts markieren Textdiktate Leopolds mit Fingerbuchstabieren mitten in seinen Ja- und Nein-Antworten auf Fragen der Teilnehmer.

2) Einige Tage später schickte mir Helene diese Zeichen (Fig. 15). Malereien und Reproduktionen aber hat sie mir nie, obwohl sie es mir nach meiner Rückkehr versprochen hatte, gezeigt, weil sie, als ich sechs Wochen später nach Genf zurückkam, schon in ihre amerikanistische Phase vertieft war (siehe S. 83).

gleich von Text 49 mit Fig. 16, nur um eine einzige automatische Botschaft, erschienen im Abstand von einigen Augenblicken unter zwei aufeinanderfolgenden Formen, der auditiven und graphomotorischen. Beide stimmen, abgesehen von unbedeutenden Verstößen in der Art der Orthographie, die Helene gerade im Augenblick bei den unbekanntem, an ihr Ohr schlagenden Wörtern angewendet hatte, miteinander völlig überein.

Bei Gelegenheit der Art, in der dieser graphische Automatismus bei einem Anfall von Morgen-Halbsomnambulismus ausgeführt war, sei eine nebensächliche Bemerkung gestattet, welche sich gleichfalls auf viele andere medianimistische Botschaften Helenes anwenden läßt. Aus der von Helene selbst (siehe oben) gegebenen Beschreibung dieser Szene ergibt sich, daß ihre Normalpersönlichkeit im Augenblicke des Eintretens der vier Reihen Uranusschrift von systematischer Visualanästhesie für die Buchstaben, welche ihre Hand zeichnete, getroffen ist. Die Buchstaben waren von einem jedoch äußerst klaren Bleistift so schwarz, daß man sie nicht mit Tinte behufs Reproduktion in Fig. 16 nachziehen brauchte. Sie sah diese nicht, das Papier erschien ihr einförmig weiß. Diese Verdoppelung des Subjekts in sein gewöhnliches und zweites Ich ist heute ein durch empirische Beobachtungen über Hysterie und Hypnotismus wohlbekanntes Phänomen; das entscheidet übrigens nichts über die metempirische Möglichkeit einer zugrundeliegenden Synthese der beiden, in gewissem Sinne für einander komplementären Bewußtseinszustände zur Totalität eines tieferen Ich, dessen Einheit die scheinbare Spaltung wieder überholt und umfaßt. Diese Verdoppelung ist eine der zahlreichen psychischen Details, die die Spiritisten, und zwar aus gutem Grunde, in Erwägung zu ziehen nicht für wert halten. Denn wie sollte man verstehen, daß ein unabhängiger Geist — ob echter Uranus-Bewohner oder einfacher Schelm im Raume —, welcher dem Medium Hand und Augen zum Schreiben borgt, ihm trotzdem den völligen Gebrauch des Gesichtes beläßt, mit dem einzigen Vorbehalt der auf dem Papier gezeichneten Schriftzüge? Man würde verstehen, daß der Desinkarnierte, der notwendigerweise das weiße Blatt, auf dem er schreibt, sehen müßte, sich des Sehapparates des Mediums bedient und dieses folglich während dieser ganzen Zeit völlig blind macht. Wenn man andererseits den Geistern die Fähigkeit zuschreibt, „fluidisch“, ohne Augen zu sehen, oder die, irdische Augen zu benutzen, ohne daß deren Besitzer es ahnt oder dadurch behelligt wird, so liegt kein Grund vor, warum das Medium, welches dem Desinkarnierten seine Hand leiht, die Züge, je nachdem er sie wirklich auf das Papier schreibt, nicht sehen sollte. Im Sonderfall könnte man begreifen, daß Helene entweder weiter nach ihrer Gewohnheit gesehen hätte oder überhaupt nichts, besonders nicht das weiße Blatt, solange der Uranier durch ihre Vermittlung schrieb. Daß aber ihr bloß die Buchstaben entgingen und das Papier „frei von jedem Schatten“ erschien, das kann ich mir überhaupt nicht weiter erklären. Kurz eine Scheidung der nervösen Zentren oder Sinneswahr-

nehmungen, ebenso fein und kompliziert wie die, deren sog. medianimistische Tatsachen unausgesetzt ein erstaunliches Schauspiel bieten, ist mir unverständlich, wenn man angeblich sie auf Rechnung der Geister setzt. Diese Scheidung im Innern ein und desselben Individuums zu beschreiben und zu verstehen, ist schon reichlich heikel, aber ihre Realität ist hier jedenfalls Beobachtungstatsache und drängt sich durch zahllose, unmittelbare, täglich zu erlebende Erfahrungen davon auf, und wäre es nur in gewöhnlichen Phänomen von Zerstretheit. Wozu also dann die Schwierigkeit noch zu steigern und sie wirklich unüberwindlich zu machen, indem man ohne jeglichen Beweis die Zahl der wirksamen Individuen vervielfältigt und nach Herzenslust die Phänomene psychischer Dissoziation der unberechenbaren Intervention der Desinkarnierten zuschreibt, die ihre Freude daran haben, zeit- und teilweise einen armen Inkarnierten aus dem Besitz seines eigenen Nervenmechanismus zu vertreiben?

Um damit die Geschichte des Uranuszyklus zu schließen, so scheint sein Weiterblühen durch Ablenkungen der inzwischen hereingebrochenen amerikanistischen Phase deutlich aufgehalten zu sein. Am 19. Aug. zeigte Helene dem Prof. Lemaître das von ihr gemalte Porträt eines Uraniers mit Doppelkinn, langen Ohren und „Röhren“ unter den Füßen. „Aber,“ fügt sie hinzu, „schon seit mehreren Tagen habe ich nichts mehr von diesem Planeten wieder gesehen“; die Zeichnungen, welche sie davon in Aussicht genommen hatte, wurden nunmehr auf Monate hinaus unterbrochen. Erst im Frühjahr 1901 hat sich der Zyklus von neuem manifestiert und den Reservatbestand zu fördern beigetragen. Nach den wenigen Erkundigungen, die Lemaître einziehen konnte, teilte Leopold Helenen am 14. März mit, daß sie wieder Uranus-Buchstaben sehen würde, aber erst einen Monat später, am 15. April, kamen sie in Form von 10 Schriftzeilen zum Vorschein, die Helene mit ihrer rechten, kataleptisch gewordenen Hand entwarf, indem sie zuerst die Bogenschweife zeichnete, dann die übrigen Striche bei jedem Zwickel hinzufügte, während ihre normalere linke Hand dieselben Worte in französischen Buchstaben wiedergab. Auf diese Weise hätte Helene leicht das Uranus-Alphabet zusammenstellen können. Weiteres wissen wir nicht.

Aus allem vorangehenden ergibt sich, daß die Uranussprache nach ihren verschiedenen Seiten bis auf die Dauer, dieselbe Ordnung und Erscheinungsphasen wie die ultramartische und martische befolgt hat. Zu verschiedenen Malen seit dem März 1900 im Laufe ihrer subliminalen Herausarbeitung angekündigt, ist sie in der Form eines gehörten Idioms (in den ersten Junitagen) hervorgetreten, dann wurde sie (17. Juni) einen Monat vor der Übersetzung durch Schrift gesprochen; die letztere ihrerseits hat



Nouv. Obs. S. 138 Fig. 3. — Ramié, der Marsastronom, Offenbarer und Dolmetsch der Ultramarswelt, gemalt von Frl. S. so wie er ihr in Frühvisionen erscheint. Teint rußbraun, Augen und Haare braun. Gelb und blaue Mütze. Kleid hellbraungelb, Gürtel und Sandalen dunkelblau, Strümpfe hellblau. $\frac{1}{3}$ der Originalgröße. (Vergl. das Portrait von Astané Des Indes Fig. 11 S. 176.)



sich zuerst in vereinzelt Visual-Lettern (18. Juli) manifestiert, um erst 14 Tage später (2. August) den graphomotorischen Automatismus zu erreichen.

Ich behauptete, daß die Uranusschöpfungen scheinbar eine Art Antithese zu denen des Ultramars bilden, eine andere und entgegengesetzte Art, einen sonst identischen Zweck auszuführen, nämlich den, eine extraterrestrische Welt zu erfinden, die nicht eine Kopie der unserigen wäre, wie ich es dem Marsroman vorgeworfen hatte. Das geht schon aus den Botschaften Leopolds hervor, als dieser der Helene mehrere Wochen im Voraus die Offenbarungen eines Gestirns ankündigt, das unserer Erde ebenso überlegen ist, wie der Ultramars niedriger steht. Man errät hier das Phänomen eines logischen und psychischen Kontrastes, kraft dessen der Versuch, unserer realen Welt durch Einbildung einer größeren zu entgehen, den umgekehrten Versuch, eine vollkommenerere zu schaffen, hervorrufen mußte. Wir sind über den Inhalt der Uranusvisionen so mangelhaft unterrichtet, daß sich schwer sagen läßt, wie weit dieser Reaktionseinfluß die Einzelheiten durchdrungen hat. Indes wird man bemerken, daß die engen, hohen, seitlich mit ungeheuren Schornsteinen versehenen und miteinander durch Brücken verbundenen Häuser wohl das Gegenteil der niedrigen, und ganz voneinander isolierten Hütten sind, die man auf dem Ultramars sieht (siehe Fig. 5, 6). Dieselbe, in gewissem Sinne komplementäre Kontrasttendenz bricht in der Sprache hervor. Entgegen den Ultramarswörtern, die nie weniger als drei und mehr als fünf Buchstaben haben und regelmäßig mit Konsonanten endigen, variieren die Uranuswörter in der Länge enorm (wir haben solche von zwei und elf Buchstaben; sie endigen ausnahmslos mit einem Vokal und scheinen sich aus einer Agglutination von zweibuchstabigen Gruppen mit Anfangskonsonanten zu ergeben, wodurch das Uranische ebenso sehr vom Französischen, wie vom Martischen abweicht, wo der Silbenbau viel mannigfaltiger ist.

Eine detaillierte Statistik der Buchstaben, notgedrungen auf die 40 Wörter, über die wir verfügen, beschränkt, hat keinen großen Wert. Indes bemerke ich, daß die mittleren, fast immer kurzen Laute: **a** und **o** zusammen mehr als $\frac{3}{4}$ (77,2 Proz.) von der Gesamtheit der Vokale ausmachen, während der Rest 22,8 Proz. von den hohen Lauten: **é** und **i**

gebildet wird. Das ist fast genau das Gegenteil vom Martischen (18,2 und 73,3), welches außerdem dumpfe Laute (**u**, **stummes e** usw.) aufweist, die im Uranischen vollständig fehlen. — Was die Konsonanten anbetrifft, so sind wieder die Hälfte davon dumpfe Explosivlaute, nämlich eine enorme Menge **t** (im Uranischen viermal häufiger als im Ultramartischen) und einige **p**, aber kein **k**. Fast immer im Wortinneren und nie am Wortende befindlich, treffen diese Laute viel weniger das Ohr als in der Ultramarssprache. Kurz die ganze Uranussprache klang dank des bemerkenswerten Verhältnisses der **l** zum vollkommenen Mangel an **r** und Gutturalen und beim Vorherrschen der kurzen Vokale das einzige Mal, wo wir es von Helene gehört haben (17. Juni), sanft, rasch und leicht, wodurch es sich weit von den vorhergehenden Sprachen differenziert.

Obwohl nur vier Zeilen Uranusschrift vorhanden sind, dürfte diese kurze Probe ausreichen — nicht um Ramié, dem ich nur wohl will, hängen zu lassen —, sondern um wenigstens zu beweisen, wie gering im Grunde die Hilfsmittel sind, über die die kindliche Phantasie bei ihren astrolinguistischen Spielereien verfügt. Bei dem Wunsche, eine neue extraterrestrische, nach Leopolds Voraussagen sehr vervollkommnete Schreibart zu schaffen, die notwendigerweise auch möglichst verschieden von den soeben erfundenen ultramartischen Hieroglyphen sein mußte, hat Helenes Unterbewußtsein eine hübsche, kleine Schrift herausgearbeitet, fast ebenso fein und regelmäßig, als jene Hieroglyphen schlotterig und riesig waren. Leider stellte sich heraus, daß beim Aufgeben des Zeichensprachsystems sie, wie es sich zu ihrem Unglück fügte, auf eine phonetische Bezeichnungsweise, die im ganzen dem Marsmuster und folglich dem Französischen nachgebildet war, zurückkam. Zweifellos hat sie von diesen Sprachen dem äußeren Aussehen nach sich entfernen wollen; dazu schien sie sich vorgenommen zu haben, einfach das Gegenteil aufzugreifen von dem, was sie die Lektüre von Des Indes über authentische Sanskritschrift gelehrt oder ihr in die Erinnerung zurückgerufen hatte. Im Sanskrit hängen alle Buchstaben an einer geraden Linie, die über ihnen liegt, im Uranischen erheben sie sich merkwürdigerweise auf welliger Linie, die unter ihnen ist. Sicher beruht darauf für das Auge der Unterschied sowohl vom Martischen, dessen sämtliche Buchstaben voneinander getrennt bleiben, wie vom Französischen, wo es keine die Buchstaben und Worte verbindende Grund-

linie gibt. Aber trotz dieser Originalität im Aussehen zeigt das Uranusalphabet, so wie es sich wenigstens noch unvollkommen aus dem einzigen Text (49, Fig. 17) heraushebt, denselben Zug, der schon im Marsalphabet hervorsprang: Buchstabe für Buchstabe entspricht unserm franz. Alphabet ohne Einführung irgendeines neuen Zeichens, welches einen unserer Sprache fremden oder durch einen unserer gewöhnlichen Buchstaben nicht wiederzugebenden Laut besäße. Kurz, das phonetische und alphabetische Uranussystem ist nach dem wenigen, das wir davon besitzen, zu schließen, wie das des Mars nur knechtische Nachahmung des französischen; das Uranische unterscheidet sich vom Französischen weniger, als dieses von allen unseren terrestrischen Nachbarsprachen. Vorausgesetzt also, daß nicht Uranus-Grammatik und Vokabular, wenn wir sie überhaupt je kennen lernen werden, ganz unerwartete Überraschungen vorbehalten, was ich mir zu bezweifeln erlaube, so stellen wir wieder fest, daß Strukturformen von Helenes Muttersprache ihren subliminalen Sprachschöpfungen eine unüberschreitbare Schranke entgegensetzen.

Über den Mondzyklus samt seiner eigentümlichen Sprache und Schrift wüßte ich überhaupt nichts zu sagen, da ich nur die nackte Tatsache eines kürzlichen Auftretens durch die Liebeshwürdigkeit von Prof. Marchot (siehe S. 88) erfahren habe, wären nicht zwei Einzelpunkte, auf die ich die Aufmerksamkeit derer lenken möchte, welche mit der Erforschung und Publikation des Reservatbestandes betraut werden, hier befinden sich Entwürfungen über unsern Satelliten.

1. Das Mondidiom ist die neue vierte extraterrestrische Sprache, deren nächstes Auftreten Fr. Smith (nach Mitteilung von Lemaitre) schon seit Mitte Mai 1901 unter vorläufiger Bezeichnung von „ultrauranisch“ erwartete. Der 2. Punkt, der eingehender darzulegen ist, bezieht sich auf die Tatsache, daß ich schon jetzt beinahe bestimmt andeuten zu können glaube, wo der erste Keim, die Anfangssuggestion dieses neuen astronomischen Zyklus ruht, nämlich in einem Artikel der „Paix Universelle“, einer spiritistischen Zeitschrift, welche Fr. Smith und ihre Mutter regelmäßig erhalten und lesen (Juli-Nr. Lyon 1900, S. 498 ff.).

Solange wir in der Tat mit diesen beiden Frauen in Beziehung standen, konnten wir Martisches, Ultramartisches und Uranisches bekommen, nie aber, was auf den ersten Blick doch das Natürlichste gewesen wäre, „Lunarisches“, weil Helene infolge ihrer Allgemeinbildung und der astronomischen Unterhaltungen mit Teilnehmern bei Sitzungsschluß zu sehr von der Idee durchdrungen ist, daß unser Satellit ein erkaltetes Gestirn ohne beträchtliche Atmosphäre, also unbewohnt, sei. Um aber die entgegengesetzte Suggestion zu bewirken, mußte eine Lektüre genügen, bei der Frl. S. autoritativ die Möglichkeit (sogar die Wirklichkeit) einer lunarischen Menschheit behauptet sehen mochte, besonders, wenn sie dieser Behauptung in einem Zusammenhang begegnete, der Helenes subliminale Aufmerksamkeit anstacheln und das Eindringen dieser interessanten neuen Auffassungen erleichtern konnte. Diese Bedingungen finden sich nun aber im oben genannten Artikel ausgezeichnet erfüllt, wo nach einem Paragraphen über die bekannte Geschichte von Crookes und Katie King¹⁾ plötzlich einige Zeilen an die Adresse von „Miss Smith, das merkwürdige Medium“, und ihr Marsalphabet auftauchen. Fast unmöglich ist, daß nicht beim unerwarteten Begegnen dieser schmeichelhaften Anspielung die linguistisch-astronomischen Unterbewußtseinschichten Helenes mehr oder minder stark auf-

1) Siehe Flournoy, *Esprits et Médiums*, Cap. X, 3: *Phénomènes de médiumnité physique* S. 485 f. „Die Erscheinung war so real, daß der gelehrte Chemiker mit dem Phantom von Katie King Arm in Arm in seinem Laboratorium spazieren ging, sie mehrmals photographierte und konstatierte, daß sie von dem Medium (Miß Florence Cook) sich durch größere Gestalt, glattere Haut, Fehlen einer Narbe am Hals, regelmäßigeres Herzklopfen und gesündere Lungen bei der Auskultation u. dgl. unterschied Abgesehen von dem starken physischen Mysterium objektiver Materialisation (wenn man diese als echt voraussetzt und nicht vom Betrug eines Komplizen abhängig) bemerke ich nichts an der Psychikpersönlichkeit der Katie King nach dem wenigen, was wir darüber wissen, was darin mehr ein Wesen des Jenseits zu sehen zwänge als eine Bewußtseinspaltung oder ein hypnoïdes Herausarbeiten von Frl. Fl. Cook selbst.“ Vergl. dazu den motorisch-visuellen Somnambulismus eines Jacob in Genes. 32, 25 ff., was von der „Kritik“ in gezwungener Weise zum Mythos gestempelt ist: Mythos ist oft die Zuflucht für Unkenntnis von Metapsychik. V.

geweckt und an die Bewußtseinsoberfläche gebracht wurden, ganz aufnahmebereit für folgende Stelle als eine fruchtbringende Suggestion. In derselben Zeitschriftkolumne liest man 15 Zeilen weiter unten:

„Dank den Brahma-Dokumenten habe ich auch lunare Alphabete der Bewohner des Mondes sehen können, des Gestirns, das der Aussage unserer braven Gelehrten zum Trotz, völlig bewohnt ist...., aber nur auf der Seite, die nie der Erde zugewendet ist. Bekanntlich zeigt uns der Mond unabweislich nur eine Seite seiner Kugelform, folglich kann man astronomische Beobachtungen nur auf dieser Seite machen, während die andere, welche sich vor dem Menschenaugen verbirgt, nur vom psychischen Auge der Yoguis gesehen und geprüft werden kann....“

Ich habe diese Stelle, in der das gesperrt Gedruckte vom Verfasser Erny selbst herrührt, wörtlich wiedergegeben. Um jeglicher Mißstimmung seitens meiner Leser, die mit der spiritistischen Presse weniger bekannt sind, vorzubeugen, füge ich hinzu, daß Erny, von dem noch die Rede sein wird, keineswegs ein Spaßvogel wie man denken könnte, sondern in spiritistischen Kreisen, in denen die „Paix Universelle“ gelesen wird, unbestrittene Autorität ist, wenn er sich auch über menschliche Leichtgläubigkeit ins Fäustchen lachen mag. Unter diesen Umständen mußte sich Helenes Subliminalphantasie bei der Lektüre jenes Aufsatzes herausgefordert und zum Beweise gedrängt fühlen, daß das Hellsehen des „bemerkenswerten Genfer Mediums“ auf das „psychische Auge der Yoguis“ nicht neidisch sein brauche. Übrigens war keine Gefahr, mit den Enthüllungen der Letztgenannten in Widerspruch zu geraten, da, wie der von Erny angewendete Plural anzeigt, auf der Hälfte des Mondes, die den nicht-psychischen Astronomen hienieden den Rücken zukehrt, Raum für viele verschiedene Alphabete ist. Hingegen sprach Erny vom Alphabet der Merkurbewohner (das er ebenfalls bei den Brahmanen sah, denen die Yoguis es von ihren Astralreisen auf diesen Planeten mitbrachten) im Singular. Deswegen hat sich vielleicht Helenes Unterbewußtsein nicht die Mühe gegeben, es von neuem ihrerseits zu entdecken, vorausgesetzt, daß sie sich diese Überraschung nicht noch für später aufspart und mit dem Mond begonnen hat nur, um „unsern braven Gelehrten“, die sie

in ihrer Einfalt hatten glauben lassen, unser Satellit sei auf seinen zwei Seiten öde, einen Possen zu spielen.

Anhang 2. Nouv. Obs. S. 191: **Allgemeinbetrachtungen.**

Zum Schluß seien einige Allgemeinbetrachtungen über die gesamte astrolinguistische Produktion von Fr. S. in einigen bemerkenswerten Punkten hinzugefügt. Sollte, wie ich vermute, der vorher zitierte Artikel der „Paix Universelle“ vom Juli 1900 das „Schnippchen“ sein, das als Anfangssuggestion für den Mondzyklus diente (erschlossen im Sommer 1901), dann würde die totale Inkubationsdauer desselben, d. h. die Zwischenzeit zwischen Marsschrift und Ultramarshieroglyphen im großen ganzen ein Jahr betragen. Es scheint, daß alle diese subliminalen Vorbereitungen von außertellurischen Zyklen und Alphabeten sich, ohne eigentliche Konstanz zu zeigen, in runden Ziffern durch Werte derselben Höhe ausdrücken.

Jede Inkubationsdauer dieser verschiedenen Sprachen und Schriftformen variiert zwischen einigen Monaten bis zu $1\frac{1}{2}$ Jahren, ist also von derselben Art. Die einzige Ausnahme, die Zwischenzeit von nur 2—4 Wochen, die meine Einwände gegen Helene betrifft ihrer Marssprache (6. und 16. Oktober 1898) und die erste Ultramarsbotschaft am 2. Nov. betrifft, ist vermutlich nur scheinbar, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß der Anfangskeim dieses neuen Traumes in Wirklichkeit bis zu meiner Diskussion mit Leopold am vorhergehenden 13. Febr. über denselben Gegenstand zurückliegt (vergl. 7. Kap. in: Des Indes), was die wirkliche Trächtigkeit des Ultramars auf mehr als acht Monate bringen würde. — Ein anderer, den vier Planeten-Zyklen gemeinsamer Punkt ist, daß man stets mit mehr oder minder großer Sicherheit und Genauigkeit in den äußeren Umständen den Suggestions-Vorfall, der ihnen als Ursprung diente, wiederfinden kann. — Endlich haben die drei Sprachen, deren Entwicklung wir kennen (die martische, ultramartische und uranische), denselben psychologischen Entwicklungsgang befolgt und haben dieselben Phasen durchgemacht. Sie beginnen mit unbekanntem Wörtern, welche Helene hörte, dann wiederholt; später sieht sie seltsame Buchstaben auftauchen, endlich nach einem neuen Zeit-

raum sprudeln sie aus ihrer Hand in automatischem Schreib-anfall hervor. So findet man beim Emporarbeiten oder wenigstens bei Auftreten jedes dieser subliminalen Idiome dieselbe psychologische Ordnung wieder, welche beim Kinde die Erwerbung verschiedener Sprachmodalitäten beherrscht: der lautliche (auditiv-motorische) Nervenbogen geht zeitlich dem graphischen (visuell-skriptorischen) voran.

Inhaltlich sind diese drei außerterrestrischen Sprachen im ganzen nur ein unvollständiger Auszug aus dem Französischen, dessen Vokal- und Konsonantensystem sie reproduzieren, ohne etwas neues hinzuzuführen. Gleichwohl hätte scheinbar Helene dadurch, daß sie ihren Vater ungarisch oder italienisch sprechen hörte und selbst englische und besonders deutsche Stunden nahm, einige dem Französischen fremde Laute aufsaugen und so in gewissen Punkten den so beschränkten phonetischen Schatz ihrer Muttersprache bereichern sollen. Aber neue Arten von Aussprache (wie das englische: th, das deutsche: ch usw.) sind zu interesselos und schal, um ihre Aufmerksamkeit spontan in Beschlag zu nehmen. Um sie endlich ganz zu beherrschen, als tief in die Sprachzentren eingewurzelt, bedarf es der Willensanstrengung und wiederholter Übung, zu der sich Fr. Smith nie gezwungen zu haben scheint. Man begreift daher, daß diese fremden Klangbilder verschieden von denen des einzigen von Kindheit an gesprochenen Idioms, welche an sich weder Reiz noch Anziehungskraft bieten, bei Helene nicht bis in jene tiefen Schichten gedrungen sind, aus denen sich automatische Produkte emporarbeiten. Mit andern Worten, wenn Helenes normale, erwachsene Persönlichkeit für andere artikulierte Laute, als die des Französischen mehr oder weniger aufnahmefähig ist, dieselben aber doch nur oberflächlich gelernt hat, so stehen sie ihr bei der Erfindung der außerirdischen Idiome, bei deren Schöpfung sie in ein längst überschrittenes Lebensalter zurückfällt, nicht zur Verfügung.

Zum Schluß ist statt komplizierter Beispiele der Ort, an eine hübsche Beobachtung von Myers zu erinnern: Einmal machte er im Traum einen griechischen Vers, in den er beim Erwachen zuerst keinen Sinn bringen konnte. Plötzlich aber kam

ihm die Erinnerung einer fernen Zeit zurück, in der er als junger Schüler eine gewisse griechische Präposition falsch gebrauchte, die gerade in diesem Vers figurierte und ihn vollkommen verständlich machte, sobald man sie in der irrigen Bedeutung nahm, welche Myers ihr damals zugewiesen hatte¹⁾. Das beweist, daß ein gelehrter Hellenist momentan im Traum in den längst überwundenen Zustand eines unwissenden Schülers zurückfallen und darin Fehler begehen kann, zu denen seine heutige, normale Persönlichkeit unfähig wäre. Man fixiere und verlängere diesen Zustand von Traum und Rückfall ins Kindheitsalter, man nehme an, daß der Betreffende sich vergnügt, statt eines einzigen Verses, dabei eine ganze Sprache mit sprachkundlichen Hilfsmitteln, über die er in jener zurückliegenden Zeit seines Daseins verfügt, aufzubauen — und man hat den Fall von Fr. Smith. Man halte mir nicht den gewaltigen Unterschied entgegen, der zwischen einem Nachtraum von einigen Augenblicken und einem somnambulen Leben, im Laufe vieler Jahre sich wiederholend und fortsetzend, bestehe. Denn die Psychopathologie wäre kaum in Verlegenheit, den Unterschied mit all ihren Beobachtungen, über die sie zurzeit verfügt, zu überbrücken.]

Des Indes S. 255: Ebenso, wie in der Pathologie die Neubildungen ihren gewöhnlichen Ausgangspunkt wahrscheinlich in im Embryonalzustande verbliebenen Zellen haben, welche plötzlich unter dem Einfluß gewisser äußerer Reize oder wenig bekannter, innerer Umstände sprossen und sich anormal zu differenzieren beginnen, ebenso scheinen in der Psychologie gewisse zurückliegende und ursprüngliche Elemente des Individuums, Kindheitsschichten, noch mit Plastizität und Beweglichkeit ausgestattet, besonders geeignet, jene seltsamen, unterbewußten Vegetationen, eine Art psychischer Tumoren oder Auswüchse zu erzeugen, welche wir zweite Persönlichkeiten nennen. Ihre Ätiologie ist übrigens nicht klarer, als die organischer Neoplasmen. Die Erregungen des nächsten Milieus, Gemütschoks, moralische Traumata, spiritistische oder andere Suggestionen, alle diese Ursachen bleiben ohne Vorhandensein unerläßlicher, innerer Vorbedingungen ganz unwirksam. Von diesen letztgenannten wissen wir nun aber so gut wie nichts, denn Ausdrücke wie hypnoide Prädisposition, Tendenz zu Geistesdesaggregation, Leichtigkeit von Verdoppelung, Suggestibilität usw. lassen nur die Bezeich-

1) Proceed. S. P. R. Bd. XV S. 404 (Okt. 1900).

nungen der Tatsache selbst vervielfältigen, ohne unsere Unkenntnis über ihre intime Natur und ihre wahren Seinsgründe zu zerstreuen.

Man könnte leicht die Parallele zwischen anatomischen Tumoren, die bald bösartig, bald wohlthätig, umschrieben oder diffus sind, und jenen psychischen Parasyten, die umgrenzt oder einbrechend, der normalen Persönlichkeit unbekannt oder sie bei ihren automatischen Einbrüchen störend, harmlos, wie der Marstraum oder gefährlich, wie eine krankhafte fixe Idee usw. sind, noch weiter ziehen, aber Vergleich ist keine Erklärung; es hieße in anderer Weise in die naive Illusion derer verfallen, welche das so komplizierte und zarte Spiel der Geistesphänomene zu durchlichten glauben, wenn sie sich auf kortikale Neuronen und Protraktions-, Retraktions-, Ko- und Reaptionsbewegungen und alles zusammen sowie auf deren Dendriten- oder Achsenzylinderfortsätze berufen.

Daher werde ich nicht einmal etwas zur Erklärung des Marszyklus beigetragen zu haben meinen, indem ich — was a priori für die physiologische Psychologie gilt — daran erinnerte, daß die kindliche Unterpersönlichkeit, welche den Marszyklus schafft, im Gehirn Helenes durch Faserbündel oder ein System spezieller dynamischer Assoziationen repräsentiert werden muß, welche, solange die aktuelle oder normale Persönlichkeit Helenes vorherrscht, außer Gebrauch bleiben (oder sich dislozieren, um an anderen Kombinationen teilzunehmen), aber mehr oder weniger vollständig wieder zu funktionieren beginnen, wenn sie in ihren Marstraum zurückfällt. Die Existenz dieser anatomisch-physiologischen Korrelate unseres Geisteslebens ist selbstverständlich, aber ihre notwendigerweise vage und ungewisse Repräsentation ist zum Einblick in Psychik-Tatsachen unnötig, so daß es ein für allemal anerkannt sein sollte, daß diese Gehirnmechanik immer zugrunde liegt, ohne daß man indes mehr davon aussagen darf, als daß man nichts Präziseres darüber angeben kann.

Ich brauche kaum zum Schluß hinzuzufügen, daß jedwede spiritistische oder okkultistische Hypothese für den Marsfall von Frl. Smith absolut überflüssig und ungerechtfertigt erscheint. Die Autosuggestibilität ausgelöst, wie man aus der Geschichte des Ultramarstraums sah, durch gewisse Milieureize, genügt völlig, um diesen Gesamtzyklus zu beurteilen.

8. Kapitel.

Indischer Zyklus.

Während der Marsroman ein Werk reiner Phantasie ist, in dem sich schöpferische Einbildungskraft freie Bahn schaffen konnte, da sie keinerlei Gegenbeweis oder Richtigstellung zu fürchten hatte, stellen der in einem abgeschlossenen terrestrischen Rahmen sich bewegende indische und der Marie Antoinette-Zyklus eine Rekonstruktionsarbeit dar, die von vornherein recht komplexen Milieu- und Zeitbedingungen unterworfen ist. Die Aufgabe, sich in den Schranken der Wahrscheinlichkeit zu halten, nicht allzu viel Anachronismen zu begehen und vielfachen Forderungen der Logik und Ästhetik zu genügen, bildete ein besonders gefährliches und scheinbar über die Kräfte einer Person ohne Spezialbildung in diesen Materien hinausgehendes Unternehmen. Das unterbewußte Genie Helenes hat sich der Aufgabe in bemerkenswerter Weise entledigt und dabei wirklich sehr feines Verständnis für Lokalkolorit und historische Möglichkeiten entfaltet.

Der indische Roman bleibt im besonderen für die, welche daran teilnahmen, ein noch nicht genügend gelöstes psychologisches Rätsel, denn er enthüllt und umfaßt hinsichtlich Sprache und Sitte des Orients Kenntnisse, deren sichere Quelle zu ermitteln bisher unmöglich war. Alle Zeugen indischer Somnambulismen von Frl. Smith, welche ein Urteil in diesem Punkte haben — mehrere enthalten sich dessen — sehen in diesem Somnambulismus übereinstimmend ein merkwürdiges Phänomen von Kryptomnesie, von Wiederauftauchen der unter dem wachen

Normalzustand tief eingebetteten Erinnerungen mit unbestimm-
baren Anteil phantastischer Ausstaffierung an diesem Stoff wirk-
licher Daten, aber unter dieser Bezeichnung: Kryptomnesie und
Wiederaufleben latenter Erinnerungen verstehen sie zwei sehr
verschiedene Dinge.

Für mich handelt es sich einzig um Erinnerungen ihres gegen-
wärtigen Lebens; ich sehe in all dem nichts Übernormales. Denn
obwohl ich noch nicht mit Erfolg die Lösung des Rätsels gefunden
habe, zweifle ich nicht an deren Existenz und werde weiter
unten zwei bis drei Hinweise hervorheben, welche meine Idee,
die asiatischen Vorstellungen Helenes hätten ganz gewöhnlichen
Ursprung, stützen dürften. Um so schlimmer übrigens, oder um
so besser, wenn ich mich irre. Für die dem Spiritismus an-
hängenden Beobachter hingegen ist das schlummernde Gedäch-
tnis, welches im Somnambulismus von neuem erwacht, nichts
weniger als das an ein Vorleben von Frl. Smith; diese zuerst
von Leopold gegebene, pikante Erklärung zieht aus der tatsäch-
lichen Unmöglichkeit, in der ich mich befinde, nämlich den Gegen-
beweis zu bringen, in ihren Augen Vorteil. Wie man sieht, sind
wir von einer Verständigung über die Methodenfrage weit ent-
fernt.

Zweifellos müßte man wohl, wenn man bei allen Lebens-
ereignissen Helenes seit zarter Kindheit zugegen gewesen und
sicher wäre, daß ihre Kenntnisse über Indien ihr nicht von außen,
auf normalem Wege der Sinnesorgane zugeflossen wären, an-
deres suchen; man hätte zwischen den Hypothesen eines atavisti-
schen, 15 Generationen hindurch erblich übertragenen Gedäch-
tnisses oder wirklicher telepathischer Verbindungen mit dem Ge-
hirn irgendeines indischen Gelehrten oder einer spiritistischen
Reinkarnation oder ich weiß nicht was noch, die Auswahl. Aber
so weit sind wir nicht. Nichts ist in Details weniger bekannt als
das alltägliche Dasein von Frl. Smith in Kindheit und Jugend.
Kennt man nun aber die Umwege, deren das unterbewußte Ge-
dächtnis des Gegenwartslebens fähig ist, so ist man wissenschaft-
lich nicht berechtigt, zu angeblichem „Vorleben“, dessen einzige
Garantie die Autorität Leopolds ist (das Martische hat genügend
gezeigt, was man daraus machen kann), seine Zuflucht zu nehmen,

um das somnambule Auftreten total vergessener Dinge, wie ich zugebe, bei Frl. Smith in ihrem Wachzustande zu erklären, aber deren Ursprung kann sich sehr wohl in die unbekanntem Winkel ihres abgelaufenen Lebens (Lektüre, Unterhaltung usw.) eingestrichelt haben.

Die Fabel des indischen Romans, auf die ich schon mehrfach summarisch hingewiesen habe, ist folgende: Am Ende des 14. Jahrhunderts unserer Ära war Helene Smith die Tochter eines arabischen Scheik, vielleicht Pirux mit Namen¹⁾. Sie verließ denselben, um unter dem Namen: Simandini die elfte Frau des Fürsten Sivruka - Nayaka zu werden, dessen gegenwärtige Inkarnation zu sein ich die Ehre habe. (Ich bitte ein für alle Mal den Leser, die sehr unbescheidene Rolle, welche mir in dieser Affaire wider meinen Willen zugefallen ist, entschuldigen zu wollen.) Dieser Sivruka, welcher über Kanara regierte und dort i. J. 1401 die Festung Tschandragiri erbaute, scheint von keinem sehr willfährigen Charakter gewesen zu sein; obwohl im Grunde nicht schlecht und seiner Lieblingsfrau recht zugetan, war er doch wild von Gemüt und eher roh von Sitten. Von einem kleinen, asiatischen Potentaten jener Zeit kann man nicht mehr verlangen. Nichtsdestoweniger liebte ihn Simandini leidenschaftlich und wurde bei seinem Tode nach der Sitte von Malabar lebendig auf seinem Scheiterhaufen verbrannt. Um diese beiden Hauptfiguren treten noch Nebenpersonen auf, u. a. ein treuer Diener Adèl und ein kleiner Affe Mitidja, welche Simandini aus Arabien nach Indien mit sich genommen hatte, dann der Fakir Kanga, der eine viel größere Rolle im Marszyklus spielt, wo, wie man sah, er in Astané reinkarniert ist. Einige andere Individuen, alle Masculina, Mougia, Mioussa, Kangia, Kana zeigen sich in zu verwischten Rollen, um darüber etwas Genaues sagen zu können.

Die hypnoïden Zustände, in denen sich dieser Roman bei Helene bekundet hat, zeigen die größte Mannigfaltigkeit und alle Grade v o m (scheinbar) vollen Wachsein, für Augenblicke durch

1) Es besteht eine gewisse Unsicherheit über diesen Namen und seinem Zusammenhang mit dem Vater Simandinis (siehe S. 334).

irgendeine Gesichts- oder Gehörshalluzination durchkreuzt, deren Erinnerung sich intakt erhält und eine detaillierte Beschreibung gestattet bis zum Totalsomnambulismus mit Amnesie beim Erwachen, wobei sich die frappantesten Szenen von Ekstasen und Inkarnationen abwickeln. Davon wird man verschiedene Beispiele auf den folgenden Seiten erleben.

I. Auftreten und Entwicklung des orientalischen Zyklus.

Ohne auf die seltsamen, aber wenig bekannten Visionen zurückzukommen, welche schon Kindheit und Jugend Helenes heimsuchten, will ich die Hauptstadien ihres asiatischen Romans seit dem Beginn ihrer Mediumität skizzieren.

Während der ersten drei Jahre begegnet man, wenigstens in Sitzungen nur einer kleinen Zahl von derartigen Manifestationen. Denn betreffs Automatismen, die in anderen Augenblicken aufsteigen konnten, besonders während der Nacht oder im hypnagogischen Zustande, wissen wir nichts.

Nov. 1892 sind zwei Sitzungen des Zirkels N. in Anspruch genommen durch das Auftauchen einer chinesischen Stadt Peking nach Tisch-Aussage, wo sich ein Desinkarnierter, Verwandter eines Sitzungsteilnehmers aufhält, um bei einem kranken Kinde eine Mission zu erfüllen. (Dieser plötzliche Einbruch Chinas dort, wo es kaum zu erwarten war, ist wahrscheinlich dem Einflusse einer kleinen chinesischen Vase zuzuschreiben, welche Helene im Salon von Frau B. (von der ich auf S. 105 sprach) bemerkt hatte. Frau B. zeigte mir von selbst diese Vase bei einem Besuche, den ich ihr machte, mit den Worten, Helene hätte, als sie sie eines Tages bemerkt habe, sie genommen, mit Neugier aufmerksam angesehen und sich über ihre Herkunft informiert. Kurz nach diesem Vorfall manifestierten sich die chinesischen Visionen¹⁾).

In den Sitzungen d. J. 1894 hatte Helene mehrfach vereinzelte Visionen, welche, wie aus ihrem Inhalt selbst oder aus den vom Tisch diktierten Erklärungen hervorgeht, sich auf den Orient bezogen. So sah sie Teheran, dann den Missionsfriedhof in Tokâd (12. Juni); einen Ritter mit weißwollenem Mantel und Turban, Namens Abderrhama (2. Sept.), endlich eine orientalische Landschaft mit einer Zeremonie buddhistischen

1) Fr. Smith, die für orientalische Gegenstände eine Vorliebe hatte und keinem je ohne Bewunderung begegnet, meint nicht, daß ihre chinesischen Visionen an die Vase der Frau B. mehr als an vieles andere anknüpfen.

Anstriches (16. Okt.). Besonders die letzte Vision scheint noch ein vorlaufendes Anzeichen des indischen Romans zu sein, denn man hebt in den Protokollen jener Zeit ein Ensemble charakteristischer Züge hervor, welche sich in späteren indischen Szenen wiederfinden werden: immenser Garten mit exotischen Gewächsen, Kolonaden und Palmenalleen, am Eingange mit gewaltigen steinernen Löwen, lange Teppiche mit prachtvollen Mustern auf der Erde, Nischen, Laubdächer, Tempel in der Mitte von Bäumen mit einer Statue, wie ein Buddha, ein Zug von zwölf weißgekleideten Frauen, welche mit brennenden Lampen niederknien; im Zentrum löst eine andere Frau mit tietschwarzen Haaren sich aus der Gruppe, schwingt eine Lampe und entzündet Pulver, das sie eben auf einen weißen Stein ausgestreut hatte. (Die Folge des Romans erlaubt, in dieser Frau das erste Auftreten Simandinis zu erkennen). Aber erst 4—5 Monate später tritt das wirkliche Aufblühen des orientalischen Traums in seinem vollen Glanze auf.

17. Febr. 1895. — Als Helene am Ende einer ziemlich langen Sitzung nach erstem Erwachen wieder eingeschlummert war, diktiert der Tisch: Pirux Scheik und antwortet auf unsere Fragen, daß es sich um einen arabischen Scheik des 15. Jahrhunderts handle. In diesem Augenblicke erwacht Helene definitiv mit den Worten, sie hätte soeben einen Mann mit schwarzem Schnurrbart und krausen Haaren in Burnus und Turban gesehen, welcher zu hohnlachen und sie zu verspotten schien. — Die Buchstabierung: Pirux läßt an Klarheit zu wünschen übrig, Leopold hat späterhin befragt, nie ganz kategorisch bejaht (aber noch weniger gelegnet), daß es der Name von Simandinis Vater, dem Scheik sei.

3. März. — Sitzung von uns sechs Teilnehmern, die alle die Hände auf dem Tisch haben. Nach kurzem Warten erstaunt Helene, nicht mehr meinen linken Mittelfinger zu sehen, während sie meine anderen Finger wohl sähe. Mein Schlüsselbund, das ich auf meinen Mittelfinger lege, verschwindet gleichfalls vor ihren Augen, obwohl sie das Schlüsselklappern, wie mein Aufschlagen dieses Fingers auf den Tisch fortgesetzt hört. Diese sehr beschränkte, systematische Gesichtsanästhesie läßt nach zahlreichen Beispielen früherer Sitzungen voraussehen, daß die kommenden Phänomene mich betreffen werden. Bald beginnt eine lange Szenen-Vision, welche Helene zum Teil schon gesehen zu haben glaubt. (Es ist eine sehr erweiterte Wiederholung der Vision vom 16. Okt. des vorangehenden Jahrs, von der keiner der Anwesenden damals wußte.) Sie beschreibt eine Pagode, die sie mit der linken Hand in einigen Bleistiftstrichen hinzeichnet, dann eine Statuen- und Palmenallee, Aloes, eine Prozession, Zeremonien vor einem Altar usw. Die Hauptrollen spielten eine Person in Sandalen und großem, gelbem Gewande, mit goldenem, edelsteinbesetzten Helme (erstes Auftreten Sivrukas) und eine schwarzhaarige, weißgekleidete Frau, schon am 16. Okt. gesehen (Simandini).

Im ersten Teil der Vision sieht Helene die Frau, der sie mit ekstatischem Blicke, indem sie sie uns beschreibt, folgt, an meine Seite

treten. Da sich aber in diesem Augenblick die Unsichtbarkeit meines Mittelfingers auf meine ganze Person erstreckt, und Helene mich nicht mehr sieht oder hört, während sie voll das Bewußtsein der andern Anwesenden behält, erstaunt sie darüber, daß die Frau Gesten von Handauflegen und Segnen auf mein Haupt „im leeren Raum“ vollführt. Mehrmals wechsele ich den Platz im Zimmer, jedesmal wendet sich Helene mit Verlauf weniger Sekunden nach meiner Seite und sieht, ohne mich selbst zu bemerken, wie die schwarzhaarige Frau sich hinter meinen Sitz stellt und ihre Segensgesten in einer meinem Kopf entsprechenden Höhe wiederholt. In der weiteren Vision schein ich keine Rolle mehr zu spielen; es handelt sich um eine Zeremonie, in der die Indierin mit Diadem auf dem Kopf, in der Mitte von ihren zwölf Gefährtinnen Weihrauch verbrennt usw. Während der ganzen Zeit hat der Tisch gegen seine Gewohnheit keine Erklärung gegeben; aber Helene selbst hat einige Fragen gestellt, bemerkt, daß ihr diese imaginäre Frau durch Zeichen mit dem Kopf antworte und ihr unter anderm enthüllte, sie habe mich in einem früheren Leben gekannt. Im Augenblick des Schwindens der Vision, welche länger als eine Stunde dauerte, hört Helene die Worte: „Auf baldiges Wiedersehen.“ Die Fortsetzung ließ tatsächlich nicht lange auf sich warten.

6. März. — Wiederholung und Fortsetzung der vorangehenden Sitzung mit dem Fortschritt, daß die Gesichts-Halluzination der schwarzhaarigen Frau sich in totale kinästhetische Halluzination wandelt, d. h. daß an Stelle einfacher Vision eine Inkarnation sich produziert: Helene wird selbst diese Frau und spielt ihre Rolle.

Kaum hatte die Sitzung begonnen, als Helene uns nicht mehr hört, während sie uns weiter sieht. Sie ruft: „„Aber sprechen Sie doch, plaudern Sie doch!“ Sie kann noch lesen und verstehen, was ich ihr schriftlich mitteile, aber die Verdunklung nimmt zu. Sie scheint sich in irgendeine innere Vision zu vertiefen und verfällt bald in Somnambulismus, im Verlaufe dessen sie sich hinter die Ecke des Sofas, das ich einnehme, stellt, ihre Hände auf meinen Kopf stark auflehnd legt und vergebliche Sprechversuche macht, dann allmählich meinen Kopf losläßt und, indem sie mit majestätischer Gebärde die Arme über mich breitet, wie um mich zu segnen, plötzlich mit ernster, feierlicher Stimme die beiden durch einige Seufzer unterbrochenen Worte spricht: *A t i é y á . . . G a n a p a t i n á m á*. Nach dieser sehr eindrucksvollen Segensszene gibt sich Helene im Zimmer einer Reihe stummer Pantomimen hin, in der sie einem entsetzlichen Schauspiel beizuwohnen und mit Feinden zu ringen scheint (Scheiterhaufenszene). Schließlich setzt sie sich auf den Divan und erlangt nach einer Reihe seelischer Schwankungen, verschiedener Haltungen, momentanen Erwachens, Rückfalls in Schlaf usw. ihr normales Bewußtsein wieder. Die letzte ihrer mimischen Phasen besteht darin, daß sie alle Schmuckgegenstände, wie sie wohl eine asiatische Fürstin tragen kann: Ringe für alle Finger, Gürtel, Halskette, Arm- und Handspangen, Diadem,

Ohrgehänge und Ringe von den Fußknöcheln abreißt und weit von sich schleudert.

Einmal erwacht, hat sie keine Erinnerung mehr an die Segensszene, wohl aber ziemlich deutlich an die Träume, die den anderen Pantomimen entsprechen. Von neuem hat sie die schwarzhaarige Frau der vorherigen Sitzung und orientalische Landschaft usw. gesehen. Im Lauf ihrer Beschreibung spiegelt sich der Übergang von einfacher Vision zur Reinkarnation deutlich im Formwechsel ihres Berichts wieder: sie sprach zu uns erst von jener Frau in dritter Person, plötzlich nimmt sie die erste Person an und sagt: „Ich“, um unter anderm zu erzählen, daß sie — oder jene schwarzhaarige Frau — auf dem Scheiterhaufen einen Leichnam gesehen habe, und vier Männer, gegen die sie sich gewehrt habe, sie hätten zwingen wollen, den Scheiterhaufen zu besteigen. Als ich ihre Aufmerksamkeit auf diese Stilveränderung lenke, antwortet sie, ihr habe in der Tat geschienen, sie sei jene Frau. Weiter erinnert sie sich, einen Augenblick erwacht zu sein und uns halb und halb gesehen und erkannt zu haben, während sie selbst sich in orientalischem Kostüm und mit Kleinodien geschmückt erblickt habe. Von der Szene aber, in der sie diesen Schmuck von sich geworfen hat, weiß sie nichts.

Abgesehen vom indischen Roman sind diese beiden Sitzungen psychologisch interessant, weil man hier den Wandel objektiver Gesichtshalluzination, welche kaum das Empfinden gegenwärtiger Realität alteriert, in totale Halluzination, kinästhetische und motorische beobachtet, die eine völlige Umwandlung des Ichs ausmacht. Die Ausbreitung des anfänglich bloß partiellen Automatismus, dies Eindringen und Aufsaugen der gewöhnlichen Persönlichkeit durch die subliminale, zieht bei Helene nicht immer Amnesie nach sich, was ihr gestattet, beim Erwachen jenen eigentümlichen Eindruck zu schildern, sie selbst und eine andere zu sein, eine handelnde Person vor Augen zu haben und sich als eins mit jener zu empfinden. (Vergl. S. 138.)

Man wird bemerken, daß in diesem Sonderfall von Identifikation der indischen, schwarzhaarigen Frau mit Fr. Helene Smith in Genf, das Problem kausalen Zusammenhangs zwei umgekehrte Lösungen zuläßt. Dieselbe Bemerkung würde gleichfalls an ihrer Stelle für den Marie Antoinette-Zyklus gelten. Für den gläubigen Spiritisten liegt der Grund darin, daß Fr. Smith Reinkarnation Simandinis ist, d. h. daß beide Personen trotz räumlicher und zeitlicher Entfernung ihres Daseins substantiell und metaphysisch identisch sind, daß Helene in gewissen günstigen

somnambulen Zuständen wirklich wieder Simandini wird und sich als indische Fürstin fühlt.

Für den empirischen Psychologen hingegen ist es, weil die visuelle Erinnerung einer indischen Frau (nebensächlich ist, woher ihr Ursprung) sich parasitisch ausbreitet, an Umfang und Tiefe gleich einem Fettfleck gewinnt und in die ganze suggestible und reizbare Persönlichkeit des Mediums eindringt — darum fühlt sich Frl. Smith zu dieser Frau werden und schließt daraus, daß sie es früher gewesen (siehe S. 25 und Anmerk. S. 324). Aber wir lassen diese Abschweifung, um auf die Entwicklung des indischen Traumes zurückzukommen:

10. März. — Nach verschiedenen Wachvisionen, welche sich auf andere Themata beziehen, verfällt Helene in Somnambulismus. Zwanzig Minuten lang bleibt sie ruhig die Hände auf dem Tisch, durch dessen Klopfen Leopold uns informiert, daß sich eine Szene meines Vorlebens vorbereite: Ich sei ehemals indischer Fürst gewesen, und es fügte sich, daß Frl. Smith wohl vor ihrer Existenz als Marie-Antoinette meine Gemahlin war, die auf meinem Grabe verbrannt wurde; später, aber nicht an diesem Abend oder in nächster Sitzung, würden wir Namen dieses Fürsten wie Ort und Datum jener Ereignisse erfahren. Nunmehr verläßt Helene den Tisch und führt in stummer, eine Stunde dauernder Pantomime, deren ziemlich klarer Sinn von Leopold durch Helenes kleinen Finger¹⁾ bestätigt wird, die tief ergreifende, in der vorangehenden Sitzung skizzierte Scheiterhaufenszene aus.

Langsam, als ob sie Widerstand leiste und wider Willen fortgeschleppt würde, schreitet sie im Zimmer herum, abwechselnd bittend, und sich gegen fiktive Männer, welche sie zu Tode führen, energisch sträubend. Plötzlich sich auf die Fußspitze erhebend, scheint sie den Scheiterhaufen zu ersteigen, aber entsetzt verbirgt sie das Gesicht in den Händen, weicht vor Schrecken zurück, dann geht sie, wie von hinten gestoßen, wieder vor. Endlich stürzt sie in ihrer ganzen Länge hastig nieder und fällt auf die Knie vor einem weichen Sessel, in dem sie ihr mit ihren gefalteten Händen bedecktes Gesicht hineinwühlt. Sie schluchzt heftig. Durch den kleinen Finger, zwischen ihrer Wange und dem Sesselskissen sichtbar, antwortet Leopold weiter auf meine Fragen mit sehr klarem „ja“ oder „nein“. Es ist der Moment, wo sie in den

1) Lemaître hat in seinem Bericht über diese Sitzung einen großen Teil der Unterhaltung zwischen den Anwesenden und Leopold, welcher mit „ja“ und „nein“ antwortet, veröffentlicht. (Annales des Sciences psychiques, Bd. VII, S. 84.)

Flammen des Scheiterhaufens den Todeskampf wieder aussteht. Das Schluchzen läßt allmählich nach, der Atem wird keuchender und oberflächlicher, dann setzt sie in der Exstirpation plötzlich aus und bleibt einige Sekunden, die endlos scheinen, in der Schweben. Das ist der Schluß.

Der Puls ist glücklicherweise in Ordnung, wenn auch etwas unregelmäßig. Während ich ihn untersuche, stellt sich die Atmung mit tiefer Inspiration wieder her. Nach kurzer Wiederkehr von Aufschluchzen beruhigt sich Helene und erhebt sich langsam, um sich in das benachbarte Kanapee zu setzen. Die Szene des verhängnisvollen Ausgangs im Sessel hat acht Minuten gedauert. Nach abwechselndem Schlaf und Katalapsie usw., was ohngefähr eine halbe Stunde anhält, erwacht sie und erinnert sich, im Traum auf einem Scheiterhaufen den ausgestreckten Leichnam eines Mannes und eine Frau gesehen zu haben, welche Männer zwangen, denselben gegen ihren Willen zu besteigen. — In den folgenden Sitzungen war nichts Orientalisches zu bemerken; erst vier Wochen später fing der indische Traum wieder an.

7. April. — Fr. Smith verfällt bald einem Mischzustand, in dem ihr indischer Traum sich mit dem Gefühl gegenwärtiger Realität vermennt und ersetzt, aber nur in dem, was mich angeht. Sie hält mich für abwesend, fragt die anderen Teilnehmer, warum ich fortgegangen. Dann steht sie auf, geht um mich herum, indem sie mich ansieht und ganz erstaunt ist zu sehen, daß mein Platz von einem Fremden mit schwarz gekräuselten Haaren und dunklem Teint besetzt sei; jener trage ein schön blaugold geziertes, weitärmeliges Gewand. Als ich sie anrede, wendet sie sich ab und scheint meine Stimme von der entgegengesetzten Seite zu vernehmen, wo sie mich sucht. Als ich dorthin gehe, flieht sie vor mir, dann nimmt sie, als ich ihr von neuem folge, den von mir verlassenen Platz wieder ein. Nach kurzem Hinundherlaufen hört sie auf, sich mit mir und meinem frisierten Ersatzmann im blauen Kleide zu beschäftigen, um in einen tieferen Zustand zu verfallen. Sie nimmt eine visionäre Miene an und beschreibt eine Art Schloß mit Zinnen auf einem Hügel, wo sie den dunkellockigen Mann von vorhin wiedererkennt, aber in anderem Kostüm und mitten unter sehr häßlichen, schwarzen Männern und „hübischen“ Frauen. Über den Sinn dieser Vision befragt, antwortet Leopold, mit dem kleinen Finger buchstabierend: „Die Stadt Tschadraguiri in Kanaraa“ (sic!). Dann nach einem Augenblick fügt er hinzu: „Im letzten Wort ist ein Buchstabe zu viel“ und bietet schließlich den Namen: Kanara, und die Angabe: „Im fünfzehnten Jahrhundert.“ — Beim Erwachen aus diesem somnambulen Zustande, der die langen Schweigep perioden einbegriffen (während deren man nicht weiß, welche Visionen sie beschäftigen), zwei Stunden dauert, erinnert sich Helene, von einem gelockten Mann in blauer, reich mit Edelsteinen besetzter Kleidung, der einen gekrümmten, goldenen, an einer Agraffe hängenden Säbel bei sich hatte, geträumt zu haben. Sie habe mit ihm eine lange Unterhaltung in fremder Sprache geführt, welche

sie selbst sehr gut verstand und sprach, obwohl sie vom Sinn nichts mehr wisse.

[Das merkwürdige Hin und Her im Anfang — in dem sich systematische Anästhesie hinsichtlich meiner Person und Allochirie in einer Art nachwirkender Anziehungskraft kombinierten, welche sie veranlaßte, sich in die Zimmerecke und auf den Fauteuil, den ich eben verlassen, zu setzen — kann vielleicht als eine, durch folgenden Umstand hervorgerufene Suggestion angesprochen werden: Am Nachmittag desselben Tages hatte Frl. Smith einer Sitzung der Psychischen Gesellschaft in Genf beigewohnt, in welcher der Vorsitzende sich über die Tatsache verbreitete, daß „hervorragende Somnambule in einem Zimmer die Einwirkung von Personen, welche nicht mehr dort sind, wiederzufinden vermögen, und ihnen wie auf einer Fährte folgen, indem sie gewissermaßen deren Spuren riechen und ihr fluidisches Bild auf den Möbeln, wo jene sich aufhielten, erblicken“.]

14. April. — In tiefen Schlaf verfallen, verläßt Helene den Tisch und gibt sich einer sehr anmutigen, anfangs heiteren, dann in Traurigkeit und mit einer Tränenszene endigenden stummen Pantomime hin; der Sinn davon wird durch Leopold, welcher den linken Daumen bewegt, ungefähr angedeutet. Helene ist in Indien, in ihrem Palast von Tschandragiri in Kanara i. J. 1401 und empfängt die Liebeserklärungen des lockigen Mannes, welcher der Fürst *Sivruka Nayaka* ist, mit ihm ist sie seit ungefähr einem Jahre verheiratet. Der Fürst hat sich ihr zu Füßen geworfen, aber er flößt ihr einen gewissen Schrecken ein, sie ist noch von Kummer gepeinigt, ihr Heimatland haben verlassen zu müssen. Leopold versichert, sie werde sich beim Erwachen alles dessen, was ihr der Fürst in Sanskrit sagt, in französischer Sprache erinnern, und uns einen Teil der Unterhaltung, aber des zu intimen Charakters wegen nicht alles, wiederholen. — Nach dem Erwachen scheint sich Helene wirklich ihres ganzen Traumes klar zu entsinnen und erzählt uns, sie habe sich auf einen Hügel befunden, auf dem man baute, nicht gerade eine Stadt, nicht einmal ein Dorf, denn es fehlten Straßen; es war eher ein einsamer Ort auf dem Lande und was man baute, hatte keine Form eines Hauses: statt der Fenster waren es eher Löcher (Festung und Schießscharten). Sie hat sich in einem Schlosse befunden, im Innern sehr schön aber nicht äußerlich; es war da ein großer, mit Grün geschmückter Saal, in dessen Hintergrunde eine große, mit goldenen Statuen flankierte Treppe sich zeigte. Sie hat sich lange nicht französisch mit dem schwarzkraushaarigen, gebräunten Mann im prachtvollen Kostüm unterhalten; er ist schließlich die Treppe hinaufgestiegen, aber sie nicht gefolgt. Sie scheint sich des Sinnes von Allem, was er ihr in der fremdsprachlichen Unterhaltung gesagt hat, recht gut zu erinnern, wird aber scheinbar bei diesen Erinnerungen verwirrt und willigt nicht ein, uns zu erzählen, was es sei.

26. Mai. — Als Helene im Laufe dieser Sitzung im stummen Somnambulismus die indische Fürstin inkarniert, reiche ich ihr ein Blatt Papier

und einen Bleistift in der Hoffnung, irgendeinen Text oder eine Zeichnung zu erhalten. Nach verschiedenen Umschweifen zeichnet sie darauf das einzige Wort: Simadini (Fig. 34) in Buchstaben, die ganz und gar nicht an ihre gewöhnliche Schrift erinnern. Dann ergreift sie ein anderes, ganz weißes Blatt, scheint es mit glückseligem Lächeln zu lesen, faltet es sorgfältig zusammen und schiebt es in ihre Bluse, zieht es dann wieder heraus, liest es ganz entzückt von neuem usw. Leopold belehrt uns durch kleinen Finger, Simadini sei der Name der indischen Fürstin; sie lese einen Liebesbrief von Sivruka. Beim Erwachen erinnert sie sich, in „einem so sehr schönen Palast“ gewesen zu sein und dort einen sehr interessanten Brief empfangen zu haben, dessen offenbar zu intimen Inhalt uns anzugeben sie sich weigert.



Fig. 34.

Ich schiebe hier gelegentlich des Namens: Simadini, eines der ersten bekannten Beispiele von einer Handschrift Helenes, die von ihrer gewöhnlichen abweicht, zwei Bemerkungen ein.

1. Als Leopold sich vier Monate später handschriftlich mitzuteilen begann (siehe S. 112—114), gaben eine gewisse Formanalogie der Buchstaben und die identische Bleistifhaltung zu bedenken, er wäre es schon gewesen, der das Wort in Fig. 34 schrieb. Er hat es aber stets gelehnet; man hat den Autor nie erfahren können. 2. Weiter oben (S. 219) sagte ich, über Orthographie dieses Namens lägen divergierende Daten vor. In folgendem bietet sich tatsächlich das Bruchstück eines Briefes, den mir Fr. Smith in folgendem Winter (am 18. Febr. 1896) schrieb. Es war am zweiten Tage nach einer mißlungenen Sitzung (siehe S. 176); sie schilderte mir den peinlichen Eindruck, der ihr davon geblieben war.

„.... Ich bin ganz traurig und kann nicht sagen, warum. Das Herz ist mir schwer; ich weiß selbst nicht weshalb. Es war soweit, daß ich heut' glaubte — Sie werden lachen — meine linke Backe sei abgemagert. Ich bin sicher, Sie würden in diesem Moment Simadini nicht wiedererkannt haben, so elend und mutlos war ihr Aussehen. Denken Sie, gerade jetzt, wo ich diese Worte schreibe, höre ich an meinem rechten Ohr, wie eine Stimme: „Nicht Simadini, sondern Simandini!“ Was meinen Sie, was es sein mag? Es ist doch wunderbar. Sollten wir, oder vielleicht nur ich selbst den Namen falsch verstanden haben?...“

Hier vergißt Frl. Smith, daß dieser Name zum ersten Male für sie nicht in Gehörshalluzination aufgetreten ist, in welchem Falle sie ihn wirklich falsch verstanden haben könnte, sondern schriftlich im Somnambulismus, was jeden Irrtum ihres gewöhnlichen Bewußtseins ausschließt. Man muß sich begnügen, diese Verbesserung eines graphischen Automatismus durch auditiven einige Monate später als bisher unerklärte Tatsache hinzunehmen. Da die Orthographie keine weiteren Änderungen erfahren hat, so habe ich die zweite Form der doppelten Schreibweise beibehalten, die allein in den Marstexten (10 und 16) figuriert.

16. Juni. — Erweiterte Wiederholung der Briefszene des indischen Fürsten. Inhalt davon unmöglich zu erfahren. Ich suggeriere Helene, sich zu entsinnen und denselben uns beim Erwachen mitzuteilen, aber Leopold buchstabiert als Antwort: „Sie wird es nicht sagen, warum habt Ihr nicht ihr Vertrauen genügend gewonnen, Euch ohne Furcht alles sagen zu können?“ Die Suggestion blieb erfolglos.

30. Juni. — Somnambulismus mit stummer Pantomime, deren Sinn von Leopold angedeutet wird. Es ist Simandinis Verlobungsszene mit Sivruka in Tschandragiri. Zuerst eine Phase von Beklemmung und Seufzen mit Abwehrgesten gegen verschiedene Bewerber, welche sich ihrer bemächtigen wollen; dann Lächeln und Begeisterung, hervorgerufen durch Sivrukas Ankunft, der sie befreit und seine Rivalen verjagt. Endlich Freude und Bewunderung, als sie Blumen und Kleinodien in Empfang nimmt, die er ihr bietet.

Ich habe vielleicht zu ausführlich, obgleich sehr abgekürzt, über diese ersten Auftritte des orientalischen Romans berichtet, weil sie eine ziemlich zusammenhängende Verkettung bilden und zwar in umgekehrter Richtung zeitlicher Reihenfolge für Helenes Bewußtsein; eine Umkehrung, die einer spiritistischen Theorie entspricht, daß bei diesen Erinnerungen an frühere Existenzen das medianimistische Gedächtnis zurückgeht und die Bilder der neuesten Ereignisse vor denen der älteren wiederfindet¹⁾. Wäh-

1) Diese Theorie, die — ich weiß nicht, ob auch außerhalb der Lokalkreise, wo ich ihr begegnete — sehr verbreitet ist, könnte eine wirkliche psychologische Grundlage haben. Bekanntlich suchen Breuer und Freud mit ihrer kathartischen Methode, welche darin besteht, die latenten Erinnerungen an psychische Traumata, wie sie von ihren Patienten erfahren wurden, wachzurufen, um ihnen freien, emotionellen Lauf zu schaffen, zuerst die neuesten Vorfälle wieder und gehen allmählich zu den älteren zurück. Etwas Analoges mag bei den Medien mit Romanen des Vorlebens vorliegen. Wenn die Geschichte, dem normalen Gang der

rend dieser ersten Periode von 4 Monaten ist der indische Zyklus in 8 (von etwa 20 Sitzungen, denen ich beiwohnte, oder die sonst zu meiner Kenntnis gelangten) eingebrochen, und hat sich etwa wie eine *Laterna-magica*-Geschichte in sukzessiven Bildern abgespielt. Ihre Klarheit ist nicht von vornherein vollkommen, sondern unterliegt erst gewissen Vorarbeiten. Die Szenen erstrecken sich nicht genau auf die verschiedenen Sitzungen, sondern greifen oft auf mehrere über, indem sie gern in einfachen Visionen skizziert werden, bevor sie ihre Vollkommenheit konkreter, lebendiger Realität in einer Szene von *Somnambulpersonifikation* erreichen.

Diese ganze Geschichte läßt sich in einer kleinen Zahl von Hauptgemälden zusammenfassen; es ist die Sterbeszene auf dem Scheiterhaufen, vorbereitet als Vision in der Sitzung vom 6. März, ausgeführt am 10. März. Dann die Interieurszene im Palast und die Festung im Bau (7. und 14. April), die Liebesbriefszene (26. Mai und 16. Juni) und schließlich die Verlobung am 30. Juni. Als gewissermaßen symbolischen und über den historischen Rahmen hinausgehenden Höhepunkt muß man das große Einleitungsgemälde hinzufügen, zuerst in der Vision am 3. März dargestellt, dann drei Tage später mit dem erstaunlichen Ausruf: *Atiâyâ Ganapati nâmâ* realisiert. Obwohl Leopold den Sinn dieser Szene nie angegeben hat, scheint er doch ziemlich klar zu sein. Man kann in ihr eine Art Prolog, um nicht zu sagen Apotheose, welche den ganzen Roman einleitet, sehen: die indische Fürstin vor fünf Jahrhunderten erkennt unter der unerwarteten Form eines Universitätsprofessors ihren Herrn und Meister in Fleisch und Blut wieder, begrüßt ihn mit ganz orientalischer Emphase, indem sie ihn recht treffend im Namen der Gottheit von Wissenschaft und Weisheit segnet, — denn Ganapati ist gleichbedeutend mit Ganesâ, dem elefantenhäuptigen Gotte, Schutzherrn der Weisen und Gelehrten.

Begreiflicherweise erweckten die beiden exotisch klingenden

Ereignisse folgend, sich in ihren unterbewußten Träumereien emporgearbeitet hat, so wickelt sie sich einmal vollendet, begreiflicherweise in den Sitzungen, welche eine Art natürlicher Ableitung oder Katharsis für jene subliminalen Anhäufungen darstellen, in umgekehrtem Sinne ab.

Worte, laut ausgesprochen in einer Zeit, wo das Martische noch nicht entstanden war, und weiter alle die Konversationen (für uns leider stumm), die Helene, wie sie sich beim Erwachen der nachfolgenden Sitzungen erinnerte, in fremder Sprache (nach Leopold in Sanskrit) mit dem indischen Fürsten ihrer Träume führte, in uns lebhaftes Neugier und den Wunsch, längere hörbare Fragmente von diesem unbekanntem Idiom zu erhalten. Erst September 1895 hatte man die Befriedigung, daß in einer Sitzung der orientalische Roman, der seit Juni kein Lebenszeichen mehr gegeben hatte, von neuem explodierte. Von diesem Augenblick an hat er während der letzten vier Jahre nicht mehr aufgehört, mit mehr oder minder langen Unterbrechungen in ungleicher Fülle, fast jedesmal von Worten mit sanskritähnlichem Anstrich begleitet, wieder aufzutauchen. Aber das Gewebe des Romans ist nicht mehr so klar wie am Anfang. An Stelle der Bilder, welche sich in chronologischer Ordnung aneinander reiheten, sprudeln nur noch oft konfuse Reminiszenzen, Erinnerungen ohne präzise, innere Verbindungen aus dem Gedächtnis der Simandini. Wie Bruchstücke unserer Jugendzeit unzusammenhängend und durcheinander in unseren Träumen auftauchen, so findet sich Frl. Smith in ihren Somnambulismen leicht überrascht durch Visionen, die sich auf irgendwelche Episoden ihrer asiatischen Vorexistenz beziehen und kein fortgesetztes Ganzes bilden.

[Nouv. Obs. S. 195 f.: Während eines kurzen Sommeraufenthaltes im Gebirge, wohin Frl. Smith von einer spiritistischen Freundin eingeladen war, hatte sie eine Wachvision, unter freiem Himmel. Die Erinnerung an ihre Vision bewahrte sie ziemlich klar, um dann den folgenden Bericht niederzuschreiben, welchen sie bei ihrer Rückkehr nach Genf an Lemaître übersandte . . .

16. Juli 1897. — „Ich bin auf dem Salève. Im Grase ausgestreckt betrachte ich das herrliche Panorama, welches mich umgibt. Mit vollen Zügen atme ich diese reine und so leichte Luft. Mein Geist, ausruhend vom Wirrwarr der Stadt, erfrischt sich sichtlich bei einem anderen Leben. Der Himmel ist rein, prächtig blau, meine Augen können sich davon kaum losreißen. Ich will meinen Blick zur Erde wenden, aber ich kann es nicht; meine Lider versagen jede Bewegung. In dieser Unendlichkeit des Himmels sehe ich darauf mehrere prächtige und besonders lebensvolle Bilder sich abrollen.

1. (In Arabien¹.) Auf dem ersten Bilde sehe ich eine Wüste. Einige Bäume, einiges zusammengedrückte Gebüsch schützen mit ihrem Schatten ein Kamel. Es muß dort etwas Wasser vorhanden sein, denn der Kamelskopf niedergebeugt, unbeweglich, gibt zur Vermutung Anlaß, daß es trinken müßte. Hinter den Büschen sehe ich etwas sich bewegen und schließlich sich zeigen. Das ist nichts anderes als ein schon behahrter, ganz weißgekleideter Mann. (Simandinis Vater, der Scheik.) Er trägt arabisches Kostüm, besteigt das Kamel, welches sich in Gang setzt und gelangt einige Augenblicke später in ein Lager — ich hatte es bis dahin nicht beachtet —, in dem wenigstens etwa dreißig Männer, alle von schwarzbrauner Hautfarbe und gleichfalls weißgekleidet, hin- und herlaufen. Das Lager umfaßt etwa zehn Zelte und ziemlich ebensoviel Kamele. Der behahrte Mann, dessen Züge ich jetzt recht wohl erkennen kann, hält vor einem etwas abseits liegenden Zelte an. (Scheikzelt.) Das Reittier legt sich nieder, um ihn, wie ich denke, das Absteigen zu erleichtern. Nachdem einmal diese Verrichtung beendet, tritt der Araber in das Zelt, in dem auf Kissen ausgestreckt, ein junges Mädchen in dunkelblauem Kleide ruht. (Simandini.) Ihre Tracht ist sehr einfach, besteht aus sehr kurzem Unterrock, ungefähr 20 Zentimeter über die Knöchel reichend. Das Mieder, ziemlich offen und ohne Ärmel, ist sehr weit und muß, wenn ich mich nicht irre, obgleich leicht an der Brust anliegend, mit dem Unterrock die Hauptsache sein. Die welligen, schwarzen Haare werden nahe am Nacken von einer mit Steinen verzierten, goldenen Agraffe gehalten. Oberarm und Knöchel sind mit goldenen Spangen geschmückt. Der Araber setzt sich zu ihr und spricht mit ihr, aber ich kann die Worte nicht verstehen, denn nur undeutlich schlägt die sehr verschleierte Stimme an mein Ohr. Dann erhebt sich das junge Mädchen, nimmt einige von den bei ihr liegenden Sachen und geht aus dem Zelte.

2. (Abfahrt zum Landungshafen.) Unter all den Leuten herrscht lebhaftige Bewegung. Ich sehe einen Teil der Zelte abgebrochen, zusammengerollt und auf Kamele gepackt. Alles vollzieht sich im Nu; in weniger Zeit, als ich zum Schreiben gebrauche, war das Lager verschwunden. Das junge Mädchen, in ihren Armen einen kleinen Affen (Mitidja) haltend, besteigt eins der niedergebeugten Kamele; sie ist eingehüllt in ein großes Geviert Stoff, der sie ganz verbirgt. Mehrere Männer, aufgestiegen wie sie, umgeben sie; andere folgen zu Fuß, die Karawane setzt sich in Bewegung. Einige Minuten verlor ich sie aus den Augen; aber als ich sie wiedersehe, hat sich die Szenerie verändert... Alles war am Ufer einer großen Fläche Wassers angelangt, von dem ich weder Anfang noch

1) Nach einer Bemerkung Flournoys enthalten die Klammern Hinweise für den Leser bezüglich des Sinnes der verschiedenen Szenen, wie derselbe sich aus deren Vergleich mit allen anderen Orient-Automatismen ergibt.

Ende sah. Auf einem sehr leicht geneigten Hügel zeichnete sich eine kleine Stadt ab, alle Häuser darin weiß und niedrig. Unsere Personen prüften aufmerksam eine Art Schiffsboot, welches mit unseren Booten keine Ähnlichkeit hatte. Einen Bogen bildend und gelb bemalt, schien es wie ein ungeheurer Halbmond im Wasser einzutauchen.

3. (Auf dem Meere.) Diese Szenerie verblaßte erst unmerklich; dann sah ich sie wieder; die Mehrzahl der Personen war fort; vier, die zur Reisegesellschaft gehörten, konnte ich auf dem Schiffe unterscheiden. Sie saßen; diese Gruppe umfaßte die junge Frau (Simandini), den ersten Araber, der beim Beginn dieses Berichts undeutlich erkennbar war (ihr Vater, der Scheik) und zwei jüngere, weniger prächtig gekleidete als der erste (der treue Sklave Adèl und ein anderer Unbestimmter). Ihnen gegenüber eine Person (Sivruka) gleichfalls sitzend, mit dunkelbraunem Gesicht; auf dem vollen, schwarzlockigen Haar ruhte eine reichgestickte Mütze. Seine Kleidung, die von der seiner Begleiter ganz verschieden war, bestand aus roten Hosen, die aber so weit waren, daß man hätte sagen können: aus einem Rock. Über ein weißes, bauschiges, goldgesticktes Hemd legte sich eine kleine, kurze, ebenfalls rote, ganz mit Perlen besetzte Jacke, deren Ärmel sich eng an die Schulter anschmiegen, unten aber lächerlich weit und offen war; ein kleines, krummes seltsames Schwert an schwarzem, goldgesticktem Gürtel vervollständigte das originelle, aber doch nicht charakteristische Kostüm. Der Mann schien tief in sich versunken, sogar traurig möchte ich hinzufügen. Im Hinterteil des Schiffes hantierten schwarze, fast nackte Männer sehr lebhaft und schrien so laut sie konnten.

4. (Ankunft in Indien.) Von neuem verdunkelte sich alles vor mir; dann einige Minuten später sah ich das Boot wieder von einer Menge kleiner, flacher Schiffe umgeben, ganz besetzt von schwarzen, beinahe nackten Männern. Ganz nahe lag da eine Stadt mit eher niedrigen, teilweise lebhaft bunt bemalten Häusern in völlig orientalischem Stil, von denen das eine die anderen überragend meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Nur durch prächtige Gärten war es vom Meere in ganz geringer Entfernung getrennt. Auf langer, ganz mit Teppichen belegter Allee gelangte man dahin; auf jeder Seite stand eine Linie schwarzer Männer, der Haltung nach zu urteilen Diener. Jeder hatte vor sich auf der Erde etwas, wie prächtige Früchte, Gewebe, Stickereien, Berloquen usw.; man hätte es für einen Markt halten können. Die Vegetation dieses Gartens war ganz schön, zahllose Springbrunnen aus verschieden nuanciertem Rotstein und tausende von Blumen erhöhten die völlige Lieblichkeit dieses irdischen Paradieses.

5. (Hochzeitsempfang.) Gefesselt von all diesen Wundern hatte ich das junge Mädchen (Simandini) nicht aus dem Boote steigen sehen, das jetzt mit ihren Gefährten mitten durch die Allee schritt. Die zwei Reihen Neger verneigten sich beim Durchzug; alle warfen sich auf die Kniee und boten ihr die vor ihnen liegenden Schätze an. Leicht, lang-

sam, anmutsvoll schritt sie einher, berührte nichts, aber lächelte zu allen. Sie kam endlich an der Schwelle des Hauses an. Der Mann mit schwarzen, lockigen Haaren (Sivruka) nahm sie bei der Hand und führte sie in einen prächtig dekorierten Saal. Allein durchziehen sie denselben. Im Hintergrunde führt eine Treppe von weißem Stein wie ich denke, in die obere Etage. Er wagt sich zuerst zur Treppe und bittet Simandini, bei der Hand nehmend, ihm zu folgen. Ich höre seine Stimme, er spricht zu ihr in fremder Sprache sehr sanft. Ich habe sogar die gehörten Worte wiederholt, aber leider hatten wir weder Papier noch Bleistift, um sie aufzuschreiben; einige Augenblicke später hatte ich sie vergessen. Diese Sprache, diese Stimme hatte ich schon gehört, sie war mir bekannt; als ich das junge Mädchen widerstreben sah, ihm nicht zu folgen, als ich sie auf der untersten Stufe schluchzend niedersinken sah, wurde ich von tiefer Traurigkeit ergriffen, gegen die ich den ganzen übrigen Tag nicht ankämpfen konnte. Von diesem Augenblick an ist alles geschwunden; trotz meines sehnlichen Wunsches, mehr zu sehen, habe ich nichts weiter unterscheiden können. Ich war nicht eingeschlafen, sondern im Gegenteil ganz wach und wenn ich das betone, so geschieht es, weil ich diese Vision absolut nicht zu gewöhnlichen Träumen rechnen kann. —

Neben mir auch auf dem Rasen saß eine Dame, wie ich beim Aufenthalt auf dem Berge, der ich, je nachdem diese Dinge sich vor meinen Augen zeigten, alles mitteilte. Als die Stunde des Heimgangs gekommen war, stiegen wir vom Plateau herab, auf dem wir soeben ausgeruht und so schöne Augenblicke verlebt hatten; beim Weitergehen machte ich meine Gefährtin auf das wunderbare Panorama vor uns aufmerksam. Geläufig und mit Feuer sprach ich 10—15 Minuten lang in einer fremden Sprache, während ich glaubte, französisch zu sprechen. Meine Gefährtin ließ mich reden, ohne mich zu unterbrechen, um zu sehen, wohin das führen würde. Meine Überraschung war groß, als sie es mir später bekannte; noch größer war mein Erstaunen beim Gedanken, daß ich gar nichts gemerkt hatte. Der übrige Tag war durch keinen weiteren Zwischenfall bemerkenswert, aber im Schlafe am Vorabend sprach ich, wie es scheint, nach dem, was meine Freundin, die im selben Zimmer schlief, berichtet, ganz laut dieselbe fremde Sprache wie die auf Salève gehörte.“

Das spontane Vorüberziehen visueller Gemälde, die der emotionelle Eintritt Simandinis in die Hochzeitsgemächer ihres Königsgemahls plötzlich unterbricht, zeigt wieder einmal das Vorkommen einer unter gewöhnlichem Bewußtseinsniveau latenten, ergreifenden Geschichte, welche in jedem passenden Augenblick beständig nach außen zu treten bereit ist. Im Sonderfalle enthielt das umgebende Milieu die Bedingungen, die oft für Auftreten

automatischer Intuitionen als günstig bei gewissen Sensitiven bemerkt ist: einerseits momentaner Zustand von Lebensfülle, gesunder psycho-physischer Intoxikation, an Ekstase reichend, dank der berausenden Höhenluft und dem wunderbaren Schauspiel, welches Helene, allein mit ihrer Gefährtin, umgab, andererseits das gleichförmige Himmelsblau, das ein ungemein günstiges Feld für Projektion entoptischer Phänomene ausmacht und bei besonders ausgestatteten Personen für Exteriorisierung zugrunde liegender Bilder, die Rolle einer Kristallkugel spielen kann . . .]

Des Indes S. 270: Einige dieser Szenen betreffen ihr Leben als junges Mädchen in Arabien. Man sieht sie z. B. mit ihrem kleinen Affen Mitidja graziös spielen oder einen arabischen Text (Fig. 35) kopieren, den ihr Vater, der Scheik, ihr mitten in seinem Stamme vorhält, oder auf einem fremden Fahrzeug mit einer Eskorte schwarzer Indier zu ihrem neuen Vaterland sich einschiffend usw. Aber die größte Mehrzahl ihrer somnambulen Trancezustände oder ihrer Spontanvisionen betreffen ihr Leben in Indien oder Details ihrer Alltäglichkeiten: ihr Bad, das ihr der treue Diener Adèl bereitet; ihre Spaziergänge und Träumereien in den Prunkgärten des Palastes; alles voll üppiger Vegetation und seltener buntschillernder Vögel; ihre Szenen der Zärtlichkeit und des sanften Herzergusses — immer, das ist zu bemerken, sich in Grenzen völliger Konvenienz haltend — gegen den Fürsten Sivruka, wenn er gut gelaunt ist, Szenen auch der Betrübung und reichlicher Tränen in der Erinnerung an das ferne Vaterland, wenn die brutale und launenhafte Stimmung des orientalischen Despoten sich allzu hart fühlen läßt; Augenblicke kindlichen Spieles mit Mitidja; Unterhaltungen mit dem Fakir Kanga; religiöse Andachtsübungen und Zeremonien vor irgendeiner Buddhastatue u. dgl.; all dies bildet ein außerordentlich mannigfaches Ensemble von Lokalfärbung. Außerdem liegt in Simandinis ganzem Wesen, in ihrem Gesichtsausdruck (Helenes Augen sind bei diesem Somnambulismus fast immer weit offen), in ihren Bewegungen, im Klange ihrer Stimme, wenn sie „indisch“ spricht oder singt, eine lässige, ungezwungene Anmut, melancholische Weichheit, ein Etwas von schmachtendem Zauber, das dem Charakter des Orients wunderbar entspricht,

wie es die Schauspieler, die gleich mir nie zugegen waren, verstehen. Dabei eine Haltung immer voll Vornehmheit und Würde, wie man es von einer Fürstin erwarten kann; keine Tänze z. B., nichts von einer Bajadere.

Frl. Smith ist wirklich sehr bemerkenswert in ihren indischen Somnambulismen. Die Art, wie Simandini auf der Erde sitzt, die Beine gekreuzt, halb ausgestreckt, nachlässig mit Arm oder Kopf gegen einen bald wirklichen (wenn sie im unvollständigen Trance mich für ihren Fürsten ansieht), bald fiktiven Sivruka lehnt (in welchem Falle es ihr einfällt, sich bisweilen im leeren Raume zu stützen, in Posen unwahrscheinlichen Gleichgewichtes, die manchmal wie Verrenkungen eines Clowns aussehen, der feierliche und fromme Ernst ihres Niederwerfens, wenn sie nach langem Schwingen des vermeintlichen Räucherbeckens, ihre ausgebreiteten Hände über der Brust kreuzt, niederkniet und sich dreimal verneigt, mit der Stirn den Boden berührend, die melancholische Lieblichkeit ihrer Gesänge in Moll, schleppende Klagemelodien, welche in Flötentönen zu einem langsamen Decrescendo sich ausdehnen und zuweilen erst nach 14 Sekunden eines einzigen Aushaltens verklingen. Die bewegliche Geschmeidigkeit ihrer wellenförmig sich schlängelnden Bewegungen, wenn sie mit ihrem fiktiven Äffchen sich ergeht, es liebkost, umarmt, neckt oder lachend ausschilt und die Kunststückchen wiederholen läßt —, diese ganze so mannigfaltige Mimik und exotische Sprache sind so originell, leicht und natürlich, daß man sich mit Erstaunen fragt, woher kommt dieser Tochter von den Ufern des Genfer Sees ohne kunstgerechte Ausbildung oder Spezialkenntnis des Orients eine Spielvollkommenheit zu, wie sie die beste Schauspielerin zweifellos nur um den Preis fortgesetzter Studien oder eines Aufenthalts am Gangesufer erzielen würde¹⁾).

1) Die vorstehende Beschreibung trifft natürlich nur auf gelungene Sitzungen zu, wo nichts die Entfaltung des indischen Traumes in seiner ganzen Reinheit stört; oft aber ist der Somnambulismus nicht tief oder frei genug; vage Erinnerungen an das wirkliche Leben, der Einfluß des Mars- und Marie Antoinetteromans oder Visionen, die Anwesenden betreffend durchschießen den Simandinizyklus; man steht dann vor gemischten und verworrenen Szenen, wo diese verschiedenen Ketten heterogener Bilder sich kreuzen und gegenseitig aufheben.

Wie ich schon sagte, ist das Problem nicht gelöst; ich suche¹⁾ noch immer nach der Quelle, aus der Frl. Smith ihre Vorstellungen über Indien geschöpft hat. Den Hypnosezustand der Sitzungen zu nutzen, um Helenes unterbewußtes Gedächtnis zum Geständnis zu bringen und ihm seine Geheimnisse zu entlocken, scheint am einfachsten, aber bisher haben meine Versuche in diesem Sinne noch keinen Erfolg gehabt (siehe S. 360). Ohne Zweifel Ungeschicklichkeit meinerseits; ich oder irgend jemand, der besser beraten ist, wird schließlich vielleicht das Richtige finden. Tatsache ist, daß ich mit Leopold bisher stets zusammengeriet, der sich nicht überzeugen oder prellen ließ, wie der gute Teufel des armen Achilles von Janet (in seinen *Névroses et idées fixes* I, S. 375); denn immer wieder hat er versichert, daß Sanskrit, Simandini und das Übrige authentisch sei. Erkundigungen nach außen versagen ganz. Alle Spuren, die ich zu entdecken glaubte — und sie sind schon zahlreich, — haben sich als falsch erwiesen; der Leser wird mich davon dispensieren, meine Mißerfolge zu detaillieren.

Wenn es sich nur um die indische Pantomime handelte, so wäre das Mysterium geringer. Einige in der Schule gehörte Berichte, Feuilletons über Witwenverbrennung in Malabar, Gravuren und Darstellungen auf bürgerliches und religiöses Leben Indiens bezüglich, kurz, mannigfache Informationen, welche in unserm Lande und unserer Zeit des Kosmopolitismus einem jeden ein oder das andere Mal zu Augen und Ohren kommen und zum Gepäck (bewußt oder unbewußt) jedes, der nicht absolut ungebildet ist, gehören, das wäre streng genommen mehr als genug, um die Scheiterhaufenszene, das Niederwerfen und so viel verschiedene Ausdrucksformen, selbst den musikalischen Charakter der Gesänge und die sanskritoide Außenseite der Sprache zu erklären

[Nouv. Observ. S. 207: So hat Marchot²⁾ von Helene selbst erfahren, daß sie einer Darstellung der „Weltreise“ beiwohnte,

1) Siehe unten S. 154 die Nachträge aus Nouv. Obs. V.

2) Vergl. das Namenregsiter. V.

wo man hört, daß der Held, Phileas Fogg eine Witwe vom Feuertode befreit. Diese selbe Sitte von Suttie kommt beschrieben und mit Abbildung begleitet vor in den ersten Jahrgängen des illustrierten Journals „La Famille“, in dem sich auch andre Ansichten von Indien (Schloß und Gärten eines Rajah, buddhistische Niederwerfung vor einem Idol usw.) und viele Artikel darüber finden. Nun hat Lemaître positive Gründe zur Annahme, daß die fraglichen Bände oder Einzelnummern dieses Journals Helenen, als sie 9—12 Jahr alt war, von einer Dame P., die sich damals für die Familie Smith interessierte und ihr auch Musikhefte und andre noch im Familienbesitz befindende Publikationen zum Geschenk machte, geliehen wurden. In diesen alten Blättern findet sich sogar eine Romanze „Mitidja“, welche der Phantasie Helenes sehr gut den Namen des Äffchens von Simandini geliefert haben könnte. — Auch hat Helene nach eigenem Bericht bis zum Alter von zehn Jahren mit einer kleinen Kameradin gespielt (der einzigen, mit der sie gern zusammenkam wegen ihres scheuen Wesens), deren Vater Missionar war, und die ihr einmal drei religiöse Broschüren, die Helene gierig las, überließ. Schließlich ist's leicht möglich, obwohl es nach mehr als einem zurückliegenden Vierteljahrhundert nicht mehr genau festzustellen ist, daß Helene entweder in der Familie dieses Missionars oder in der Sonntagsschule, die sie besuchte, Vorführungen bewohnte, in denen zwei Genfer Damen, die Missionarinnen in Indien gewesen, nach ihrer Rückkehr von dort in Sonntagsschulen und Frauenvereinen viel von diesem Lande sprachen und in indischen Kostümen mit religiösen hindostanischen Gesängen Vorträge boten. Diese Damen zeigten auch Idole und Bücher mit Nagaribuchstaben ¹⁾. Dadurch würden sich sicher auf plausible Weise alle indischen Tatbestände von Helenes Somnambulismen hinreichend erklären lassen

Was die Fähigkeit betrifft, diese spärlichen Stoffe anzueignen, zu kombinieren und in dramatisch-lebendiger Weise durch som-

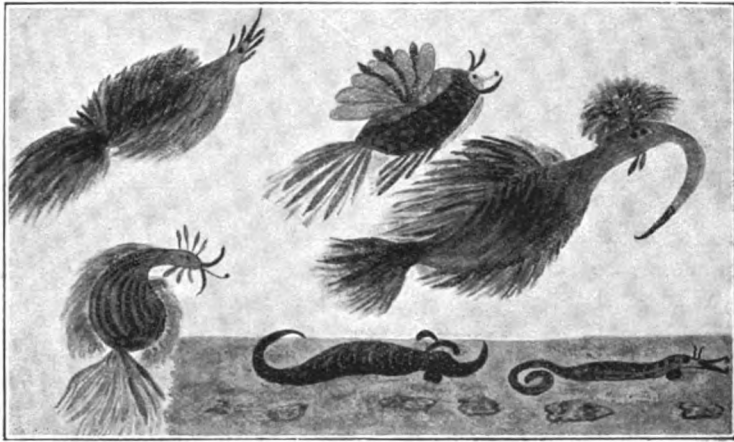
1) Die Auskünfte über diese zu verschiedenen Zeiten seit etwas mehr als 25 Jahren in Genf veranstalteten Sitzungen indischer Missionarinnen verdanke ich der Freundlichkeit von Fr. Chaponnière und Aug. Glardon.

nambule Pantomime oder Mimik zu reproduzieren, so hat diese nichts Überraschendes für die, welche aus Beispielen von Hypnotismus und automatischen Phänomenen wissen, wozu die schöpferische Unterbewußtseinsphantasie fähig ist. Sogar im Normalzustand hat man ebenso wunderbare Rekonstruktionen erlebt. Geschichtlicher Zeuge ist „Caraboo“, jene geheimnisvolle Fremde, welche orientalisches gelehrt eine unbekannte Sprache redete und schrie und wie man sagte, am 3. April 1817 in einem Ort der Grafschaft Gloucester auftrat. Sie benahm sich im ganzen wie eine echte Fürstin, gebürtig aus irgendeinem Lande des fernsten Ostens, aus dem eine böse Verkettung der Umstände sie gegen ihren Willen nach Europa geführt hatte. Nachdem sie lange Zeit die öffentliche Neugier auf sich gelenkt und selbst die Klugheit eines gelehrten Doktors hintergangen hatte, ließ der Zufall sie als eine unglückliche, fast ungebildete Kreatur von niederer Abkunft, namens Mary Baker, geb. Wilcox, erkennen¹⁾. In Wirklichkeit hatte sie den Boden Englands nie verlassen und kannte den Orient nur durch Vermittlung eines Abenteurers, der daher gekommen, mit ihr eine Zeitlang verheiratet war, bevor er sie verließ und ins größte Elend stürzte. Wenn es dieser armen Frau durch viel instinktive Kunst und angespannte Willenskraft glückte, mittelst einiger allmählich erworbener, asiatischer Vorstellungen die Rolle einer asiatischen Fürstin zu erfinden und sie, ohne je in Widerspruch mit sich zu geraten, mit bewundernswerter Vollendung wochenlang vor hunderten von Zeugen durchzuführen, so braucht man über Helenes momentane Metamorphose als Simandini im Laufe ihrer somnambulen Anfälle nicht mehr zu staunen. Denn man weiß, wie viel die hypnoide Einbildungskraft gewöhnlich dem normalen Wachzustand überlegen ist an Gestaltungsfähigkeit, Geschmeidigkeit, Promptheit und ästhetischem Können, um bei allen im Individuum aufgespeicherten Gedächtnishilfen den Typ zu realisieren, dessen Idee für sie maßgebend und anspornend ist.]

1) A singular imposture; a narrative of actual fact. The Strand Magazine, 1895 (mit Vorbehalt, da ich das Jahr nicht mehr kontrollieren kann) Seite 451—456.

Des Indes S. 273 u. a. O. S. 109 habe ich an die Virtuosität erinnert, mit der ein Hypnotisierter den vorgeschriebenen Typ verwirklicht und infolge eines außerordentlichen und plötzlichen Verwachsens aller in ihm aufgespeicherten, sich auf die fragliche Rolle beziehenden Bilder und Kenntnisse im Handumdrehen Feuerwehrmann, Greis, Amme, Kaninchen oder was man will, wird. Indes hat nicht das Subjekt seine Rolle gewählt, sondern der Hypnotiseur hat sie ihm ohne Sorge um dessen Neigungen und natürliche Fähigkeiten auferlegt. Wenn nun trotz dieses Zwanges die hypnotische Einbildungskraft sozusagen nie unvorbereitet angetroffen wird und an den oft sehr dürftigen Tatbeständen, die sie betrifft des vorgelegten Themas besitzt, augenblicklich den vorzüglichsten Anteil entnimmt, muß man noch über die Perfektion staunen, zu der die Realisierung eines Typs vordringen kann, wie diesen das unterbewußte Ich frei aufgegriffen hat, weil dieser seiner Vorliebe und Neigung entspricht und wie es zu dessen Durchführung im Laufe der Jahre Muße hatte, den Stoff, der sich speziell auf seinen Zweck bezog, auszuwählen und zu behalten unter all den Stoffen, die ihm die tägliche Erfahrung bot? . . . Unzweifelhaft, gemäß der instinktiven Auslese, die jedes Lebewesen immer unter den verschiedenen Eindrücken, welche auf dasselbe wirken, vornimmt — indem es die einen bemerkt und behält, während es die andern vorüberläßt, seinen angeborenen Neigungen, seinem Charakter, seinem Temperament, mit einem Wort seiner ganzen Individualität entsprechend — unzweifelhaft also vollzog sich diese Auslese bei Frl. Smith entsprechend derselben Tendenz und Geistesrichtung, welche später die Auswahl ihrer somnambulen Inkarnationen bestimmen sollte. Wenn sie die indische Fürstin so wundervoll personifiziert, so liegt der Grund darin, daß sie seit frühester Jugend — gleichwie der Magnet die im Staube verlorenen Eisenspäne anzieht — alles, was den Orient unter den tausendfachen Ereignissen jedes Tages betraf, instinktiv bemerkt und registriert hat. Brocken von Gesprächen, ein Blick in die Schaufenster, Missionsberichte, illustrierte Journale, fremdländische Touristen auf der Straße (Genfs) beobachtet, Reklameanschläge, Jahrmarktschauausstellungen vielleicht, kurz, alle jene unzähligen Formen der Schule des Lebens, denen wir $\frac{9}{10}$ unseres wirklichen Wissens verdanken, die die offizielle Schule nicht lehrt, sind Quellen, aus denen Helene, ohne es selbst zu wissen, diese sehr beachtenswerte Kenntnis Indiens, das ihre asiatischen Somnambulen belebt, mit vollen Zügen hat entnehmen können.

Wenn sie umgekehrt, um sich herum alles aufzusaugen und sorgsam aufspeicherte, was speziell exotischen Charakter trug, dagegen z. B. für Deutsch oder Mathematik weder Aufmerksamkeit noch Gedächtnis hegte, so war das ihre Naturanlage und ursprüngliche Neigung des Geistes. Der individuelle Charakter, mag er nun Produkt von Vererbung, Zufall oder freier vorempirischer Determination in der Art Schopenhauers sein, ist in unseren experimentellen Wissenschaften ein



Nouv. Obs. S. 157 Fig. 4. Ultramarsinsekten (Vision vom 14. März 1900). Die beiden Kriechtiere sind von brauner und schwarzer Farbe mit roten Punkten statt der Augen; Erdboden und Steine in Sepia. Die Fliegtiere sind von dunkler, schwarzer, rotbrauner, dunkelgraublauer Färbung. Der fliegende Fisch hat einige Rosafedern in Schwanz und Brustgegend sowie einen lebhaft roten Rücken, von dem dunkelgraue Fühlhörner ausgehen.
Reproduktion $\frac{1}{3}$ des Originals.



letzter Begriff, über den wir nicht hinausdringen. Ich will zugeben, daß man darin das Erbe einer früheren Existenz sehe, was übrigens nur die Schwierigkeit verschieben hieße. Aber selbst zugestanden — eine freundlich poetische Hypothese — daß Frl. S. wirklich eine arabisch-indische Fürstin im 15. Jahrhundert war, um ihren so lebhaften Geschmack, ich möchte sagen ihre Sehnsucht nach orientalischem Glanze in ihrem öden Genfer Dasein von heute zu erklären, so ist alsdann ebenso sicher, daß dieser Geschmack erstlich hinreichend Kunde gibt von der Auslese, welche sie wider ihr Wissen im umgebenden Milieu mit allem vornahm, was ihren exotischen Traum nähren konnte, dann aber auch von der Inszenierung dieser Stoffe unter der Form des indischen Romans in ihren durch spiritistische Sitzungen begünstigten hynoiden Zuständen. Es bedarf also gar nicht veritabler und echter Reminiszenzen eines Vorlebens, des mysteriösen Wiederauftauchens konkreter Erinnerungen von vor 5 Jahrhunderten, um die Schöpfung des Simandini-Typs zu erklären, m. E. ist es viel gerechter, direkt Helenes üppiger Subliminalphantasie die Ehre zuteil werden zu lassen.

Es bleiben aber zwei Punkte, die den Fall des indischen Romans komplizieren und bis jetzt wenigstens jeder normalen Erklärung scheinbar trotzen, da sie die Grenzen eines reinen Phantasiespieles überschreiten. Das sind die präzisen *historischen* Auskünfte, durch Leopold gegeben, von denen man in gewissem Sinne einige hat beweisen können, und die von Simandini gesprochene *indische Sprache*, welche mehr oder minder erkennbare Worte einschließt; ihr wirklicher Sinn paßt sich der Situation an, in der sie gesprochen wurden. Wenn nun aber Helenes Phantasie gemäß allgemeiner Informationen, gewissermaßen in unserer Atmosphäre eines zivilisierten Landes schwebend — Sitten, Gebräuche, Szenen des Orients hat zu rekonstruieren vermocht, so sieht man nicht, woher ihr die Kenntnis der Sprache und gewisser, wenig markanter Episoden aus der Geschichte Indiens hat kommen können. Diese beiden Punkte verdienen besonders geprüft zu werden.

II. Sivruka und de Marlès.

Es ist kein Glück, wenn man, wie ich, auf Kriegsfuß mit Geschichte und Geographie steht und mit einem Medium zusammentrifft, dessen Unterbewußtsein mit den seltensten und subtilsten Kenntnissen aus diesem Bereich geladen ist. Als Kanara, Sivruka, Simandini usw. langsam von Leopold herausbuchstabiert, mit dem

Datum 1401 allmählich in Szene traten, stürzten wir Sitzungsteilnehmer uns auf Bouillet, welcher uns bezüglich des ersten dieser Namen auf die Provinz Malabar hinwies, über die übrigen aber in völligster Dunkelheit ließ. Die Geographie von Vivien de Saint-Martin entschleierte mir dann die Existenz von drei Tschandraghiris, nämlich eines Gebirgspasses, eines Flusses und einer kleinen Stadt im Distrikt Arcot-Nord (Madras). Diese letztere oder vielmehr ihre Zitadelle auf dem Gipfel eines Hügels entsprach der Beschreibung Helenes in ihren Visionen vom 7. und 14. April ziemlich gut, aber die Erbauung dieses Forts würde nur bis ins Jahr 1510 statt 1401, zurückreichen; außerdem ist Kanara, wohin Leopold diese ganze Geschichte verlegte, davon weit entfernt (s. S. 338).

In bezug auf Sivruka und seine Umgebung lieferten weder Wörterbücher noch Enzyklopädien den geringsten Anhalt. Die Historiker und lebenden Orientalisten, an die ich mich wandte, zeigten eine trostlose Übereinstimmung in ihren Antworten: sie kannten diese Namen, deren historische Exaktheit ihnen zweifelhaft schien, nicht und entsannen sich nicht weiter, ihnen in Werken der Phantasie begegnet zu sein.

„Da habe ich, sagte mir ein gelehrter Geschichtspräsident, eine respektable Mappe vorzeigend, zahlreiche Dokumente über die Geschichte Indiens, aber das betrifft nur den Norden der Halbinsel; von den damaligen Ereignissen im Süden wissen wir fast nichts. Ihre Namen sind mir unbekannt und erinnern mich weder an wirkliche noch fiktive Personen.“

Ein anderer antwortete, sogar der Name Sivruka schein ihm als indischer sonderbar; mehr konnte er dazu nicht sagen.

„Ich bedaure lebhaft“, schrieb ein Dritter beim Empfang von Helenes Texten, „die Quelle für die Erinnerungen Ihres Mediums nicht zu kennen. Ich wüßte kein Buch, das den Tatbeständen entspräche. Tschandraghiri und Mangalore (wo verschiedene Szenen des Zyklus spielen) sind richtig, Madras aber stimmt nicht für 1401, Name und Gründung gehen nur bis ins 17. Jahrhundert zurück; diese Länder waren damals von dem Königreich Vijayanagara abhängig; ein Naik im Dienste jener Fürsten hätte wohl der Reihe nach in Tschandraghiri und in Mangalore residieren können. Mit Sivruka weiß ich nichts anzufangen; der König von Vijayanagara i. J. 1402 war Bukkha II.; nun aber würde Bukkha Siribukkha, Tiribukkha ergeben, aber der Naik, welcher so oft die Residenz wechselte, war offenbar nicht souveräner Herrscher. . . .“

Sollte es ein Roman sein? Nach gewissen Details zweifle ich; ein Schriftsteller, so besorgt um Lokalfärbung, sofern er so viel indische Worte in seinen Bericht einfügt, hätte den Titel des Fürsten nicht in der Sanskritform *Nayaka* geboten, sondern die Vulgärform *Naik* gebraucht; er würde die Frau nicht zum Gatten sprechen lassen, indem sie ihn bei seinem Namen *Sivruka* nennt (wie Helene in diesem Somnambulismus konstant tut). Ich entsinne mich nicht, irgend etwas derartiges gelesen zu haben und kenne kein Phantasiewerk, dem die Geschichte entnommen sein dürfte.“

Begreiflicherweise war ich unangenehm berührt, mein vorausgesetztes asiatisches Vorleben nicht klarlegen zu können. Während ferner die offizielle Wissenschaft mir nur abkühlende Duschen verabreichte, forschte ich meinerseits in den mir zur Verfügung stehenden Bibliotheken unablässig weiter: eines schönen Tages ließ mir der Zufall eine alte, sechsbändige, von einem sog. *Marlès* verfaßte Geschichte Indiens mit folgender Stelle in die Hand fallen:

„Kanara und die an die Seite von Delhy grenzenden Provinzen können als das hindostanische Georgien angesehen werden. Dort finden sich, wie man sagt, die schönsten Frauen, aber die sehr eifersüchtigen Eingeborenen verbergen sie meist vor den Augen der Fremden.“

„Tschandragiri, ein Name, welcher Mondgebirge bedeutet, ist eine weitläufige, 1401 vom Rajah *Sivruka Nayaka* erbaute Festung. Dieser Fürst gehörte ebenso wie seine Nachfolger der Sekte der *Djains* an ...“¹⁾

Endlich! Mit welchem Herzklopfen startete ich auf diesen unwiderlegbaren historischen Beweis, daß meine Inkarnation unter dem schönen Himmel Indiens nicht bloße Mythe war. Zwanzigmal las ich diese geweihten Zeilen wieder — mir war ganz heiß geworden — und schrieb sie dann ab, um sie jenen sog. Gelehrten zu schicken, die nicht einmal *Sivrukas* Namen gekannt und sich erlaubt hatten, seine Realität in Zweifel zu ziehen.

Leider war mein Triumph nicht von langer Dauer: *Marlès* als Gewährsmann scheint nicht besonders zu sein, denn nach folgendem Brief von Prof. Barth, der lebhaft und frisch eine

1) De *Marlès*, *Histoire générale de l'Inde ancienne et moderne*, depuis l'an 2000 avant J.-C. jusqu'à nos jours, etc. Paris 1828, Bd. I, S. 268—269.

Meinung ausdrückt, in der andre Spezialisten mich ebenfalls bestärken, genießt jener Autor in wohlunterrichteten Kreisen sogar nur ein ziemlich geringes Ansehen:

. . . Erst durch Flournoys Mitteilung erfahre ich, daß es seit 1828 eine sogar in Paris in romanischen Lettern gedruckte „Geschichte Indiens“ von Marlès gibt, daß das Fort Candragiri i. J. 1401 erbaut ist, und dessen Gründer Sivruka-Nayaka heißt. Was man doch neues aus Büchern, um die man sich nicht mehr kümmert, lernen kann! Denn de Marlès Buch gehört wirklich zu den nicht mehr gelesenen. Gestern habe ich es in der Bibliothek des Instituts ausgegraben. Schlechter konnte es selbst 1828 nicht geschrieben werden, aber bisweilen liegen auch im Kehricht Perlen, und dieser Sivruka-Nayaka kann ja eine sein. Leider sagt der Autor, welcher nie eine Quelle angibt, nicht, woher er die Kunde hat und später im vierten Bande, in dem er die Geschichte des 12.—16. Jahrhunderts behandelt, bringt er kein Wort mehr von Candragiri noch Sivruka.“

Da war ich mit meiner indischen Existenz schrecklich schlecht dran; auch der arme Marlès hatte etwas abbekommen! Gleichwohl bleibt mir die Hoffnung, daß seine Auskunft, obwohl von späteren und geschätzteren Geschichtsschreibern nicht aufgenommen, doch an sich richtig sei; das ist um so leichter möglich, als die Wissenschaft in dieser Angelegenheit noch nicht ihr letztes, ja kaum ihr erstes Wort gesprochen hat, wenn man den kompetentesten Forschern, in erster Linie Barth selber, glauben soll.

„Bis heut“, sagt er, „gibt es keine wirkliche Geschichte vom Süden der Halbinsel . . . Das dravidische Indien ist den meisten Indianisten sehr wenig vertraut . . . Den Arbeiten und Monographien über legendenhafte Chroniken und legendenhafte Traditionen der Eingeborenen kann man nichts entnehmen, denn um sie zu kontrollieren oder bloß mit Erfolg zu befragen, müßte man einerseits die dravidischen Sprachen, andererseits Arabisch und Persisch verstehen. Die einzigen in Betracht kommenden Autoren, die diese Geschichte auf Grund von Inschrift-Dokumenten zu schreiben unternommen haben, sagen bis heut weder von Simandini, Adèl, Mitidja noch auch von Sivruka etwas.“

Diese Schweigsamkeit der Inschriften ist entschieden bedauerlich, aber wer weiß, ob sie nicht eines Tages aus ihrer Stummheit heraustreten werden, um Marlès und sogar Leopold Recht zu geben, indem sie die authentische Geschichte der Fürstin Simandini, ihres arabischen Äffchens und ihres Sklaven Adèl

erzählen? Nur immer Geduld! Schon habe ich, dank einem Barth, über den L. Favre mit gütigst Auskunft vermittelte, von einem andern Tschandraghiri als dem des Nord-Arcot-Distriktes Kenntnis, nämlich von einem in Süd-Kanara gelegenen, in dessen Fort man eine unedierte Inschrift angebracht hat, die bis in die Zeit des Königs Harihara II. von Vijayanagara zurückreichen muß¹⁾; dieser regierte bis zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Das kommt den somnambulen Enthüllungen Helenes sehr nahe. In Erwartung ihrer definitiven Bestätigung durch neue archäologische Entdeckungen könnte man Sivrukas Spur in älteren Werken erforschen, aus welchen Marlès seine Mitteilungen entnommen haben müßte. Leider sind diese Werke nicht leicht zu finden und wenig bequem einzusehen. Prof. Michel an der Universität Lüttich hatte die große Güte, die Werke von Buchanan²⁾ und Renell³⁾ mit meiner Intention durchzusehen, aber ohne Erfolg:

„Es fügt sich, daß ich die Arbeit von Buchanan in meiner Bibliothek besitze. Ich habe sie rasch geprüft . . ., einen guten Teil der drei Quartbände soeben mehrmals durchgesehen und bin zur Überzeugung gelangt, daß sich Marlès dieses Werkes nicht bedient hat. Ich habe im Vorbeigehen einen Rajah Sivuppa-Nayaka heraus, dessen Name mit Ihrer mysteriösen Person einige Analogie hat, und den Buchanan in das 17. Jahrhundert versetzt. Ferner habe ich die historische und geographische Beschreibung Hindostans von James Rennell, den Marlès in seinem Vorwort zitiert, durchflogen, aber auch darin nichts gefunden.“ Wenn Marlès nicht den Sivruka in allen Stücken erfunden hat, was jedoch kaum vorauszusetzen ist, so hat er denselben sehr wahrscheinlich in der Übersetzung von Ferishta durch Dow⁴⁾ vorgefunden. Leider habe ich noch nicht selbst dies ziemlich

1) Rob. Sewell, Lists of antiquarian remains in the Presidence of Madras. Bd. I, 1882, S. 238. (Zitat von Barth; ich selbst habe das Werk nicht einsehen können).

2) Buchanan, A journey from Madras through the countries of Mysore, Canara and Malabar, etc. 3. Bd. 4^o, Londres 1807.

3) Jam. Rennell, Description historique et géographique de l'Indostan. Trad. de l'anglais. Paris, an VIII (1800) 3. Bd. 8^o, atlas 4^o.

4) Dow, History of Hindustan, Übers. aus dem Persischen von Ferishta, London 1803. — Michel macht mich auf Wilks, Historical sketches of the south of India, London 1810 aufmerksam, als ob dies dem Marles als Quelle hätte dienen können. Wenn ein unterrichteter

seltene Werk einsehen können, das sich, soviel ich weiß, in Genf nicht findet, von dem auch keine präzise Auskunft über seinen Inhalt zu haben ist.

Die Unsicherheit, welche über dem historischen Problem schwebt, erstreckt sich natürlich auf das psychologische. Wenn einst Inschriften oder einfach bloß irgendein altes Werk nicht nur von Sivruka, sondern auch von Simandini, Adèl und andern in Helenes indischem Roman figurierenden Personen, von denen Marlès kein Wort verlauten läßt, erzählen sollten, so würde kein Grund mehr sein, sich mit diesem letzteren zu befassen; die Frage würde dann lauten: hat Frl. Smith von diesen älteren Dokumenten Kenntnis haben können; wenn nicht, wie kehrt deren Inhalt in ihren somnambulen Träumen wieder? Nach gegenwärtigem Stand der Dinge aber und unter allem Vorbehalt für mögliche spätere Überraschungen erkläre ich unbedenklich als wahrscheinlichste und begründetste Ansicht, daß wohl die oben zitierte Stelle von Marlès dem unterbewußten Gedächtnis Helenes das genaue Datum 1401 und die drei Namen von Provinz, Festung und Rajah geliefert hat.

Verschiedene andere Züge der Visionen von Frl. Smith vertragen gleichfalls dieselbe Eingebung. Die Szene, in der sie bauen sieht, und ihre Beschreibung dessen, was man baut, leiten sich direkt von der Idee der durch den Text gebotenen Festung ab. Die Übersetzung „Mondgebirge“ hat dazu beitragen müssen, die Szene auf einen Hügel zu verlegen. Die Schönheit der Frauen des Landes, auf die Marlès Gewicht legt, findet in Helenes Bemerkung, daß die Frauen, welche sie sieht, „hübsch“ sind, ein Echo. Sivrukas von Marlès hervorgehobene Fürsteneigenschaft findet sich durch den ganzen Roman hindurch wieder und bricht im Glanze seiner Kleidung, des Palastes, der Gärten usw. hervor.

Ob Name und Nationalität der andern Personen, Simandinis, Adèls, des Äffchens, des Scheiks usw. irgendeinem unbekanntem Werk — welches für diesen arabischen Teil der Geschichte das Pendant von Marlès für den indischen Teil sein würde — entlehnt sind, weiß ich nicht. Es ist möglich, aber nicht nötig.

Leser irgendwelche Spuren von Sivruka, die vor Marlès liegen, entdecken sollte, werde ich ihm sehr dankbar sein, sie mir mitzuteilen.

Vorläufig darf man in den Ausschmückungen um die Person Sivrukas ein geistvolles Hilfsmittel sehen, durch das Helenes Phantasie alle ihre andern orientalischen, nicht spezifisch indischen Erinnerungen an diese Hauptfigur geknüpft und so zu einem einzigen Ganzen verschmolzen hat.

Meine soeben geäußerte Hypothese, welche die Daten des asiatischen Traumes Helenes direkt auf Marlès zurückführt, sofern sie bei diesem Autor sich gleichfalls finden, regt indes zwei Einwände an.

Der erste ergibt sich aus kleinen Differenzen der Orthographie zwischen Marlès Text und den von Leopold diktierten Worten. Diese Schwierigkeit ist nur unüberwindlich, wenn man die Exaktheit des gewöhnlich dem bewußten Gedächtnis weit überlegenen subliminalen nicht zum Rang absoluter Unfehlbarkeit erhebt. Aber der beliebte Vergleich der vergessenen und im Somnambulismus wieder auftretenden Erinnerungen mit unverändert beibehaltenen photographischen Klisches läßt die Treue unbewußt-mnestischer Bilder leicht überschätzen. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß die oft erstaunliche Treue immer vollkommen sei. Schon die Träume, in denen Erinnerungen aus der Kindheit bisweilen mit überraschender Klarheit, aber konform späteren Erfahrungen oder neueren Ereignissen doch in manchen Einzelheiten verändert und entstellt wiederkehren, zeigen hinreichend, daß Gedächtnis-Automatismen nicht immer von Einflüssen der Phantasie oder von Fehlern frei sind.

Im Sonderfalle bestehen zwischen Marlès und Leopold zwei Divergenzen: dieser letztere hat ein *k* dem *c* in *Nayaca* substituiert und das *n* in *Tschandragiri* vergessen. (Vergl. S. 130 f. u. 147.)

Ein weiterer Fehler, den er sogleich korrigierte, darin bestehend, daß er zuerst *Kanaraau* diktierte, war sichtlich ein Versehen, wie man es oft beim Schreiben begeht, verursacht durch einen zu raschen Übergang vom Worte *Kanara* zur folgenden, schon aufsteigebereiten Mitteilung: „au VI. siècle“. Aber diese Mitteilung selbst als freie Übersetzung des Datums von Marlès 1401, sowie die angeführte Verbesserung, ohne von manchem andern Beispiel zu reden, zeigen hinreichend, daß Leopold nicht einzig ein Wiederholungsmechanismus ist mit sklavisch-blinder Wiedergabe dessen, was er aufgehäuft hat, sondern eine originale, vernünftige, nachdenkende, Neuerungen einführende Persönlichkeit, die sogar von seiner Spontaneität wie bei uns allen, gewissen

Irrtumsmöglichkeiten preisgegeben wird. Sein Gedächtnis ist nicht vollkommen: es begegnet ihm Irrtum. Die Tatsache, daß er fremde Wörter nicht wie ein vorhandener Autor schreibt, beweist nicht, daß diese Worte nicht von jenem Autor stammen.

Weiter scheinen die beiden vorliegenden Divergenzen einfach anzudeuten, daß die Form verbalen Gedächtnisses, der endophasische Typ Leopolds nicht visuell — in welchem Fall der Irrtum konsequenter sein würde — sondern wie bei den meisten Menschen, auditiv-motorisch ist. Jeder dieser Fehler erklärt sich bei dieser Annahme in der natürlichsten Art. Das Buchstabieren: N a y a k a (anstatt N a y a c a) läßt sich dem Einfluß der Endung des vorangehenden Worts: S i v r u k a zuschreiben; gleiche Aussprache hat gleiche Orthographie nach sich gezogen. Was das Vergessen des n in T s c h a n d r a g i r i betrifft, so findet man ein anderes Beispiel genau derselben Erscheinung, nämlich der Verwechslung von Nasallaut an mit einfachem Vokal a im Namen der Fürstin, zuerst S i m a d i n i geschrieben, später in S i m a n d i n i verbessert (S. 340). Das beweist einfach, daß bei seinem inneren Worte und in der Bewahrung von Worterinnerungen die Individualität: Leopold-Helene verbo-visuelle Bilder vergißt oder vernachlässigt und sich, wie die große Mehrzahl der Menschen, besonders an verboauditive oder verbomotorische Bilder hält. Sicherlich würde ich, wenn Leopold N a y a c a trotz der Analogie mit S i v r u k a diktiert hätte, darin einen weiteren Hinweis auf die Vorlage von Marlès sehen; ganz wie wenn er eine moderne gelehrte Orthographie: T c h a n d r a g h i r i oder C a n d r a g i r i ¹⁾ diktiert hätte, würde diese frappante Divergenz von dem nach alter Manier und vulgärer Aussprache schreibenden Marlès ein ernstes Hindernis für meine Hypothese sein. . . .

Der zweite Einwand ist negativer Art: Ich kann unmöglich sagen, wo, wann und wie Frl. Smith von Marlès Text Kenntnis erhalten haben soll. Ich gestehe ohne Umschweife, daß ich es nicht weiß; ich bezeuge gern Frl. Smith die unbeugsame und ausdauernde Energie, mit der sie beständig gegen meine luftige Hypothese protestierte, die sie, wie leicht begreiflich, geradezu in äußerste Verbitterung bringen mochte. Sie mag ihr Gedächtnis noch so sehr durchwühlen, sie findet nicht die geringste Spur von Marlès Werk wieder. Nicht nur das, wie kann man im Ernste meinen, daß sie, die sich nie mit Indiens Geschichte beschäftigt, nie darüber gelesen oder gehört hat, der der Name Marlès bis zu jenem Tage, an dem sie erfuhr, daß ich in diesem Autor die

1) Diese Schreibart hat z. B. Prof. Barth angenommen, wie man oben bemerken konnte, die erstere Vivien de Saint-Martin.

Quelle ihres indischen Romans vermutete, total unbekannt war, vorher von dem Werke auch nur erfahren habe? Man muß zugeben, daß die Annahme, die fragliche Stelle habe auf gewöhnlichem Wege Frl. Smith vor Augen oder Ohren kommen können, etwas extravagant erscheint. In Genf kenne ich nur zwei Exemplare des Werks von Marlès, gleicherweise im Staube vergraben. Das eine steht in der Société de Lecture, einer Privatgesellschaft, zu der sicher nie ein Mitglied oder Freund der Familie Smith gehört hat, das andre in der Bibliothèque Publique; man müßte wohl den gesunden Menschenverstand verloren haben, wollte man jenes Buch zwischen den tausenden von interessanteren und moderneren Büchern hervorkramen. Der Marlès hätte also nur durch ein absolut ausnahmsweises und fast undenkbares Zusammentreffen von Umständen eines Tags in Helenes Hände gelangen können; wie sollte sie dann sich dessen gar nicht entsinnen?

Die Wucht dieser Argumentation erkenne ich an; zweifellos ist's am verständigsten, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Sollte man aber zwischen Extravaganz und Extravaganz sich entscheiden, wie man kaum die Wahl hat, so würde ich der Hypothese, die nur natürliche Möglichkeiten zu Hilfe nimmt, der Hypothese, die sich auf okkulte Ursachen beruft, noch den Vortzug geben; ich würde, so unwahrscheinlich das auf den ersten Blick scheinen mag, ganz ohne Weiteres annehmen, daß Frl. Smith eines der beiden angegebenen Exemplare oder vielleicht ein drittes — denn wer bürgt schließlich dafür, daß sich hierzulande kein weiteres findet: — bei Freunden oder Bekannten, wenn nicht bei ihren Eltern in Zerstretheit durchblätterte oder auch, daß sie in ihrer Jugend einige Stellen daraus lesen oder erzählen hörte. Die Tatsache, daß ihr jede bewußte Erinnerung abgeht, beweist nichts gegen solche Voraussetzungen, wie alle wissen, die über das Spiel der Geisteskräfte orientiert sind.

[Nouv. Obs. S. 209. Nach der Publikation von: Des Indes hatte die ausgezeichnete Persönlichkeit, die bei uns zuweilen unter dem Pseudonym Roger Dombrea schreibt, die Liebenswürdigkeit, mir mitzuteilen, daß sein Vater eine „Geschichte Indiens“ (deren Autor er vergessen hatte, dessen Signalement aber völlig dem

Werk von Marlès entspricht) besessen hatte. Dieses Werk habe die Familie 1881 wieder verkauft. — Die folgenden Zeilen, die ich einem verbindlichen Schreiben des Redakteurs der „Revue philosophique“, Th. Ribot entnehme, beweisen ebenfalls, daß Marlès Werk seiner Zeit eine gewisse Popularität genossen haben muß, da man daraus eine zusammenfassende Ausgabe zum Gebrauch für die Jugend herstellte: „Was die „Geschichte Indiens“ betrifft, so habe ich als erwachsener Schüler das Buch in einbändiger gekürzter Ausgabe, zur Prämie bekommen. Ich hatte es total vergessen und war, als ich vor 2—3 Jahren den Katalog der Sorbonne-Bibliothek durchblätterte, erstaunt zu sehen, daß das erwähnte Werk 4—6 Bände umfassen soll. Seit dem habe ich die einbändige Ausgabe wiedergefunden, als ich die Antiquariate auf den Quais durchstöberte. Diese Geschichte ist also nicht so wenig bekannt und verbreitet, als man meinen möchte. Ob die von Ihnen zitierte Stelle in der kleinen Ausgabe vorkommt, weiß ich nicht, da ich sie nicht mehr besitze“. Doch selbst wenn sich diese Stelle nur in der großen Ausgabe finden sollte, so läge nichts absolut außergewöhnliches darin, daß Helene sie ein oder ein anderes Mal vor Augen bekommen hätte.

Vergessen wir auch nicht, daß abgesehen von vollständigen oder verzettelten Exemplaren, die sich hinschleppen in Bibliotheken, offenen Buchauslagen oder unter dem Plunder der Rumpelkammern, es noch andere Möglichkeiten gibt, ihrer habhaft zu werden, Möglichkeiten, die in der Ätiologie kryptomnestischer Automatismen vielleicht eine größere Rolle spielen, als man denken sollte. Das gewöhnliche Geschick der meisten alten Bücher ohne inneren Wert ist, daß sie eingestampft werden oder zum Feueranmachen dienen, aber sie laufen auch die Gefahr eines anderen Endes, nämlich des, das Alkest für das Sonett des Orontes passend fand, ein Ende, das wenigstens wie ein Trost im voraus gilt, noch ein letztes Mal zwar bruchstückweise, in herausgerissenen Seiten, aber oft mit mehr Aufmerksamkeit als in den schönen Tagen seiner Unversehrtheit gelesen zu werden.

Dieser mögliche Ursprung vieler unsrer latenten Kenntnisse, so niedrig und prosaisch er auch sei, besonders im Vergleich mit den grandiosen Hypothesen okkultistischer Philosophie, Telepathie,

Offenbarungen von Oben usw., darf bei Untersuchung medianistisch-er Botschaften nie außer Acht gelassen werden, wenn man die anatomisch-physiologischen Zusammenhänge, welche manche unserer Funktionen verknüpfen, kennt; diese machen das Auftreten hypnoïder Zustände, übrigens unter Umständen, die möglichst wenig gewöhnlichen Ergüssen poetischer Phantasie entsprechen, gar nicht unwahrscheinlich

Selbstverständlich haben auch Erinnerungen an andere Berichte oder an pseudoorientalische Romane neben dem Text von Marlès bei der Herausarbeitung des Simandinizyklus in Helene mitwirken können. Mehrere Personen haben mir bestätigt, in ihrer Jugend eine Geschichte, ähnlich der von der indischen Fürstin gelesen zu haben Einen der Berichte will ich, da er sich durch größere Präzision empfiehlt, hier wiedergeben: „Ich kann Ihnen versichern, schrieb mir Frl. H. Malan nach Lektüre von Des Indes, daß dieser ganze indische Roman wohl die Erinnerung an eine Erzählung ist, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, da ich mich ohne Zweifel entsinne, sie in meiner Kindheit gelesen zu haben, ohne daß ich indes leider sagen könnte, in welchem Buche. Ein bis zwei kleine Einzelheiten weichen in meinen Erinnerungen von denen der Frl. Smith ab.“ Frl. Malan entsinnt sich nicht, daß die indische Fürstin den Namen Simandini hatte und arabischer Herkunft gewesen wäre; eine andere Divergenz ist, daß ihr Affe Mirza hieß und ihr indischer Fürst Sivrudka oder Sivrutka (statt Mitidja und Sivruka). Sie bezeichnete mir aufs Geratewohl ein Werk, aus dem Deutschen übersetzt [welches diese Geschichte nach geschehener Untersuchung nicht enthält], aber mit dem Zusatz: „Die Chance, daß das wirklich da die rechte Fährte sei, ist wohl geringer, wenn ich an all die anderen Bücher derselben Sorte denke, die ich zwischen 8 und 15 Jahren verschlungen habe!“]

Selbstverständlich ist meine Begründung gerade das Gegenteil zu der in spiritistischen Kreisen allgemein vorherrschenden. So gab der bekannte Aksakow z. B. bei der Entdeckung, daß eine merkwürdige typtologische Botschaft in einem Buche, welches das Medium recht wohl konnte unter den Augen gehabt haben (wenn es auch keine bewußte Erinnerung daran bewahrte), sich gedruckt fand, ohne Widerrede zu, die Botschaft stamme aus jenem Buche und fügte hinzu: „Wo-

durch aber hatte sich des Mediums Gehirn mit dem Inhalt des Buches in Rapport gesetzt? Darin liegt das Geheimnis! Daß es auf natürlichen Wege durch direkte Lektüre geschehen wäre, weigere ich mich zuzugeben, ich glaube an einen okkulten Vorgang“¹⁾. Bravo, d. h. klar reden! Die freimütige Erklärung — ich habe sie in Sperrschrift gegeben — hat mich so entzückt, daß ich der Versuchung, sie auf den Fall von Frl. Smith und Marlès anzuwenden, nicht widerstehen konnte. Ich vertausche nur zwei Worte: „Daß es auf okkultem Wege geschehen wäre, weigere ich mich, zuzugeben, ich glaube an einen natürlichen Vorgang“. — Offenbar ist in Zweifelfällen, bei weitem den meisten, in denen natürliche und okkultistische Erklärung gegeneinander sich stellen, ohne daß es zu zeigen möglich wäre, welche Erklärung wirklich richtig sei, die Entscheidung Sache von Geschmack und persönlicher Vorliebe. Oder legt man Wert darauf, Logik zu Hilfe zu rufen, so muß man anerkennen, daß, sobald der Spiritismus mitspricht, zwei entgegengesetzte, unvereinbare Logiken existieren, die eine für den Gebrauch der Adepten, die andre für schlichte Forscher. Dadurch wird natürlich eine Verständigung nicht erleichtert, daß jedes Lager das andre gern der Unredlichkeit, Voreingenommenheit, Unkenntnis wissenschaftlicher Methodik usw. beschuldigt, während im Grunde alle beide gleich aufrichtig, überzeugt und achtungswert darin sind, was differente Gestaltung des Hirns oder entgegengesetzte Struktur ihres Verständnisses als absolute Regeln jeder unparteiischen Forschung anzusehen sie zwingt. Einen so gefährlichen Streit entscheiden zu wollen, liegt nicht in meiner Absicht, denn man kann nicht Kläger und Richter zugleich sein; nur will ich denselben, bevor ich dazu Stellung nehme, zusammenfassen und klarlegen, indem ich die Prinzipien, welche implicite beiden Formen von Logik als Basis dienen, formuliere.

Der Zweifel, sagen die Einen — d. h. Mangel an absoluten Beweisen, Fehlen von Erinnerungen, Dunkelheit der Vergangenheit und Unkenntnis der genauen Umstände, kurz alle negativen, aus dem Manko an Mitteilungen hergeleiteten Gründe — der Zweifel muß die natürlichen und gewöhnlichen Hypothesen nutzen, welche folglich bis zum Beweis des Gegenteils immer provisorisch zugelassen werden; die Last des Beweises fällt nach guter Methode den neuen, okkultistischen, übernormalen Hypothesen zu. Ganz im Gegensatz proklamiert die andere Logik, nämlich für die geläufigen und normalen Erklärungen in normalen, mysteriösen Gründe, daß es berechtigt ist, Vorteil aus der

1) A. Aksakow, Animismus und Spiritismus, deutsch, 2 Bde., Leipzig 1890, II, 524—526; das Buch war als „Entgegnung auf Dr. Ed. v. Hartmanns Werk: Der Spiritismus“ (Leipzig 1885, vergl. von demselben Autor die Aksakows Werk bekämpfende Broschüre: Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome, Leipzig 1891) gedacht.

Dunkelheit der Tatsachen zu ziehen, die immer provisorisch bis zum Erweis des Gegenteils zulässig sein sollen.

Ein Ausgleich zwischen beiden methodologischen Gesichtspunkten ist kaum möglich. Der Leser möge darüber denken, wie er wolle; ich berufe mich, mit Recht und Unrecht, auf den ersteren und betrachte diese Tendenz des Übernormalen und Okkulten, sich infolge unserer ungenügenden Information in die erworbenen Rechte natürlicher Hypothesen einzuschieben, als nicht zu rechtfertigende Verdrehung der Rollen, als unzulässige Verkehrung der Verantwortlichkeit. Im Sonderfalle: Helene Smith und Marlès nehme ich also — provisorisch, bis zum Beweise des Gegenteils — an, daß Helene trotz der Lücken in ihrem bewußten Gedächtnis auf den gewöhnlichen Wegen des Sehens oder Hörens vom Inhalt jener Stelle Kenntnis hatte, vielleicht, das glaube ich gern, in irgendeinem Zustande von Zerstretheit, Träumerei, Schläfrigkeit usw., infolgedessen dieser Inhalt ihrer Normalpersönlichkeit entgangen ist, um gleich von vornherein in ihre hypnoiden Schichten zu versinken. Ich würde mich nicht wundern, wenn Marlès Bemerkung über die Schönheit der Frauen von Kanara der Schlüssel, das kleine Häkchen gewesen ist, welcher die Subliminalaufmerksamkeit anzog und sie sehr natürlich auf dieser einen Stelle samt den 2—3 folgenden Zeilen mit Ausschluß des viel weniger interessanten übrigen Kontextes, festgebannt hat.

Denen, welche meine Hypothese entschieden zu extravagant — oder zu einfach — finden sollten, bleibt die Wahl zwischen den vielerlei Formen okkulter Hypothese. Vielleicht hat Leopold als allmächtiger Desinkarnierter im verschlossenen Bande von Marlès gelesen oder hat ihn, ohne Wissen der Bibliothekare, fluidisch durchblättert? Oder sollte wohl telepathische Übertragung dieser Stelle aus dem Gehirn irgendeines unbekanntem terrestri-schen Lesers in das Helenes stattgefunden haben? Sollte es sich bei ihr um einen Fall von Clairvoyance, Luzidität, Intuition im Astralleib oder gar um Neckerei seitens eines Spukgeistes handeln? Wenn man die Theorie der Reinkarnation ernst nimmt, und dabei zugibt, daß Sivruka, das Jahr 1401 und Tschandragiri durchaus wirklich Reminiszenzen aus dem vergangenen Leben Simandinis seien, wie aber dies merkwürdige Zusammentreffen in ihrer Wahl und Schreibart gerade mit den Bezeichnungen von Marlès erklären? Wars vielleicht vom allwissenden und vorausschauenden Leopold eine liebenswürdige Aufmerksamkeit, uns so die historischen Auskünfte, wie sie in den indischen Erinnerungen der Fürstin enthalten sind, im Datum christ-

licher Zeitrechnung und in französischer Orthographie zu übermitteln, damit wir sie, falls eines Tages ein glücklicher Zufall den vergessenen Autor in die Hand spielen würde, leichter im Text laut von Marlès wieder erkennen und bestätigen möchten? Wahrlich mein Kopf verwirrt sich bei allen diesen Alternativen; aus Furcht, in den obigen Hypothesen meinerseits nur Extravaganzen zu sehen, will ich rasch zu einem andern Gegenstand übergehen.

III. Arabische Elemente des orientalischen Zyklus.

Ein kleines Problem für die Anhänger orientalischer Präexistenz von Frl. Smith: Wie kommt's, daß sie, die in ihren Trancezuständen den Gebrauch des „Hindi“, das sie einst am Hofe von Sivruka sprach, aufgreift, sie total das Arabische vergessen hat, was doch in diesem selben Vorleben ihre Muttersprache war, und das sie in vollen achtzehn Jahren bis zur Abfahrt aus ihrem Heimatlande ausschließlich verwenden mußte? Wenn die Aufregungen ihrer fürstlichen Ehe ihr jede Erinnerung an die Vergangenheit geraubt hätten, so würde man verstehen, daß die Sprache ihrer Kindheit und Jugend gleichsam den Rest umgestaltet hätte bei dieser Amnesie ihres jugendlichen Lebens; das ist aber nicht der Fall. Sie hat sehr lebendige Erinnerungen an den Scheik, ihren Vater, an seine sonnenbeschiedenen Zelte, an die Menschen, Kamele und Landschaften Arabiens bewahrt. In vielen Sitzungen und Spontanvisionen kommt sich Helene in diese erste Hälfte ihrer asiatischen Existenz zurückversetzt vor, aber dann erzählt sie französisch, was sie vor sich abrollen sieht, oder ergibt sich wohl einer stummen Pantomime. Nie hat sie auch nur etwas gesprochen oder geschrieben, was dem Arabischen ähnelt! Darf man voraussetzen, daß sie schon in ihrem Hindu-Leben sich die Sprache ihres Adoptivvaterlandes assimiliert hat bis zum Verlust sogar der latenten Erinnerungen ihrer Muttersprache? Das würde allen bekannten, psychologischen Analogien widersprechen. Oder muß man annehmen, daß ihr Brocasches Zentrum oder ihr Kehlkopf in dieser Existenz hier durch Französisch ausgebildet, sich noch im Somnambulismus

den Dialekten indoeuropäischer Sprachfamilie, wie ihrem angeblichen Sanskrit, anpassen können, aber den Reminiszenzen eines semitischen Idioms widerstreben?

Seien wir ernst; wenn ich übrigens sage, daß Helene nie Arabisch gesprochen oder geschrieben habe, so übertreibe ich: einmal hat sie darin vier Worte geschrieben; das ist die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Tatsächlich hat sie diesen einzigen Text mit irgendeiner Aussprache nicht begleitet, sondern denselben wie eine Zeichnung ausgeführt; aus dem Ensemble der Szene ergibt sich, daß sie nur ein Modell, das ihr eine imaginäre Person vorhielt, ohne Verständnis kopierte. Im folgenden eine Übersicht über den Zwischenfall:

27. Okt. 1895. — Kurz nach Beginn der Sitzung hat Helene eine arabische Vision: „... Sehen Sie dort diese Zelte . . . keine Steine hier, alles Sand . . . (sie zählt die Zelte eins nach dem anderen) es sind zwanzig. . . . Das da ist hübsch, finden Sie nicht, Herr Lemaître? . . . Es ist das größte? Es ist mit Bindfaden und kleinen Pflöcken befestigt . . .“ usw. Dann beschreibt sie die Personen: der eine raucht mit gekreuzten Beinen in der Ecke sitzend, andere sind ganz schwarz. (Der Tisch sagt aus, es seien Neger, die Szene spiele in Arabien.) Dann ein weißgekleideter Mann, den Helene zu kennen das Gefühl hat, ohne sich auf ihn mit Erfolg besinnen zu können. Sie legt den Zeigefinger an die Stirn, wie jemand, der seine Erinnerungen durchsucht; der Tisch (auf dem ihre linke Hand ruht) informiert uns dann, daß sie in ihrer Simandiniexistenz in Arabien gelebt habe und sich jetzt in jene fernen Zeiten zurückzusetzen versuche. Es folgt eine ziemlich lange Szene, in der arabische Erinnerungen mit dem Bewußtsein wirklicher Umgebung, obwohl sie uns nicht mehr sieht und hört, abwechseln und sich mischen. Daraus entsteht ein Zustand geistiger Verwirrung, der Helenen recht peinlich zu sein scheint. „... Herr Lemaître, Herr Flournoy, sind Sie da? . . . Antworten Sie doch! . . . Ich bin doch heut Abend hier willkommen? . . . Könnte ich wenigstens . . . ich bin trotzdem nicht auf Reisen. . . . Ich denke, heut ist Sonntag. . . . Kurz, ich verstehe dabei nichts mehr, ich glaube, mein Kopf ist so müde, daß sich alle meine Gedanken verwirren. . . . Ich träume doch nicht, . . . ich glaube, daß ich sowohl mit ihnen (den Anwesenden, sagt der Tisch), wie mit jenen (den Arabern ihrer Vision) gelebt habe. . . . Aber ich kenne sie, alle diese Leute. Sagt mir doch, wer ihr seid! Seid ihr kürzlich nach Genf gekommen? (Nach Angaben des Tisches handelt es sich um Araber, unter ihnen der Vater Simandinis, die vor 500 Jahren gelebt haben). Kommt doch näher, kommt her, ich möchte, daß Ihr mit mir sprecht! . . . Herr Lemaître . . . ach, diese hübsche kleine Zeichnung, was ist denn das für

eine Zeichnung? (Da der Araber ihr zeige, und welche sie würde kopieren können, legt man Bleistift und ein weißes Blatt Papier vor sie hin, welches in ihrem Traum zu einem Papyrus sich zu wandeln scheint.) Das ist hübsch, dies grüne Blatt, von welcher Pflanze ist es? . . . ich glaube, das hier ist ein Bleistift, ich will versuchen, die Zeichnung zu entwerfen. . . ." Nach dem üblichen Streit zwischen den beiden Arten, den Bleistift zu halten (siehe S. 113), gibt sie der Federhaltung von Leopold nach mit den Worten: „Endlich um so schlimmer.“ Dann zeichnet sie sehr langsam und sorgfältig Fig. 35 von links nach rechts, indem sie oft den

الفالياء من الحبيب كثير

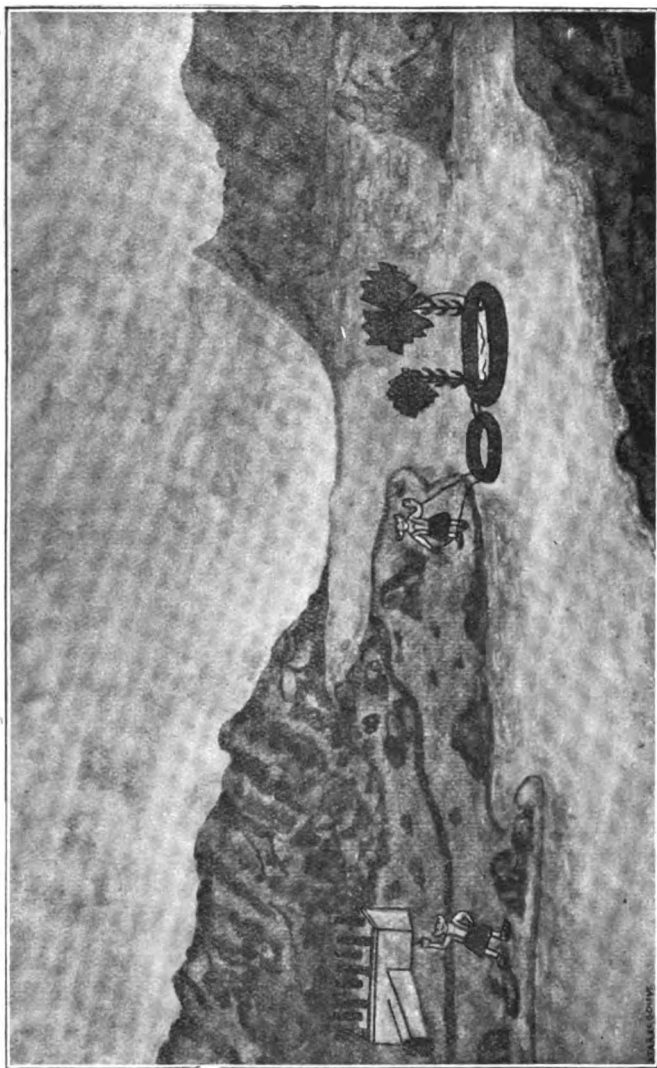
Fig. 35. — Arabischer Text von links nach rechts von Frl. S. in Halb-somnambulismus gezeichnet: elqualil men elhabib ktsir-, das Wenige vom Freunde (ist) viel. — Kollektion von Lemaitre. — Natürliche Größe.

Blick auf ihr imaginäres Muster richtet. Darauf verfällt sie in tiefen Schlaf; andere Somnambulisten treten auf.

Beim Erwachen entsinnt sie sich ihres überstandenen Verwirrungs-zustandes: „Miserable Soiree, sagt sie, ich war unglücklich, fühlte, hier zu leben, wie immer, und sah Dinge, als ob ich im Auslande wäre. Ich war bei Ihnen und lebte wo anders, usw.“ Die imaginären Elemente ihres Zustandes besaßen übrigens einen viel stärkeren Realitäts-koeffizienten, als die wirklichen Elemente, denn es dünkte sie ihr gegenwärtiges Leben nur geträumt, und in Wirklichkeit wäre sie in einer anderen Existenz.

Diese ganze Szene gewährt den klaren Eindruck, als wäre der arabische Satz in Helenes Gedächtnis nur als Visualerinnerung ohne irgendwelche Wortbedeutung und -bilder vorhanden. Für sie wars eine unverständliche Schrift, eine einfache Zeichnung, wie von japanischen oder chinesischen Buchstaben für uns. Offenbar handelt es sich um einen Text, der ihr jedenfalls in irgendeinem günstigen Augenblick in die Augen gefallen ist und der durch die Subliminalphantasie auf der Lauer nach Dingen mit orientalischem Aussehen verschlungen, in einer Szene des asiatischen Traumes, so gut es ging, Gestalt gewann.

Das ist wenigstens die Annahme, die mir am plausibelsten erscheint. Denn hierin ein Bruchstück arabischer Sprache zu



Nouv. Obs. S. 158. Fig. 5. — Ultramarlandschaft. Meer und Himmel intensiv-blau, Wolken mit roten Schäfchen. Boden und Felsen in Sepia; Haus gelb mit schwarzen Schornsteinen. Personen mit schrecklicher Gesichtsfarbe, in roter Jacke. Schiffe rotbraun mit ebensolchen Segeln (?) und mit gelbem Boden. — Reproduktion in $\frac{1}{4}$ Originalgröße.



sehen, welche Helene in geeigneter Somnambulphase geläufig sprechen und schreiben könne, wie Leopold eines Tages als Antwort auf eine Reihe von Fragen, um nicht zu sagen Insinuationen eines der Sitzungsteilnehmer bei dieser Gelegenheit, durch Gesten behauptet hatte —, erscheint mir eine noch willkürlichere und mit den andern Trancephänomenen Helenes weniger vereinbarliche Hypothese. Seit fast fünf Jahren, in denen sich ihre exotischen Romane abspielen, hat es nicht an Gelegenheiten gefehlt, ihre vorausgesetzten philologischen Vorräte aufzudecken und fließend arabisch zu sprechen oder zu schreiben — wenn ihr Subliminalgedächtnis sich dazu hergegeben hätte. Sie hat alle Arten und Grade von Somnambulismus aufgewiesen, und mehr arabische Visionen, als nötig gewesen wären, um durch Ideenassoziation das entsprechende Idiom, wenn es wirklich in ihr schlummerte, wachzurufen. Die ganze totale Isolierung dieses obigen Texts mitten in diesem Erguß orientalischer Szenen scheint mir doch stark zu gunsten meiner Voraussetzung zu bezeugen, daß es sich um ein einzigartiges Visualklisché, zufällig aufgegriffen und aufbewahrt, handelt, und daß die asiatische Unterpersönlichkeit von Fr. S. absolut kein Arabisch versteht.

Verstärkt wird diese Ansicht, wie mich dünkt, durch Anzeichen, welche ich über den wahrscheinlichen Ursprung dieses Klisches habe sammeln können. Mein Kollege, Prof. Montet, dem ich es zeigte, belehrte mich, daß es ein arabisches, in nordafrikanischer Art punktiertes Sprichwort sei mit der Bedeutung: „Wenig vom Freunde ist viel.“ Dieser Sinn war sichtlich Helenes Subliminalphantasie unbekannt, da sie sonst nicht verfehlt hätte, statt den Spruch unter im Ganzen recht unbedeutenden Umständen zu reproduzieren, mit einer hübschen Szene dies eine Dictum, welches dazu Anlaß gab, wie beim Indischen einzurahmen. Montet erinnerte mich außerdem, daß die dekorative Kunst der Muselmänner von derartigen Sprichwörtern und Redensarten als Ornamentmotiven umfassenden Gebrauch mache; ich stellte daraufhin eifrige Nachforschungen an, um in Kunstobjekten, auf Teppichen, Stoffen, in illustrierten Büchern usw. den Ursprung des Textes für Helenes Augen zu ermitteln. Es war vergeblich; ich begann bereits an Erfolg zu zweifeln, um so mehr, als besagter Text in wirklichen Schriftbuchstaben natürlich geschrieben war, während in Ornamentinschriften, denen ich begegnete, die arabischen Buchstaben fast immer stilisiert, verschlungen

1) Bekanntlich liest und schreibt man Arabisch von rechts nach links.
Flournoy. II.

und zu Kunstzwecken tausendfach deformiert waren — als der Zufall mich auf neue Fährte brachte.

Eines Tages plauderte ich mit Dr. E. Rapin, der als einer der Ärzte von der Familie Smith verschiedentlich in Anspruch genommen war, über diese Phänomene und zeigte ihm meine Dokumente. Als er den fraglichen Text betrachtete, rief er: „Es scheint mir wahrhaftig, daß ich meine eigene Handschrift wiedererkenne“ und machte mich darauf aufmerksam, wie diese vier Wörter gerade und horizontal geschrieben seien, während die wirklichen Araber lieber geneigt und mehr oder minder quer schrieben. Ich muß bemerken, daß Dr. Rapin, der sich in seinen Mußstunden mit arabischen Studien befaßt, vor einigen Jahren eine Reise nach Nordafrika unternommen hatte. Bei seiner Rückkehr veröffentlichte er den Bericht einer seiner Fahrten¹⁾; vor der Verteilung dieses Bändchens an seine Freunde und Bekanntschaften schrieb er mit der Feder in jedes Exemplar, statt Originalwidmung, irgendein arabisches Sprichwort (ohne französische Übersetzung), entlehnt einer Sammlung von Beispielen, die in der ihm zum Studium gebrauchten Grammatik sich fand. Nun ist der von Fr. Smith im somnambulen Zustand nachgezeichnete Text, sowie er punktiert vorliegt, genau der eines jener Sprichwörter und steht in der genannten Grammatik²⁾ sogar an der Spitze der Reihe. Es ist daher die Voraussetzung ungemein wahrscheinlich, daß Helene ein Exemplar der Schrift von Rapin mit dieser handschriftlichen Widmung vor Augen hatte und um so mehr davon getroffen war, als sie den Autor persönlich kannte. Dr. Rapin hält es für sehr möglich, Fr. Smith oder ihren Eltern seine Broschüre gesandt zu haben, aber leider, nach Verlauf von zehn Jahren, kann er nichts behaupten, da er keine Notizen über die Personen machte, denen er Exemplare übersandte, und noch viel weniger des Sprichwortes sich erinnert, das er etwa auf Helenes Exemplar geschrieben hat. Da sich aber andererseits weder Helene im Wachzustande, noch Leopold in ihren Somnambulismen oder besonders, was das Wichtigste ist, Mutter Smith auch nur im Entferntesten erinnern, je eine Broschüre von Dr. Rapin erhalten oder gesehen zu haben, so sieht man besser von dieser Möglichkeit ab. Für mich bleibt es daher nicht weniger wahrscheinlich, daß ein Exemplar, ausgestattet mit jenem Sprichwort, in Helenes Gesichtsfeld gekommen ist, sei's im Verlauf eines Besuches bei anderen, sei's im Vorzimmer Dr. Rapins, wo sie gerade zu jener Zeit

1) Dr. E. Rapin, *En Kabylie*. Paris 1887. (Extrait de l'Annuaire du Club Alpin Français, vol. VIII, 1886.)

2) Machuet, *Méthode pour l'étude de l'arabe parlé*. 3. édit. Algier 1880. S. 270. — Vergl. Bauer, Oberlehrer am Syrischen Waisenhaus in Jerusalem, *Das Palästinensische Arabisch*. Leipzig 1910. 2. Auflage. S. 252 f.: Sprichwörter. V.

recht wohl hat gewesen sein können. (Die Daten genau festzustellen, war nach so viel verflissenen Jahren unmöglich.) Diese letzte Vermutung würde mir noch besonders geeignet scheinen für die Erklärung, daß die arabische Eintragung vom subliminalen oder hypnoiden Bewußtsein ohne Anteil der natürlich mit der Sache ärztlicher Konsultation selbst beschäftigten gewöhnlichen Persönlichkeit beachtet und behalten ist.

Sogar die Textungenauigkeiten Helenes, im Vergleich zum Modell in Machuets Grammatik, erklären sich als Reproduktion kleiner, bei Dr. Rapin üblicher Irrtümer. Dieser erblickt darin einen merkwürdigen Beweis mehr, daß dieser Text sklavische Nachahmung seiner Schrift bis zur Größe derselben ist: „Ein orthographischer Fehler im ersten Wort (das Fehlen der Bindung zwischen a und l in *elqalll*), ein Fehler, den ich beim Beginn meiner arabischen Studien oft gemacht habe, bringt mich zur Vermutung, daß ich das Sprichwort aus dem Gedächtnis niedergeschrieben haben muß. Es passierte mir auch, das letzte Wort mit Auslassung eines Buchstaben zu schreiben (das i in: *ktsir*) und gleich darauf meinen Fehler zu verbessern, was die Konfiguration im fraglichen Text ebenfalls bezeugt. Der einzige Unterschied läge in der Größe der Schrift, die von Frl. Smith ist prononzierter als die meine, indes ist es möglich, daß ich in dem Sonderfalle in diesen Dimensionen geschrieben habe.“

In meiner Bibliothek habe ich das Exemplar dieser Broschüre, welche mir Dr. Rapin 1887 zugeschickt hatte, wiedergefunden. Am Kopfe, in der Ecke des Umschlages steht ein von Weitem den Blick anziehendes, arabisches Sprichwort, ein anderes als im Text von Frl. Smith, aber mit demselben Horizontalcharakter. Zwar ist die Schrift $\frac{1}{3}$ kleiner, als die in Fig. 35, aber der Größenunterschied ist kein Einwurf, da nichts darauf deutet, daß eine Visuallerinnerung graphisch immer in den Originaldimensionen reproduziert wird. Im Gegenteil hat man an Beispielen der verbo-visuellen Marstexte konstatieren können, daß bei Helene tatsächlich eine markante Neigung besteht, die imaginären Modelle, welche ihre Hand kopiert, in beträchtlich vergrößertem Maßstabe wiederzugeben. Alles drängt also zur Hypothese, die von sehr starken, günstigen Voraussetzungen getragen wird, daß der einzige, von Helene gelieferte arabische Text Visuallerinnerung einer Dedikation Rapins sei, aber ich erkenne gern an, daß die sehr einfache, aber natürliche Annahme absolut noch nicht derart bewiesen ist, um denen, die instinktiv eine andere weniger wahrscheinliche, aber okkultistische Erklärung vorziehen, eine kleine Tür offen zu lassen.

[Nouv. Obs. S. 199: Es liegen entscheidende Gründe vor, den orientalischen Zyklus als abhängig von der Vermischung, intimen Verschmelzung sehr verschiedener Zuflüsse in die unterbewußten Träumereien und das somnambule Leben von Frl. S. anzusehen.

Ich berichte folgenden Vorfall, weil derselbe das einzige, etwas klare, neuere Beispiel vom Wiederauftauchen orientalischer Visionen in einer Sitzung ist.

1. Juli 1900. — Sitzung bei Lemaitre. Nach Leopolds Mitteilungen bezügl. des Urans (S. 316) nimmt Helene Simandinis Haltung und Mimik an, aber das weicht rasch einigen magnetischen Strichen Leopolds, der sich der beiden Hände Helenes bedienend, sie am Versinken in den indischen Traum hindern will. In halbwachem Zustande, in dem die Wahrnehmung wirklicher Umgebung mit ihren inneren Visionen sich verquickt, öffnet Helene dann die Augen und ruft: „Frau Lemaitre! . . . ich denke an den Mann aus dem großen Zelt . . . dort ist er, neben Herrn Flournoy. . . . Sehen Sie . . . er ist aus zu großem Zelt, er ist stolz. . . . Ist er häßlich, sein kodja! . . . Er ist schön, aber sein kodja ist häßlich. . . . Frau Lemaitre, warum haben Sie ihn kommen lassen? Seine Haut ist schwarz, er ist Sivrukas Kodja. . . .“ Nach dem definitivem und völligem Erwachen hat Helene keine Erinnerung mehr an diese fragmentarische, arabische Vision.

Ich weiß nicht genau den exakten Sinn des sanskritoiden: Kodja (vergl. S. 411 Anm. 1). Der Ausdruck „aus großem Zelte“ bedeutet, wie man leicht errät, „aus vornehmem Hause, guter Familie“. Aber das besondere Interesse dieses Ausdrucks besteht darin, daß nach den von mir eingezogenen Erkundigungen derselbe speziell algierisch und weder in Arabien noch im übrigen Orient üblich ist. Diese kleine Einzelheit steht also mit dem Haupttatbestand des Romans von der indisch-arabischen Fürstin in Widerspruch, verstärkt aber die Hypothese, daß ein gut Teil orientalischer Vorstellungen Helenes aus Algier stammen.]

Des Indes S. 292: Über andre Einzelheiten arabischer Somnambulismen Helenes habe ich nichts zu sagen. Sie gehen nicht über die Vorstellungen hinaus, die sie unbewußt hat im umgebenden Milieu aufgreifen können, um so mehr als man zu diesen allgemeinen Quellen, die schon bei Gelegenheit des Hindu-Traumes angesprochen waren, hier die hinzufügen kann, daß sie aus dem Munde ihres Vaters, der sich in Algier aufgehalten hat, manches hören konnte. Was endlich die mit den arabischen Szenen verknüpften Eigennamen anbelangt, so erwecken sie mit Ausnahme von Pirux, ein Name, der mich an nichts erinnert und sonst verdächtig ist (Seite 334), gewisse Ideenassoziationen,

ohne daß es aber möglich wäre, über ihren Ursprung Sicheres zu erfahren.

Der Name des Äffchens Mitidja¹⁾ scheint von der wohlbekanntem Ebene der Umgegend Algiers entlehnt zu sein. Adèl, Name des treuen Sklaven, bedeutet arabisch „Rechtlichkeit“ und wird in Algier auf eine gewisse Richterfunktion angewendet. Simadini endlich, dann in Simandini korrigiert, erinnert mich an eine lange in Genf ansässige Graubündener Kaufmannsfamilie Semadeni, welche mit Helenes Vater sehr wohl in Geschäftsverbindung hat stehen können, und gleichzeitig an die kleine Kommune Simand im Komitat Arad in Ungarn. Möglicherweise stellt das Wort auch die indisierte Form irgendeines auf e d d i n endigenden arabischen Namens dar, d. h. eine Reminiszenz an das Sanskritwort: *simanti ni*, „welches vielleicht, sagt de Saussure, hier und da ein Eigenname gewesen ist, obgleich es gewöhnlich nichts anderes als (poetische) Bezeichnung der Frau ist“. Das führt uns aber zu Helenes indischer Sprache.

IV. Frl. S.s indische Sprache.

Das Wesen von Helenes indischer Sprache ist weniger leicht klar zu legen als das vom Martischen, weil es nicht möglich gewesen ist, eine buchstäbliche Übersetzung oder geschriebene Texte zu erhalten. Außerdem kenne ich die zahllosen Dialekte des modernen und alten Indiens nicht und habe es nicht für nötig befunden, mich ihrem Studium hinzugeben, bloß um die philologischen Heldentaten eines in Trance befindlichen Mediums ihrem rechten Wert nach abzuschätzen. Daher kann ich mir kein persönliches Urteil in dieser Sache erlauben. Es bleibt mir nicht einmal das Hilfsmittel, unversehrt dem Leser die Beweisstücke vor Augen zu führen, wie ich es für das Martische getan habe. Aus dem Grunde, weil unsere Unkenntnis von Helenes Indisch im Verein mit ihrer raschen und wenig deutlichen Aussprache — bisweilen ein wahres Geplapper — uns den größten Teil der zahlreich gehörten Worte hat entgehen lassen. Diese sind über einen Zeitraum von vier Jahren im Verlaufe von etwa 30 orientalischen Szenen verstreut. Sogar die Fragmente, die wir notieren konnten, bieten zum größten Teil so viel Unsicherheiten, daß es müßig wäre, sie alle zu publizieren. Die besten darunter habe

1) Vergl. *Nouv. Observ.* S. 207 und diese Übersetzung, S. 350.

ich den im Vorwort dieses Buches angeführten Orientalisten mitgeteilt. Aus den mir gütigst gegebenen Auskünften geht hervor, daß Helenes sog. Indisch — ich bewahre ihr diese vage Benennung, die über dessen Wesen nichts präjudizieren soll — kein bestimmtes, diesen Spezialisten bekanntes Idiom ist, daß man aber andererseits darin mehr oder weniger unkenntlich und entstellt, Ausdrücke oder Wurzeln wiederfindet, welche dem Sanskrit näherstehen als den heutigen Sprachen Indiens, und deren Sinn oft ziemlich gut den Situationen entspricht, in denen diese Worte gefallen sind. Dazu mögen einige Beispiele den Beleg geben:

1. Die beiden Worte: *atiêyâ ganapati nâmâ*, die am 6. März 1895 die indische Sprache einführten (siehe S. 352) und im Munde Simandinis in jenem Augenblick offenbar die Bedeutung einer an ihren toten, nun unerwartet wiedergefundenen Gatten gerichtete Begrüßungs- oder Segensformel haben, sind so ausdrucksvoll und feierlich gesprochen, daß über ihre Aussprache kaum ein Zweifel bestehen kann¹⁾. Um so interessanter ist es, die Übereinstimmung meiner gelehrten Korrespondenten über den Sinn der beiden Wörter zu konstatieren. Das erste erinnert sie an nichts Bestimmtes oder auf die Situation Anwendbares, das zweite aber ist eine schmeichelhafte und durchaus passende Anspielung auf jene Gottheit des indischen Pantheons, welche sich sehr lebhaft für die Gelehrtenzunft interessiert.

P. Oltramare, dem ich die Worte zugeschickt hatte, ohne ihm etwas über ihre Herkunft mitzuteilen, antwortete mir: „Nichts harmloser als das Wort *ganapati nâmâ*. Es bedeutet: ‚welcher den Namen *Ganapati* führt‘, was dasselbe wie *Ganêsa* ist. . . Was *atiêya* betrifft, so sieht das Wort nicht indisch aus. Sollte es vielleicht *atreya* heißen, was, so scheint's, als Bezeichnung für Frauen dient, die eine Fehlgeburt gehabt haben, eine Erklärung, für die ich allerdings nicht

1) Nur das erste, von Helene hastig wie als Ausruf oder Interjektion hervorgestoßene Wort könnte einen leisen Zweifel erregen; obwohl keiner der Anwesenden eine Variante vorzuschlagen hatte für *atiêyâ* (sprich *a—ti—ê* [geschlossenes *ê*]—*îâ*) — wie Lemaitre als Protokollführer es auch notiert hatte —, so ließ doch die Überraschung, durch die ganz unerwartete Vokabel veranlaßt, in allen ein gewisses Gefühl der Unsicherheit darüber zurück.

garantiere . . . (Um sicherer hierin zu gehen, müßte man wissen) ob die Worte wirklich Sanskrit sind, denn wenn sie der Volkssprache angehören, enthalte ich mich jedes Urteils.“

Gardon, welcher diese Volkssprachen besser kennt und geläufig Hindostanisch spricht, konnte mir *a ti ê ya* nicht weiter enträtseln; im anderen Worte sah er gleichfalls ein „Ehrenepitheton, wörtlich: *G a n a p a t i g e n a n n t*, familiärer Name des Gottes *Ganêsa*.“

De Saussure fand im ersten Ausdruck ebenfalls keinen Sinn und neigt heute dazu, eine willkürliche Schöpfung in der Art des Martischen dahinter zu sehen; zum zweiten bemerkt er die beiden Worte: „*G a n a p a t i*, eine wohlbekannte Gottheit und *n â m â* „Name“ sind in einer nicht recht verständlichen, aber doch nicht notwendig falschen Manier zusammengestellt“. — „Es ist ziemlich merkwürdig,“ fügt er hinzu, „daß dies Fragment, in dem der Name einer Gottheit hineingemengt wurde, gerade mit einer gewissen, feierlichen Emphase und einer Geste religiöser Segnung ausgesprochen ist.“ Das bezeichnet tatsächlich eine intelligente und beabsichtigte Anwendung.

Nach diesem ersten, kurzen Muster scheint Helenes Indisch ein Gemenge improvisierter Artikulationen und der Situation angepaßter wirklicher Sanskritworte zu sein. Die späteren Beispiele werden diesen Eindruck nur verstärken.

2. Die nächste Explosion von Indisch erfolgte fünf Monate später, am 15. Sept. 1895, mitten in einer sehr langen orientalischen Sitzung, aus der ich nur die Punkte heraushebe, welche hier besonders interessieren, nämlich das vermutete Sanskrit Helenes, die von Leopold gegebene französische Interpretation und die merkwürdigen Züge von Übereinstimmung dieser beiden Texte.

In einer Zärtlichkeitsszene unter Seufzern und Schluchzen für *Sivruka* spricht Helene mit übermäßig weicher Stimme die folgenden Worte: *ou mama priva* (oder *prira, priya*) — *mama radisivou* — *mama sadiou sivrouka* — *apa tava va signa damasa* — *simia damasa bagda sivruka*. Während der mannigfachen, dem Erwachen vorausgehenden Phasen, frage ich Leopold, welcher Helenes rechten Arm festhält, nach der Bedeutung dieser Worte. Anfangs verhält er sich ablehnend und diktiert mit Zeigefinger: „Sucht sie doch Selbst,“ dann als ich dringender werde: „Ich hätte lieber gesehen, Ihr suchtet sie Selbst.“ Nun bitte ich ihn, uns wenigstens die genaue Orthographie des exotischen, ziemlich unsicher aufgefangenen Textes zu geben, aber er entzieht sich mit der Äußerung, er kenne Sanskrit nicht. Durch viel Fragen, die er nur mit „ja“ oder „nein“ beantwortet, erfährt man dennoch, daß es Liebesworte

sind von Simandini an ihren Gatten, welcher sie zu einer Reise in seinen Staaten verlassen wolle. Dann plötzlich, als Helenes Erwachen scheinbar bevorsteht, bewegt Leopold fieberhaft den Zeigefinger und beginnt ungeduldig zu diktieren: „Dépêchez-vous (d'épeler)... Mon bon, mon excellent, mon bien-aimé Sivrouka, sans toi où prendre le bonheur.“ Seine Antworten auf unsere Fragen geben noch zu verstehen, daß es der vollständige Sinn des ganzen, diesen Abend ausgesprochenen (und hier unten wiedergegebenen) Sanskrit sei, daß nicht er, Leopold es sei, der Helene diese Sprache sprechen lasse, denn er versteht sie nicht, daß wohl aber er das französische Äquivalent geboten habe, nicht in buchstäblicher Übersetzung der Worte selbst, da er sie nicht versteht, sondern in Interpretation der intimen Gefühle von Frl. Smith, mit denen er völlig vertraut sei. Einige Augenblicke später erwacht Helene amnestisch.

Nach de Saussures Ansicht sind in diesem Text sicher einige Sanskrit-Fragmente enthalten, die mehr oder weniger der von Leopold gegebenen Auslegung entsprechen. Am deutlichsten sind: *mama priya*, was *mon chéri*, *mon bien-aimé* bezeichnet, und *mama sadiou* (verbessert in *sâdhô*) *mon bon*, *mon excellent*. Der übrige Satz ist im vorliegenden Zustand weniger befriedigend: *tava* will wohl sagen: *de toi*, aber *apa tava* ist, wenn es *loin de toi* bedeuten soll, ein reiner Barbarismus. Ebenso läßt die Silbe *bag* in *bagda*, ganz unabhängig von Leopolds Übersetzung an *bhâga* = *bonheur* denken, ist aber von unverständlichen Silben eingeschlossen.

3. In einer darauffolgenden Sitzung (1. Dez. 1895) widmet sich Helene einer Reihe mannigfacher somnambuler Pantomimen, Szenen darstellend aus Simandinis Leben, die in Mangalore passiert sein können, und in deren Verlauf ihr mehrere indische Worte entschlüpfen, für die man leider keine Interpretation von Leopold erhalten konnte. Aber auch hier gelingt es, wenn man es nicht allzu genau nimmt, in diesen Sätzen einen der Pantomime ungefähr angepaßten Sinn wiederzufinden.

Mitten in einer anmutigen Spielszene mit ihrem Äffchen, sagt Simandini mit weichster, wohlklingendster Stimme zu ihm: (A.) *mama kana sour* (oder *sourde*) *mitidya... kana mitidya* (dreimal). — Später antwortet sie ihrem imaginären Fürsten, welcher ihr nach Leopolds Aussage ernste Vermahnungen erteilt — warum, weiß man nicht — die sie übrigens nur mit gezwungener Unterwerfung und selbst Hohnlächeln anhört: (B.) *adapрати tava sivrouka... nô simyô sinonyedô... on yediô sivrouka*. — Endlich wieder zu besseren Empfindungen zurückgekehrt und sich zärtlich zu ihm neigend, flüstert sie mit reizendem Lächeln: (C.) *mama plia... mama naximi* (oder *naxmi*) *sivrouka... aô laos mi sivrouka*.

Im Fragmente (A.) kann man in *mama kana* einen Zuneigungsausdruck vermuten, wenn man *kana* mit Sanskritwort *kānta* = geliebt oder *kanishtha* = niedlich, klein in Verbindung bringt, falls man nicht mit Glardon *kana* (verbessert in *khana*) *mitidya* durch „zum Fressen für *Mitidja*“ übersetzt.

Im Satz (B.) könnten nach de Saussure „die letzten Worte mit etwas gutem Willen an *anyediuh* = den nächsten Tag oder ein anderer Tag, zweimal wiederholt, denken lassen, andererseits das erste Wort sich in *adya-prabhrti* = von heute an gerechnet umformen, was in Kombination mit anderen, ihrerseits gehörig behandelten Silben etwas ergeben könnte wie: *adya-prabhrti tava, sivruka . . . yōshin . . . na anyediuh, anyediuh* = von heute ab, von Dir, *Sivruka* (daß ich bin) . . . Frau . . . nicht einen andern Tag, einen andern Tag, was übrigens, wenn es überhaupt Sinn hat, mit der Szene kaum in Beziehung steht.“

In Satz (C.) bedeuten die Worte: *mama plia* offenbar dasselbe, wie weiter oben *mama priva* = mein Vielgeliebter; *naxmi* könnte *lakshmi* = Glück und Schönheit sein, und die letzten Worte könnten *asmi* = ich bin enthalten. „Aber,“ fügt de Saussure hinzu, „man bedenke wohl, daß jede Art zusammenhängenden Sinns da, wo ich mich freute ihn zu suchen, für den Augenblick einfach Spielerei ist.“

Wenn also der Gesamteindruck dieser ersten Texte auch reine Sanskritworte erkennen läßt, so bietet derselbe andererseits hinsichtlich Konstruktion, Wortfolge und vielleicht auch Formenrichtigkeit — soweit man sich auf die Formen in den überdies verworrenen Texten verlassen darf — ziemlich verdächtige Dinge.

„So erinnere ich mich z. B. nicht,“ bemerkt de Saussure, „daß man im Sanskrit mein *Sivruka* oder mein lieber *Sivruka* sagen darf. Man könnte wohl, substantivisch gebraucht, *mama priya* = (mein sehr Geliebter) sagen, indes das ist etwas anderes als *mama priya Sivruka*, nun aber kehrt das „mein geliebter *Sivruka*“ gerade sehr oft wieder. Zwar, fügt mein gelehrter Kollege hinzu, darf man besonders für gewisse Zeiten, in denen man in Indien viel Küchensanskrit gebildet hat, nichts allzu absolut behaupten. . . Immer bleibt der Ausweg in der Vorstellung, *Sivrukas* elfte Frau hatte als Kind Arabiens noch nicht Zeit, die Sprache ihres Herrn und Meisters fehlerfrei im Ausdruck zu erlernen, als der Scheiterhaufen ihrem kurzen Leben ein Ende bereitete.“

Ferner stößt man, wenn man sich hypothetisch so auf den Standpunkt des Romans stellt, leider auf eine andere Schwierigkeit: „Was mich am meisten überrascht,“ bemerkt tatsächlich de Saussure, „ist, daß Frau *Simandini* Sanskrit und nicht Prakrit sprach (was sich wie Latei-

nisch zu Französisch verhält, das eine aus dem anderen hervorgegangen, aber das eine die Gelehrtensprache im Augenblick, wo man die andere spricht). Wenn man im indischen Drama Könige, Brahmanen und Personen hoher Stellung regelmäßig Sanskrit sprechen hört, so kann man sich fragen, ob es im wirklichen Leben beständig auch so war. In allen Fällen aber sprechen sogar im Drama alle Frauen, mit Ausnahme gewisser religiöser, Prakrit. Ein König wendet sich in vornehmer Sprache (Sanskrit) an seine Frau; sie antwortet ihm immer in Vulgärsprache. Wenn nun auch Simandinis Idiom ein schwer wiederzuerkennendes Sanskrit ist, so ist es keinesfalls Prakrit, wie man an einigen Formen, z. B. an *priya* sieht, das in allen Volksdialekten *piya* ohne *r* ausgesprochen wird.“

Die zahlreichen indischen Worte, von Frl. Smith in den letzten Jahren geben zu analogen Beobachtungen Anlaß und werfen auf deren Ursprung kein neues Licht. Ich werde mich daher auf einige Beispiele beschränken, die ich weniger wegen der sanskritoiden Texte selbst, immer obendrein verunstaltet und fehlerhaft ausgewählt habe, als deswegen, weil die verschiedenen Umstände, aus denen sie geboren, gewisses psychologisches Interesse bieten.

4. Szene von Chiromantie. Im Verlauf einer langen, erst arabischen, dann indischen Sitzung (2. Febr. 1896) kniet Helene, mich für *Sivruka* haltend, neben meinem Stuhle nieder, ergreift und betrachtet meine Hand, indem sie ein Gespräch in fremder Sprache führt, ohne scheinbar meine wirklichen Worte zu verstehen. Wahrscheinlich findet man darin Vorstellungen bezüglich meiner Gesundheit wieder, übertragen auf ihren imaginären Fürsten, wie solche Gedanken mehrere Somnambulisten von Frl. S. in den vorhergehenden Monaten beschäftigten (vergl. ein Beispiel dafür siehe S. 138).

Während sie die Linien meiner Hand aufmerksam verfolgt, spricht sie folgende Fragmente, durchbrochen von Schweigen entsprechend den halluzinatorischen Repliken von *Sivruka*: *priya sivrouka . . . nō* (nach Leopold gleichbedeutend mit: nein) . . . *tvandastroum sivrouka . . . itiami adia priya . . . itiami sivra adia . . . yatou . . . napi adia . . . nō . . . mama souka, mama бага sivrouka . . . yatou*. — Außer *sivra*, welches nach Leopolds Angabe ein kurzer Kosename für *Sivruka* sein würde, errät man in diesem Text weitere Ausdrücke von Zuneigung: *priya* = sehr geliebter, *mama soukha*, *mama bhāga* = o meine Freude, mein Glück. — Glardon weist hierbei noch auf das Wort: *tvand*

dastroum hin, welches an hindostanisch tandarast (oder tandurust) = welcher in Gesundheit lebt anklingt; tandurusti = Gesundheit besteht aus zwei Wörtern persischen Ursprungs: tan = physischer Zustand und durust = gut, wahr. „Aber,“ fügt er hinzu, „es liegt vielleicht nur eine Koinzidenz vor, es scheint mir zweifelhaft, daß er an diese Beziehung gedacht hätte, wenn es sich nicht um eine chiromantische Szene handelte.

5. Wie die andern Zyklen, so bringt auch der indische zahlreiche Einbrüche in Helenes gewöhnliches Leben mit sich und affiziert ihr Ich in verschiedensten Graden, von einfacher Wachsion orientalischer Landschaften und Leute bis zu totalen Simandiniinkarnationen, von denen Helene keine Erinnerung bewahrt, und die nur durch gelegentliche Zeugen bekannt sind. Eine häufige Form dieser Spontanautomatismen besteht in Mischzuständen: sie bemerkt Personen, welche ihr objektiv und unabhängig erscheinen; dabei hat sie doch das Gefühl einer subjektiven Verwicklung oder Identifikation mit ihnen, also den Eindruck eines undefinierbaren: *T u a r e s a g i t u r*. Dann passiert es leicht, daß Unterhaltungen mit ihnen ein Gemenge von Französisch mit einer Fremdsprache bilden, die sie zwar nicht kennt, deren Bedeutung aber empfindet. Hier ein Beispiel.

1. März 1898. — Zwischen 5 bis 6 Uhr morgens hatte Helene, als sie noch im Bette lag, aber ihrer Behauptung nach völlig wach, „eine wundervolle indische Vision“: Prächtiges Schloß mit breiter Treppe aus weißen Steinen, welche zu glänzenden Sälen mit niedrigen, gelb, rot und besonders blau überzogenen Divans ohne Rücklehne führte. In einem Ruhigemach eine Frau (Simandini) halb ausgestreckt, nachlässig aufgestützt, neben ihr kniend ein Mann mit lockigen, schwarzen Haaren, fahlem Teint (Sivruka) und weitem, rot verbrämtem Gewande; er spricht eine fremde Sprache, die Helene nicht kennt (nicht Martisch), die sie dennoch das Gefühl hatte innerlich zu verstehen, so daß es ihr möglich war, ihre Sätze nach der Vision französisch niederzuschreiben. Während Helene diesen Mann plaudern hörte, sah sie die Lippen der Frau sich bewegen, ohne einen Laut aus ihrem Munde zu vernehmen. Daher weiß sie nicht, was die Frau gesagt hat. Gleichzeitig aber hatte sie den Eindruck, innerlich, in Gedanken auf die Worte des Mannes zu antworten; sie hat auch diese Antwort aufgeschrieben.

Psychologisch gesprochen, heißt das: Sivrukas Worte traten in Bildern oder Gehörshalluzinationen auf, die Antworten von Simandini-Helene in sog. psycho-motorischen Ausdrucksbildern, begleitet von visueller Vorstellung Simandinis, die die entsprechenden Lippenbewegungen bewirkte. Hierzu das Bruchstück der Unterhaltung, mit Bleistift von Helene notiert

beim Schwinden der Vision mit ihrer gewöhnlichen Schrift, aber großer Unregelmäßigkeit und ohne Interpunktion (die ich hinzugefügt habe); dies bezeugt, daß Helene noch nicht völlig in den Normalzustand zurückgekehrt war:

(Sivruka:) „Werden meine ruhelosen Nächte, meine tränengeröteten Augen nicht endlich Dein *attamana* rühren, Simandini? Soll dieser Tag ohne Verzeihung, ohne Liebe enden?“ — (Simandini:) „Nein, Sivruka, der Tag soll nicht ohne Verzeihung, ohne Liebe enden, die *sumina* ist nicht so weit von mir geschleudert, wie Du vermutet hast; sie ist da, sieh her.“ — (Sivruka:) „Simandini, mein *soucca*, *maccanna baguea*, verzeihe mir noch, für immer!“

Das kleine Gespräch gibt, beiläufig gesagt, ziemlich genau die affektive Note wieder, welche durch den ganzen indischen Traum hindurch in den Beziehungen seiner beiden Hauptpersonen hervorbricht. Was die sanskritoiden Worte anlangt, welche in das Französische eingestreut, von mir gesperrt sind, so haben sie keinen gleichen Wert. „*Sumina*, sagt de Saussure, erinnert an nichts; *attamana* höchstens *âtmanam* (Akkusativ von *âtma* = die Seele; aber im Kontext, wo *attamana* figuriert, könnte man sich nicht einmal des Sanskritwortes bedienen, das darin anklingt und im Grunde „Seele“ nur in philosophischer Sprache oder im Sinn von Weltseele oder andern wissenschaftlichen Bedeutungen bezeichnet. In den andern Worten dagegen erkennt man klar diese Sanskrit-Zärtlichkeitsworte von vorhin wieder, die so häufig Helenes indische Reden zieren.

6. Das Auftreten vereinzelter indischer oder in nicht-indischem Kontext eingetretener Worte ist bei Helene nicht sehr selten und zeigt sich, sei's in Gehörshalluzinationen, sei's in ihren Schreibereien (siehe z. B. S. 384 Fig. 37), sei's auch im mehr oder weniger markierten Verlauf von hemisomnambul gesprochenen Worten. Die Liste dieser verzettelten exotischen Ausdrücke bietet dieselbe Mischung echten Sanskrits und unbekannter Worte, welche sich auf jene Sprache nur durch so willkürliche oder erzwungene Umformungen zurückführen lassen, daß derartige Anpassungen jeden Wert verlieren.

Zu dieser zweiten Kategorie gehören z. B. (nach der Orthographie von Fr. Smith geschrieben): *gava*, *vindamini*, *jotisse*. Diese Ausdrücke, deren Bedeutung sie absolut nicht kennt, schlugen im Verlauf einer indischen Frühvision beim Erwachen an ihr Ohr. Das letzte dieser Worte erinnert de Saussure an sanskrit *jyôtiḥ* = die Konstellation; dann aber würde es sich „*djiôtisse*“ aussprechen, was kaum Helenes Aussprache wie Schreibweise entspricht. Man muß diesen Beispielen einzelne indische Wörter, die in gewisse Marstexte hineinplatzen, anfügen, denn der martische und orientalische Zyklus

haben, wie wir wissen, intime Berührungen und mischen sich oder wechseln miteinander oft rapid ab. Solche Wörter sind *adèl* (Eigenname); in Text 13 das unbekannte *yestad*; in Text 31 *vadasa*, was nach dem übrigen Kontexte scheinbar irgendwelche Gottheiten oder Mächte bezeichnet, ein Wort, in dem Glardon und de Saussure höchstens eine verstümmelte Reminiszenz an den Sanskritausdruck *dévâ-dâsa* = Sklave der Götter mutmaßen.

Als Muster isolierter Wörter, welche reines Sanskrit sind, kann man zuerst *radyiva* (Fig. 37) zitieren, offenbar äquivalent mit *râdjîva* = der blaue Lotus; ferner *pitaram* (Akkusativ von *pita* = Vater vorkommend, aber hinsichtlich des Casus falsch, mit folgendem Satz: „Mein *pitaram* hatte mich ihm anvertraut“ in einer indischen Szene, wo Helene von dem treuen Sklaven *Adèl* sprach; diesen hatte ihr Vater, der arabische Scheik, ihr bei der Abreise nach Indien geschenkt. Die bemerkenswertesten Proben jedoch sind die beiden Wörter *sumanas* und *smayamana*, welche de Saussure besonders frappiert haben. Das erste „ist graphisch tadellose Transcription von sanskrit *sumanas* = wohlwollend, etwas in allen Grammatiken zitiert und hie und da sogar als Deklinationsparadigma dienend.“ Man muß jedoch bemerken, daß in gleicher Weise bei allen Grammatiken dieses Wort sich *soumanas* spricht, während Helene es deutlich *sūmanas* artikulierte, und daß scheinbar in ihrem Satze das Wort eine Pflanze bezeichnet. „Es waren die schönsten *sumanas* unsres Gartens.“ — Was *smayamana* betrifft, so entfuhr dies Wort Helenen bei einer französischen Unterhaltung, als sie ein Album mit orientalischen Ansichten betrachtete, welche den indischen Traum naturgemäß an die Bewußtseinsoberfläche fördern mußten; es wurde sogleich *gradeso* von Lemaître notiert. Nach de Saussure ist dieses Wort, das „*lâchelnd*“ bedeutet, vielleicht das, was Fr. S. „als bestes an Sanskrit produziert hat, erstens weil es eine Form von vier Silben ist, die wenn exakt, natürlich verdienstvoller ist als zwei- oder dreisilbige Wörter, mit denen man sich gewöhnlich begnügen muß; dann wegen der Konsonantengruppe: *sm*, denn Fr. S. Smith wagt sich ebenfalls sehr selten mit einem Sanskritwort, das zwei aufeinanderfolgende Konsonanten bietet, hervor; endlich deshalb — noch seltener — weil *smayamâna* grammatikalischen und nicht einfach lexikologischen Charakter trägt, denn es ist Partizip, wie griechisch *legomeno-s*.“ Man versteht in der Tat das Interesse an diesem Wort, das eine schon ziemlich komplizierte Form darstellt, wenn man an die gewohnte grammatische Nichtigkeit von Helenes Sanskrit denkt, eine Nichtigkeit, die sich nicht nur auf Flexion erstreckt, sondern auf alle Formenarten.

7. Um diesen Sanskritproben Helenes einen krönenden Abschluß zu geben, zitieren wir noch ihren „Hindu-Gesang“, welcher seit zwei Jahren ein halbdutzendmal aufgetreten ist, und

dessen Übersetzung zu skizzieren Leopold ein einziges Mal die Gnade hatte. Der Text besteht wesentlich aus dem Sanskritwort *gāya* = „singe“, bis zum Überdruß wiederholt mit einigen hie und da anderen Ausdrücken, schlecht artikuliert und Varianten bietend, die in den durch die verschiedenen Zuhörer aufgegriffenen Notizen zur Verzweiflung bringen. Ich beschränke mich auf zwei Versionen ¹⁾.

Die eine stammt von Helene selbst. In einer Spontanvision (18. Mai 1898 morgens beim Erwachen) bemerkte sie einen reich in gelb und blau gekleideten Mann, Sivruka, welcher auf schönen Kissen, halb ausgestreckt, neben einer von Palmen umrahmten Quelle lag. Im Grase saß eine braune Frau (Simandini) und sang ihm in fremder Sprache eine entzückende Melodie. Die folgenden Brocken davon, in denen man den verstümmelten Text ihres gewöhnlichen Gesanges wiedererkennt, sammelte Helene schriftlich: „*Ga hīa vahaīyami . . . vassēniata . . . pattissaīa priāīa . . .*“ Die andere Transkription stammt von de Saussure, der, wie leicht begreiflich, unendlich fähiger ist, indische Laute zu unterscheiden (20. Juni 1897). Obwohl er ganz nahe bei Helene stand, welche singend an der Erde saß, war die Stimme derselben momentweise so wenig artikuliert, daß er mehrere Worte auslassen mußte und nicht für Genauigkeit seines Textes garantierte, der hier folgt, so wie er denselben nach den Umständen niederschrieb (abgesehen von einigen speziellen Akzenten): *gāya gaya naiāīa miya gayā briti . . . gaya vayayāni pritiya kriya gayāni i gāya mamata gaya mama nara mama patii si gaya gandaryō gāya ityāmi vasanta . . . gaya gaya-yāmi gaya priti gaya priya gāya patisi . . .*“

Gegen Ende dieser selben Sitzung entschloß sich Leopold, zweifellos unserm ziemlich seltenen Gaste, de Saussure, zu Ehren, uns nach einer Mars-Übersetzungsszene (Text 14) durch Esenale mit Helenes Stimme seine mit Sanskritworten untermischte Interpretation des indischen Liedes zu geben, welche wörtlich folgt: „Singe, Vogel, laßt uns singen! *Gaya!* Adèl, Sivruka! ²⁾ Laßt uns besingen den Frühling; Tag und Nacht bin ich glücklich! Laßt uns singen! Frühling, Vögel, Glück *i t y ā m i m a m a n a r a*

1) Eine dritte Version, älter als diese zwei, findet man im Artikel von Lemaitre a. a. O. S. 186.

2) Hier wendet sich Helene scheinbar an P. Seippel und an mich, (die wir Reinkarnationen betrifft Adèls und Sivrukas sind!), gleichsam um uns zum Singen aufzufordern.

priti, laßt uns singen! Laßt uns lieben! Mein König! Miousa, Adèl¹⁾).

Vergleicht man diese Übersetzung mit dem indischen Text, so entdeckt man zwischen ihnen gewisse Berührungspunkte: außer den beiden, durchaus exakten Worten *g a y a* = „sing“ und *vasanta* = „Frühling“, findet man wieder den Gedanken von „laßt uns lieben“ in = *priti* und *briti* (sanskrit *priti*, Tätigkeit des Liebens). Das annähernde Äquivalent von: Mein König in: *mama patii* erinnert an sanskrit *mama patê* (oder im Nominativ *mama patih*) mein Gatte, mein Herr. Leider ist es, abgesehen vielleicht bezüglich Vogel, das man mit gutem Willen in *v a y a y â n i* — flüchtig an *v â y a s â n* (Akkusativ pl. von *v â y a s a* = „Vogel“) erinnernd — vermuten könnte, kaum möglich, die Identifikation weiter zu treiben.

Die Melodie dieses Klageliedes hatte Aug. de Morsier, der sie in der Sitzung vom 4. Sept. 1898 hörte, die Freundlichkeit, so korrekt wie möglich aufzunehmen (Fig. 36).



Fig. 36. — Melodie des indischen Gesangs. Das End-g der drei Variationen ist bis 14 Sekunden mit vollendeter Festigkeit ausgehalten. Oft ist der Satz A vor der Fortsetzung 2—3mal Da Capo (vergl. das franz.: bis ou ter im Klische gesungen).

Die vorstehenden Beispiele genügen, um von Helenes Indisch eine Vorstellung zu geben; es ist Zeit, damit zu schließen. Augenscheinlich handelt es sich hierbei nicht um irgendeinen gegen-

1) Dasselbe Spiel bezügl. Seippel und de Saussure (Reinkarnationen von Miousa).

wärtig existierenden Dialekt. Glardon meint, es sei weder Hindu noch Urdu, und sieht jetzt darin eine Mischung von wirklichen, wahrscheinlich Sanskrittermini und erfundenen Worten, nachdem er anfänglich in Form einfacher Hypothese die Idee geäußert hatte, es könnte Tamil oder Mahratta sein. Michel urteilt ebenfalls, daß in Simandinis bizarrem Kauderwelsch der Situation ziemlich gut angepaßte Sanskritbrocken vorliegen. Alle meine Korrespondenten sind im ganzen genau derselben Meinung; ich kann diese Meinung nicht besser zusammenfassen, als indem ich de Saussure von neuem das Wort lasse:

Auf die Frage, ob dies alles positiv „Sanskrit“ darstellt, muß man offensichtlich mit Nein antworten; man kann nur sagen: 1. Es ist ein Sammelsurium von Silben, mitten darin unstreitig 8—10 Silben hintereinander, die ein Satzbruchstück mit vernünftigen Sinn bilden (besonders Ausrufsätze, z. B.: *mama prya* = mein Vielgeliebter *mama soukha* = meine Wonnen!) — 2. Die andern, dem Aussehen nach unverständlichen Silben haben nie einen antisanskritischen Charakter, d. h. sie zeigen nie Gruppen, die mit der allgemeinen Gestalt von Sanskritwörtern materiell in Gegensatz stehen oder unvereinbar sind. — 3. Schließlich der Wert dieser letzten Beobachtung wird andererseits durch die Tatsache beträchtlich herabgemindert, daß Frl. Smith sich kaum in Formen zusammengesetzter Silben ergeht und den Vokal *a* bevorzugt. Nun aber ist Sanskrit eine Sprache, die ohngefähr *a* viermal so häufig, wie andere Vokale verwendet, so daß, wenn man 3—4 Silben mit *a* ausspricht, man kaum riskiert, irgendwie kein Sanskrit getroffen zu haben.

Aus dieser letzten Bemerkung geht hervor, daß es nicht sehr schwer sein mag, nach Simandinis Art Sanskrit zu fabrizieren, wofern man nur über einige echte Elemente verfügt, die als Muster dienen und den übrigen den rechten Ton geben können. Dazu braucht man, wie Barth bemerkt, nicht viel zu wissen.

Ist Helene in Beziehung zu irgendeiner Person getreten, von der sie einige Brocken Sanskrit oder Geschichte gelernt haben könnte? Ein erster, noch so dürftiger Keim genügt in diesen Fällen, die Phantasie tut das übrige, Kinder sind sehr oft Onomatopoëtiker . . . So hatte sich mein Bruder in seiner frühesten Kindheit eine ganz eigene Sprache zurecht gemacht. Meine Großmutter, die bemerkenswert intelligent war, konnte noch *verbo tenus* im höchsten Alter ein Kauderwelsch von etwa zehn Zeilen rezitieren, was sie sich in ihrer Kindheit komponiert hatte. Es war in der Zeit der Revolutionskriege. Hin und her zogen Truppen durch Elsaß. Sie fühlte sich gedemütigt, weil sie kein Wort Französisch konnte und machte sich damals daran, zu ihrer

persönlichen Genugtuung eine kleine Rede mit französisch klingenden Assonanzen zu fabrizieren, von der jedoch nur die ersten Worte, das Germa, Sinn hatten. Das begann: *Je peux pas dire en français*; dann kamen etwa zehn auf gut Glück zusammengefügte Silbenreihen, hie und da mit einem französischen Wort, z. B. *vinaigre*, *manger* usw. untermischt; das Ganze schloß mit: *a toujours béni perpense par la tavlerettement*. Meine Großmutter hat das sonderbare Stückchen wohl oft zitiert; ich bedaure, es nicht aufgeschrieben zu haben.“

Das Beispiel von Barth habe ich seines Interesses halber angeführt, aber Helene selbst liefert natürlich in ihrer eigenen Marssprache die geeignetste Tatsache zur Erklärung ihres Hindi. Offenbar kostet es einer unterbewußten Tätigkeit, fähig eine Sprache in allen Stücken zustande zu bringen, nicht mehr Mühe, eine andere durch Nachahmung und Verdünnung von einigem wirklichem Gegebenen herauszuarbeiten. Daher zögerte de Saussure gleich bei Beginn des Martischen (aufgetreten wie wir sahen, ein Jahr nach dem Hindi), nicht, diese Beziehung anzunehmen und z. B. den sanskritoiden Anfangstext, den berühmten Segenspruch: *atiâyâ ganapatinâmâ* durch denselben Fabrikationsvorgang zu erklären, welcher in Astanés oder Esenales Worten hervortrat.

„Ob ich nun Recht oder Unrecht habe,“ schrieb er mir, „ich wäre jetzt geneigt, in den *Sivruka*-Sätzen irgendein Analogon zum Martischen zu sehen, nur, daß sie ab und zu mit Sanskritfetzen untermischt sind. Um meinen Gedanken schlicht zu illustrieren, mögen wir annehmen, Simandini wolle diesen Satz: *Je vous bénis au nom de Ganapati* „Ich segne Euch in Ganapatis Namen“ sprechen. Im *Sivrukazustand* versetzt ist das Einzige, was ihr nicht in den Kopf kommt, dies französisch zu äußern oder gar auszusprechen, aber trotzdem sind es französische Worte, die Thema oder Grundlage von dem, was sie sagen will, bleiben. Das Gesetz, dem ihr Geist gehorcht, ist, daß diese vertrauten Wörter jedes durch ein stellvertretendes, mit exotischem Anstrich wiedergegeben werden. Das Wie ist nebensächlich; vor allem und allein ist nötig, daß es in ihren eigenen Augen nicht französisch erscheine, und sie befriedigt sei, wenn sie die durch jedes französische Wort markierte Stelle ihrer Psyche zufällig durch neue Lautbilder ausfüllt. Dazu kommt, daß die Substituierung bald völlig willkürlich ist (wie im Fall des Martischen), bald durch Erinnerung an ein Fremdwort, — sei es im übrigen deutsch, englisch, ungarisch oder sanskrit —, mit naturgemäßer Bevorzugung des Idioms, das zum Ort der Handlung am besten paßt, beeinflußt oder bestimmt ist.

Dies angenommen, versuche ich, diesen hypothetischen Hergang auf den oben als Beispiel angeführten Satz genauer zu übertragen. 1. Je muß umgeformt werden. Liefert das Gedächtnis ein exotisches Wort für „Je“? Nein; dann nimmt man zufällig statt dessen a. (Vielleicht ist dieses a vom englisch: J, *ai* ausgesprochen, tatsächlich eingegeben, was aber nicht nötig ist.) 2. Vous bénis oder bénis vous. Wenn nämlich beispielsweise das Wort für „ich“ vom Englischen suggeriert ist, so kann sich ergeben, daß der englische Satzbau in den unmittelbar darauf hinzugefügten Worten unwillkürlich beobachtet wird. Folglich markiert man: benis vous mit *tiê yâ*. Das *yâ* kann dem englischen: you (modifiziert im Sinne des im Sanskrit vorherrschenden Vokals) entlehnt sein; das = *tiê* (*bénis*) ist, wie im Martinischen, nirgendher übernommen. 3. Au nom de Ganapati. Der Name Ganapati selbst steht natürlich außerhalb dieses ganzen Mechanismus und brauchte so wie es vorliegt nirgendwoher stammen. Es bleibt: a u n o m d e, was durch *nâmâ* wiedergegeben sein wird, sei's in Erinnerung an deutsch: „Name“ oder in Wiederaufleben eines ebenfalls irgendwo wahrgenommenen Sanskritworts: *nâmâ*; die Konstruktion schließlich wird im Gegensatz zur Regel französischer Worte, unter dem Einflusse von deutsch: „Name“ auch gemäß der deutschen Stellung „in Gottes Namen“, „in Ganapatis Namen“ gekommen sein. Kurz, ein Kauderwelsch, das seine Elemente, wo es kann, entlehnt und die Hälfte Zeitfarbe frei erfindet mit der einzigen Regel, die französische Spur, auf die sie hinausläuft, nicht durchblicken zu lassen.“

Diese geistreichen Konjekturen von de Saussure müssen als das angesehen werden, was sie bedeuten, d. h. als einfache Darstellung des linguistischen Vorgangs in der Arbeit bei Helene; sonst hält er daran nicht fest. Was die Genesis von: *ganapati nâmâ* betrifft, ist er wahrscheinlich in der Tat auf rechter Fährte. Denn wenn der Marsautor kein Wort deutsch kann, wie wir sahen, so ist das kein Grund, daß der Sanskrit-Nachahmer dieselbe Ignoranz teilt; im Gegenteil Tatsächlich merkt man beim Vergleich von Inhalt und Personen der beiden exotischen Zyklen Helenes sehr bald, daß der Hindu-Traum weniger kindlich ist, einem Entwicklungsalter und -grade der ganzen bemerkenswert fortgeschritteneren Persönlichkeit entspricht als der Marstraum¹⁾. Wenn man also zugesteht, wie ich auf Seite 328 aus-

1) Vergl. z. B. die Gefühle der zwei einzigen Liebespaare in den beiden Zyklen. Die Schöpfung des indischen Ehepaars Sivruka und Simandini setzt eine jungfräuliche oder reife Einbildungskraft voraus; während die des Marspaars Matêmi und Siké scheinbar von einem Kinde geschildert ist, das die Verlobung älterer Geschwister erlebt haben könnte und Einzelnes aus der Unterhaltung der glücklich Liebenden aufgefangen hat. (Vergl. Text 20 u. 27.)

einandergesetzt, daß diese somnambulen Romane eine Art hypnoider Vegetation älterer, zu Helenes Kindheit oder Jugend gehöriger Schichten bilden, so wird sehr wahrscheinlich die Schicht, welche den indischen Zyklus erzeugt und ernährt, mindestens gleichzeitig der Epoche (von 12—15 Jahren) sein, in der sie Deutsch lernte, wenn nicht einer späteren, so daß die Erinnerungen an diese Sprache nicht ohne Einfluß auf Herstellung des Hindi geblieben sein dürfen. — Was *atiêyâ* anlangt, so zweifle ich, daß man hierbei mit Reminiszenzen an das Englische, dessen Erlernung Helene total nach zwei Stunden aufgegeben hatte, vermitteln kann. Da aber an sich keine Mutmaßung zu trivial oder töricht ist, um Phänomene zu erklären, die im wesentlichen der Gattung der Träume angehören, und bei denen die Albernheit einer Ideenassoziation kein Einwand gegen deren Wahrscheinlichkeit sein könnte, so möchte ich diesen Ausruf, der den Wert eines „ich segne Dich“ oder „gesegnet seist Du“ zu haben scheint, der volkstümlichen Onomatopoesie = „*atiou!*“ angleichen, dessen sich Kinder und ihre Umgebung bedienen, um das Niesen auszudrücken oder zu erheucheln, mit dem andererseits durch jahrhundertelangen Gebrauch der Wunsch göttlichen Segens unlösbar verknüpft ist. Diese kindliche Ideenverbindung scheint in Kombination mit der Tendenz, im Neologismus die Silbenzahl französischen Originals beizubehalten und in Verknüpfung mit der Wahl eines sanskritoiden Endkonsonanten bis auf besseres die vermutete Umwandlung von: *atiêyâ* recht plausibel zu erklären.

Trotz des Anziehenden exegetischer Methode verzichte ich jedoch darauf, sie auf die andern Hinditexte auszudehnen, nicht nur wegen der unvermeidlichen Willkür ihrer Anwendung, sondern besonders weil sogar ihr Prinzip im Fall von Helenes Sanskrit Gegenstand der Vorsicht zu sein scheint. Ich bin tatsächlich nicht überzeugt, daß das von de Saussure so gut beschriebene Allgemeinverfahren (wörtlicher Ersatz französischer Ausdrücke durch Ausdrücke ausländischen Anstriches), was sicher dem Martischen zugrunde liegt, bei Helenes orientalischen Worten im Spiele sei. Leopold, so eifrig bemüht, uns ein gewissermaßen magisches Mittel zu verschaffen, um wörtliche Übersetzungen des Martischen zu erhalten, hat bekanntlich nie geruht, es mit dem Hindi ebenso zu machen, und sich darauf beschränkt, einige freie, vage Interpretationen zu skizzieren, wobei er dem, was die Pantomime schon erraten ließ, kaum etwas hinzufügte. Das gibt zu denken, daß jede genaue Übersetzung unmöglich ist, mit anderen Worten, daß Helene ihr Pseudosanskrit nicht macht, indem sie Schritt für Schritt französischer Spur folgt und

ihren Neologismen den einmal adoptierten Sinn erhält, sondern daß sie es improvisiert und auf gut Glück herausstößt ohne Überlegung, wohl verstanden mit Ausnahme einiger echter Sanskritworte, deren Wert sie kennt, und die sie klug auf die Situation anwendet. M. E. muß man Helenes „Hindi“ also nicht mit den eigentlichen Marstexten vergleichen, sondern mit dem in gewissen Sitzungen mit Geläufigkeit hergeleiterten Pseudomars-Jargon, das man nicht sicher aufgreifen, noch von Esenale übersetzen lassen konnte.

Außerdem wäre es, wenn Helenes Subliminalich sich auch an die Schöpfung einer bestimmten Sprache auf den freien Gefilden des Marsplaneten wagen konnte, wo sie keine vorherbestehenden Daten zu respektieren oder objektive Kontrolle zu fürchten hatte, recht unvorsichtig und töricht gewesen, das Spiel hinsichtlich des Indischen zu wiederholen; gerade die wenigen Worte echten Sanskrits, die sie zur Verfügung hatte, mußten sie an Erfindung anderer Worte hindern, deren Fehlerhaftigkeit beim ersten Versuche wortgetreuer Übersetzung ans Tageslicht gekommen wäre. Helenes Unterbewußtsein begnügte sich also, diese echten, zur Bildung vollständiger Sätze ungenügenden Elemente mit einem bedeutungslosen Kauderwelsch der Begegnung zu umkleiden, aber durch die vorherrschenden Vokale in Einklang mit den echten Fragmenten, die sich eingetaucht finden wie Leckerbissen in einer passenden Sauce, dazu bestimmt, über ihre Rarheit zu täuschen.

Wie haben nun die echten Fragmente in den Besitz Helenes gelangen können, die ebensowenig wie ihre Familie sich entsinnen kann, je Sanskrit getrieben oder mit Orientalisten in Beziehung gestanden zu haben? . . . Lange Zeit war ich der Meinung, Helene müsse ihr Hindi hauptsächlich auf *a u d i t i v e m* Wege erworben haben, indem sie vielleicht in ihren Kinderjahren dasselbe Haus, wie irgendein indologischer Student bewohnte, den sie durch die Wand oder das offene Fenster mit lauter Stimme Sanskrittexte mit französischer Übersetzung möchte haben rezitieren hören. Die Geschichte des ungebildeten Dienstmädchens, welches ohne Studium im Fieber Griechisch und Hebräisch sprach, ist bekannt.

Im Dienste eines deutschen Gelehrten hatte sie das unbewußt aufgespeichert. *Se non è vero . . .* Trotz der berechtigten Kritik, die Lang¹⁾ an der recht mangelhaft gesicherten Echtheit geübt hat, kann diese klassische Anekdote doch als Typ für so viele andere, tatsächlich längst beobachtete Vorgänge derselben Gattung gelten und eine Art heilsamer Warnung sein, daß man den unterbewußten Erinnerungen auditiven Ursprungs nicht zu sehr mißtraue. Aber Indologen sind in Genf selten; diese Spur hat mir nichts geboten.

Jetzt neige ich dazu, für Helenes Sanskrit ausschließlich visuellen Ursprung zuzulassen. Es ist zunächst nicht nötig, daß sie dies Idiom gehört hat. Das Lesen gedruckter Texte in französischen Buchstaben paßt zu einem so verworrenen und schlecht artikulierten Sprechen wie dem ihrigen, ganz ebensogut und kann allein gewisse Irrtümer der Aussprache erklären, welche, wenn Helene diese Sprache gehört hätte, unerklärlich bleiben. Der charakteristischste Fehler in Helenes „Hindi“ ist das Vorhandensein vom französischen *u*, das im Sanskrit nicht existiert, zu dem Helene aber naturgemäß durch Lesen veranlaßt wurde, da sie nicht wissen konnte, daß dieser Buchstabe in Sanskritwörter wie *ou* lautet.

Hierfür einige typische Beispiele. — In einer Sitzung, in der Hindi heruntergeschnurrt wurde, fing man unter anderm die Worte „... *balava* (oder *bahava*) *santas* . . . *émi bahu pressiva santas* . . .²⁾ auf, interessant zunächst durch Flexionsspuren, die sich in Helenes Sanskrit ziemlich selten zeigen: „Neben *bahu* = viel sagt de Saussure, findet sich *bahava* (Nomin. pl. desselben *bahu*) = multi, um so merkwürdiger, als es unmittelbar vor *santas* = seiende, einem andern Plural steht; *bahava h santas* bedeutet in gutem Sanskrit „zahlreich seiende“. Am wichtigsten ist hier von de Saussure folgende Bemerkung: „Sanskrit *bahu* = viel ist eines der geläufigsten Wörter, aber es wäre interessant, zu wissen, ob Fr. Smith das Wort *bahou* oder wohl französisch *bahü*, wie in *battu, tondu*, ausspricht. Der letztere Tatbestand wäre einer der

1) A. Lang, *The Making of Religion*, London 1898, S. 10, 12, 324 ff.

2) Im Artikel von Lemaître, *Annales des Sciences Psychiques* VII, 186, ist dieser Text ausführlicher wiedergegeben; das am Ende dieses selben Textes stehende Wort: *uta* ist gleichfalls französisch ausgesprochen.

entscheidendsten Beweise dafür, daß Helene mechanisch eine geschriebene Form wiederholt". Da nun über Helenes Aussprache *ba h ü* (nicht *ba h ou*) gar kein Zweifel obwaltet, so spricht dieser geringfügige Umstand klar zu Gunsten des rein visuellen Ursprunges ihres Sanskrits. Übrigens haben wir schon oben bemerkt, daß sie denselben Fehler bei Aussprache des Wortes: *su ma na s* begangen hat (s. S. 381). — Derselbe Irrtum zeigt sich noch in einer andern, nicht uninteressanten Form, nämlich in ihren graphomotorischen Automatismen. Bisweilen schleichen sich, wie wir sogleich sehen werden, ohne Helenes Wissen richtige Sanskritbuchstaben in den Verlauf ihrer französischen Schriftzüge ein; dabei kann man merkwürdigerweise konstatieren, daß Buchstaben, die wirklich *ou* ausgesprochen werden sollten, für sie den Lautwert unseres *u* (deutsch *ü*) haben. Ich besitze einen Brief von Fr. Smith, wo bei Beschreibung einer indischen Vision das Wort: *discutaient* mit Sanskrit-*u* vereinzelt mitten unter anderen Buchstaben geschrieben ist. Ebenso sieht man an einer der Proben von Fig. 38, daß der Sanskritbuchstabe, der *rou* gesprochen, aber gewöhnlich mit französischen Buchstaben durch *ru* wiedergegeben wird, in Helenes Subliminalbewußtsein oder innerem Worte die Rolle von: *ru* spielt, denn sie gebraucht diese Silbe automatisch, um unser Wort: *rubis* zu schreiben; dies alles bekundet wohl einen Erwerb einzig durch Lektüre.

Andere Beobachtungen sprechen zugunsten derselben Annahme. Nie hat Simandini in den Sitzungen Sanskrit zu *schreiben* riskiert; auch ihr Name ist in französischen Lettern gegeben. Gleichwohl besitzt Helene unterbewußt wenigstens teilweise Kenntnis des Devanâgarialphabetes, denn bisweilen schleichen in ihre normale Schrift Sanskritcharaktere ein, was allerdings nicht über das hinausgeht, was sich aus raschem Einblick in eine Sanskritgrammatik ergeben kann.

In gewissen Fällen ist dieser Einbruch von Fremdzeichen — ganz analog dem, was wir beim Martischen kennen lernten — an einen Anfall von Spontansomnambulismus gebunden und gehört zu einem ganzen Gefolge von exotischen Bildern und Ausdrücken. Ein interessantes Beispiel findet sich bestehend aus jener Krankheitsperiode (siehe S. 36), wo die Nervenschwäche Helenes sie fortwährenden Traumzuständen unterwarf, fast immer auf den Hindu- oder Königszyklus bezüglich; Fig. 37 reproduziert das Ende eines Briefes an mich aus ihrem Landaufenthalt. Dieser ganze Brief von 6 Seiten Großformat ist sonst völlig normal in Schrift und Inhalt; aber plötzlich ermüdet durch die anhaltende Aufmerksamkeitsanstrengung beginnt sie von ihrer Gesundheit zu sprechen, Schlaf überfällt sie, die letzten Zeilen zeigen den Einbruch des orientalischen Traumes: der Sklave Kana mit seinen gezähmten Vögeln und die tropische Blumenpracht treten allmählich an Stelle des wirklichen

Zimmers. Der Brief gelangte an mich, unvollendet, ohne Unterschrift, wie man ihn in Fig. 37 sieht. Helene schloß ihn mechanisch während des Somnambulismus, ohne den ungewöhnlichen Schluß zu ahnen, von dem sie, als ich ihr später davon erzählte, ebenso überrascht wie peinlich berührt war.

In anderen Fällen wird das Normalbewußtsein durch den zugrunde liegenden Traum kaum gestört, sondern gerade genug gestreift, um hie und da an Stelle einiger französischer Zeichen die entsprechenden des Sanskrit treten zu lassen, ohne jedoch irgendwie das Gewebe von Worten und Gedanken zu ändern; erstaunt steht Frl. Smith vor den unbekanntem Hieroglyphen, welche eine unerklärliche Zerstreutheit ihrer Feder in die eben geschriebenen Etiketten oder Rechnungen eingeschmuggelt hat (Fig. 38).

Prüfung und Vergleichung aller dieser exotischen, graphomotorischen Automatismen zeigt, daß positive, wenn auch oberflächliche und rudimentäre Kenntnisse des Sanskritalphabetes in Helenes Unterbewußtsein vorliegen. Von vielen Einzelbuchstaben ist ihre exakte Form und ihr allgemeiner, so zu sagen, abstrakter Wert bekannt; von ihrem konkreten Gebrauch, in Verbindung mit anderen Buchstaben, scheint sie aber keine Idee zu haben. In Fig. 37 z. B. beginnen die Worte: *instant* und *ils* mit einem Zeichen, welches im Sanskrit nur unter ganz anderen Bedingungen **l** darstellt, (sofern alleinstehendes: **l** und **l** im Wortanfang absolut verschieden sind). Oder vielmehr dies Zeichen begegnet wohl zuweilen in der Sanskritschrift im materiellen Anfang, d. h. am linken Außenende gewisser Wörter, in der Aussprache aber folgt es erst dem rechts gelegenen Konsonanten. Diese Einzelheit ist ein neues Indizium für den visuellen Ursprung von Helenes Hindikenntnissen. Von den beiden Sanskritbuchstaben mit dem Wert: **l**, welche in gleicher Weise am Wortanfang graphisch links stehen können, hat das Auge das Einfachste besonders behalten, nämlich das, welches unserem großen **l** gleicht¹⁾, obgleich es gerade dasjenige ist, das sich nie als Initial für Ohr und Aussprache findet. — Über vereinzelte Buchstaben hinaus scheint Helenes indisches Ich das Studium von Sanskritschrift nicht ausgedehnt zu haben, denn nie, selbst wenn es sich um exotische Ausdrücke wie *radya* (Fig. 37) handelt, hat sie ganze Wörter in Sanskrit geschrieben; sie läßt es klugerweise an einem Sanskrit-Initialen bewenden und zeichnet das Übrige in französischen Lettern, wie wenn sie nicht wagte, auf eine Verknüpfung der Buchstaben untereinander loszugehen. Gleichfalls im

1) Ferner hat Frl. Smith das Häkchen vergessen, mit dem dieses Sanskrit-**l** oben versehen wird, und das es von einem anderen Zeichen mit dem Wert: **a** unterscheidet. Ihr latentes Gedächtnis verfügt trotzdem auch über den wirklichen Sanskritvokal **l** (der etwas einem Propfenzieher ähnelt), aber ich bin ihm nur in einem Exemplar in ihren Briefen begegnet, gleichsam als Initial des französ. *ils*.

Wort: plis (Fig. 38) sind die drei ersten Zeichen, die dabei überdies eine recht erkünstelte und geringe Kenntnis ihres gewöhnlichen Werts im Sanskrit verraten, sie sind einzeln gezeichnet, statt untereinander verbunden, wie es ein über Sanskritkurrentschrift besser orientierter Schreibautomatismus nicht verfehlt hätte. Glardon bemerkt tatsächlich dazu, daß, wenn die Hindus schreiben wollen, sie zuerst immer eine Horizontallinie von Zeilenlänge ziehen, an die sich alle Buchstaben jedes Wortes anhängen. Wenn also Frl. Smith je etwas von Hindu-

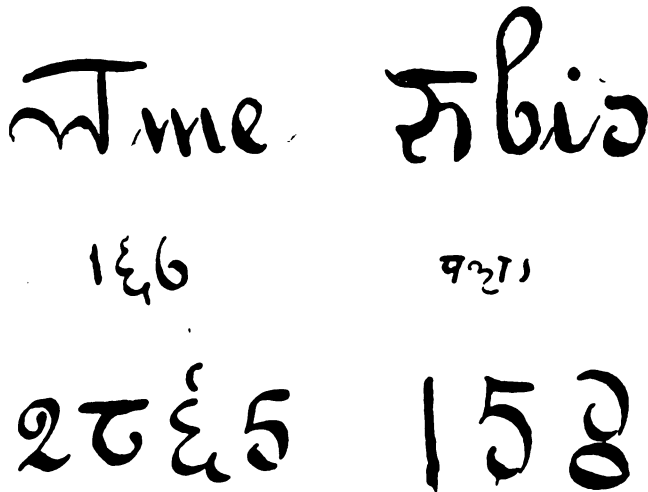


Fig. 38. — Beispiele von Sanskritbuchstaben, automatisch französischen Buchstaben und Ziffern substituiert in Worten oder Zahlen, die aus Normalschriftzügen von Frl. S. stammen (lame, rubis, 166, plis, 2865, 154). — Natürliche Größe.

kursivschrift gewußt hätte, so wäre ihre Erinnerung an einzelstehende Buchstaben unbegreiflich, sowie ihr Auslassen des Striches, der in der Praxis immer zuerst gezogen wird und sie untereinander verbindet.

Kurz, diese Brocken von graphischen Automatismen verraten eine Kenntnis von indischer Schrift, wie sie etwa ein wißbegieriger Kopf, der gut visuell veranlagt ist, beim Durchfliegen der zwei bis drei ersten Seiten einer Sanskritgrammatik in einigen Augenblicken erwerben würde: Gewisse verzettelte Formen würde man behalten, zuerst a und e, welche das Auge frappieren

wegen ihrer Stellung zu Anfang der beiden ersten Zeilen der klassischen Tabelle indischer Buchstaben in 10 Gruppen; auf den zwei ersten Zeilen sind eingeschlossen die Vokale, gewöhnlich getrennt von den folgenden Zeilen, die die Konsonanten enthalten. Dann die leicht zu behaltende Reihe der Zahlen ¹⁾, die eine besondere Zeile einnehmen, schließlich einige andere, zufällig auf-gelesene einfache Zeichen. Von zu komplizierten Figuren aber, welche aus der Vereinigung mehrerer Buchstaben zur Bildung eines Wortes resultieren, würde ihm wahrscheinlich keine im Gedächtnis haften bleiben. Diese vorausgesetzte Genese entspricht vollkommen dem Umfang der Sanskrit-Schriftkenntnisse, von denen Helenes Unterbewußtsein Beweise liefert. Auch sehe ich keine Unmöglichkeit dafür, daß derselbe flüchtige Blick, der auf anderen Seiten Beispielen oder in französischen Buchstaben gedruckten Sanskrit-Fragmenten mit französischer Übersetzung begegnet, daraus die wenigen zur Situation passenden und kennzeichnenden Wörter geschöpft hat, die hin und wieder in Helenes orientalischen Reden zu ermitteln gelang.

Vielleicht ziehen Liebhaber des Übernormalen die Annahme vor, daß, wenn Fr. Smith wirklich ihr „Indisch“ (graphische Form ihrer Sanskritbuchstaben, Aussprache usw.) nicht aus Erinnerungen an ein Vorleben schöpft, ihr doch alles dies von irgendeinem ständigen Sitzungsbesucher, der mehr oder minder umfassende Begriffe in Orientalia besitzt, telepathisch übermittelt sei. Was de Saussure und Glardon betrifft, an die man wohl zuerst denkt, so haben sie im ganzen nur vier Sitzungen Helenes beigewohnt und in einer späteren Zeit, wo sie die Mehrzahl ihrer indischen Texte, besonders alle Graphismen von Fig. 37 und 38 längst geliefert hatte. — Was mich anlangt, so gestehe ich, vor mehr als einem Vierteljahrhundert als junger Student, der neugierig nach allem ausschaut, bei Prof. P. Deussen, jetzt in Kiel, damals Privatdozent an der Universität Genf, die ersten Vorlesungen eines Sanskritkollegs fleißig gehört zu haben. Es sind mir so wenig bewußte Erinnerungen davon geblieben, daß ich nicht einmal die Buchstaben in Helenes Brief (Fig. 37) wiedererkannte; nie ist an mich der Gedanke ernstlich herangetreten, daß sie die Begriffe indischer Sprache, von

1) In den normalen Schriftzügen von Fr. Smith habe ich außer für 1, 2 und 7 (welche sich sehr gut in anderen Proben finden können, denn ich habe bei weitem nicht alles eingesehen) für alle Sanskritziffern Beispiele angetroffen.

denen sie Proben gibt, telepathisch aus meinem latenten Gedächtnis geschöpft haben könnte. Mit ebensoviel Grund hätte Helene auch hebräisch liefern müssen, das ich in derselben Zeit ein Jahr lang getrieben habe, und womit die Subliminalschichten meines Hirns, obwohl kaum mehr als bewußte Erinnerungen geblieben sind, sicherlich viel mehr durchtränkt sind als mit Sanskrit. — Von anderen, mit Frl. Smith in Beziehung stehenden Personen kenne ich niemanden, der auch nur eine Ahnung von Sanskrit oder anderen indischen Sprachen hätte. Zwar kann sie möglicherweise gelegentliche Zuschauer mit solchen Vorbedingungen gehabt haben, in den Sitzungen, die sie in verschiedenen Kreisen von 1892—94 hielt. In diesem Falle müßte man nach guter Methode, ehe man eine telepathische Wirkung dieser auf Helene zu Hilfe nimmt, zuerst absolut sicher sein, daß sie ihr nicht nach oder während einer Sitzung Sanskritbücher oder -hefte gezeigt haben — was gerade meine Hypothese ist — die alles auf normale und gewöhnliche Weise zu erklären gestattet, wenn man die Macht der Wahrung, Nachahmung und Wiederherstellung subliminaler Fähigkeiten kennt.

[Nouv. Obs. S. 213. Den Vorwürfen von Delanne ¹⁾ und den Spiritisten gegen Flournoy, als ob dieser sich versteift habe, in dem Hindu-Traume nur vergessene Erinnerungen zu erblicken, hält Fl. unter Hinweis auf mangelnde Unterstützung der Spiritisten für seine Nachforschungen folgendes entgegen: Ich habe gleichsam als Beweisstück eine Grammatik ²⁾ in Händen, welche den Namen Y . . . in vollen Buchstaben nebst verschiedenen handschriftlichen Bemerkungen seiner Schriftzüge trägt. Man verstehe mich recht. Ich habe nicht die Absicht zu behaupten, daß Y., Mitglied der ehrenwerten „Gesellschaft für psychische Studien“ in Genf, seit den wöchentlichen Sitzungen, die Frl. Smith während eines Jahres in seiner Wohnung — es war vor meiner Bekanntschaft mit ihr — gab, ihr besagte Grammatik je gezeigt, noch auch, daß er sie ein Wort Sanskrit gelehrt habe. Da ich nicht dabei gewesen bin, kann ich mich darüber nicht äußern. Ich beschränke mich darauf, die einfache Tatsache zu konstatieren: „Als ich für Des Indes Nachforschungen anstellte und den möglichen Ursprung von Helenes Hindi untersuchte, hat mich Y., mit dem ich oft davon gesprochen habe, immer darüber in Unkenntnis

1) Siehe *Revue scientifique et morale du spiritisme* V, S. 455.

2) *La grammaire pratique de la Langue sanscrite*, par C. de Harlez, 1 vol. in 8. Paris, Löwen, Bonn 1878. — Vergl. 12. Kap. mit Anhängen. V.

gelassen, daß er je Sanskrit studiert habe und noch eine Grammatik besäße, so daß ich im Irrtum war, als ich ihn bei Aufzählung derer, die auf Helene irgend Kenntnisse dieser Sprache hätten übertragen können, wegließ. . . .

Es wäre interessant zu erfahren, ob die bewußte Grammatik (von Harlez) — vorausgesetzt, daß sie wirklich unter Helenes Augen in den Sitzungen durchblättert ist — derart genügen würde, um von ihrem Sanskrit völlig Rechenschaft zu geben? Alles wohl-erwogen, denke ich, sie genügte nicht. Zwar findet sich ein Dutzend (d. h. etwa $\frac{1}{3}$) Worte, welche in Helenes Hindutexten figurieren, unter anderem *s u m a n a s* nicht nur in der Bedeutung „w o h l - w o l l e n d“ (S. 40 bei Harlez), sondern auch (S. 32) im Sinne „B l u m e“, welchen es in Helenes Satz (S. 381) vertritt, in der Grammatik vor, indes hat sie auch noch aus anderen Quellen schöpfen und gewisse Dinge, die diese Grammatik nicht enthält, wie z. B. den Hindugesang, auf dem Gehörswegen auffangen müssen. Der Gesang scheint nämlich, in Text und Musik, wohl ein mehr oder minder authentisches Ganze zu bilden. Streng genommen hat Helene vielleicht aus den Vorträgen der Missionarinnen (S. 350), bei denen Gesänge in Hindostanisch geboten wurden, die Melodie behalten, der ihre Phantasie dann einen aus anderer Quelle stammenden Liebestext unterlegte. Aber es scheint wahrscheinlicher, daß Helene den Hindugesang bei irgendeiner noch unvermuteten Gelegenheit als Ganzes aufgesogen hat

Glardon schreibt mir bezüglich der Melodie¹⁾: „Dieser Sang ist ein Hindusang (Fig. 36), die 15—20 Sekunden ausgehaltene Schlußnote ist für den Hindugesang charakteristisch. Wo hat Frl. Smith diesen gehört?“ . . . Marchot, der ebenfalls zur in-

1) Flournoy hält in *Nouv. Obs.* S. 214 diesen Gesang für ein einzigartiges Klischee im latenten Gedächtnis Helenes, da derselbe in den verschiedenen Simandiniszenen mit derselben Melodie und denselben Worten auftaucht. Ob nicht das einfachere aus der diesen Szenen gemeinsamen emotionsbetonten (Unter-)Bewußtseinslage zu erklären ist? Vergl. die analoge Wiegeromanze der Marie Antoinette in *Des Indes* S. 214. V.

dischen Echtheit dieses interessanten Stückes neigt, gab mir eines Tages anheim, warum nicht alles dies von einer Zigeunertruppe stammen sollte. „Allgemein wird angenommen, daß die verschiedenen Varietäten von Zigeunersprache den Neuhindudialekten außerordentlich nahe verwandt sind und ihren Ursprung in Indien haben, von wo diese Nomadenstämme einige Jahrhunderte nach Beginn christlicher Zeitrechnung ausgezogen sind; es ist wohl möglich, daß sie die Tradition gewisser charakteristischer Gesänge mit mehr oder weniger noch dem Sanskrit verwandten Texten bei sich geführt haben.“ Meinerseits sehe ich in dieser geistreichen Voraussetzung nichts Unwahrscheinliches; die Tatsache, daß Helenes Vater in Ungarn, einem der klassischen Zigeunerstaaten, geboren ist und dort seine Kindheit verlebt hat, spricht sicherlich nicht gegen solche Hypothese.]

Des Indes S. 315: Die vorhergehenden Seiten waren schon im Druck, als de Saussure eine ebenso liebenswürdige als geistreiche Idee hatte. Um den nicht-indologischen Lesern durch mich einen lebendigeren Überblick, einen gewissermaßen greifbaren Eindruck von Helenes „Hindi“ zu geben, wollte er zu ihrem Vorteil einen anscheinend lateinischen Text zusammenstellen, welcher möglichst genau sich zur Sprache von Titus Livius oder Cicero verhält, wie Simandinis „Sanskrit“ zu dem der Brahmanen. Mit anderen Worten, die Probe nachstehender „Latinität“ ist derart berechnet, daß alle Bemerkungen, welche diese an die Hand gibt, sich auf Helenes Sanskrit-Produktionen anwenden lassen, nur mit Wechsel des Namens.

In einer „römischen“ — statt „indischen“ — Szene von Somnambulismus seien folgende Worte als gesprochen vorausgesetzt: „— Meâte domina mea sorðre forinda inde deo inde sini godio deo primo nomine . . . obra mine . . . loca suave tibi ofisio et ogurio . . . et olo romano sua dinata perano die nono colo desimo . . . ridêre pavêre . . . nove . . . Wahrscheinlich würden die Beobachtungen, zu denen diese einzelne Stelle Anlaß böte, und die identisch mit den durch Helenes Hindu-Texte angeregt sind, folgende sein: 1. Kein allgemeiner, greifbarer Sinn, wenn man einen Satz sucht, indes hin und wieder einige Worte, die ziemlich gut aneinander anschließen, ein Bruchstück von Satz. — 2. Jedes einzeln genommen als Sammlung von Vokabeln, welche man aus dem Lexikon entnimmt, ist einwandfrei, so *domina*; die anderen halb-

korrekt, (ogurio usw.); endlich andere ohne irgend ersichtlichen Einklang mit einem lateinischen Worte (dinata usw.). 3. Ganz arm ist der Text besonders an grammatischen Endungen. Nicht nur fehlt, was an die sehr charakteristischen Endungen: *orum* oder *ibus* anklängt, sondern sogar irgendeine konsonantische Endung, wie *es, as, is, os, us* und selbst *um*, die am Wortende sein würde. Wie es scheint, hat der Autor den Versuch gefürchtet, Endung und grammatische Beschaffenheit des Wortes zu bestimmen. — 4. Dieselbe Empfindung hat man, die Endungen ungeachtet, bei der Tatsache, daß der Autor nur in ihrem konsonantischen Bau äußerst einfache Wörter gebraucht, wie *do — mi — na*, und jede kompliziertere Form, wie *sonnus, octo, semper, culmen* usw. meidet. Andererseits drängen sich zwei wichtige Konstatierungen auf: 1. Der Text mischt nicht „zwei Sprachen“. So wenig lateinisch die Wörter sein mögen, so sieht man wenigstens keine dritte Sprache, wie englisch, russisch, griechisch oder dergl. dazwischen; in diesem negativen Sinne bietet der Text einen bestimmten Wert. — 2. Ein bestimmter Wert liegt auch darin, daß nichts dem Lateinischen widerspricht, selbst nicht bei Wörtern, die keinen Sinn haben.“ . . .

Eine neue Komplikation, die man bisher nicht bemerkt hatte, deckt de Saussure auf, indem er darauf hinweist, daß Helenes Sanskrit kein *f* enthalte, wie dasselbe tatsächlich dieser Sprache fremd sei. Bei freier Erfindung wäre aber, falls man nicht darauf aufmerksam gemacht ist, die Wahrscheinlichkeit, Sprichworte ohne *f* zu bilden, wie 20: 1, da dieser Buchstabe ebenso berechtigt sei, wie irgendein anderer ist. Einerseits liegt, da das *f* in unseren okzidental Sprachen, speziell im Französischen, zu den verbreitetsten Lauten gehört, während es im Sanskrit nicht existiert, in seinem völligen Fehlen bei allen gesammelten Hindufragmenten Helenes ein sehr merkwürdiger Zug. Andererseits widerspricht der intime Kenntnis des Geistes der Sanskritsprache, welche man bei Helene vermuten dürfte, die bereits hervorgehobene Tatsache (siehe S. 390), daß mehrere ihrer Hindiwörter den französischen Laut *u* enthalten¹⁾, welcher

1) Diesen Punkt scheint de Saussure in der letzten seiner Bemerkungen aus den Augen verloren zu haben. Da er Helenes Hindufragmente nach ihrer geschriebenen Sammlung beurteilte, hat er vergessen, daß alle darin figurierenden *u* kein *o* vor sich haben, und darin französisch von ihr ausgesprochen sind; im Gegensatz zur Gewohnheit der Sanskritisten, für welche dieser Buchstabe Transkription des Lautes *ou* ist. — Glardon belehrt mich, daß der französische Laut *u* in Hindostan

im Sanskrit, das immer **ou** ausspricht, ebenso unbekannt ist wie **f**. Wenn also das Fehlen des **f** aus wirklicher Beherrschung jenes Idioms — sei's normaler (infolge von Sanskritstudium unter Leitung eines Lehrers), sei's übernormaler (infolge von Erinnerungen an ein früheres Leben, infolge telepathischer Übertragung usw.) — resultierte, so würde man nicht begreifen, warum Helene nicht gleichfalls das **u** vermiede, um so weniger, als sie in gewissen Fällen den Fehler vermeidet und richtig **ou** ausspricht, z. B. in ihrem ziemlich häufigen Ausdruck: **m a m a s o u k h a**.

[Nouv. Obs. S. 214. Henry ¹⁾ hat gezeigt, daß bei Beobachtung aller Verhältnisse der Buchstabe **f** im Martischen kaum mehr vorherrscht, denn man trifft ihn in 300 Wörtern nur 7mal; er hat die Idee geäußert, daß in Wirklichkeit dieses Fehlen oder diese Seltenheit des **f** daher kommen möchte, daß da derselbe ein Anfangsbuchstabe vom Worte: français ist, er von Helenes Unterbewußtsein, das vor allem bedacht war, Französisch in ihrem Hindi oder Martisch nicht durchblicken zu lassen, so zu sagen in den Bann brauchbarer Laute getan ist. Psychologisch würde an sich diese Erklärung nur plausibel sein, denn Anfangsbuchstaben spielen gern eine hervorragende, für das ganze Wort und die ausgedrückte Idee repräsentative Rolle. So z. B. verdunkelt bei gewissen Individuen, die mit **a u d i t i o n c o l o r é e** ausgestattet sind, der Photismus des ersten Buchstabens den der folgenden und wird Farbe des ganzen Wortes. Es wäre sehr natürlich, daß sich bei Helene die somnambule Hemmung, bezüglich der französischen Sprache, auf den Anfangsbuchstaben dieses Wortes konzentriert hat, um ihn mehr oder minder vollständig aus in diesem Zustand gesprochenen oder künstlichen Fremdsprachen zu verbannen. Tatsächlich jedoch scheint dieser Grund nicht sehr dringend gewesen zu sein, denn dann müßten die anderen extraterrestrischen Sprachen dieselbe Eigenheit aufweisen,

nicht mehr existiert, und daß noch gegenwärtig die rassereinen Inder kein **f** haben und diesen Buchstaben nicht sprechen können. Die Muselmänner jedoch haben in die Dialekte Indiens Worte mit **f** eingeführt, welche die Hindus **ph** schreiben und mit Aspirieren von **p** aussprechen.

1) Le langage martien S. 21 f.

während das **f** dort zwar in geringer Anzahl anzutreffen ist, aber doch sehr beachtenswert im Verhältnis zu einem fast ebenso beschränkten Vokabular wie das des Hindi (vier **f** in Ultramars, drei in Uranisch). Im Grunde erklärt sich das totale Fehlen dieses Buchstabens in Helenes Sanskrit leichter, wenn man annimmt, daß, was sie von dieser Sprache gibt, hauptsächlich mehr aus wirklichen veränderten und entstellten Erinnerungen herstammt, als aus der Fabrikation von sanskritoïden Neologismen.]

Des Indes S. 318: . . . Ich verhehle mir nicht, daß in den mit „vielleicht, wahrscheinlich“ usw. vollgepfropften Konjekturelerklärungen wenig Befriedigendes liegt. Dieselben Schwierigkeiten bestehen aber in jeder Sachlage; etwas wenig Überlegung genügt zum Beweis, daß die okkultistischen Hypothesen durchaus Leidensgefährten sind mit meiner rein normalen Hypothese. Denn wenn es wirklich die Sprache der indisch-arabischen Fürstin ist, die auf den Lippen von Fr. Smith wieder auftaucht oder telepathische Infusion eines echten Idioms oder sonst etwas Supranormales, wie soll man die grammatikalische Nichtigkeit dieses Sprechens erklären, in seiner Gesamtheit betrachtet und in seinem Kontrast mit der Exaktheit einiger seltener Worte? Ferner das bemerkenswerte Auslassen von **f** neben fehlerhaftem Vorhandensein des französischen Lautes **u**, die Beherrschung einzelner graphischer Zeichen und die Unkenntnis der ihnen vorangehenden und sie immer in Kursivschrift verbindenden Grundlinie; das Auftauchen eines persischen Wortes, wie *boulboul* (Fig. 37) und den Mangel arabischer Wörter bei einer Scheiktochter, der um so seltsamer ist, als der Islam sie beständig in Indiens Sprachen hineingetragen hat? Zweifellos werden Okkultisten sagen, daß Simandini „manches hat vergessen können“, wo, ich sage, Helene „hat manches behalten können“, daß die Fürstin von einst vielleicht heute Hindi: **ou** mit französisch **u** vermennt da, wo ich sage, daß Helene wahrscheinlich nicht weiß, **ou** werde gewöhnlich mit **u** in französischen Sanskritgrammatiken übertragen usw. In Anbetracht von Evidenz und Genauigkeit sind, wie man zugestehen wird, diese Erklärungen gleichwertig; es ist einerlei. Daraus schließe ich, daß, wenn man alles wohl erwogen, die okkultistische Hypothese noch der normalen vorzieht, es nicht geschieht, weil sie besser den konkreten Einzelheiten des Falles — weit gefehlt — gerecht wird, sondern einfach, weil sie okkultistisch ist. Es ist somit eine Sache des Geschmacks, die ich der Abschätzung des Lesers überlasse, um so mehr, als ich schon oben meine Meinung gesagt habe (vergl. S. 374 f.).

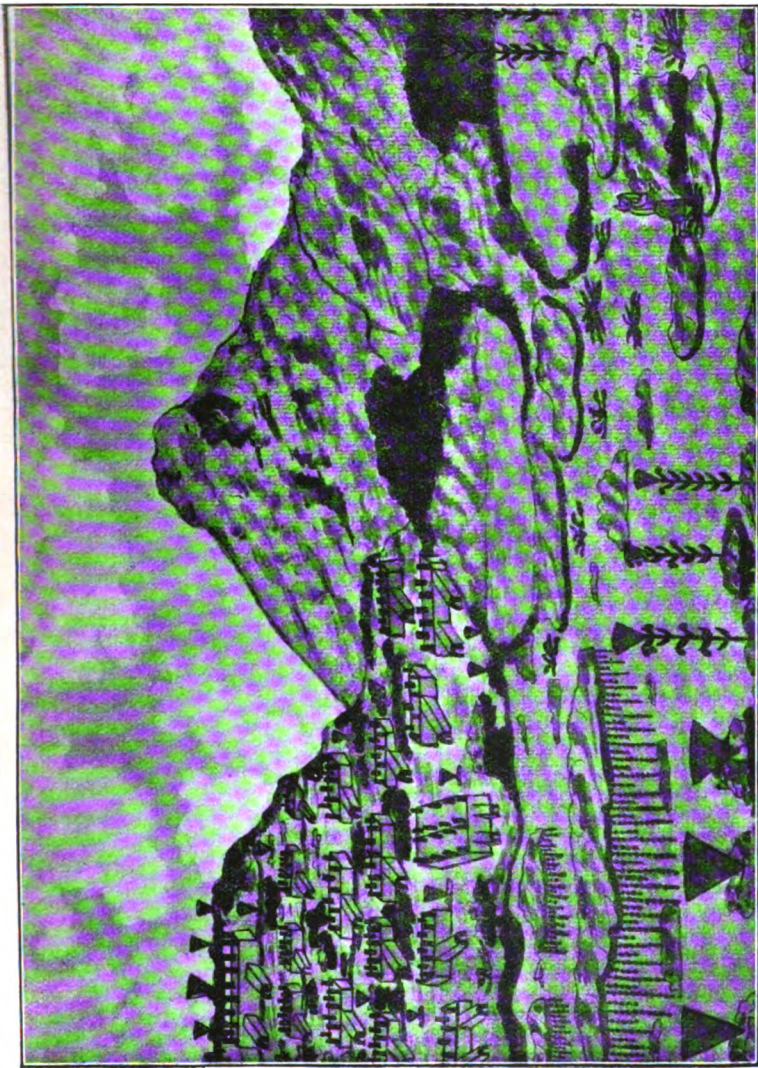
[Nouv. Obs. S. 204 f. Zu den übereinstimmenden Aussagen der verschiedenen zitierten Orientalisten sind seitdem andere, nicht weniger kategorische, hinzugekommen.

Prof. P. Marchot¹⁾, der die von mir publizierten Texte (obwohl Sanskrit nicht sein offizielles Spezialfach ist), eingehender Untersuchung unterzogen hat, schreibt mir: Helenes „Indisch“ ist nichts weniger, als altes oder klassisches Kanara; . . . von Kanarasprache weiß sie nichts. Sie spricht eine Art inkorrekten Sanskrits mit spärlichen Flexionen. Nun ist Sanskrit im 15. Jahrhundert eine tote, vielleicht von Priestern, Gelehrten und gelegentlich von Königen, aber in keinem Falle von Frauen gesprochene Sprache. Nehme man selbst das Unmögliche an, nämlich, daß Simandini mit ihrem Gatten ein Küchensanskrit gesprochen habe, so hätte sie es sicherlich nicht gesprochen zu ihrem Affen oder ihrer dienernden Umgebung, und diese nicht veranlaßt, ihren Sanskritgesang zu begleiten. — Ebenso kann Henry, Prof. für Sanskrit an der Sorbonne, bei den naiven Anachronismen von Helenes orientalischen Traum ein Lächeln nicht unterdrücken: „Sie ist einst arabische Prinzessin gewesen, mit einem indischen Fürsten verheiratet und weiß als solche kein Wort Arabisch, spricht aber Sanskrit, ja, Sanskrit! eine Frau!! in Indien im 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung!!! Oder vielmehr eine Art unverständlichen Jargons, von Flournoy recht gut Sanscritoid genannt, worin noch unter dem ziemlich treu nachgeahmten Allgemeincharakter der Sprache einige Brocken Sanskritworte erkennbar sind, fast alle entstellt und von ihr sonst im Normalzustande unverstanden, die aber unerklärlicher Weise in ihrem Munde bleiben, wenn ihr nicht einmal ein pseudoorientalischer Abenteuerroman und eine Elementargrammatik des Sanskrit in die Hände gefallen sind, aus denen das unterbewußte Gedächtnis die Grundzüge ihrer Biographie und ihrer indischen Reden geschöpft hat²⁾.“ — Ebenso ist noch Prof. A.-A. Macdonell, welcher an der Universität Oxford Sanskrit lehrt, und welchem F. C. S. Schiller das Kapitel aus: Des Indes über Helenes Indisch unterbreitet hat, der Ansicht, daß die zitierten Worte alle Sanskrit sind, ohne irgendeine Spur von Volks- oder dravidischen Dialekten (nun aber ist Kanara ein dravidisches Idiom). Diese Worte scheinen der Situation, in der sie ausgesprochen wurden, angepaßt, obwohl es im allgemeinen nicht möglich ist, ihre grammatische Form zu bestimmen und wie sie sind, übersetzbare Sätze daraus zu bilden. Die von Helene geschriebenen Sanskritbuchstaben zeigen die Sonderheiten der Westküste (Bombay) und nicht Bengalens. Schließlich betont Macdonell dies, daß weder zur angegebenen, noch zu irgendeiner anderen Epoche eine Frau Sanskrit gekannt habe, und der allgemeine Worttypus Simandinis an Reminiszenzen von Beispielen aus einer Sanskritgrammatik erinnern³⁾.

1) Marchot ist Prof. der romanischen Philologie in Freiburg (Schweiz) und interessiert sich in seinen Mußstunden für psychische Untersuchungen.

2) Le Langage Martien, S. 3.

3) Ich entnehme diese Auskunft einem Privatbrief von F. C. S.



Nouv. Obs. S. 159. Fig. 6. — Ultramarlandschaft. — Himmel blau mit weißlichen Wolken. Zwei Seen von intensivem Blau. Erdboden und Felsen in Sepia mit dunkleren, braungrünllichen Massen, wahrscheinlich Vegetation darstellend. Die umgekehrten Kegel (z. B. im Vordergrund und auf dem Hügelgipfel) sind lebhaft rot. Dorf mit gelben Häusern und schwarzen Schornsteinen. Rechts eine Person in rotem Rock kniend an einem Felsen. Links dicke Felsen getragen von rotbraunen Zierfiguren. (Collection Lemaître) — $\frac{1}{2}$ der Originalgröße.



Aus den zwei oben angeführten Punkten geht hervor, daß der indische Roman Helenes in seinen wesentlichen Angaben an einem inneren Widerspruch leidet, welcher in diesem Falle die Reinkarnationshypothese als solche unhaltbar macht. Als Fürstin von Tschandragiri i. J. 1401, übrigens in Arabien geboren und bis zu ihrem 20. Jahre erzogen, hätte Frl. Smith im Trance Arabisch und Altkanarisch zu uns reden müssen, nun aber kennt sie diese beiden Sprachen absolut nicht. Soweit sie Sanskrit spricht und schreibt, so schlecht es auch ist, hat sie mit einer Bewohnerin von Malabar im 15. Jahrhundert nichts zu tun. Somit ergibt sich klar, daß der ganze orientalische Zyklus eine unechte Konstruktion ist, die nicht standhält, eine Art monströsen Zwitter, aus der Traumverbindung mehrerer absolut heterogener Inhaltsgruppen resultierend, deren einziger Berührungspunkt — allerdings ausreichend für die Traumassoziationen — ist, sich in gleicher Weise auf den Orient zu beziehen. Das sind einerseits Sprachelemente des Sanskrit; mag man diese hervorgehen lassen aus vergessenen Erwerbungen dieses Daseins, oder Inspirationen seitens irgendeines desinkarnierten Brahmanen oder Orientalisten, welcher sich der Kehle des Mediums als Sprachrohrs und seiner Hand als Federhalters bedient, oder aus einem Vorleben Helenes in vedischer Zeit oder aus jeder beliebigen anderen okkulten Quelle, jedenfalls würden sie nicht von der kanarischen Fürstin des Jahres 1401 stammen können. Andererseits sind's genaue Aufschlüsse (Eigennamen usw.), die teils noch nicht haben kontrolliert werden können, teils aber historisch zweifelhaft sind, da sie für sich nur die sehr fragwürdige Garantie eines Marlès haben. Die Leichtigkeit, mit der diese letzteren Auskünfte auf gewöhnlichsten Wegen von jenem Autor zu Frl. Smith haben gelangen und sich in ihrem latenten Gedächtnis einnisten können, durchkreuzen jede Anwendung, okkultistische Vorgänge hier zu Hilfe zu rufen, außer einer unheilbaren Schrulle von Übernormalität, mit der zu diskutieren überflüssig ist.

Schiller und einer Fußnote seiner lebenswürdigen Rezension von: Des Indes in: *The Mind*, Bd. IX, N. F. Okt. 1900, S. 546—550.

Schließlich sind es sehr mannigfache Vorstellungen über Sitten, Landschaften, Wohnungen Arabiens, Indiens, Hinterindiens, mit einem Worte eine ziemlich bemerkenswerte, aber keineswegs übernormale Kenntnis einiger Züge asiatischen Lebens; denn diese übersteigt nicht, was eine Kindesphantasie aus illustrierten Zeitschriften, Reise- und Missionsberichten, Schulunterricht, kurz aus allen populären Bildungsmitteln behalten kann, die man in Genf ebenso, vielleicht mehr als anderswo genießt. Aus all diesen Stoffen, in Ursprung und Wert verschieden, hat die hypnoïde Einbildung von Frl. Smith ihren orientalischen Roman fabriziert. Wie in allen Traumtätigkeiten, hat sie dabei eine Fülle von Dramaturgie entfaltet, ästhetische Einheit und Gemütswärme in bemerkenswerter Weise, aber ohne irgendwelche Sorge um historische Wirklichkeit. In dieser Beziehung habe ich in: Des Indes über den indischen Zyklus ein sichtlich zu günstiges Urteil geäußert (S. 330). Jenes Urteil, wahr für die Details in ihrer Isoliertheit, ist es nicht mehr für das Ensemble und den Gesamtaufbau des Romans, wie man aus dem fundamentalen Widerspruch sieht zwischen der Sprache einerseits und zwischen Zeit, Ort, Personen andererseits. Dies ist nur die größte Inkongruenz; es gibt noch andere, die sicherlich die Sachkundigen aufdecken würden. Z. B. die von Helene in ihren Hinduvisionen beschriebenen Zeremonien, ihr Niederwerfen und ihre Haltung in mancher Somnambulscene, endlich ihr Tod auf dem Scheiterhaufen ihres Gemahls hängen sichtlich vom Buddhismus oder Brahmanismus ab, während die Tatsache, daß Sivruka sich eine Frau aus Arabien holte, darauf deuten würde, daß wie ich glaube, entsprechend den historischen Wahrscheinlichkeiten, der Islam damals in Kanara herrschte. Bei weiterem Nachspüren würde man sicherlich noch andere Irrtümer in dieser somnambulen Rekonstruktion einer fernen Vergangenheit ans Licht ziehen. Jedoch wird das Allgemeinurteil, das ich fällte, denke ich, wahr bleiben, wenn man eine leichte Einschränkung dabei einfügt: unter Vorbehalt der Punkte, die kaum nur Spezialisten bekannt sind (wie die Tatsache, daß das Kanarisch des Mittelalters nicht zum Sanskrit gehörte), hat die Subliminalphantasie von Frl. Smith in ihrem orientalischen Roman wahrlich ein sehr bemerkenswertes Rekonstruktionswerk vollbracht.]

V. Über Ursprünge des indischen Traumes.

Dieser Paragraph hat keinen Sinn, wenn man den orientalischen Zyklus wirklich für das in somnambulen Zuständen von Frl. Smith sich vollziehende Wiederauftauchen von Erinnerungen datierend aus einer früheren Existenz hält, in der sie eine arabische Prinzessin, ich selbst der Naik von Tschandragiri, Prof. Seippel ein arabischer Sklave gewesen wäre; ich würde mich in diesem Falle auf das Bedauern darüber beschränken, daß der Zufall, der uns nach fünfhundert Jahren der Trennung wieder vereint, uns nicht inmitten der Tropenpracht gelassen, sondern an das Rhoneufer versetzt hat, gerade dorthin, wo im Winter der Nebel am dichtesten ist. Das ist eine harte Strafe für unsere alten Sünden!

Treibt man aber den Skeptizismus so weit, in dem ganzen indischen Traum nur ein auf Grund einiger zerstreuter Informationen ausgearbeitetes Werk der Phantasie zu sehen, wie ich es in den vorigen Paragraphen getan habe, so ist man auch dafür durch die Dunkelheit der Probleme, welche sich hinsichtlich des Ursprungs jenes Traumes stellen, schwer genug bestraft. Man begreift nicht recht, warum Helenes hypnoïde Phantasie so losen Streichen sich ergeben und die Rollen des zusammenhanglosen Stückes so, wie sie es getan, verteilt hat. Für ihre eigene Person mag es noch hingehen; verständlich ist, daß eine zu unterbewußten Träumereien neigende Natur in Erdichtung tragischer Geschichte Simandinis Befriedigung fand, wie sie sich auch zu dem Lebenslauf von Marie Antoinette hingezogen fühlte. Seippel aber hat nichts Arabisches und noch viel weniger Sklavisches an sich, weder in Erscheinung, noch im Charakter; was mich anlangt, so findet man häufig in mir unter einer gewissen Rauheit, eine gewisse Sanftmut, die mich kaum zur energischen und trotzigen Rolle eines gewaltsamen, wunderlichen, launenhaften und eifersüchtigen asiatischen Despoten prädisponiert.

[Nouv. Obs. S. 199: Ein Vorfall gestattet einige abschließende Bemerkungen über das wahrscheinliche Debüt des indischen Traumes und die Art, wie er sich gebildet hat. Der Fall ist in meinen Augen ein gutes Beispiel für Verquickungen und Ver-

wechselungen, welche der Traum zwischen voneinander unabhängigen Episoden herbeiführt, um aus denselben eine Gesamtscene herzustellen, die im Gedächtnis als Erinnerung wirklichen Ereignisses bleibt.

10. Sept. 1899. — Sitzung bei mir. Als Helene nach Übersetzung des Textes 42 (siehe S. 243) auf einem Sofa tief schläft, lege ich meine Hand auf ihre Stirn und suggeriere, ihre älteste Kindheits-Erinnerung an Sivruka und alle Personen des indischen Zyklus wiederzufinden. Schon in anderen Sitzungen hatte ich mehrmals versucht, jenen Zustand von Ekmmesie oder Persönlichkeitsumkehrung in ein sehr fernes Lebensalter hervorzurufen, aber immer vergeblich. Diesmal aber scheint es zu gelingen. Regungslos, mit geschlossenen Augen und ganz leiser, schwacher Stimme beschreibt Helene eine Vision, die sich etwa wie folgt, zusammenfassen läßt: Sie sieht Adèl, welcher ihr in einem Heft mit blau-seidenem Deckel Bilder zeigt; sie war ein ganz kleines Mädchen und konnte nicht lesen; das war in einem Zimmer, nach einer langen Straße gelegen. Den Namen der Straße wiederfinden zu lassen, war unmöglich, sie legt die linke Hand an ihre Stirn, wie um sich zu besinnen, dann beginnt sie nach ziemlich langem Schweigen wieder langsam: „Ich sehe einen Mann in langem, weißem Gewande, er liegt auf Kissen und raucht aus langer Pfeife. Ich sehe ein kleines Mädchen in weißem Hemd, ohne Schuhe, vor einem an der Erde liegenden Manne sitzen; es spielt auf sehr dickem Teppich; neben ihm ist ein Fell, ich glaube, ein Löwenfell; es spielt mit einer kleinen Statuette ohne Kleid; eine große Silberglocke hängt ihm am Halse. Ein Mann kommt herein, er trägt kurze Jupe mit Hals- und Armbändern; er bringt dem kleinen Mädchen ein Buch mit blauem Deckel; in demselben sind Porträts, grob ausgeführte Malereien in lebhaften Farben. Auch ein kleiner Junge ist da von etwa zwölf Jahren, braun, mit krausen Haaren und schwarzen Augen . . . es ist Sivruka! . . . Da ist Kana . . . er hat sein Bild in das blaue Heft gezeichnet . . . das kleine Mädchen heißt Nobel . . . sie nennt sich Simandini . . . es ist fünf Jahre alt . . . dieser Name Simandini . . . o, Adèl.“ Hier endet der Traum, schon seit einem Augenblicke von wiederholtem Schlucken unterbrochen. Es ist unmöglich, Helene länger im Schlafe festzuhalten, sie bewegt sich, reibt sich die Augen und erwacht allmählich mit Amnesie über diesen Vorfall.

Die Erinnerung an ein Bilderheft mit blauem Deckel tritt in Verbindung mit exotischen Visionen nicht zum ersten Male bei Helene auf. Drei Jahre früher (Sept. 1896), als Helene bei Lemaitres sich aufhielt, und sich dort Photographien aus der Sammlung Stoddard ansah (welche 16 Hefte, Gr. 8^o, jedes mit ziegelrotem Umschlag, bildet¹⁾), hielt sie die

1) J. L. Stoddard, Portfolio de Photographies. Werner Co., Chicago. (Ausgabe mit französ. Text.)

Blicke einen langen Augenblick auf das Bild Alaskas (im 5. Heft) gerichtet, wie fasziniert durch die Totenstangensäulen, die dort figurieren, und war unfähig, den Text am Fuße des Bildes zu lesen, während sie die unter den vorangehenden und folgenden Bildern ganz gut las. In Heft 7 absorbierte die Ansicht von Lucknow von neuem ihre Aufmerksamkeit und entlockte ihr, auf den Mann rechts zeigend, die unerwartete Bemerkung: „Finden Sie nicht, daß er aussieht wie Kana?“ Dann sprach sie einige sanskritoide Worte; Lemaître mußte ihr die Stoddards fortnehmen, um einen völligen Anfall von indischem Somnambulismus zu verhüten. Als sie am folgenden Tage die Albums wieder auf dem Tische sah, behauptete sie, am Abend vorher wäre darunter ein Heft anderer Art mit blauem Deckel gewesen, aber sie kann es in dem Haufen nicht wiederfinden, bis ihr bei neuem Durchblättern die Ansicht von Lucknow die Vision vom Tage zuvor abermals brachte: sie behauptet, dieses Heft (7) hätte nicht einen roten, wie die anderen, sondern blauen Deckel gehabt mit stärkerem Papier, aber ohne Aufdruck. Im Inneren des Hefts scheint sie statt der Photographien nur weiße Seiten oder Bilder ohne Text, verschieden von den wirklichen Bildern zu sehen, wie wenn die Erinnerung an ein fremdes Album und eine andere Farbe, aber entsprechende Größe die Wahrnehmung des vorliegenden Heftes ersetzt hätte.

Die eben angeführte Szene (vom 10. Sept. 1899) läßt mich glauben, daß, wenn die späteren Umstände mir eine Wiederholung dieses Versuches, Helenes latentes Gedächtnis wach zu rufen, gestattet hätten, ich die ganze psychische Entwicklung ihres Hindutraumes schließlich rekonstruiert hätte. So isoliert und einzigartig die Szene ist, so berechtigt sie jedoch zusammen mit gewissen anderen Daten einige Folgerungen über Ursprünge des asiatischen Zyklus, sicher noch sehr mysteriös, aber nicht im beliebten Sinne der Okkultisten! Zweifellos wird beim ersten Blick die Erinnerung, wo Helene sich als Mägdlein von fünf Jahren in einer Umgebung orientalischen Anstrichs wiederfindet, einem hartnäckigen Reinkarnationisten als eine, mehrere Jahre vor 1400 zurückliegende Kindheitsreminiszenz der indischen Fürstin erscheinen. Eine solche Hypothese paßt bei näherer Betrachtung aber kaum zu konkreten Einzelheiten der Vision: dies nach einer langen Straße gelegene Zimmer an Stelle der Zelte, welche die anderen arabischen Somnambulismen Helenes ausfüllen; dieser Mann, der die Pfeife raucht — ein sonderbarer Anachronismus für das Ende des 14. Jahrhunderts; diese Statuette und das Heft mit Bildnissen, das in einem als muselmanisch

geltenden Milieu in Erstaunen setzt, besonders die vorzeitige Anwesenheit des kleinen Sivruka, fünfzehn Jahre bevor der Gestaltung des Romans zufolge die arabische Prinzessin die Bekanntschaft des kanarischen Rajah machen sollte — all das sticht durchaus ab gegen die Annahme, daß diese Kindheitserinnerung wirklich aus dem asiatischen Vorleben Helenes stammte.

Wenn man trotz alledem, um durchaus einen Beweis für die Reinkarnationslehre zu finden, daran festhält, den wirklichen Keim dieser Vision auf Helenes vermeintliches arabisch-indisches Avatâra zurückreichen zu lassen, so muß man wenigstens zugeben, daß dieser Urkeim allmählich maskiert und entstellt ist sowohl durch Verwechslungen und Substitutionen von Erinnerungen, die verschiedenen Zeiten angehören, als auch durch Ideen und Erfahrungen, die dem gegenwärtigen Leben Helenes entlehnt sind. Mit anderen Worten, der Urkeim war tiefgehenden Alterationen und verschiedenen Ausschmückungen durch bewußte oder subliminale Phantasie ausgesetzt, die sich in der Tat darauf versteht, die Daten des Gedächtnisses zu vermengen und zu verkleiden. Wie aber in dem Falle entscheiden, ob der Urkeim der in Frage kommenden Szene nicht viel einfacher in Helenes gegenwärtiges Leben gehört, und ob nicht ausschließlich Tatsachen oder Vorfälle aus diesem Dasein ihrer fruchtbaren Phantasie zur Basis und Material dienten, um dies erste Bild orientalischen Romans zu entwerfen?

Ich behaupte nicht, daß Helene sich im Alter von fünf Jahren eines Tages tatsächlich im weißen Kleide auf Löwenfell, zusammen mit einem zwölfjährigen Knaben namens Sivruka bei einem burnustragenden, rauchenden Mann befunden habe usw. Dies Ensemble von Details scheint, wenn nicht unmöglich, so doch wenigstens in unserm Landstrich recht wenig wahrscheinlich; aber soll die Szene wirklich einmal stattgefunden haben, damit Helene sich in einem Anfall von Retromnesie ihrer entsinne? warum mit anderen Worten sollte diese Erinnerung eher die einer objektiven Szene als fiktiven Schöpfung sein? Dadurch könnte das unbeständige Hirnchen des fünfjährigen Mädchleins verschiedene, aber ungefähr gleichzeitige, zu aufregenden Überraschungen geeignete Vorfälle ohne inneren wirklichen Zu-

sammenhang beim Durchdenken verwirrt amalgamiert, verschmolzen haben; Vorfälle ohne inneren wirklichen Zusammenhang zu einem einheitlichen Ganzen, das alsdann im Gedächtnis die Stelle realer Geschehnisse annahm und behauptete. Bei edel veranlagten Seelen wartet die Tugend nicht auf die Zahl von Jahren, bei künftigen Medien bricht sich wie bei großen Künstlern und allen Sensitiven schon von erster Kindheit die Fähigkeit Bahn, die Wirklichkeit umzugestalten, sie mit Phantomen zu bevölkern und Traumkombinationen einem für Tatsachen scharfen Gedächtnis unterzuschieben. Ich wiederhole: Die in obigem Hypnosezustand wieder aufgetretene, weit zurückliegende Szene kann auf keinen Fall in Helenes angeblichem Vorleben vor 5 Säkulen, noch abgesehen von unbekanntem und ganz außergewöhnlichen Umständen, in ihrem gegenwärtigen Leben stattgefunden haben, aber in dem letzteren ist's mindestens nicht schwierig, sich eine Reihe kleiner Episoden auszumalen, welche verstreute Elemente dazu geliefert haben können: Ein Besuch bei irgendeinem Araber oder Orientalisten auf der Durchreise durch Genf (Vater Smith war ziemlich in der Welt herumgekommen und hatte Menschen von Ungarn bis Algier kennen gelernt); Reiseabenteuer in Helenes Gegenwart erzählt; irgend ein Buch in blauem Deckel mit morgenländischen Darstellungen; die Begegnung mit einem jungen, kraushaarigen Ausländer von dunkelbraunem Teint usw.

Die letzte Einzelheit veranlaßt zu einem Vergleich von Datum und Alter. Gleich von Anfang an hat mir Helenes Phantasie im indischen Roman die Rolle des Fürsten Sivruka zuerteilt. Nun ist merkwürdigerweise in der oben beschriebenen Reminiszenz der trennende Altersunterschied von 7 Jahren zwischen der kleinen Simandini (5 Jahr) und dem kleinen Sivruka (12 Jahr) genau derselbe, der wirklich zwischen Frl. Smith und mir besteht; andererseits fällt die Zeit, in der Helene 5, und ich 12 Jahr alt war, genau mit der anderen Periode zusammen, wo ihre Mutter zeitweilig zu meinen Großeltern Beziehungen hatte (siehe S. 491), und auf die sich die Hälfte von Helenes Visionen, betr. meine Familie, beziehen. Ich schließe daraus, daß die kleine Helene mich in jener Zeit sehr leicht bei meinen Großeltern hat sehen oder von ihrer Mutter über mich hat sprechen hören können. Ich selbst erinnere mich der Sache nicht, obwohl meine Kinderzeit sehr klar und detailliert meinem Gedächtnis gegenwärtig ist, aber ein Junge von 12 Jahren braucht ein fünfjähriges Mädchen nicht einmal zu beachten, damit dieses

dennoch von demselben gewissen Eindruck aufnehmen, denn er erscheint leicht als ein sehr respektables und interessantes Mittelglied zwischen Kindern des eigenen Alters und Erwachsenen. Allerdings habe ich sonst keinen der Züge, welche Sivruka charakterisieren, besessen, weder sein glänzendes Gewand, noch sein heftiges Temperament, oder die gelockten Haare, schwarze Augen, den gebräunten Teint. Wenn ich also einst, ganz unfreiwillig und ohne es zu wissen, neben anderen verschiedenen Vorfällen zur Genese der ersten asiatischen Träumerei Helenes mitgewirkt habe, so ist mein Bild von vornherein mit der orientalischen Physiognomie einer anderen Person von der Straße oder aus einem Buche entlehnt, verschmolzen. So würde sich leicht erklären, warum Frl. Smith, als sie mich mehr als ein Vierteljahrhundert später in Sitzungen bei Lemaitre wiederfand, mir sogleich eine Hauptrolle in ihren indischen Somnambulismen zuerteilte.]

Man kann über den psychologischen Ursprung des orientalischen Traumes — betrachtet nicht mehr in seiner morgenländischen Verkleidung, sondern in seinem wesentlichen Merkmal, nämlich der emotionellen Beziehung von Simandini zu Sivruka (in angeblichem Vorleben von Flournoy) — zwei Hypothesen aufstellen, zwischen denen die Wahl schwierig ist:

1. Vom psycho-pathologischen Gesichtspunkt aus wäre ich versucht, den ganzen somnambulen Roman den „Abwehrpsychosen“¹⁾ einzuordnen, resultierend aus einer Art Autotomie, welche das Normalich von einer mit sich unvereinbaren, affektiven Idee befreit. Diese Idee rächt sich, indem sie, je nach Individuen, sehr verschiedene Störungen verursacht, von den das tägliche Leben beunruhigenden Innervationsstörungen an (Hysterie infolge somatischer Konversion des Affektiv-Koeffizienten der verdrängten Idee), bis zu den Fällen, wo das Ich dem unerträglichen Widerspruch zwischen gegebener Wirklichkeit und Zwangsidee nur entgeht, indem es sich ganz in diese versenkt (halluzinatorische Geistesverwirrtheit, Delirien usw.). Zwischen diesen verschiedenen Entscheidungen würde die zu suchen sein, wo die bewußtseinsausgeschaltete Idee zum Keim hypnoïder Entwicklungen wird, zum Ausgangspunkt eines zweiten, der gewöhnlichen Persönlichkeit unbekannt

1) S. Freud, „Über Abwehrneuropsychoosen“. Neurol. Zentralblatt, 1894, S. 362 und 402. Breuer und Freud, „Studien über Hysterie“, Wien 1895, passim usw. — Eine zusammenfassende Darstellung seiner Gedanken bietet Freud in der Broschüre: „Über Psychoanalyse“, 5 Vorlesungen, gehalten zur 20jährigen Gründungsfeier der Clark University in Worcester Mass. Sept. 1909, Wien, Franz Deuticke, 1910. Das größere, ebenda 1911 erschienene Werk Freuds über „Traumdeutung“, 3. Aufl., konnte Flournoy ebenfalls weder zitieren, noch leider benutzen. V.

Bewußtseins, zum Zentrum somnambulen Lebens, wohin die vom normalen Ich weitverdrängten Neigungen sich flüchten, um sich frei gehen lassen zu können. Diese Lösung ist vom praktisch sozialen Gesichtspunkt aus vielleicht die glücklichste, denn sie läßt das Individuum im Zustand völligen Gleichgewichtes und unverschont von nervösen Störungen, abgesehen von sehr beschränkten Momenten, wo der zugrunde liegende Prozeß in somnambulen Anfällen zutage tritt ¹⁾.

Das wäre der Fall bei dem indischen Traum und dem Ursprung der Rollenverteilung Sivrukas an Flournoy. Sicher läßt nichts in Helenes normalem Leben und gewöhnlicher Daseinsweise ahnen, daß sie bewußt je absurde und vom gesunden Menschenverstand im voraus verurteilte Empfindungen gegen mich gehegt hätte. Aber verschiedene, vom indischen Zyklus selbst unabhängige Zeichen ihres subliminalen Lebens (gewisse Träume ²⁾ u. dergl.), scheinen bisweilen einen latenten Konflikt zu ver raten, von dem sich das gesunde, vernünftige Ich richtig durch Verbannung der unter den gegebenen Wirklichkeitsverhältnissen unzulässigen Affektidee aus der gewöhnlichen Persönlichkeit heraus befreit hätte. Daher stammt bei einem an mediumistische Verdoppelungen gewöhnten und mit spiritistischen Lehren durchtränkten Temperament unter dem Niveau des normalen Bewußtseins die Entstehung und Entfaltung dieses Romans mit einer vorangehenden Existenz, in der die emotionalen Tendenzen, unverträglich mit dem gegenwärtigen Leben eine Art theoretischer Rechtfertigung und zugleich ein freies Tummelfeld gefunden haben.

1) Dieser Ausweg, der bei gefährlichen Emotionskonflikten für das Ich des Individuums günstig ist, scheint mir besonders bei Medien mit sozusagen psychischer Spaltung zutreffend, welche die Sitzungen und andere spiritistische Übungen in ihnen entwickelt haben infolge von habitueller Personenverdoppelung. Die spiritistische Praxis würde also bei gewissen Gelegenheiten ein Sicherheitsventil, Abzugskanal oder eine Art Assekuranz gegen das Risiko anderer möglicher Störungen bilden, ein Vorteil derselben Art, wie das Privileg gewisser Linkshänder, die der Aphasie im Falle rechtsseitiger Hemiplegie entgehen!

2) Frl. Smith hatte mannigfach Träume, betr. Flournoy, die sie mit großer Offenherzigkeit sowohl Lemaitre als mir erzählte, und die unter verschiedenen symbolischen Bildern subliminale Voreingenommenheit verraten, analog der, aus der Gedanken aufstiegen, wie ein Blitzstrahl das Gehirn von Frl. Elisabeth v. R. durchleuchtend (Breuer u. Freud, l. c., S. 136). Sicherlich ist es für Helene ein enormer, ihren Fähigkeiten und mediumistischen Gewohnheiten zuzuschreibender Vorteil, daß bei ihr die *A b w e h r* die Form eines somnambulen Romans annahm, welcher ihrer Normalpersönlichkeit und ihrem Alltagsleben die Unannehmlichkeiten der „Konversion psychischer Erregung ins Körperliche“, um Freuds Ausdrucksweise zu gebrauchen, erspart hat.

2. Man kann auch voraussetzen — ich ziehe diese Annahme vor — daß die Gefühle Simandinis für ihren fiktiven Rajah, weit entfernt, Reflex und somnambule Übertragung eines in Fr. Smith wirklich empfundenen Eindrucks von irgendeinem wirklichen und bestimmten Menschen zu sein, nur rein phantastische Schöpfung sind, wie die Leidenschaft, deren jugendliche Einbildungen oft für einen idealen, abstrakten Typus auf-flammen in der Erwartung, einer konkreten Realisierung in näherer oder weiterer Ferne zu begegnen. Somit ist die Assimilation Sivrukas mit Flournoy nur eine Koinzidenz, die aus dem einfachen Zufall stammt, daß Helene meine persönliche Bekanntschaft in der Zeit, wo der indische Traum eben entstanden war, machte. Wie Alexis Mirbel einzig infolge zufälligen Zusammentreffens (wie ich auf S. 165 f. zu zeigen versuchte), im Marszyklus eine wichtige Stellung zu bekleiden hatte, ebenso dürfte ich den Ehrenplatz im orientalischen Roman deswegen bekommen haben, weil in jenem Augenblick nur über mich frei verfügt werden konnte, denn die anderen Gäste der damaligen Sitzungen hatten schon seit langem ihr bestimmtes Vorleben.

Zwei Punkte stützen diese Voraussetzung zufälliger, oberflächlicher Verschmelzung meiner Person mit Sivruka. Erstens hat der indische Traum deutlich mit einer charakteristischen Vision, in der Simandini auftritt, fast zwei Monate vor meiner Zulassung zu den Sitzungen (siehe S. 11 und 335) eingesetzt. Wenn man also nicht voraussetzt, daß Helenes Unterbewußtsein schon damals das mehr oder weniger wahrscheinliche Hinzutreten dieses neuen Zuschauers voraussah und ihm von vornherein im Anterioritätsroman, mit dessen Ausarbeitung sie im Begriff war, eine wichtige Rolle reservierte — das ist freilich durchaus nicht unmöglich — dann scheint Flournoy an der Schöpfung der Traumperson: Sivruka kaum irgendwie beteiligt. Zweitens passiert es Fr. Smith nur in leichten Somnambulismen und in Misch- oder Dämmerzuständen, mich für den indischen Fürsten zu halten und sich in zärtlicher und hingebender Haltung zu meinen Füßen niederzulassen (ohne übrigens je aus den Schranken vollendetster Konvenienz herauszutreten). Sobald der Somnambulismus tief und der indische Trance vollständig wird, dann hört Flournoy ebensogut wie die andern Teilnehmer auf, für sie zu existieren; sie hat nur noch mit einem absolut halluzinatorischen Sivruka zu tun. Hier ist Gelegenheit zu der Bemerkung, daß Fr. Smith nie irgend eine Erscheinung bot, die auch nur entfernt an gewisse Fälle ¹⁾ erinnert, wo man in der Hypnose das Erwachen grober und mehr oder weniger bestialischer Tendenzen erlebte, über deren Inhalt die Individuen im Wachzustande irrötet wären. Nichts ähnliches bei Fr. S. Der Somnambulismus bringt keinerlei Eingriff in die Höhe ihres moralischen

1) Siehe z. B. W. Brugelmann, Suggestive Erfahrungen, Zeitschr. für Hypnotismus V, S. 256 (von Bd. XI an Journ. f. Psychologie und Neurologie. V.).

Empfindens mit sich. Selbst in ihrem tiefsten Trancezuständen oder wenn sie Personen, die von ihrem gewöhnlichen Charakter verschieden sind, „inkarniert“, entäußert sie sich nie der wirklichen Würde, die ein Zug ihrer normalen Persönlichkeit ist.

Kurz die Hypothese rein zufälliger Identifizierung, einer Art einfacher Kontiguitätsassoziation¹⁾ zwischen dem indischen Fürsten und mir scheint im ganzen natürlicher. Außerdem befreit sie mich von jeder (übrigens recht freiwilligen) Verantwortlichkeit bei den so tiefen, uneigennütigen, eines weniger tragischen Geschehens so würdigen Gefühlen, welche die imaginäre Person von Sivruka-Najaka der armen Prinzessin Simandini einflößte.

1) Als Nachtrag zu Kodja S. 372 sei hier infolge freundlicher Zuschrift von Flournoy erwähnt, daß das Wort nach Aussage eines Militärarztes in Algier ein sehr häufiger Ausdruck für: Sekretär (vergl. vielleicht kadi), Adjutant ist; nach Aussage von Glardon, einem früheren Missionar in Indien, bezeichnet Khoja (pronomen kodja) in Hindi einen Eunuchen (vergl. Actor. 8, 27). Vielleicht liegt hier eine indisch-arabische Kontiguitätsassoziation vor. V.

7. Kontiguität: pron. kodja

9. Kapitel.

Königinnen-Zyklus.

Wenn man diesem Zyklus einen proportionalen Raum gönnen sollte für das, was derselbe im somnambulen Leben Helenes bedeutet, so würden 100 Seiten nicht genügen. Indes wird man gestatten, rasch über Tatsachen hinwegzugehen, bei denen ich mich nur wiederholen könnte, da die Mehrzahl der durch die vorhergehenden Romane angeregten Beobachtungen sich ebensogut mutatis mutandis auf die Personifizierung von Marie Antoinette durch Helene anwenden lassen.

Die Wahl dieser Rolle erklärt sich naturgemäß aus der angeborenen Neigung Helenes für alles, was vornehm, distinguiert und über das Vulgäre erhaben ist, ferner das Zusammentreffen irgendeines äußeren Umstands, der ihre hypnoïde Aufmerksamkeit gerade auf die erlauchte Herrscherin von Frankreich fixiert haben wird und mancher anderen historischen Gestalt vorgezogen haben wird, die gleichfalls geeignet ist, den unterbewußten Größenwahnträumereien als Anziehungspunkt zu dienen. In Ermanglung diesbezüglicher völlig sicherer Auskünfte vermute ich stark die Gravüre aus: *Mémoires d'un médecin*, das die dramatische Karaffenszene zwischen Balsamo und der Dauphine darstellt, als verdächtig, zu dieser Identifizierung Helenes mit Marie Antoinette den Ursprung gegeben zu haben, gleichzeitig mit der ihrer unterbewußten Persönlichkeit: Leopold mit Cagliostro.

Auf S. 106 sahen wir tatsächlich, daß dieser Stich, wohl geeignet die Phantasie anzuregen, Fr. Smith von Frau B. . . . am Ende einer Sitzung, d. h. in einem Augenblick vorgelegt war, wo man nie sicher ist, daß die Rückkehr Helenes in ihren Normalzustand vollkommen, und

wo ihre hypnoide Persönlichkeit sozusagen noch auf der Bewußtseins-oberfläche, ganz bereit ist, die interessanten Suggestionen, die das Milieu ihr liefern wird, in sich aufzusaugen. Einige Monate, höchstens $1\frac{1}{4}$ Jahr, vielleicht viel kürzere Zeit nach diesem Vorfall (dessen genaues Datum im Jahr 1892 oder 1893 sich nicht mehr feststellen läßt), erfährt man durch den Tisch am 30. Jan. 1894, daß Helene Reinkarnation von Marie Antoinette sei. Wie man sich erinnert, hatte Helene in der Zwischenzeit zeitweilig gemeint, die der Lorenza Feliciani zu sein. Jedoch ist zu bemerken, daß diese beiden sukzessiven Identifizierungen nicht dieselbe psychische Bedeutung oder Garantie hatten. Tatsächlich nahm Frl. S. im Wachzustand, d. h. ihre Normalpersönlichkeit die Unterschlebung von Frau B. an, als ob sie Lorenza reinkarnierte¹⁾; der Tisch aber, d. h. das Unterbewußtsein, blieb immer über diesen Punkt stumm. Dagegen die Idee, Marie Antoinette gewesen zu sein, scheint das gewöhnliche Bewußtsein Helenes nicht berührt zu haben bis zu dem Tage, an dem Leopold dieses Geheimnis durch den Tisch enthüllte. Wenn man daraus etwas schließen sollte, so hat die hypnoide Einbildung von Frl. S. unter den multiplen Anregungen der Gravure aus Dumas Werken und der Vermutungen von Frau B. im voraus der Rolle von Lorenza die der Marie Antoinette bevorzugt, unstreitig die schmeichelhaftere und für Helenes Temperament passendere. Dann hat sie die Rolle herausgearbeitet und reifen lassen sicher sehr langsam, indessen mit andern Beispielen subliminaler Inkubation verglichen, nicht übermäßig langsam²⁾.

Hinsichtlich seiner psychischen Manifestationsformen verfolgt der Königinzyklus von da an eine Entwicklung analog der ihrer vorher beschriebenen Genossinnen. Nach einigen Monaten, wo er sich in Visionen entrollte, von Helene beschrieben und von typtologischen Erklärungsdictaten begleitet, wurde der Trance tiefer; Helene begann in stummen Pantomimen, deren Sinn Leopold durch Fingerindikationen präzierte, die Königin zu personifizieren. Im folgenden Jahre kam das Wort hinzu an einem nicht fixierbaren Datum. Denn andere Kreise sahen die Erstlinge, bevor ich zum ersten Mal am 13. Okt. 1895 Zeuge war. Schrift trat m. W. erst zwei Jahre später (am 1. Nov. 1897, siehe Fig. 39) auf, als die königliche Inkarnation ihren Höhepunkt erreicht

1) Frl. Smith hat, wie sie jetzt versichert, nie ernstlich geglaubt, Reinkarnation der Feliciani zu sein, aber ohne noch Gründe zu haben, diese Hypothese der Frau B. . . . absolut zurückzuweisen, hätte sie sich diesbezüglich in zweifelndes Schweigen gehüllt, das ihre Umgebung mit Unrecht als Zustimmung auslegte.

2) Wie wir sahen, hat die Schrift fünf, das Wort fünfzehn Monate gebraucht, bevor es bei Leopold (siehe S. 111) mit Erfolg hervortrat. Im Marstraum findet man noch längere Inkubationsdauer für Schrift z. B. $1\frac{1}{2}$ Jahre (S. 215).

hatte, und Helene die somnambule Rolle von Marie Antoinette mehrere Stunden hintereinander aufrecht erhalten konnte. Seitdem hält sich diese Rolle auf einem sehr bemerkenswerten Vollkommenheitsniveau,

Je n'ai pas dormi une seule minute,
et il paraît que sans que je m'en
sois doutée un seul instant, la voix
de Marie-Ant. s'est long-temps fait
entendre.

Plus-tard également et encore toujours
sans m'en douter, j'ai parlé d'entendit
et cela pendant de longs instans.

Leopold est venu seulement deux
ou trois minutes, et la séance a été
clôtée sans qu'il soit venu nous
dire adieu.

M^o Biendet m'a montré bien
tout l'alphabet marion que
M^o Flournoy lui avait envoyé
à ce qu'il dit.

Fig. 39. — Erstes bekanntes Beispiel von automatischen Einbrüchen sog. Marie Antoinette-Orthographie und Schrift mitten in Fr. S.s normaler Handschrift. — Fragment eines Briefs derselben vom 1. Nov. 1897 mit der Erzählung einer Sitzung, wo sie sukzessive die Königin von Frankreich und indische Fürstin inkarniert hatte (Collection Lemaître). — Vergl. S. 51.

macht aber kaum weiter Fortschritt und scheint stereotyp werden zu wollen.

Bei dieser glänzenden Personifikation gehört es sich, die Objektivierung des allgemeinen Herrscherin-Typus oder wenig-

stens einer sehr vornehmen Dame und die Realisierung der Individualzüge Marie-Antoinettes von Österreich zu unterscheiden. Die erstere läßt fast nichts zu wünschen übrig, von Natur scheint Helene alles, was die Rolle beansprucht, zu besitzen; die hypnoïde Autosuggestion hat reiches Material zur Verwertung vorgefunden. Man muß Helenen sehen, wenn der königliche Trance völlig und echt ist: Anmut, Eleganz, Vornehmheit, bisweilen Majestät in Stellung und Geste, wahrhaftig das Benehmen einer

*Vos lignes sont charmantes
 mais vos façons mystérieuses
 le sont - elles autant?
 J'étois cependant prévenue
 depuis une semaine que l'on
 préparait votre mariage et que*

Fig. 40. — Handschrift von Fr. S., wenn sie Marie Antoinette inkarniert. — Sitzung vom 7. Nov. 1897. Der mit Tinte geschriebene Anfang eines an Philippe von Orléans (Aug. de Morsier, in dieser Sitzung nicht anwesend) geschriebenen Briefs. Nach den Klexen der letzten Zeile hat Helene die Feder fortgeworfen, dann ihren Brief mit Bleistift von neuem angefangen und vollendet in einer noch regelmässigeren und schrägeren Handschrift als dieser.

Königin. Die feinsten Ausdrucksnuancen, charmante Liebenswürdigkeit, hoheitsvolle Herablassung, Gleichgültigkeit und vernichtende Verachtung zeigen sich wechselweise auf der Physiognomie und in der Haltung beim Defilé der Höflinge, die ihren Traum bevölkern. Das Spiel ihrer Hände mit dem wirklichen Taschentuch und ihrem fiktiven Zubehör: Fächer, Lorgnette, Riechfläschchen mit Schraubenverschluß in einem Täschchen am Gürtel, Reverenzen, Bewegungen voll gefälliger Zwanglosigkeit, die sie nie vergißt, bei jeder Wendung nach hinten ihre imaginäre

Schleppe zu werfen; all dies Unbeschreibliche ist vollendet in Natürlichkeit und Leichtigkeit.

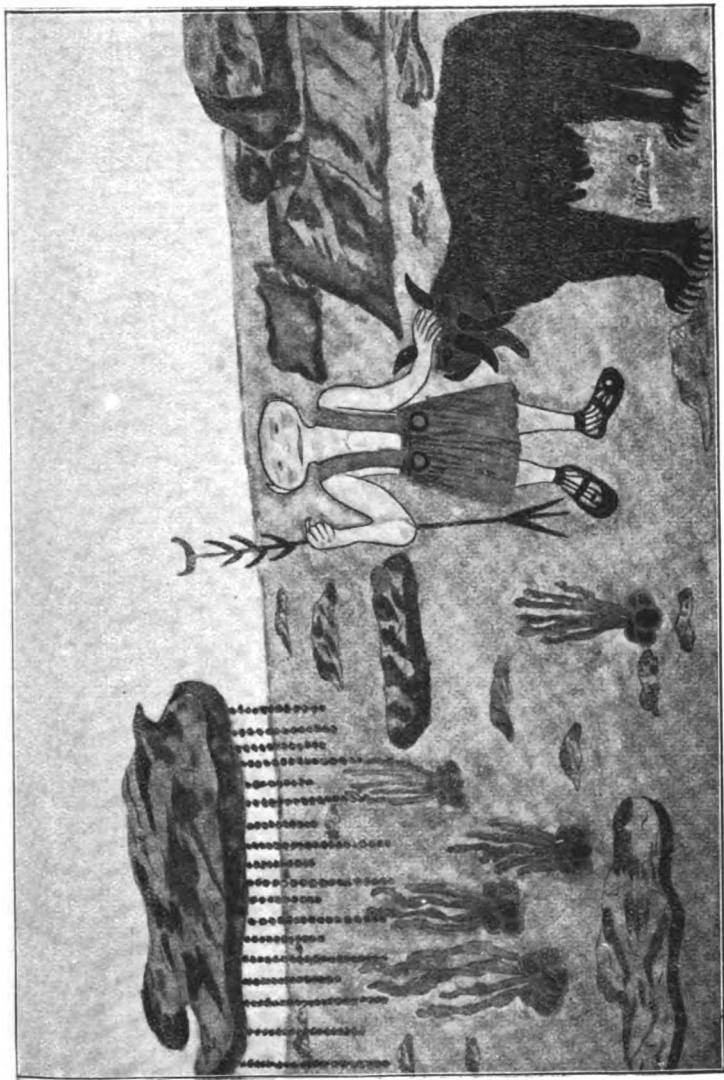
Was die spezielle Personifizierung der unglücklichen Österreicherin, der Gattin Ludwigs XVI. betrifft, so ist dieselbe von weniger einleuchtender Genauigkeit, ja sogar recht problematisch.

*et du courage, mais l'intérêt de mon fils est
le seul qui m'agide et quelque bonheur; que
je ne puis éprouver à être hors d'icy, je ne pourrais
commenter à me séparer de lui au vif, je
reconnais bien votre attachement dans tout ce que
vous m'avez détaillé, mais comptez que je sens la bonte
de vos raisons pour un ou pour l'autre, et que cette
occasion peut être plus ou moins bonne, mais je ne pourrais
jouir de rien en laissant mes enfants, et cette
idée me laisera jamais de regret.*

Marie Antoinette

Fig. 41. — Hand- und Unterschrift von Marie Antoinette. — Fragment eines an den General de Jarjays vom Templerturn aus geschriebenen und in der Isographie des hommes célèbres (Facsimilie-Collection unter Leitung von Duchesne dem Älteren veröffentlicht, Paris 1827—1830) reproduzierten Briefs.

Nach dem einzigen für unsere Lage objektiven Vergleichspunkt, nach der Schrift zu urteilen (s. Fig. 39—41), mag die Marie Antoinette in Helenes Somnambulismen kaum ihrem vermeintlichen Prototyp ähneln. Denn es liegt noch weniger Unterschied vor zwischen den Autographien Cagliostros und Leopolds (siehe S. 126 f.) als zwischen denen der echten Herrscherin und ihrer angeblichen Reinkarnation durch Frl. Smith, sofern diese letztere



Nouv. Obs. S. 160. Fig. 7. — Ultramarlandschaft. Himmel blau. Boden und Felsen Sepia. 5 Pflanzen (?) mit dem Aussehen von gelben Flammen, die von einem Haufen dunkelroter Kugeln ausgehen. Die Zierfiguren, die den schweren Felsen tragen, sind dunkelrotbraun. Die Person hat eine schreckliche und fahle Gesichtsfarbe. Augen und Mund in Sepia, Rock und Rockträger rotbraun, Sandalen schwarz (vergl. die Beschreibung bei Fig. 33 in Des Indes). Tier braun und schwarz mit roten Punkten statt der Augen. $\frac{1}{3}$ Originalgröße.



eine abgerundete, geneigte, viel regelmäßigere und sorgfältigere Handschrift hat als im Normalzustand statt der eckigen und mühseligen der Königin Frankreichs. Von schreienden Unterschieden in der Bildung vieler Buchstaben zu schweigen. Die wenigen orthographischen Analogien — Helene schreibt *instans*, *enfans*, *étois* usw. — haben nichts Spezifisches und erinnern einfach an die allgemeinen Gewohnheiten des früheren Jahrhunderts (siehe S. 128). Da ich keinerlei Hinweis auf die Sprache Marie Antoinettes gefunden habe, so weiß ich nicht, ob Helenes hypnoide Phantasie richtiger riet als bei der Schrift, wenn diese sie bei ihren Königin-Inkarnationen Betonung und Aussprache aufgreifen ließ, die nichts Deutsches an sich haben und eher an englischen Akzent erinnern würden. Der Klang der Stimme ändert sich nicht, aber das Wort wird schleppend mit leichtem Rollen des r und nimmt etwas gesuchtes, affektiertes an, sehr niedlich, obgleich auf die Dauer etwas ermüdend. — Wie wir bereits wissen, sind die verschiedenen Trancezustände Helenes nicht völlig voneinander geschieden. Wie das Martische und Indische, so schleicht sich bisweilen Handschrift und Orthographie der Königin in Helenes Korrespondenz hinein (siehe Fig. 39). Es passiert ihr, den Marie Antoinette-Akzent anzunehmen, wenn nicht im gewöhnlichen Wachzustand (ich weiß dafür keinen Fall), so doch außerhalb ihres Königin-Zyklus, besonders in den Übergangsphasen, wo sie zuerst oder zuletzt Leopold, die Martier usw. inkarniert (siehe z. B. S. 143).

Inhaltlich bildet der Königin-Zyklus eine Sammlung verschiedener Szenen und Bilder, die ebenso wie der Marstraum jedes fortlaufenden Fadens entbehren und markante historische Ereignisse fast ganz vernachlässigen. Nie z. B. hat man Marie Antoinette das Schaffot besteigen sehen, wie Simandini den Scheiterhaufen. Man weiß nicht einmal immer, ob das Schauspiel, das man grade vor Augen hat, als Wiederholung, als genaue Erinnerung unbekannter, aber wirklicher Episoden aus dem Leben der Königin gelten soll, oder ob es sich wohl um neue, wirkliche Vorfälle handelt, die sich ereignen zwischen der jetzt reinkarnierten Königin und ihren alten Bekannten, wie sie sie in Sitzungsteilnehmern oder in Desinkarnierten wiederfindet, die mit

ihr durch medianimistische Beziehung verbunden sind. Das hängt von den einzelnen Fällen ab.

Wenn Helene z. B. am 25. Dez. 1896 im Trance einer anwesenden Dame, die sie für die Prinzessin de Lamballe hält, rührende Ermahnungen erteilt, so muß man darin nach Leopolds Angaben Reproduktionen des letzten Abends sehen, den die unglückliche Königin mit ihrer Kerkergegnossin in dieser Welt verbrachte. (Zwar war die Prinzess de Lamballe drei Monate früher zu Weihnachten 1792 als Opfer der Septembermorde gefallen, aber dergl. kommt bei spiritistischer Chronologie fast nicht in Betracht.) — Wenn andererseits der Abt Grégoire durch den Tisch, welcher sich bezeichnenderweise nach Helene zuneigt, diktiert: „Ich wollte Dich retten, aber ich konnte nicht“, oder wenn der finstre Hébert bei demselben Vorgang sagt: „Ich habe Dich sterben lassen, ich leide . . . betet für mich!“, so muß man die posthume Huldigung und Gewissensangst, mit der diese beiden Desinkarnierten ein Jahrhundert später ihrer in Fr. Smith endlich wiedererkannten Herrscherin nahen, als wirklich ansehen. Am häufigsten aber ist die Entscheidung unmöglich, ob der Vorfall, dem man beiwohnt, einfach Vergangenes wieder aufzufrischen vorgibt oder ein neues Faktum darstellt. Leopold selbst scheint über diese zusammengesetzten Szenen, in denen sich Erinnerungen an ein verflonesenes Vorleben mit der Realität von heute mischen, nicht recht im klaren zu sein; der Psychologe darf sich nicht spiritistischer zeigen als die Geister, und Unterschiede fordern, wo er ohne diese damit nichts anfangen kann.

Örtlichkeit der Szenen und der Königin-Visionen ist oft unbestimmt. Viele spielen sich in den Gärten oder Gemächern von Klein-Trianon ab; die Ausstattung, welche Helene dort beschreibt, ist wohl immer im reinen Louis XVI.-Stil gehalten. Seltener befindet sich Marie Antoinette im Temple oder bei im Grunde unschuldigen, aber sehr unvorsichtigen Rendez-vous in irgend einem geheimen Landhäuschen in Paris. Nie sieht man sie in Österreich, denn im Unterschiede von der indischen Fürstin, die noch ganz voll von ihren arabischen Erinnerungen ist, scheint sie ihre Vergangenheit als junges Mädchen völlig aus dem Auge verloren zu haben.

In der Umgebung der Königin glänzt der König durch Abwesenheit; kaum macht sie auf ihn einige spärliche Anspielungen mit bemerkenswerter Gleichgültigkeit. Die meisten der bekannten Persönlichkeiten der Epoche, die aufzuzählen ich mir erlasse, figurieren dabei durcheinander und nebensächlich, indes drei kehren ständig wieder und nehmen den Vordergrund ein. Zuerst natür-

lich Graf Cagliostro, „mein Zauberer“ oder „dieser liebe Zauberer“, wie ihn die Herrscherin vertraulich nennt. Sie hat nie genug an seinen Besuchen und Unterredungen, die über alles Mögliche sich ergehen von philosophischen Themen an, wie zukünftiges Leben und Gottesdasein bis zu dem Klatsch der letzten Versailler Festivität, im Vorbeigehen über Politik. Es ist dann Louis-Philippe von Orléans (Egalité) und der alte Marquis von Mirabeau, welche, besonders der erstere in zahlreichen Szenen zu halluzinatorischen Unterredungen für Helene dienten — bis eines Tags infolge der Zulassung von Eug. Demole in die Sitzungen, dann von Aug. de Morsier, in denen Marie Antoinette unmittelbar die beiden obigen Personen wiedererkannte, zum größten Vergnügen der Teilnehmer der somnambule Monolog zum wirklichen, lebendigen Gespräch wurde. Man ahnt nicht alle Berühmtheiten des Ancien Régime, die sich an jener Jahrhundertwende in Genf, ohne es zu wissen, ein Rendez-vous gaben und dort mit den erlauchten Vertretern mittelalterlichen Indiens das Inkognito einer sehr bürgerlichen Hülle bewahrten.

Seit diesem unerwarteten Zusammentreffen von zwei ihrer mit ihr reinkarnierten Zeitgenossen, gönnt sich die somnambule Königin gelegentlich gern das Vergnügen, die kleinen Soupers und heiteren Abendegesellschaften von ehemals zu erneuern. Wenn man glaubt, daß eine Sitzung, die schon von 4—7 Uhr nachmittags währte, zu Ende sei, und man Frl. S., endlich von einer langen Reihe indischer, martischer Szenen u. a. erwacht, einladet zu dinieren und sich vor dem Wege nach ihrer Wohnung zu stärken, geschieht es oft, daß, wenn sie Demole oder de Morsier unter den Teilnehmern bemerkt, sie leicht zittert bei zuweilen kaum merklicher Veränderung der Gesichtszüge, aber darüber gibt es keine Täuschung; dann mit ihrem so charakteristischen Marie Antoinetteakzent: „Ah, Marquis, Sie hier! Ich habe Sie noch gar nicht bemerkt!“ sagend, ist sie in einem Wachsomnambulismus, der sich ausdehnen kann, wenn derselbe durch Anregung und guten Willen der improvisierten Teilhaber unterstützt wird, die ihre Rolle als Mirabeau oder Philippe von Orléans nach besten Kräften aufrecht erhalten. Man geht in den Speisesaal hinunter; die Königin nimmt am Tisch neben dem Marquis (oder Philipp) Platz

und hat nur für ihn Augen und Ohr, während die andern Gäste und Bedienten von ihrem Traum ausgeschlossen bleiben. Sie ißt und trinkt nur, was er ihr anbietet; die Sorge für diese erlauchte Nachbarin ist keine Sinekure, denn sie besitzt einen wahrhaft königlichen Appetit. Man ist um so mehr über das, was sie verschlingt, verblüfft sowie über die vollen Weingläser, die sie ohne Unbequemlichkeit Zug auf Zug leert, als Frl. Smith im Normalzustande die Mäßigkeit selbst ist und außerordentlich wenig ißt. Nach dem Essen begibt man sich in den Salon, mit viel Komplimenten und Verbeugungen; Marie Antoinette nimmt den Kaffee ein. Bei den ersten Malen nahm sie auch von Philippe eine Zigarette und rauchte diese — Frl. Smith raucht nie im Wachzustande —, aber Bemerkungen der Anwesenden über die historische Unwahrscheinlichkeit dieses Zuges müssen registriert und auf fruchtbaren Boden gefallen sein, denn in den folgenden Sitzungen schien sie den Tabakgebrauch in dieser Form nicht mehr zu verstehen. Hingegen nahm sie mit Eifer aus einer imaginären Tabaksdose eine Priße, was ihr beinahe sofort eine Folge von autosuggestiv wundervoll geglücktem Nießen einbrachte.

Die Soiree vergeht bei wechselndster Unterhaltung, bis sich ohne Zweifel Ermüdung geltend macht, die Königin schließlich verstummt, die Augenlider senkt und in irgendeinem Sessel einschläft. Von diesem Augenblick an erscheint Leopold, der während des tieferen Königinsonnambulismus kein Lebenszeichen gibt, und von dem man keine Antwort erhalten kann, wieder und erwidert mit dem Finger oder manifestiert sich in spontanen Gesten: z. B. Helenes Hand hebt sich und führt Striche über ihre Stirn, um den stärkenden Schlummer, der sie in den Normalzustand zurückführen soll, zu kennzeichnen. Nach einigen Minuten, höchstens einer $\frac{1}{2}$ Stunde erwacht Frl. Smith ohne jede Erinnerung an die Soiree, glaubt, daß man noch nicht gespeist und beklagt sich über Hunger und Durst, wie wenn die Magensensibilität an Amnesie und an den Begleitverschiebungen der Persönlichkeitsänderung teil nähme. Indessen habe ich sie nie bei solchem Augenblick anders als 1—2 Glas Wasser annehmen sehen, worauf sie sich ganz wach fühlt. Einem Rückfall in den Königinsonnambulismus habe ich nur ein einziges Mal bei-

gewohnt, als ich sie in ihre Wohnung zurückbrachte. Helene wollte sich mit aller Gewalt zu einer bekannten, während der Sitzung visionär ersichtlichen Person begeben, die am Hofe Marie Antoinettes eingeführt, im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in Genf verstarb. Erst vor dem Hause, wo er wohnte, angekommen und im Begriff dort einzutreten, gelang es mir, sie endlich zu erwecken und ihrem Heim zuzuführen, amnestisch über diesen Vorfall und ganz erstaunt über die unbekanntesten Straßen, wo wir uns befanden.

Einen umständlicheren Bericht über diese Dinners und Soirees von Marie Antoinette zu geben, ist zwecklos. Sehr amüsant für Zuschauer würden sie, wenn des langen und breiten erzählt, viel von ihrem Reiz verlieren. Die Einzelheiten entsprechen den Erwartungen an eine lebhaftere, muntere, feurige Subliminalphantasie, die über die Anschauung der erlauchten Herrscherin reichlich dank der Geistesatmosphäre unsres Landes mit Vorstellungen ausgestattet ist, wie sie noch leichter erklärbar sind als die des indischen Zyklus. Übrigens schleichen sich viele Anachronismen ein; Ihre Majestät gerät bisweilen in Fallen, welche der Marquis oder Philipp ihr zu stellen, sich ein boshaftes Vergnügen machen. Sind diese zu plump, so meidet die Königin dieselben und bleibt mit ungemein komischer Natürlichkeit anfangs bestürzt, informiert sich dann neugierig oder bekundet über den Geisteszustand ihrer Partner Unruhe, wenn diese Telephon, Fahrrad, Postdampfer oder das moderne wissenschaftliche Vokabular in ihre Unterhaltung des 18. Jahrhunderts einflechten und festhalten. Aber andererseits braucht sie selbst tiefer eingewurzelte Bezeichnungen wie: entgleisen (in figürlichem Sinne), Meter, Zentimeter usw. ohne Zucken. Gewisse Worte, wie Tramway und Photographie haben zu merkwürdigen Konflikten geführt: zuerst läßt Marie Antoinette das perfide Wort passieren; man sieht, sie hat seinen Sinn wohl verstanden, aber eigene Überlegung oder Lächeln der Anwesenden erwecken in ihr das Gefühl der Unverträglichkeit; sie verbessert sich, kommt auf den eben gebrauchten Ausdruck zurück, indem sie ganz spontane Ignoranz und Staunen heuchelt. Der Spiritismus erklärt diese Versehen mit der Anklage an die hinterlistigen Freunde der Königin, die mit

dem Trancezustand verknüpfte Suggestibilität auszunutzen, um ihre Ideen zu verwirren. Die Psychologie ist nicht überrascht, daß die Subliminalnachahmung, so bemerkenswert sie sei, einige kleine Fehler aufweist. Jeder ist einig in der Art des Ausdrucks, wenn nicht in der des Denkens, indem man diese Anachronismen einer zufälligen Mischung von Erinnerungen der gewöhnlichen Persönlichkeit und des gegenwärtigen Lebens mit denen der Königinpersönlichkeit, die während des Somnambulismus wieder erwacht war, zuschreibt.

In ihrer Rolle als Majestät gibt Helene den Beweis von viel Feinheit und Geistesgegenwart. Sie bietet recht geistvolle, dem Stil der Zeit zuweilen völlig angepaßte Gegenreden, welche ihre Partner aus der Fassung bringen und festnageln. Die jede überlegte und berechnete Vorbereitung ausschließende Leichtigkeit und Raschheit des Dialogs bekunden große Geistesfreiheit und ein bemerkenswertes Improvisationstalent. Andererseits laufen dabei Episoden und Einfälle unter, die nichts Unvorbereitetes mehr an sich haben und sichtlich Resultat einer Ausarbeitung sind. Diese ist vorangegangen im Verlauf unterbewußter Träumereien und verschiedener Automatismen, welche der Königinzyklus im gewöhnlichen Leben Helenes auftauchen läßt. Es gibt Szenen, für die man Entwicklung und Wiederholung in einer Reihe von Sitzungen und Spontanvisionen verfolgen kann, wie dies für die anderen Zyklen zutrifft. Hierzu ein Beispiel unter vielen.

Am Ende einer Sitzung, der de Morsier beiwohnt (10. Okt. 1897) verfällt Fr. Smith in ihren Marie Antoinettetraum. Während des Diners macht sie mehrere Anspielungen auf ihren Sohn, den Dauphin, spricht auch von ihrer Tochter und erzählt, ihren Zauberer nach Geschlecht ihres zukünftigen Kindes u. dergl. gefragt zu haben, alles Dinge, die für ein Gespräch mit Philipp fremdartig, irgend eine zugrunde liegende, keimbereite Subliminalszene anzuzeigen scheinen. In der Tat wird mitten in der Soiree die Königin zerstreut und absorbiert, dann endlich kniet sie in einer wenig hellen Salonecke nieder: ihr Monolog zeigt an, daß sie vor der Wiege, wo der kleine Dauphin und sein Schwesterchen schlafen, ist. Bald kommt sie zurück, um Philippe zu holen und führt ihn hin, seine schlafenden Kinder zu bewundern, welchen sie mit ganz leiser Stimme eine unbekannt Romanze singt („Schlaft in Frieden“ usw.) nach einer Klagemelodie, analog der des indischen Sings. Tränen entquellen ihren Augen; sanfte Küsse auf die imaginäre Wiege und ein

heißes Gebet zur Jungfrau Maria enden die äußerst rührende Mutter-szene.

Einige Wochen später (am 1. Dez.) tauchte eine neue Romanze bei spontanem Anfall von visuellem, auditivem und graphischem Automatismus auf, von dem mir Helene am folgenden Morgen einen Bericht sandte. Abends hatte sie allein mit ihrer Mutter, Leopold über eine Angelegenheit befragt, welche sie sehr beschäftigte, und darauf Antwort erhalten. „Kaum war die Mitteilung zu Ende, als ich lauter Aufregung um mich sah; darauf hob sich mir zur Linken in einer Entfernung von ca. 10 m ein nicht sehr großer Salon à la Louis XVI. ab, in dessen Mitte ein viereckiges Klavier geöffnet stand. Vor diesem Klavier saß eine noch junge Dame, deren Haarfarbe ich nicht unterscheiden konnte. War sie blond? grau? ich vermochte nichts zu sehen. Sie spielte und sang zugleich; Klaviertöne und sogar die Stimme drangen bis an mein Ohr, aber ich konnte die Worte des Liedes nicht aufgreifen. Zu beiden Seiten des Klaviers standen ein Knabe und ein junges Mädchen; nicht weit von ihnen saß eine junge Dame, die ein ganz kleines Kind auf den Knien hielt¹⁾. Diese reizende Vision dauerte leider nur sehr kurze Zeit, höchstens 10 Minuten.“

Nach Verlöschen derselben hatte Helene den Gedanken, einen Bleistift zu nehmen. „Den Bleistift in der Hand saß ich da und fragte mich, was ich wohl schreiben könnte, als ich plötzlich wieder in Melodie, dann, diesmal sehr deutlich, die Worte hörte, aber ohne irgendeine Vision in diesem Augenblick. Das Ganze ging in meinem Kopf, in meinem Hirn vor sich; instinktiv faßte ich mich an die Stirne, um das, was in mir vorging, besser zu hören und zu verstehen. Ich fühlte mich gezwungen, den Bleistift anders als wie gewöhnlich zu halten. Hier folgen die Worte der Romanze, die ich hörte und augenblicklich nachschrieb. Wie Sie sehen, ist es nicht meine Schrift, es kommen auch sogar sehr grobe, orthographische Fehler vor:

Approchez-vous approchez-vous / enfans chéris, approchez-vous / quand le printemps sur nous ramène / ses frais parfums ses rayons d'or / venez enfans sous son haleine / gazouiller bas mes doux trésors / approchez-vous approchez-vous / enfans chéris approchez-vous / êtres chéris enfans bénis / approchez-vous de votre mère / son doux baiser petits amis / calme et

1) Man errät leicht, daß diese Vision Marie Antoinette mit ihren drei Kindern und Madame Elisabeth darstellt.

guérit toutes misères / approchez-vous approchez-vous / enfans chéris approchez-vous“¹⁾).

Wenige Monate später (4. Sept. 1898) reproduzieren sich die beiden vorangehenden Szenen mit Detailvarianten in einer und derselben Szene, wo zuerst Marie Antoinette Philippe zum fiktiven Bettchen ihrer Engelchen führt und ihnen ihr erstes Lied singt: „Schlaf in Frieden“; usw. Dann führt sie ihn zum Klavier, schlägt ein imaginäres Heft vor seinen Augen auf und nötigt ihn, sie zu begleiten, während sie die „Elisabeth-Romanze“ singen wird. De Morsier, der glücklicherweise nicht im Geringsten in Verlegenheit kam, improvisiert auf gut Glück eine Begleitung, der sich die Königin nach einiger Kritik anpaßt, und zu der sie mit sehr reiner, weicher Stimme Worte singt; diese erweisen sich Wort für Wort als die obigen, automatisch am vorhergehenden 1. Dez. geschrieben.

An diesem Beispiel erkennt man die Mischung von Vorbereitung, Wiederholung und Improvisation, die die verschiedenen Vorfälle voraussetzen, wenn sie die Kosten der Königin-Soiree bezahlten. Könnte man Zeuge sein oder erinnerte sich Fr. S. aller Spontanautomatismen, welche der Königin-Romanz unterhält, Nachträume, hypnagogischer Visionen, unterbewußter Träumereien während des Wachens u. dergl., so würde man wahrscheinlich unabsehbaren, eingebildeten Konversationen beiwohnen mit dem Marquis, Philippe, Cagliostro und all den fiktiven Personen, welche gelegentlich in den Somnambulszenen auftreten. In dieser zugrundeliegenden und unbekanntenen, vielleicht nie unterbrochenen Tätigkeit bereitet sich vor und arbeitet sich langsam die Rolle der Königin von Frankreich heraus, wie sie hervorbricht und sich mit soviel Glanz in ihren Soireen mit Philippe von Orléans und dem Marquis von Mirabeau entfaltet.

Wie ich sagte sind, abgesehen von jenen beiden wirklichen Herren, welche, wenn anwesend, immer (bisweilen sogar in ihrer Abwesenheit) am Königin-Traum Teil nehmen, die andern Sitzungsgenossen davon ausgeschlossen. Sie gehen, wie man

1) Ich habe die Orthographie respektiert, ebenso wie das völlige Fehlen von Interpunktion und von Zeilen dieses Stücks automatischer Schreiberei, indem ich mich darauf beschränkte, dabei durch Vertikalstriche die sichtliche Trennung in achtfüßige Verse zu markieren. Es zeugt von der regelmäßigen und sorgsamem sog. Marie Antoinetteschrift (ähnlich der in Fig. 40), aber von einem zu schwachen Bleistift, um davon eine Reproduktion zu gestatten.

errät, deswegen nicht unbemerkt vorüber. Wie in negativen Halluzinationen oder systematischen Anästhesien Hypnotisierter selbst das, was nicht wahrgenommen zu werden scheint, doch registriert wird — wär' es grade nur, um vom Ganzen getrennt und als nichtexistierend behandelt zu werden —, ebenso ist unendlich wahrscheinlich, daß nichts von dem, was um Frl. Smith herum passiert, ihrer Grund- und Total-Individualität entgeht. Die Königin-Personifizierung, welche im Vordergrunde steht und in einer auf Philippe und den Marquis eingeschränkten Auslesebeziehung sich bekundet, läßt die übrigen Anwesenden nur verdunkeln und hinter die Kulissen zurücktreten, ohne ihre Zusammenhänge mit der Umgebung abzubrechen. Dafür hat man zahlreiche Beweise.

Beim Auf- und Abgehen stößt z. B. Marie Antoinette nie ernstlich an andere Anwesende an. Deren Bemerkungen und Kritiken sind nicht verloren, denn oft verrät nach einigen Minuten ihr Gespräch den Einfluß. Ebenso wenn man ihre Hand kneift oder sticht oder ihren Gehörgang, Lippe, Nase kitzelt und . . . sogar die Hornhaut, so scheint sie zwar zunächst anästhesisch, ihr Kopf wendet sich jedoch einige Sekunden später unauffällig ab und verfällt, wenn man darin fortfährt in eine, ihrem Traum angepaßte Art Erregung, wechselt die Stellung unter irgendeinem Vorwand usw. Eines Tages zerschlug ich unter Bedingungen, die jedes Erwarten oder Voraussehen ihrerseits ausschlossen, hinter Helene einen Teller. Der Lärm ließ die ganze Gesellschaft aufspringen, Helene allein rührte sich nicht und schien nichts gehört zu haben. Einige Minuten später aber wurde sie zuerst unruhig, stand was sie sonst nie tat, vom Tisch auf, indem sie sich beklagte, daß keine ihrer Dienerinnen da wäre, zog an einer fiktiven Klingel (in einer Zimmerecke), ging dann, preisgegeben großer Ungeduld und Zornergüssen auf und ab, bis die Ruhe allmählich wiederkehrte. Kurz die Erregungen, für die sie für den Augenblick unempfindlich scheint, speichern sich offenbar — weit davon entfernt, ohne Wirkung zu bleiben — auf und ergeben durch Summierung Reaktionen, die etwas verspätet und der somnambulen Szene verständlich angepaßt, aber von einer diese Latenzperiode eher gesteigerten als verringerten Intensität sind. — Musik wirkt gleichfalls auf sie fast unmittelbar, indem diese sie aus ihrem Marie Antoinettetraum in gewöhnlichen Hypnosezustand stürzt, in dem sie leidenschaftliche Haltungen annimmt, die nichts königliches mehr haben, konform dem wechselnden Charakter der Weisen, die auf dem Klavier folgen.

Bisweilen ist es vorgekommen, daß der Königintraum, wenn er erst am Schluß einer Sitzung begann, nicht mehr fest fußen konnte infolge des Aufbruchs seiner beiden anregenden Haupthelden. Dann vollzieht

sich die Rückkehr in den Normalzustand ohne Schlummer mit einer Reihe psychophysischer Schwankungen, welche z. B. während der ganzen Mahlzeit andauern und eine Beobachtung der den verschiedenen Funktionen entsprechenden Variationen zulassen. Helene hat in ihren Phasen als Marie Antoinette immer deren charakteristischen Akzent; sie erkennt mich vage, ohne sagen zu können, wer ich sei oder die andern Anwesenden; sie zeigt Allochirie, komplette Unempfindlichkeit der Hände (mit visueller Vorstellung des von mir pinzettierten Fingers), lebhaften

Le ciel est tout gris.
Il faisait beau Dimanche
Dernier.

Le ciel est tout gris
Il faisoit beau dimanche
dernier.

Fig. 42. — Schriftunterschiede von Frl. S. am Ende einer Marie Antoinette-Inkarnation, je nachdem sie in einer Normalzustandsphase ist (obere Zeilen, nach ihrer gewöhnlichen Schrift) oder in Rückkehr des Königintraums (untere Zeilen, man beachte das Wort: faisoit). Natürliche Größe. Das Zittern einiger Züge ist nicht im Original, sondern stammt vom Nachziehen mit Tinte behufs Reproduktion.

Appetit, obgleich sie zuweilen klagt, trotz ihres Hungers nichts essen zu können. Wer Frl. Smith ist, weiß sie nicht. Fragt man sie nach dem zeitigen Datum, so antwortet sie genau nach Monat und Tag, gibt aber ein Jahr des 18. Jahrhunderts an usw. Dann ändert sich plötzlich ihr Zustand. Der Königinakzent macht ihrer gewöhnlichen Stimme Platz; sie scheint absolut erwacht, jede geistige Verwirrung ist geschwunden, sie ist sich über Personen, Daten und vorhandene Umstände völlig klar, aber hat keinerlei Erinnerungen an ihren Zustand von soeben; sie hat keinen Hunger mehr oder Allochirie oder Anästhesie und klagt über heftigen Schmerz im Finger, den ich in der vorhergehenden Phase ge-

kniffen habe. — Eines Tages habe ich dieses Wechselspiel benutzt, um ihr einen Bleistift zu reichen und den Satz in Fig. 42 zu diktieren. In normalen Augenblicken hält sie den Bleistift nach Gewohnheit zwischen Zeige- und Mittelfinger und hat gewöhnliche Handschrift. Während der Rückfälle in den Königin-Somnambulismus hält sie denselben zwischen Daumen und Zeigefinger, nimmt sog. Marie Antoinette-Schrift und -Orthographie an; genau wie ihre Stimme den Akzent aufgreift. Vermutlich würden alle andern Funktionen, könnte man sie prüfen, analoge Parallelvariationen aufweisen, da der Persönlichkeitswechsel naturgemäß begleitet oder besser gesagt, konstituiert ist durch zusammenhängende Veränderungen nicht bloß von Gedächtnis und Sensibilität, sondern auch von Motilität und Gemütsstimmungen, kurz aller Fähigkeiten des Individuums. Ich füge hinzu, daß Helene bei jedem ihrer Zustände Erinnerung an vorangehende Perioden gleichen Traumes, nicht aber an den andern Zustand hat. Ich mußte ihr z. B. für den zweiten Versuch den Satz in Fig. 42 noch einmal diktieren, den einige Augenblicke vorher gehört oder geschrieben zu haben sie sich gar nicht entsann. Diese Scheidung in zwei unterschiedene Gedächtnisse ist indes nicht absolut, nicht sehr tief. Im ganzen ist die Marie Antoinette-Persönlichkeit eher eine je nach Sitzungen und Augenblicken an Intensität und Ausdehnung sehr variable Modifikation gewöhnlicher Persönlichkeit vor Frl. S. als eine alternierende und exklusive Persönlichkeit, wie man dafür so frappante Fälle beobachtet.

Für die schlichten Zuschauer ist der Königin-somnambulismus wegen der glanz- und lebensvollen Rolle, wegen der langen Dauer der Durchführung und wegen der unvermuteten Heranziehung anderer wirklicher Personen, vielleicht der interessanteste aller Zyklen Helenes; man ist dabei wirklich in einer Komödie. Aber für Liebhaber des Übernormalen ist es die am wenigsten außerordentliche Subliminalschöpfung Helenes, denn das allgemeine Milieu hier zu Lande ist mit historischen oder legendären Erinnerungen an die berühmte und unglückliche Herrscherin so durchtränkt, daß in der hypnoïden Wiederherstellung einer so bekannten Persönlichkeit nichts Überraschendes liegt. Der Psychologe und Ethiker endlich, der über die inneren Gründe der Dinge nachzusinnen anfängt, kann nicht dem Eindruck eines starken Kontrastes entgehen, den der Vergleich dieses schimmernden Romanes mit dem wirklichen Leben ergibt. An sich sind Helenes Königin-somnambulismen fast immer heiter, freudig, bisweilen spaßig. Aber in ihrer verborgenen Wurzel betrachtet, nehmen sie, sofern es vorübergehende und phantastische Rache des Ideals an der Wirk-

lichkeit ist, des unmöglichen Traumens an den täglichen Notwendigkeiten, der machtlosen Bestrebungen an dem zerstörenden und blinden Geschick, eine tragische Bedeutung an. Sie drücken das erfahrene, erlebte Gefühl bitterer Ironie, zweckloser Empörung, des Verhängnisses aus, das das Menschendasein beherrscht. Sie wollen sagen, daß alles glückliche und glänzende Leben nur Illusion ist, welche sich bald zerstreut. Die alltägliche Vernichtung von Wunsch und Traum durch die unerbittliche und brutale Wirklichkeit konnte in der hypnoïden Einbildung keine adäquatere Darstellung finden, kein Symbol schärfer gestimmten Gefühlstons, als die majestätische Königin, die zum höchsten Gipfel von Glück und Ruhm berufen schien — und auf dem Schaffot endete.

[Nouv. Obs. S. 216: Dieser Somnambulismus hat sich weiter entfaltet und ist oft mit Glanz in den amerikanistischen (siehe S. 81) Sitzungen, speziell während Helenes Aufenthalt in Paris aufgetreten. Es ist begreiflich, daß die Rückkehr der unglücklichen Herrscherin nach einem Jahrhundert in die Hauptstadt, die sie so tragisch verlassen hatte, in ihr nur peinliche Gefühle erwecken konnte. Tatsächlich ist es psychologisch sehr natürlich, daß der Gedanke, in Paris zu sein, den Königintraum im latenten Erregungsstadium oder, so zu sagen, an der Bewußtseinsoberfläche erhalten hat: beständig bereit hervorzutreten, was er ohne Zweifel bei jeder Gelegenheit getan hätte ohne den Gegendruck, der darauf durch das Gefühl vorhandener Realitäten ausgeübt wurde. Vielleicht muß man neben der ganzen Veränderung der Lebensweise, in dem dumpfen Kampfe und der inneren Spannung zwischen imaginärer Vergangenheit und unentrinnbarer Wirklichkeit eine der Ursachen für die ungewohnten Kopfschmerzen sehen, welche Frä. Smith während ihres Aufenthaltes in der Großstadt verfolgten

In den Briefen an ihre in Genf zurückgebliebene Mutter erzählt Helene, daß sie in Paris nichts überrasche, es schiene ihr, immer dort gelebt zu haben¹⁾.

1) Flournoy spricht das Gefühl des näheren nur als einen Allgemeindruck unter der Form plötzlicher und unbestimmter Emotionsanfälle an, nicht als Eingriff des charakteristischen sog. Gefühls des „falschen Wiedererkennens“ oder „Schongesehenhabens“ (Paramnesie). V.

„Meine Eindrücke, schrieb sie auch an mich, oder besser gesagt, meine Empfindungen sind so verschieden, bisweilen angesichts gewisser Straßen und Denkmäler so merkwürdig, daß ich Seiten und Seiten brauchte, um sie Ihnen zu analysieren . . . Einmal unternahm ich in Begleitung der Kammerfrau von Frau J. zu Fuß einen kleinen Spaziergang; ich hatte heftige Kopfschmerzen und fühlte das Bedürfnis zu gehen. — Seit ich hier bin, leide ich an Kopfschmerzen, was ich früher gar nicht kannte. — Ich ging über einen großen Platz; während der ganzen Zeit dieses Hinübergehens fühlte ich Schauer in Armen, Händen und Kopf. Eine entsetzliche Angst schnürte mir das Herz zusammen, und eiligst kehrte ich um. Einmal nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich Frau J. von diesen Eindrücken; nun erst wurde es mir klar, daß ich über die Place Louis XV. gegangen war. Seitdem bin ich wieder im Wagen dort gewesen; damals habe ich von neuem den peinlichen Eindruck verspürt, aber weniger heftig als am ersten Tage, an dem ich zu Fuß ging. Wollte ich darüber mehr erzählen, so würde ich nie fertig werden.“

Kaum brauche ich zu bemerken, daß, bevor man diesem Angstgefühl — vielleicht sogar nur einem rein zufälligen Unwohlsein oder auch einer Anwandlung von Platzfurcht infolge der wirklich imponierenden Größe der Place de la Concorde — irgend übernormale oder mysteriöse Bedeutung beimißt, man zuerst nachweisen müßte (was unmöglich ist), daß Frl. Smith keine klare oder latente Kenntnis besaß weder von dem heutigen Namen des Platzes, über den man sie führte, noch von seiner Identität mit der alten Place Louis XV, wo die arme Östreicherin guillotiniert wurde. Derselbe Einwurf ließe sich gegen alle anderen Eindrücke aus Paris erheben, da die einfachen, auf Straßenschildern flüchtig gelesenen Namen bereits hinreichen, um durch Ideenassoziation historische, auf normalste Weise in ihrer jetzigen Existenz erworbene Kenntnisse wachzurufen und gleichzeitig in einem sehr suggestiblen, von der fixen Idee, Marie Antoinette zu sein, beherrschten Unterbewußtsein die entsprechenden Gefühle zu erzeugen. Über die eigentlichen Sitzungen, die Helene bei ihrer Wohltäterin gab, und in denen sich der Königin-Somnambulismus frei tummeln konnte, wissen wir sehr wenig Einzelheiten. Hierzu ein Beispiel, das ich wieder dem an mich gerichteten Brief entnehme.

„Vor ihrer Abreise (einer Miß F., einer Freundin von Frau J., die nach Amerika zurückgerufen war) hatten wir zwei Sitzungen. Die erste betraf ganz die Freundin; die zweite war eine für Marie Antoinette,

wie sie von Leopold vier Tage vorher angekündigt war. Ferner hatte mir Frau J. ein langes, weißes, sehr ausgeschnittenes Atlaskleid für diesen Abend machen lassen. Ich war sehr erregt, mein Herz klopfte heftig, als ich durch den mit rotem Plüsch ganz ausgeschlagenen Saal schreitend, in die glänzend zu diesem Zweck erleuchteten Salons eintrat. Zum Glück war Leopold sogleich zur Stelle, er nahm mich bei der Hand und führte mich vor ein kleines Sopha à la Louis XV., für das ich, warum weiß ich nicht, leidenschaftliche Vorliebe habe. Plötzlich verlor ich das Bewußtsein von allem, und schnell, wie der Blitz überkam mich der Schlaf. Die Sitzung dauerte zwei Stunden; scheinbar konnte man wundervolleres nicht erleben. Die Damen wollten ihren Augen und Ohren nicht trauen. Miß F. sagte mir: Ich wünschte, ich wäre reich und könnte so etwas oft sehen, ich würde dann jedesmal 500 Dollars in Ihre Hand drücken. — Arme Miß F.! Sie ahnt nicht, daß für mich die Sitzungen nicht mehr denselben Wert haben würden. Ich habe sie das verstehen lassen mit den Worten, wie glücklich ich in diesem Augenblick wäre, daß sie nicht reich sei. Die ganze übrige Soirée hat sie geweint, geweint vor Erregung oder Freude, ich weiß wirklich nicht worüber. Das weiße Atlaskleid verbarg Frau J. und sagte mir: Später holen wir es wieder hervor, für den Augenblick schließe ich es ein. —“

So ergreifend diese Königinsoiree, nach der Wirkung auf die Zuschauerinnen zu urteilen, auch gewesen sei, so wird sie doch noch weit hinter der Szene zurückbleiben, die Leopold mir in seiner letzten Sitzung vor Helenes Abreise nach Paris (am 2. Nov. 1900, siehe S. 84) ankündigte, und die sich bei Helenes erstem Besuch in Versailles abspielen sollte. Über Helenes Unterbewußtsein ist Leopold klar genug orientiert, um vorauszusehen, daß bei solcher Umgebung das Auftauchen des Königin-Trances nicht ausbleiben wird, und zwar so prachtvoll, daß er mich in dringendster Weise einlud, nach Paris zu reisen, um dieses einzigartige Schauspiel zu betrachten. Seinen Reden nach müßte ich absolut jenem Höhepunkt der Königin-Somnambulismen beiwohnen und Zeuge sein von „ihrem Eintreten im Trianon als Frl. Smith und ihrem Heraustreten als Marie Antoinette“. Weiter erzählte mir Leopold, in einer vorangehenden Sitzung der Frau J. für dieses bevorstehende Ereignis schon seine Instruktionen erteilt zu haben mit dem Hinweis auf die Toilette des 18. Jahrhunderts, die Helene anzulegen sich schicken lassen werde, sowie mit der Empfehlung, sie nach Versailles morgens zu früher Stunde zu bringen, bevor dort zu viel Leute seien. Außerdem

solle Frau J. mich einige Tage vorher benachrichtigen, damit ich Zeit hätte, von Genf aus hinzukommen, denn „du wirst ihr nützlich sein können“, hatte Leopold mir gesagt, zweifellos um Helene während ihres Somnambulismus gegen Neugierige zu schützen, oder sie, bevor die Sache zu weit ginge, zu erwecken. — Leider hatte Leopold sich getäuscht, wenn er darauf rechnete, Frau J. würde Helene nach Versailles bringen. Die Sache hat noch nicht stattgefunden, aber vielleicht ist die Partie nur aufgeschoben; wenn ich dieser eigenartigen Episode nicht mehr beiwohnen sollte, so wage ich wenigstens den Besuchern und den Aufsehern, die vielleicht gelegentlich das Schauspiel sehen werden, vorauszusagen, daß sie sich an jenem Tage nicht langweilen werden! — Fast all meine spiritistischen Kritiker haben sich bei der Reinkarnation der Königin Marie Antoinette durch Helene sehr skeptisch gezeigt und geglaubt, den Königinzyklus meiner psychologischen Erklärung durch reine Autosuggestion von Größenwahn überlassen zu müssen. Ich weiß nicht, ob sie sich von der Tragweite solcher Konzession Rechenschaft gegeben haben und von dem unvermeidlichen Rückschlag auf die Interpretation aller anderen Produktionen Helenes. Denn es ist klar, daß, wenn die hypnoïde Einbildung im Stande ist, mit den unzureichenden Geschichtskennntnissen von Helene eine Rolle dieser Spannweite wiederzugeben und sie mit solch staunenerregender Vollkommenheit zu realisieren, man nicht einsieht, warum man ihr dieselbe Fähigkeit absprechen sollte in der Rolle einer indischen Fürstin oder in den angeblichen Inkarnationen von Verstorbenen, die den Sitzungsteilnehmern bekannt waren, und über die Helene sehr wohl Auskünfte sei's durch Sehen, sei's durch Hörensagen aufspeichern konnte.

Wie dem auch sei, diese einmütige Zustimmung über Unechtheit der Königin - Reinkarnation würde mich von weiterer Erörterung dispensieren, wäre nicht eine unerwartete Episode, die sich momentan darauf gepropft hat, und deren psychologisches Interesse einige Beachtung verdienen dürfte. Ich meine die im Frühjahr 1900 erhaltenen Mitteilungen von dem verstorbenen Dr. Barthez, ärztlichem Rat von Ludwig XVI. und glänzendstem Vertreter der vitalistischen Schule von Montpellier. Zunächst

folge ein kurzer Bericht über die Szenen, in denen er sich manifestierte.

25. Febr. 1900. — Um $\frac{1}{2}$, 8 Uhr abends sammelt sich Helene, die mit ihrer Mutter allein ist, und ruft Leopold an, um versuchsweise über verschiedene, sie beunruhigende Dinge (Sache mit Z. usw.) seine Ansicht zu hören. Sie empfängt darüber eine gute, tröstende Mitteilung (siehe S. 155), worauf Frau Smith, die in der letzten Zeit krank war, Leopold noch um ein Heilmittel bittet; der letztere antwortet: „Es kommt der, der dir sagen wird, was zu tun ist“. Alsbald verschwindet er und macht einer anderen Person Platz, welche Helene sehr wohl unterscheidet: Eher von hohem Wuchs, trägt er ein Kostüm aus dem 18. Jahrhundert; seine Haare sind mit schwarzem Bande verknötet, weil sie eine Flechte zu bilden nicht hinreichen würden. „Er kündigt sich, sagt Helene, unter dem Namen von Dr. Barthès an, behauptet, mich recht gekannt zu haben und plaudert etwa zehn Minuten mit uns. Nach den Tagen sehnt er sich zurück, wo er meinen Weg über dem Boulevard du Temple abpaßte, und wiederholt unablässig: „Wo sind diese Tage hin, wo sind sie?“ Schließlich ist er weggegangen; Mama fühlte so gut seinen Einfluß, als er an ihr nahe vorbeiging; sie hat denselben gefühlt, wie sie sagte, an ihren Beinen. Das ist sehr merkwürdig; freuen wir uns, er hat mir gesagt, er käme wieder.“ Im Verlauf dieser Erscheinung schrieb Helene durch Helenes Hand für Frau Smith eine Verordnung, bestehend aus Milch und Eibisch auf, und für sie die unterzeichnete Botschaft, in N. Obs. Fig. 19 reproduziert: „Wo sind jene Tage hin, wo sind sie, als ich, auf dem Boulevard (sic) du Temple umherschleudernd, nur einen Wunsch und Ziel hatte, Ihren Wagen vorbeifahren zu sehen und dabei Ihren Schatten zu erschleichen. Wo sind jene Tage hin, wo sind sie, diese Augenblicke des Glücks, in denen mein Herz für einige Stunden so sehr erfreut war. Ich bin Doktor Barthès.“ — In der Sitzung vom 13. Mai erklärte Leopold, Barthez' Handschrift nicht erkannt zu haben, und bestätigte durch Diktat mit linkem Zeigefinger, daß diese Botschaft von der Hand des halbinkarnierten Barthez geschrieben sei.

4. März. — Während eines Besuches von Lemaitre verfällt Helene in Halbsomnambulismus und singt am Klavier ihr indisches Lied, dann geht sie zu einer Vision über, die sie folgendermaßen beschreibt. (Lachend) „Ich sehe einen Mann ohne Hände, sie sind wie geschlossene Fäuste, wie Stümpfe (mougnons [sic])! Da ist auch der Doktor (Barthez). O, sie machen sich gut zusammen, sie sehen wie zwei Helfershelfer aus; der mit den Armstümpfen ist jung und hat einen Rock von dunkelblauem Sammet, mit Knöpfen so groß wie Fünfrankstücke; auf diesen Venusbildern nackte Frauen in allen Arten von Stellungen, das ist sogar indezent. Er hat etwas an sich, das mir nicht gefällt. Sie sprechen miteinander, ich kann es aber nicht verstehen.“ Leopold, den

Lemaître fragt, wer der junge Mann sei, antwortet ihm durch linken Zeigefinger: „Fragen Sie nicht weiter!“ Beim ersten Erwachen spricht Helene dann von einem Mann mit mißliebigen Zügen, der keine Finger hatte. Vor beiden Männern hätte man sagen können, wäre eine Art Dampf gewesen, welcher sie zurücktrieb. Nach einem Rückfall in einen abweichenden Traum erwacht sie definitiv und sagt, der junge Mann sei wie ein Prinz gekleidet und außerordentlich gepudert gewesen, aber sehr spaßig: ein Prinz ohne Hände!

13. Mai. Sitzung bei Lemaître. — Vor der Sitzung erzählt Helene, vor einiger Zeit Barthez wiedergesehen zu haben; dabei hätte vor ihr ein leuchtendes Wort gestanden, das sie aber nicht nennen will. Schließlich erfährt man, daß dies Wort „Giftmischer“ war. — Man setzt sich an den Tisch, bald kündigt sich Leopold durch Klopf laut an. Helene empfindet einen Einfluß hinter ihrem Rücken; sie fühlt sich unruhig und zittert, als wenn ihr ein Unglück geschähe. Es folgt Zittern in den Händen, ohne Allochirie: „Ich habe ein Gewicht im Rücken“ wiederholt sie, der Tisch buchstabiert: „Vorsicht!“ Zwischen beiden Händen beginnt nun ein Kampf, eine lebhafte Bewegung, die zunimmt. Als Helene ihre rechte Hand gekrümmt sieht, ruft sie wild erregt: „Meine Hand ist ein Tatze, eine Kralle . . . kommt nicht heran . . . ich könnte Euch kratzen!“ Mitten in diesem fieberhaften Zustand antwortet Helenes linker Mittelfinger (Leopold) wie eine Feder, daß ein Kampf zwischen zwei Einflüssen bestehe, das sei Barthez, der die rechte Hand in Beschlag nehme und die Schwere im Rücken hervorgerufen habe. Auf die Frage, ob Barthez der Marie Antoinette Schaden getan oder ihr ein schlechtes Medikament gegeben habe, antwortet der Mittelfinger (Leopold) mit Diktat durch linken Zeigefinger: „Ich werde es heute nicht sagen“. Dann erklärt er, die Schrift vom 25. Febr. stamme aus der Hand des halbinkarnierten Barthez. In diesem Augenblick bewegt sich der rechte Zeigefinger, die andern Finger der Hand folgen dann, diese Hand kratzt mit den Nägeln heftig den Tisch, indem sie sich drohend gegen die Anwesenden richtet. Helene ruft: „Es ist abscheulich, so etwas in der Hand zu haben“; eine seltsame Mimik folgt: Leopold schiebt langsam die linke Hand vor, um die rechte zu beruhigen, deren Nägel wie eine stumpfe Säge beständig auf dem Tisch kratzen. Plötzlich verschwindet Helenes Stuhl und wird ungefähr einen Meter nach hinten gestoßen; sie sinkt mit dem Ausruf hin: „Man hat mir den Stuhl weggezogen!“ Mit dem linken Arm nimmt sie denselben wieder und rückt ihn unter sich, während die rechte Hand immer auf dem Tisch liegt. „O, mein rechtes Bein, ich fühle, daß man mir das Bein ausrenkt, das ganze rechte Bein, vom Knie bis zur Hüfte.“ Sie stöhnt; Leopold erklärt, daß Barthez ihr all' das angetan habe. Jetzt ist Barthez beinahe weg; Helene fühlt sich besser: „Es scheint, als ob ich mich erhole! Aber als ich ihn bei mir sah, war es nicht unter solchen Umständen.“ — Dann beginnt das Spiel von neuem wieder: Helene fühlt, daß

Barthez, ihr alle kleine Handfibern streckt; der Stuhl rückt sort, sie fällt hin. Während die linke Hand abermals den Stuhl holt, spielt die rechte (Barthez) die Faust und bedroht nach der Reihe die Anwesenden. Diese Szene mit Wegnehmen des Stuhls (Anfall von unbewußtem Muskelautomatismus), während welcher Helene halb geduckt, wie ins Leere hingekauert bleibt, wiederholt sich ein drittes Mal, von Schluchzen begleitet. Glücklicherweise vertreibt Leopold schließlich durch lebhaftige Bewegungen des linken Arms Barthez und inkarniert sich dann genügend, um unter einigen Schluckbewegungen mit seiner rauhen charakteristischen Stimme die Worte: „Bruder, Bruder!“ hervorzubringen; diese Inkarnation dauert aber nur einen Augenblick. Helene erwacht halb, ändert ihren Sitz und plaziert sich in ein kleines Fauteuil; sie klagt über ihr rechtes Bein und sagt dann mit einem Blick auf den Stuhl, den sie erst einnahm: „Ich will ihn nicht, diesen Stuhl, es sitzt ein Mann darauf“ (es ist Barthez; sie speit ihm dreimal ins Gesicht): „Er ist ein Giftmischer, ja, ein Giftmischer!“ Sie speit von neuem zweimal dagegen: „Du hast ihn vergiftet, den armen Orléans. Du, schmutziger, gemeiner Mensch! Versteck Dich!“ Leopold beendet diese Szene, indem er Helenes Augenhöhlennerven drückt; sie geht zu der S. 298 f. beschriebenen Ultramars-Schriftszene über. Bei ihrem Erwachen eine Stunde später, erinnert sich Helene unter anderen auch Barthez gesehen zu haben und sagt: „Den mag ich nicht sehr. Er hat viel Frisuren wie im letzten Jahrhundert, man weiß nicht, wie alt er ist; er hat nichts Offenes in seinem Blick. Aber sprecht mir nicht von ihm!“ Wieder kratzt sie mit der rechten Hand etwas auf den Tisch, aber nicht lange.

1. Juli. — Zu Beginn der Sitzung (bei Lemaltre, bei dem seit 13. Mai keine Sitzung stattfand) mag Helene nicht ihren gewohnten Stuhl, entsinnt sich nicht, ihn gewöhnlich gehabt zu haben, auch keinen Sessel: „Man hat auf diesen Sessel gespieen,“ sagt sie, „ein Vogel ist drüber gegangen, ich wünsche sehr, diesen Tisch nicht mehr zu berühren.“ Das ist offenbar ein Echo unangenehmer Eindrücke der vorangehenden Sitzung; im Laufe der jetzigen Sitzung, welche übrigens nichts mit Barthez zu tun hat, erfährt man in der Tat von Leopold, daß das wohl der Grund des letzten Vorfalles ist: Der Sessel erinnerte Helene an Barthez.

Die historischen Gesichtspunkte, auf welche anzuspieren die vorangehenden Visionen gelten dürfen, überschreiten die Möglichkeit der Kontrolle, zu der ein Laie wie ich, in Wörterbüchern und anderen üblichen Werken im Stande ist, derart, daß ich Fachleuten auf dem Gebiete des achtzehnten Jahrhunderts die Mühe, deren Richtigkeit zu beurteilen, überlassen muß. Von zwei Dingen das eine: Entweder werden alle diese angeblichen Offen-

barungen über Beziehungen von Barthez zu Marie Antoinette und dem Herzog von Orléans als wahr anerkannt — dann können Liebhaber des Übernormalen mit gewissem Schein von Recht sich auf staunenswerte Luzidität oder rückschauende Clairvoyance von Frl. Smith berufen, wenn man indes nicht doch schließlich die Dokumente, deren Kenntnisse auf sehr natürlichem Wege ihr zugegangen sind, entdeckt. Oder das Dunkel über der Vergangenheit hindert, deren Echtheit zu bestätigen; alsdann hat man keine gültige Entscheidung, einstweilig okkultistische Erklärungen der rein psychologischen Hypothese vorzuziehen, welche auf Grund einiger wirklicher Tatbestände ausschmückende bloße Kaprizen der Traumphantasie ansetzt. Bis zum Beweis des Gegenteils bleibe ich meinerseits hierin bei dieser letzteren Annahme, zu deren Gunsten übrigens manche Züge sprechen; dabei tritt der Charakter von Inkohärenz und Verworrenheit als gewöhnliches Kennzeichen der Traumzustandsschöpfungen hervor.

Der frappanteste dieser Züge ist die unerklärliche und unverständliche Wandlung der wechselseitigen emotionellen Stimmungen zwischen Helene und Barthez. In den letzten Szenen beleidigt sie ihn, schilt ihn Giftmischer und speit ihn an, während er seinerseits ihr mehrmals den Stuhl fortreißt und, um ihre Umgebung zu kratzen, sich in ihr zu inkarnieren sucht, soweit daß Leopold, um sie, nicht ohne Mühe, von dieser niederträchtigen Person zu befreien, vermitteln muß. Diese wilde Feindseligkeit bildet, wie Helene selbst hervorhebt, zum Tone des ersten Auftretens, wo Barthez, von Leopold geführt, Frau Smith eine nützliche, ärztliche Verordnung gab und sich als leidenschaftlicher Verehrer Marie Antoinettes offenbarte, einen merkwürdigen Kontrast. Eine solche Gemütsschwenkung — schwer zu verstehen bei der spiritistischen Hypothese wirklicher Gegenwart von Barthez und der Königin Frankreichs, bei denen man nicht recht weiß, warum sie sich plötzlich im Frühjahr 1900 zanken — scheint sich im Gegenteil ziemlich gut durch Personenverwechslung zu erklären, wie wir sie besonders im Traum begehen, wo es passiert, auf ein Individuum zu übertragen, was in Wirklichkeit einem anderen zugehört, wenn es mit dem ersteren irgendeine oft rein nominelle

Beziehung hat. Barthez war — alle Nachschlagewerke unterrichten über ihn — erster Arzt des Herzogs von Orléans; sicherlich war mehr nicht nötig für die im Traum sich betätigende Ideenassoziation, um auf ihn ein Ensemble von Zügen abirren zu lassen, welche eigentlich dem Herzog von Orléans (Philippe-Egalité)¹⁾ zugehören, wie die Feindschaft zwischen diesem Herzog und der Königin, die Anschuldigung von Giftmischen, das empfangene Anspeien usw. Diese bloße Verwechslung würde an sich ein typisches Indicium sein — wenn das noch nötig wäre —, daß der ganze Königinzyklus nur im Grunde ein ausgedehnter Traum sei, der oft durch andere unterbrochen, aber beständig wieder aufgenommen, und leider derselben Art Wechselfällen, Übertragungen, Verwechslungen, wie unser Nachtraum von einer Minute oder Stunde, ausgesetzt ist.

Ich nehme diese Analyse der Barthezvisionen mit einigen Einzelheiten wieder auf. Um mit seinem ersten Auftreten (25. Febr.) und seiner unterzeichneten Botschaft zu beginnen, so habe ich in keinem mir zugänglichen Werke einen geschichtlichen Hinweis finden können, daß sich der geehrte Doktor je in Marie Antoinette verliebt hätte. Hingegen kann seine Stellung als Medizinalrat des Königs, was übrigens scheinbar mehr Ehrentitel als wirkliches Amt war, in lebhafter Phantasie streng genommen die Idee erwecken, er würde gleichfalls mit der Königin näher zu schaffen haben müssen. Wie dem auch sei, nichts ist weniger authentisch und weniger beweisend, als Barthez angebliche Mitteilung an Helene; worin ich glaube im Gegenteil eine einfache Verwummung Leopolds zu bemerken infolge irgendwelcher zufälligen Autosuggestion oder Ideenassoziation. In der Tat würde nichts unwahrscheinliches darin liegen, daß Helene ein oder das andere Mal von: *Traité des Maladies goutteuses* von Barthez hat sprechen hören — sein Name ist übrigens bei uns zu Lande, dank seinem Namensbruder, der an dem berühmten Werk des Genfer Arztes Rilliet über Kinderkrankheiten mitarbeitete, gar nicht unbekannt. — Ferner ist es wahrscheinlich, daß in dem Augenblick bei Helenen, die ein Mittel für ihre grade an Rheumatismus und geschwollenen Beinen leidende Mutter erbat, die Erinnerung an jenes Buch oder seinen Autor emportauchte, ein

1) Der Gattungsterminus: Herzog von O. deckt selbst wieder eine andere Verwechslung auf: der einzige Herzog von O., den man je im Königin-Zyklus Helenes hat figurieren sehen, ist Philippe-Eg. Nun aber war Barthez nicht von diesem, sondern von dessen im Jahr 1785 verstorbenen Vater erster Arzt. In den meisten Nachschlagewerken wird diese Unterscheidung nicht deutlich gemacht.

Umstand durchaus genügend, damit dieses Unterbewußtsein, das ihr soeben die Trostbotschaft durch die gewohnte Stimme Leopolds verschafft hatte, diesmal und ausnahmsweise die Gestalt von „Barthez“ statt wie gewöhnlich, die von „Cagliostro“ annehme, um seine medizinische Autorität durchzusetzen. Tatsache ist, daß es sich in der angeblichen Botschaft des Professors von Montpellier trotz scheinbarer und oberflächlicher Originalität wieder wohl oder übel um Leopold und demgemäß in letzter Analyse um Frl. Smith selbst handelt, die ihre Gegenwart dabei verrät: darüber kann man sich nicht täuschen. Erstens spiegelt der Inhalt dieses Dokumentes hinsichtlich der Herrscherin genau dieselbe Nüance

avoue franchement que je ne
comptais pas me dessaisir de ce
document avant d'avoir su si
réellement il avait existé de
par le monde au siècle dernier
un docteur de ce nom

Nouv. Obs. Fig. 18. — Gewöhnliche Handschrift von Frl. S. Fragment eines Briefs vom 6. März 1900 (Kollektion Lemaître). — Siehe auch Nouv. Obs. Fig. 1 und 2 (siehe S. 123 f.).

exaltierter und gleichzeitig platonischer Verehrung wieder, welche Leopolds Charakteristikum in allen seinen schon bekannten Rollen ist (Cagliostro, Kanga, Astané und Ramié), der sog. Dr. Barthez ist offenbar nur neue Doublette des geistigen Führers von Helene. Vom graphologischen Standpunkt aus wäre ferner Ähnlichkeit der von Helenes Hand geschriebenen Botschaft mit der überlieferten Handschrift von Barthez' gewiß kein genügender Beweis für spiritistische Identität, denn man müßte obendrein sicher sein, daß sie nie ein Autogramm von ihm gesehen hat. Nach Lage der Sache aber ist alles, woran das Billet doux erinnert, Helenes gewöhnliche Handschrift, nicht einmal sehr verändert durch somnambulen Trance, worin sie einen bedeutenden Arzt des

Qui sont, ils ont joué, on voit, ils ont traité sur le
 boulevard du Temple, je n'attends qu'un seul coup et de la
 cela de voir passer votre corbeille et à 7 heures
 arrivez en la. Qui voit-ils ces jours, le tout, ils ont
 l'état de leur bureau de mon Dieu pour quelques
 heures et de tant pour
 Je suis le docteur Bartholin

Nouv. Obs. Fig. 19. — Angélique Botschaft von Barthez, stammt von
 Fl. S. im automatischen Schreibfall am 25. Febr. 1900 (siehe S. 432).
 Kollektion Lematre.

18. Jahrhunderts zu verkörpern sich einbildet und dessen wahrscheinliche Orthographie übernimmt. (Vergl. Fig. 18—20.) — Endlich hat Helenes Hand, wie wenn ihr Unterbewußtsein hätte uns halb sehen lassen wollen, daß alle ihre angeblichen, desinkarnierten Vermittler nur verschiedene Rollen, vorübergehende, allotrope Modifikationen der Individualität gerade des Mediums sind, sie hat, bevor sie die apokryphe Unterschrift von Barthez erdichtete, durch das kleine Wörtchen *si* in der Ausdrucksweise: „*m'a si tant ravie*“ gewissermaßen ihr persönliches Siegel am Schluß der Botschaft aufgedrückt, eine Redewendung, die Frl. Smith im Gespräch oft gebraucht, und von der ich zahlreiche Proben im Verlauf ihrer Korrespondenz wiederfand¹⁾. Einleuchtendere Beweise dafür, daß der an-

smédiques, j'ai une toux d'irritation, et j'ai craché le sang reprises. Si cette considération vous porte à m'accorder la j'ai un sentiment bien vif de votre indulgence; mais je ne Montpellier aussitôt que je croirai le pouvoir sans augme

*Votre très humble et
très obéissant serviteur
Barthez p. m. Méd.*

Nouv. Obs. Fig. 20. — Authentische Schrift von Barthez. — Fragment und Unterschrift eines von Narbonne, 10. April 1766 datierten Briefes, von Kühnholtz-Lordat in Montpellier gütigst an Lemaitre ausgeliefert.

gebliche Barthez nur neuer Lehname ist, mit dem sich Helenes hypnoide Phantasie momentan ausstaffiert, um ihre Rolle als ärztlicher Berater und gleichzeitig als abgöttisch verehrender Freund der reinkarnierten Königin zu spielen, kann man nicht verlangen. Ich bestehe nicht auf die kleine Nebensache, daß Helenes Hand Barthez mit *s* (Barthès) und nicht mit *z* schrieb, weil die Spiritisten antworten würden, daß der gelehrte Doktor in den bald 100 Jahren, daß er desinkarniert ist, die richtige Schreibart seines Namens hat vergessen können.

In der zweiten Vision acht Tage später (4. März) erscheint Barthez zusammen mit dem Herzog von Orléans, Philippe Egalité (denn um

1) Hierzu einige Beispiele, den Briefen von Frl. Smith entlehnt: „*Vous m'avez si tellement anéantie, si tellement confondue, que je n'ai pu diner.*“ — „*Ils réalisent si tellement le rêve . . .*“ etc.

diesen letzteren handelt es sich wohl, man erkennt ihn an seinem schon in anderen Sitzungen von Helene beschriebenen Kostüm wieder); sie scheinen sich recht gut zu verstehen „wie zwei Helfershelfer“. Die Verknüpfung beider Persönlichkeiten in ein und demselben Traum hat meiner Ansicht nach ihre weitere Verwechslung und das zur Biographie des Einen gehörige Transfert von Vorfällen, auf den Anderen vorbereiten können. Übrigens weiß ich nicht, worauf sich jene Affäre mit den Armstumpfen oder abgeschlagenen Händen bezieht. Darin eine ausgeschmückte und irrtümlicherweise auf den Herzog angewendete Erinnerung daran zu sehen, daß dem Dr. Barthez in seiner Kindheit der linke Daumen amputiert¹⁾ wurde, scheint mir etwas gezwungen; ob in der Geschichte der Prinzen von Orléans irgendein Ereignis, geeignet diese traurige Verstümmelung zu erklären vorliegt, weiß ich nicht. Ferner neige ich mehr dazu für den Augenblick, darin nur mehr oder weniger symbolische Reminiszenz an schon fernliegende Sitzungen zu sehen, wo Frä. S. (im Verlauf von 1895) verschiedene Male sah, wie ihr Verteidiger Leopold den wohl bekannten Widersacher Marie Antoinettes, Philipp Egalité, besiegte, ihn wehrlos machte und als niedergeworfenen Gegner in einem Sack band.

Wie dem auch sei, die folgende Szene vom 13. Mai dichtet dem Dr. Barthez offen tiefe Feindseligkeit gegen die Königin an, welche die Historiker dem Philipp von Orléans zuschreiben, und stellt uns Einzelheiten gegenüber, die diesen betreffen, während sie zum Doktor von Montpellier absolut nicht zu passen scheinen, denn ich wüßte in der Tat nicht, daß Barthez je angeschuldigt wäre, irgend jemanden, am allerwenigsten Philippe Egalité, dessen Arzt er gar nicht war, und der auf dem Schaffot starb, vergiftet zu haben. Man erzählt dagegen — bei Larousse findet sich die Begebenheit berichtet —, daß der Herzog von Orléans, als er im Jan. 1792 an den Hof kam, von den Anhängern der Königin sehr schlecht aufgenommen wurde:

„Kaum hatte man ihn bemerkt, als man die beleidigendsten Worte gegen ihn ausstieß: „Nehmt Euch beim Essen in Acht!“ rief man von allen Seiten, wie wenn man sich fürchtete, daß er Gift hineingeworfen hätte. Man stieß ihn, man trat ihm auf die Füße und zwang ihn, sich zurückzuziehen. Als er die Treppe hinunterging, spie man ihm mehrfach auf Kopf und Kleidung. Er ging weg mit Recht empört und heftiger gereizt als je.“ — Dieser Bericht, verglichen mit der bewegten Szene vom 13. Mai, scheint bis zur Evidenz zu beweisen, daß der harmlose Dr. Barthez, der plötzlich gegen Helene und ihre Umgebung als Angreifer dar-

1) Siehe Lordat, Exposition de la doctrine médicale de Barthez et mémoires sur la vie de ce médecin, Paris 1818, S. 5. Nach Lordat (S. 451) war Barthez „von einer Statur unter dem Mittelmaß“, während Helene in ihrer ersten Vision ihn „eher von hohem Wuchs“ fand.

gestellt, als Giftmischer von ihr behandelt, bespioniert und schließlich von Leopold vertrieben wird, das Opfer von Personenirrtum in jener Sitzung gewesen ist: die hypnoïde Phantasie hat ihm die Rolle des erklärten Gegners der Marie Antoinette zugeschrieben, an Statt und Stelle von Philippe Egalité. Ein derartiges Versehen mußte übrigens dadurch erleichtert werden, daß diese Feindesrolle in Helenes Unterbewußtsein sich unbesetzt erwies seit dem Tage, als — infolge anderweitiger Traumverwechslung oder irgend unerklärt gebliebener Kaprice — die somnambule Königin den reinkarnierten Philippe Egalité wieder erkannte in der ebenso sympathischen wie wirklich existierenden Person eines Sitzungsteilnehmers, Aug. de Morsier (siehe S. 419). Man begreift in der Tat, daß wenn einmal diese Reinkarnation aufgegriffen war, es schwer wurde, weiter dem jetzt in einen so liebenswürdigen Partner verwandelten Herzog von Orléans eine Vergangenheit ganz voll Greuel und Haß anzudichten. De Morsier hatte also in den Königin-Soireen nur den Namen von Philipp nebst einigen schmeichelhaften Prinzenattributen erhalten, während alles, was diese Rolle an Feindseligkeit gegen Marie Antoinette ursprünglich enthielt, völlig außer Acht gelassen war. Andererseits scheint Helenes Gedächtnis von Barthez nicht mehr Auskünfte denn seine Titel als Arzt des Königs und Herzogs von Orléans besessen zu haben; vielleicht kannte sie seinen Namen nur aus der Erwähnung irgendeiner populären Abhandlung über Medizin (ebenso wie Raspail und seine Kampfmittel, vergl. S. 164). Nichts hinderte also daß diese vage Persönlichkeit, momentan zufällig für Leopold bei einer ärztlichen Konsultation eingeschoben, in der Folge die von Philippe Egalité aufgegebenen Funktionen übernahm. Auf der einen Seite ein Name ohne genaue Biographie, auf der anderen Seite eine historische Rolle ohne Träger — beides hat Helenes Unterbewußtsein schließlich eins mit dem anderen überzogen und daraus die somnambule Person vom 13. Mai gestaltet. Man beobachtet hier im kleinen und einzelnen die Vollziehung desselben Vorgangs wieder, mit dem die hypnoïde Phantasie im orientalischen Zyklus Sanskritsprache und Geschichte Indiens von Marlès mit der Person der indischen Fürstin verschmolzen hat.]

10. Kapitel.

Übernormale Erscheinungen.

Helenes Mediumität wimmelt von scheinbar übernormalen Tatsachen; man ist vor die Frage gestellt, inwieweit diese in Wirklichkeit übernormal sind ¹⁾.

Der Titel dieses Kapitels begreift — ich erkläre es — keinerlei feste Entscheidung in sich. Der Ausdruck: Erscheinungen (appearances) figuriert hier nicht in seiner tendenziösen und ungünstigen Bedeutung von täuschendem Außenwerk, hinter dem nichts ist. Derselbe ist in seinem unparteiischen und reinen Sinne genommen, um einfach die äußere und unmittelbare Seite zu einer Sache zu bezeichnen, ohne über seine wirkliche Natur etwas zu präjudizieren, und um durch das Vorhandensein dieser Neutralität selbst die Forschung anzuregen, die das Wahre vom Falschen, das Reingold vom Flittergold unter dem oberflächlichen Glanze nach Möglichkeit auszuschneiden beabsichtigt. Gerade diese Untersuchung — nach welcher allein (falls es glückt) man sagen darf, ob und in welchem Grade die Erscheinungen des Auftretens illusorisch oder der Wahrheit gemäß sind — macht jetzt meine Aufgabe aus.

1) Um jeden Zeitverlust und jede Enttäuschung für den Leser zu vermeiden, bemerke ich, daß wenn es ihm absolut um fertige und abgeschlossene Entscheidungen im Punkte des Supranormalen zu tun ist, er besser täte, nicht weiter zu lesen; denn ich kann ihm das nicht bieten. Am Schluß dieses Kapitels wird er Fragen der Telepathie, des Spiritismus und anderer damit zusammenhängender Probleme gegenüber, für die die moderne Neugier besondere Vorliebe hegt, sich wie ein Tor vornehmen.

Eine ziemlich unangenehme Aufgabe! Denn wenn es stets gewagt ist, einen Gegenstand zu berühren, welcher der Zankapfel der Psychologen war oder worin man sogar „die Affäre: Dreyfuß in der Wissenschaft“ sah¹⁾, so kompliziert sich das Unternehmen in unserem besonderen Falle dadurch, daß Helene und ihre Umgebung absolut an den übernormalen Charakter der Phänomene

1) F. C. S. Schiller (in seiner Kritik der „Studies in Psychical Research“ von F. Podmore) Mind N. F. Bd. VIII, S. 101 (Januar 1899). — Genauer hat sich Fl. über methodische Grundsätze der Erforschung des Übernormalen in dem sogleich unten angedeuteten Sinne in seinen „Esprits et Mediums“, Genf 1911, S. 417 f. bei Behandlung von: Le cas d'Eusapia Palladino in Kap. VIII geäußert. Vergl. auch die sehr instruktiven Ausführungen Fl.'s über das Institut général psychologique und seine wichtigen Arbeiten über okkulte Phänomene ebenda S. 210 f. und die Anmerkung S. 405, welche diese Arbeiten noch mehr ins Licht rückt. Löwenfeld in seinem: Somnambulismus und Spiritismus, Wiesbaden 1907, 2. Aufl. S. 28 nennt die Gründung jenes Instituts, das er aber irrtümlich international mit Guillems bezeichnet, gradezu ein Ereignis und führt seinerseits die Forschungsmethoden über Telepathie, deren Tatsächlichkeit heute als gesichert gelten dürfte (siehe bei Löwenfeld S. 50), aus. Ebenso vergl. man den Bericht über Congrès international de psychologie expérimentelle in Paris 1910, erschienen ebenda 1911 bei Hect. u. Henri Durville, 241 S.; Koryphäen der Psychologie sind hier ebensowenig als bei Durvilles entsprechender Revue de psychisme beteiligt. Vielleicht kommt aber auch so bei diesen ernstgemeinten Laienbestrebungen etwas heraus. Daraus ergibt sich die wesentliche Verschiedenheit des Begriffs des Übernormalen im Ausland und in Deutschland. Dort umschreibt das Übernormale eine Gruppe von noch ungeklärten Tatsachen, deren Erklärung man in Deutschland aus dem Wege geht, hier will man die über- und unternormale Individualitätsforschung zusammenfassen zugleich mit der normalen in der allgemeinen Individualitätsforschung. In der Tat beschränkt man sich dabei meist auf kinderpsychologische Fragen der Begabung und läßt jene ganze Gruppe von Ausnahmefällen, die wie so oft sonst klärend wirken könnten, völlig außer acht. Im Ausland ist der Begriff: übernormal mehr oder weniger methodisch zu verstehen, in Deutschland mehr funktionell, bezw. dispositionell. Man vergl. die verschiedenen Aufsätze der Z. f. angew. Psychol. über das Übernormale, z. B. Bd. II S. 92 f.: Kik, Übernormale Zeichenbegabung bei Kindern, Bd. III S. 88 f.: Hennig, Das Malmedium Wilhelmine Abmann, ferner S. 164 die Nachricht der „Kommission f. Psychographie, daß das Problem der Übernormalität zur psychographischen Individualitätsforschung“ sich verschoben habe und (allzu allgemein!) weiter verschoben solle. V.

glauben, eine überaus achtenswerte Geistesrichtung, nur daß dieselbe die Nachforschungen nicht erleichtert, da jede Velleität von Analyse und gewöhnlicher Erklärung natürlich als ungerechtfertigter Verdacht empfunden und als ein Anzeichen von unüberzeugbarem Skeptizismus interpretiert wird. Es sei mir daher gestattet, statt rednerischer Rücksichten gleich im voraus zu erklären, wie ich das Studium der scheinbar übernormalen Phänomene auffasse und durchzuführen gedenke.

I. Übernormal-Forschung.

Der Ausdruck: **Übernormal** ist in den letzten Jahren von den Forschern der „Society for Psychical Research“ in die Mode gebracht, um das alte Wort: **übernatürlich** zu verdrängen, weil es unbrauchbar geworden ist infolge aller Schmutzverbindungen, die es schließlich in philosophischen und theologischen Sphären eingegangen war. Myers, dem, wenn ich nicht irre, die Urheberschaft dieses, wie so manches andern im psychischen Vokabular zur Zeit geläufigen Ausdruckes zukommt ¹⁾, wendet ihn auf jedes Phänomen und jede Fähigkeit an, die das Niveau gewöhnlicher Erfahrung überschreitend entweder einen fortgeschritteneren, von der Masse der Menschen noch nicht erreichten Entwicklungsgrad oder eine Ordnung transzendentaler, über die Sinneswelt hinausliegender Dinge offenbaren. Sicherlich befindet man sich in beiden Fällen Tatsachen gegenüber, die über die Norm hinausgehen, die man aber deswegen noch nicht als den wirklichen Gesetzen menschlicher Natur fremd oder gar feindlich ansehen darf, eine Bedeutung, wie es das Wort: **übernatürlich** insinuiert.

Wie man sieht, beharrt Myers' Definition auf dem Charakter der Überlegenheit übernormaler Phänomene. Ich möchte jedoch im vorliegenden Kapitel gerade von diesem Charakter absehen und in Ermangelung eines besseren, diesen Ausdruck trotz der

1) Siehe u. a. F. W. H. Myers, „Glossary of terms used in Psychical Research“ bei dem Worte „supranormal“. Proc. S. P. R. Bd. XII, S. 174.

Etymologie einfach gebrauchen, um Tatsachen zu bezeichnen, welche nicht in den aktuellen Rahmen unserer Wissenschaften passen, und deren Erklärung noch nicht zulässige Prinzipien erfordern würde, ohne mich übrigens mit der Frage zu beschäftigen, ob diese Tatsachen Boten einer höheren Ökonomie oder Vorläufer einer künftigen Entwicklung oder vielmehr im Gegenteil Überbleibsel eines verschwundenen Zustandes der Dinge oder schließlich noch reine Zufälligkeiten und bedeutungslose „Spielereien der Natur“ sind.

Selbstverständlich muß man, um sich mit dem Übernormalen zu befassen, seine Möglichkeit schon theoretisch zugeben oder, was auf dasselbe hinauskommt, nicht an die Unfehlbarkeit und Vollkommenheit heutiger Wissenschaft glauben. Wenn ich es a priori für absolut unmöglich halte, daß jemand lange vor Ankunft eines Telegrammes weiß, welches Ereignis seinem Bruder am anderen Ende der Welt den Tod gebracht hat, oder daß ein anderer einen entfernten Gegenstand ohne Bindfaden und außerhalb der bekannten Gesetze (Mechanik und Physiologie) nach Belieben bewegen kann, so werde ich offenbar bei jedem Bericht über Telepathie die Achseln zucken und keinen Schritt tun, um einer Sitzung der Eusapia Palladino beizuwohnen. Ein treffliches Mittel, seinen Horizont zu erweitern und Neues zu entdecken, wenn man hocken bleibt in seiner abgeurteilten Sache und ganzfertigen Wissenschaft, von vornherein überzeugt, daß das Universum drüben an der Mauer zu Ende ist, und daß es jenseits von dem, was die tägliche Routine als Grenze des Wirklichen zu betrachten gewöhnt hat, nichts zu sehen gibt! Diese Vogel-Straußphilosophie, illustriert schon durch jene grotesken Gelehrten, von denen Galilei nicht wußte, ob er über sie lachen oder weinen sollte, weil sie aus Furcht, Dinge zu erblicken, die keine offizielle Existenzberechtigung hatten, durch sein Fernrohr zu sehen sich weigerten¹⁾ — diese Praxis ist noch heute die vieler Gehirne, die infolge unreifer Lektüre populär-wissenschaftlicher Werke und verständ-

1) Siehe u. a. die hübsche Stelle aus Galileis Brief an Kepler vom 19. Aug. 1610. Opere di Galileo, Florenz 1842—1856, Bd. VI, S. 118.

nislosen Universitätsbesuches, jener beiden großen Gefahren unserer Zeit — erstarrten¹⁾. . . .

Wenn andererseits der philosophische Zweifel gegenüber angeblicher, wissenschaftlicher Unmöglichkeiten in blinde Leichtgläubigkeit an alles, was darin eine Bresche zu schlagen meint, ausartet, wenn eine Sache bloß unerhört, umstürzlerisch, mit gesundem Menschenverstand und überlieferten Wahrheiten in Widerspruch zu sein braucht, um zugelassen zu werden, dann wird die erfahrungsgemäße Existenz abgesehen von anderen Betrachtungen unhaltbar. Der überzeugte Okkultist darf kein Knacken in Möbeln vorübergehen lassen, ohne sich zu versichern, daß es nicht der verzweifelte Ruf irgendeiner Urgroßtante sei, die Unterhaltungen mit ihm anzuknüpfen sucht; nie wird er sich an die Polizei wenden, wenn er bei seiner Rückkehr sein Haus von diebischen Einbrechern durchwühlt findet, denn können ihm nicht die Elementargeister, Kobolde, Nachtgespenster oder andere Possenreißer aus dem Jenseits den Streich gespielt haben? Nur mit Hilfe glücklicher Inkonsequenz und durch fortwährendes Sichhinwegsetzen über die okkultistische Lehre kann er wie jeder andere in einem Universum, das unaufhörlich den kapriziösen Einbrüchen der Unsichtbaren ausgesetzt ist, weiterleben.

Diese entgegengesetzten Geistesrichtungen, die verrannte Torheit der einen und der alberne Aberglaube der anderen flößen vielen den gleichen Widerwillen ein. Nicht erst seit heute empfindet man das Bedürfnis eines richtigen Mittelwegs zwischen diesen entgegengesetzten Ausschweifungen. Ich lasse z. B. einige Zeilen folgen, die jetzt nach Ablauf von zwei Jahrhunderten, noch nichts von ihrer Aktualität verloren haben:

Was soll man von Magie und Zauberei sagen? (Heut würden wir schreiben: von Okkultismus und Spiritismus.) Deren Theorie ist unklar, Prinzipien vage, ungewiß und kommen dem Geistersehen nahe. Aber es gibt verfängliche Tatsachen, behauptet von ernstern Männern, welche sie

1) Wenn man diese Charakteristik etwa auf die übervorsichtige deutsche Psychologie beziehen möchte, so weist der lebenswürdige Flournoy in einer weggelassenen Klammerbemerkung den Vorwurf für alle Gelehrten als solche zurück. V.

gesehen oder von ernstern Männern erfahren haben: sie alle zuzugeben und sie alle abzuleugnen ist gleich unpassend, und ich wage zu behaupten, daß sich wie in allem außerordentlichen, das die gewöhnlichen Regeln überschreitet, auch hier ein Mittelweg zwischen Leichtgläubigen und Freigeistern finden lassen wird¹⁾."

Es ist die Stimme sogar der Vernunft, die uns der weise Autor der „Charaktere“ hören läßt. Indes muß man hinzufügen — was er nicht besonders angibt —, daß der „zu findende Mittelweg“ nicht in einer Theorie, einer Lehre, einem fertigen, abgeschlossenen System bestehen kann, von dessen Höhe man wie von einem Richterstuhle aus die „verfänglichen“ Fälle, welche die Wirklichkeit vor die Füße des Suchenden legt, in letzter Instanz beurteilt; denn mag das System noch so vollkommen sein, das man voraussetzte, es würde doch nur abermals zu allen jenen Unfehlbarkeiten, welche schon den Weg zur Wahrheit versperren, eine weitere darstellen. Der richtige Mittelweg, von dem La Bruyère träumt, kann nur eine Methode sein, in ihrer Anwendung stets vervollkommnungsfähig und durchaus ohne Präjudiz für die Forschungsergebnisse im Gegensatz zu dogmatischen Gesichtspunkten, die in gleicher Weise eigenmächtig und unfruchtbar die beiden verhängnisvollen Extreme: Leichtgläubige und Freigeister charakterisieren.

Wollte ich hier die Methodologie psychischer Untersuchung entwickeln, welche den Forscher im Kampf mit scheinbarer oder echter Übernormalität leiten soll, so würde ich mich zu weit von Frl. Smith entfernen. Kurz jedoch will ich Wesen und allgemeinen Sinn, den Laplace²⁾ in folgenden Zeilen trefflich zusammengefaßt, angeben.

„Wir sind so weit davon entfernt, alle Agentien der Natur und ihre verschiedenen Aktionsweisen zu kennen, daß es unphilosophisch wäre, Phänomene zu leugnen einzig, weil sie bei gegenwärtigem Stande unserer Kenntnisse unerklärlich sind. Nur müssen wir sie mit um so gewissenhafterer Aufmerksamkeit prüfen, je schwieriger ihre Annahme erscheint.“

1) La Bruyère, Les caractères ou les moeurs de ce siècle: De quelques usages.

2) Laplace, Essai philosophique sur les Probabilités. 2. Aufl., Paris 1814, S. 110.

Sicherlich dachte Laplace, als er diese Worte schrieb, nicht an Telepathie, Geister oder Bewegung von Gegenständen ohne Berührung, sondern nur an tierischen Magnetismus, welcher zu seiner Zeit das Übernormale darstellte. Nichtsdestoweniger bleibt dieser Satz die Verhaltensregel, allen möglichen Manifestationen dieses proteusartigen Gegenstandes zu begegnen. Hierbei unterscheiden wir zwei Gesichtspunkte, die unzertrennlich sind und sich ergänzen wie die Seiten einer Medaille, die man aber, um sie besser ins Licht zu setzen, einzeln betrachten muß in zwei Sätzen, die die Leitprinzipien, die Axiome jeder Übernormalforschung aufstellen: der eine, den ich Hamlets Prinzip¹⁾ nennen will, läßt sich in die Worte zusammendrängen: „Alles ist möglich“²⁾. Der andere, dem wir billigerweise den Namen: Laplacesches Prinzip lassen, ist sehr vieler Ausdrucksformen fähig; ich gebe es so wieder: „Die Wucht der Beweise muß der Seltsamkeit der Tatsachen direkt proportional sein.“

Diese beiden praktischen Grundsätze konstituieren den besten Schutz gegen Verirrungen, welche im umgekehrten Sinne La Bruyère fürchtet. Das Vergessen des Prinzips von Hamlet seinerseits bildet Freigeister, für die die Grenzen der Natur nicht über die ihres Systems hinausliegen könnten, die beschränkten Priester aller Zeiten und Arten von den lächerlichen Gegnern Galileis an bis zum armen Auguste Comte, wenn er erklärt, daß man die physikalische Konstitution der Gestirne nie ergründen könne, bis zu seinen edlen Nacheiferern gelehrter Gesellschaften, welche Meteore leugneten oder Eisenbahnen von vornherein verdammten. Das Nichtbeachten des Laplaceschen Prinzips schafft

1) „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.“ Hamlet, Akt 1, Szene 5.

2) Selbstverständlich erhebt dieses Prinzip keineswegs Anspruch auf objektive Wahrheit und bezeichnet nicht, daß Alles an sich möglich sei in der Wirklichkeit der Dinge; es drückt eine subjektive Disposition aus, die Geistesbeschaffenheit allein für irrende Wesen sich ziemend, die wir in ein ungewisses Universum, dessen letzte Triebfedern uns entgehen, verloren und zu unwissend sind, um mit Recht a priori die Möglichkeit von dem, was es auch sei, zu leugnen.

leichtgläubige Geister, welche nie bedacht haben, daß, wenn in den Augen des bescheidenen Forschers alles möglich bleibt, jedoch nicht alles gewiß, nicht einmal gleich wahrscheinlich ist, und daß man doch einiger Beweise mehr bedarf, um anzunehmen, daß in einem okkultistischen Zirkel ein auf die Diele fallender Kieselstein mit Hilfe einer Dematerialisation quer durch die Wände gekommen sei, als nur zuzugeben, er sei in der Tasche eines Spatzvogels gewesen.

Dank dieser Axiome wird der Forscher die bezeichnete Doppelklippe vermeiden und furchtlos in das Labyrinth des Übernormalen vordringen den Ungeheuerlichkeiten des Okkultismus entgegen. So phantastisch und spukhaft auch die Dinge sein mögen, welche vor seinem Auge auftauchen und an sein Ohr schlagen, er wird sich nicht unversehens fassen lassen, sondern auf alles gefaßt, im Namen des Prinzips Hamlets über nichts erstaunen und einfach sagen: „Wohl möglich, warum nicht? Man muß sehen!“ Andererseits wird er sich nie Sand in die Augen streuen oder allzu leicht sich befriedigt stellen in Sachen der Evidenz, sondern wird fest verschanzt hinter dem Laplaceschen Prinzip, um so höhere Anforderungen an die Beweise stellen, je außerordentlicher Phänomene oder Schlußfolgerungen sind, die man ihm aufdrängen will, und jeder Demonstration, die ihm verdächtig oder hinkend erscheint, ein unerbittliches: *Non liquet* entgegensetzen.

Eine Bemerkung drängt sich jedoch hier auf. Der persönliche Koeffizient der Geistesrichtung und des Charakters spielt nämlich in der konkreten Anwendung des Laplaceschen Prinzipes eine unvermeidliche Rolle, denn leider ist dieses Prinzip so vage und elastisch, daß es die Tür für alle Richtungen individueller Bewertung öffnet. Wenn man einerseits die *Seltbarkeit* einer Tatsache, die das Prinzip unwahrscheinlich macht, andererseits das *Gewicht der Beweise* (Menge und Wert der Zeugnisse, Trefflichkeit der Beobachtungsbedingungen usw.), welches darauf abzielt, das Prinzip zuzulassen, und schließlich die erforderliche *Proportion* zwischen diesen beiden entgegengesetzten Faktoren, von denen der zweite den ersteren kompensieren und die Zustimmung herbeiführen soll, präzise ausdrücken

und in Zahlen wiedergeben könnte, so wäre das vollständig, und bald wären alle einig. Leider entdeckt man dazu kaum Mittel. Es mag gehen bezüglich der Wucht der Beweise. Bis zu einem gewissem Grade kann man sie einem objektiven Urteil, einer unparteiischen Abschätzung unterwerfen, indem man Regeln und Methoden der Logik im weitesten Sinne des Wortes befolgt ¹⁾. Aber was die Seltsamkeit der Tatsachen, oder wie Laplace sagt, die Schwierigkeit ihrer Annahme betrifft, wer soll zu Gericht sitzen und entscheiden über genügende oder ungenügende Kompensationen durch angebliche Beweise, und nach welchem allgemeingültigem Normalgewicht soll man dies bemessen?

Man muß zugeben, daß man hier einem eminent subjektiven, emotionalen, je nach dem Individuum variablen Faktor gegenübersteht, welchen für immer durch internationale Übereinkunft zu kodifizieren sehr schwer sein dürfte. Man gebe mehreren, gleich ausgezeichneten und mit Experimentalmethoden gleich gut vertrauten Gelehrten denselben Bericht über ein übernormales Phänomen, und man wird sehen, wie verschieden sie darauf reagieren. Einstimmig werden sie nur in der Kritik der Mangelhaftigkeit von Beweisen sein, aber dies abgerechnet, werden die einen den Erzählungen ein geneigtes Ohr leihen, während die anderen voraussichtlich erklären, daß man sich über sie lustig mache, und nichts weiter davon hören wollen; daneben alle Zwischennuancen. Denn selbst die positivistischen Menschen sind nie reine Rechen- oder Vernunftmaschinen, welche nach kalten Gesetzen mathematischer Logik funktionieren; sie sind, vielleicht etwas weniger nur wie die Masse — und obendrein nicht immer — ein Bündel von Neigungen und Liebhabereien, um nicht zu sagen von Vorurteilen. Hinter ihrem offiziellen Laboratorium pflegen sie im Geheimen ein kleines Privatgärtlein, ganz angefüllt mit einem Haufen von schelmischer Metaphysik-Vegetation; sie tragen in petto eine Vorliebe für Ansichten über Dinge, Welt, Leben, kurz, für eine Weltanschauung, welche die Wissenschaft an sich nicht rechtfertigen kann. Dann nehmen sie das, was mit ihren ererbten oder erworbenen Ideen hinter ihrem Verstande harmoniert, was gut zu ihren reservierten Einfassungen paßt, leicht an und sehen darin nur etwas sehr Plausibles, nur noch nicht Bewiesenes, während sie alles, was in ihnen nicht einen schon vorbereiteten Platz findet, kühl ablehnen und von vornherein mit der vornehmen Miene beleidigten gesunden Menschenverstandes den absoluten Entschluß der Nichtannahme dem entgegensetzen. Selbst

1) Stuart Mill definierte gerade die (deduktive und induktive) Logik als „Wissenschaft intellektueller Operationen, die der Abschätzung des Beweises dienen“.

da, wo kein metaphysisches Problem im Spiele ist, wo es sich nur um philosophisch Gleichgiltiges handelt, rufen außerordentliche, noch nicht klassifizierte Phänomene bei Gelehrten fast immer interessante Unterschiede von Beurteilung hervor, welche dartun, daß jene für Seltsamkeit der Tatsachen und Wert günstiger oder widriger Voraussetzungen nicht dieselbe Empfindung haben. Nichts ist variabler in Intensität und Richtung, als die ganz subjektive Strömung vager Eindrücke, instinktiver Witterung, irrationeller Intuition, welche sie fortzureißen sucht und den einen zur Annahme der vorausgesetzten Tatsachen, den anderen zur Ablehnung lenkt, solange die Debatte nicht auf Grund zwingender Beweise objektiv abgeschlossen ist.

Laplace glaubte bestimmt im Gebrauch von Wahrscheinlichkeiten ein Mittel gefunden zu haben, um in jene dunklen, umstrittenen Regionen ein wenig Objektivität und wissenschaftliche Präzision zu tragen.

„Denn hier,“ sagt er in der Fortsetzung der oben zitierten Stelle, „hier wird die Wahrscheinlichkeitsrechnung unerläßlich zur Bestimmung, wie weit man Beobachtungen und Experimente vervielfältigen muß, um zugunsten der durch diese indizierten treibenden Kräfte (normaler oder übernormaler) eine sonst nicht zulässigen Gründen überlegene Wahrscheinlichkeit zu erzielen.“

Ich weiß nicht recht, ob die Wahrscheinlichkeitsrechnung selbst von einem Laplace gehandhabt, sagen könnte, wie viele Frauen Piper und Dr. Hogdson, wie viele Eusapia und Prof. Richet exakt nötig wären, um die gegen die Schwierigkeiten (Telepathie und Bewegung von Gegenständen ohne Kontakt anzunehmen) verbarrikadierten Tore offizieller Wissenschaft durch die Wucht der Beweise einzurennen, oder um wenigstens zugunsten der Realität dieser Phänomene „eine sonst nicht zulässigen Gründen überlegene Wahrscheinlichkeit zu erzielen“. Ohne es zu berechnen, bilde ich mir ein, daß, wenn es gegenwärtig in den zivilisierten Ländern fünfzig Fälle wie die beiden (Frau Piper oder Eusapia) und mit ebensoviel Ernst untersucht, gäbe, die Gelehrten gegen so gewöhnliche Phänomene schon ganz abgestumpft wären, und niemand mehr daran denken würde, in ihnen, was es auch Übernormales oder Seltsames sei, mehr zu sehen, als in den auf dem Grabe des Diakonus Páris bewirkten Heilungen oder in der durch Berührung mit dem heiligen Dorn vernarbten Tränendrüse der jungen Périer und so vieler anderer Wunder vergangener Zeiten, welche sich aus Autosuggestion oder Hypnotismus erklären. Vielleicht würden schon dreißig Fälle, wie die beiden genannten, reichlich genügen, um jeden zu überzeugen, vielleicht sogar schon zehn, aber — wie bei den Gerechten von Sodom — diese zehn Fälle gibt's nicht! Es gibt nur zwei, einen von jeder Art, und gegen einige Beobachter, welche meinen, die Wucht der Beweise in den zwei Fällen reiche aus, um der Seltsamkeit der Tatsachen das Gleichgewicht zu halten, steht die große Masse der Gelehrten, welche das Gegenteil meinen.

Ich will von der Wahrscheinlichkeitsrechnung nichts Schlechtes sagen, deren Dienste bei jeder Art Forschung nicht hoch genug anzuschlagen sind, aber man darf nicht glauben, daß sie die Menschen über Chancen von Wahrheit oder Irrtum übernormaler Hypothesen einigen könnte. Fruchtbare Anwendungen dieser Wahrscheinlichkeitsrechnung sind auf diesem Gebiete vollzogen, besonders bei der bekannten Nachforschung über Halluzinationen, deren Resultat an der Hand von Zahlen gezeigt hat, daß relative Häufigkeit der Fälle von wirklichem Erscheinen eines Sterbenden bei einem entfernt Lebenden vielmehr zugunsten kausaler Verknüpfung als für zufällige Koinzidenz mit Nachdruck spreche ¹⁾. Und doch wie mancher Kampf wird noch um dieses Resultat ausgefochten werden, und wie wenig sind sich die Gelehrten — bei einer doch mit so „gewissenhafter“ Aufmerksamkeit geführten Statistik, wie sie Laplace bei solcher Materie nur hätte wünschen können — darüber einig, ob die Beweiskraft schließlich größer angesehen werden darf als die Seltsamkeit der Tatsachen. Wenn man also schon auf einem Gebiete, welches sich mehr wie ein anderes für die Einführung der Chancenerrechnung eignet, so viele Mühe hat, um zum Ziele zu gelangen, weil das Übernormale in Frage kommt, so darf man in der Mehrzahl der unendlich weniger günstigen Fälle, in denen man auf die schwankende und immer angefechtbare Abschätzung des „gesunden Menschenverstandes“ angewiesen ist, entscheidende Schlüsse in irgendeinem Sinne mit um so weniger Recht erwarten, um sich über die Unanwendbarkeit des Kalküls ²⁾ zu trösten.

Wir müssen den Ausweg finden. Zu viele interne, persönliche Faktoren — intellektuelle Idiosynkrasien, ästhetische An-

1) Prof. Sidgwick's Committee. Report on the Census of Hallucinations. Proc. S. P. R. vol X.

2) „Die Wahrscheinlichkeitstheorie,“ sagt Laplace weiter (a. a. O. S. 190), „ist im Grunde nur der in Zahlen reduzierte gesunde Menschenverstand.“ In wie viel Fällen ist leider bei der konkreten und lebendigen Wirklichkeit diese Reduktion unstatthaft und wird vom „gesunden Menschenverstande“ selbst verurteilt! Wozu also die Illusion mathematischer Präzision, indem man Dingen, die es nicht vertragen, willkürlich numerische Werte beilegt? Sicherlich kann man im Scherze oder zur Übung die Wahrhaftigkeit eines Zeugen, welcher viel Vertrauen einflößt auf $\frac{9}{10}$, die eines anderen, zu dem man weniger Vertrauen hat, auf $\frac{7}{10}$ bewerten; wer wird sich aber mehr durch ein Resultat à la Bertillon von auf solcher Basis aufgeführten Berechnungen als durch die rein qualitative Überlegung einfachen gesunden Menschenverstandes überzeugen lassen (der übrigens etwas ganz anderes ist als der öffentliche Meinung)?

lage, ethische und religiöse Gefühle, metaphysische Neigungen usw. — wirken im Übernormalen bei Bestimmung des Charakters der Seltsamkeit strittiger Daten nach Qualität und Intensität mit, als daß man sich schmeicheln könnte mit einer uninteressierten, objektiven, gewissermaßen schon wissenschaftlichen Entscheidung über ihren Wahrscheinlichkeits- oder Unwahrscheinlichkeitsgrad. Erst durch viele ähnliche Fälle und in demselben Sinne gehäufte Beweise kann sich schließlich bei allen, die den Gegenstand behandeln, eine stillschweigende Übereinkunft bilden, daß man das Problem sei's durch Überweisung angeblich übernormaler Phänomene ins Gebiet durchschaubarer Illusion und veralteten Aberglaubens, sei's durch Erkenntnis neuer Natur-Gesetze oder -Kräfte als gelöst ausgeben darf. Damit haben dann aber die bis dahin als übernormal angesehenen Phänomene aufgehört, übernormal zu sein. Sie gehören dem Charakter der Seltsamkeit entkleidet, der festbegründeten Wissenschaft an und werden ohne weiteres von Jedermann zugegeben. So lange dieses Stadium nicht erreicht ist, so lange über ein supranormales Phänomen als solches noch gestritten wird, gibt's nur individuelle Meinungen, subjektive Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit, Entscheidungen, bei denen die Realität sich widerspiegelt in ihrem engen Verwachsensein mit der Persönlichkeit ihrer Autoren.

Daraus scheinen sich zwei Winke als notwendig zu ergeben. Erstens sollten jene, welche über die zu ihrer Kenntnis gelangten außerordentlichen Phänomene eine Meinung auszusprechen beabsichtigen, immer mit ihrem Bekenntnis beginnen, damit der Leser die intimen Faktoren, welche ihr Urteil haben bestimmen können, besser zu unterscheiden imstande sei. Zwar kennt sich niemand selbst, aber es wäre doch schon etwas, wenn ein jeder offen sagen würde, was er nach seiner Meinung von unbeabsichtigter Voreingenommenheit, von dunkler Neigung für oder gegen die fraglichen Hypothesen der Phänomene in sich entdeckt. Das will ich hiermit versuchen, indem ich mich selbstverständlich auf die Mediumität Helenes beschränke, ohne mich auf das uferlose Gebiet der „Psychical Research“ zu begeben. Ich werde zu Beginn eines jeden der folgenden Paragraphen meine persönliche Meinung und subjektives Sentiment bieten über jeden

Punkt der übernormalen Erscheinungen. Zweitens als einzig vernünftige, dem Übernormalen gegenüber einzunehmende Stellung erscheint mir wenn nicht die einer vollständigen Urteilsenthaltung — die psychologisch nicht immer möglich ist —, so doch wenigstens die eines verständigen, von jeder dogmatischen Halsstarrigkeit freien Probabilismus zu sein. Wahrlich die abgeschlossene Glaubensüberzeugung, die unerschütterliche Gewißheit, die definitiven oder — je nach Temperament — beständig erneuten Glaubensakte über das letzte Wort von Realität und Lebensanschauung sind unerläßliche, subjektive Bedingungen jeder eigentlich moralischen Auffassung, jeder ihres Namens wahrhaft würdigen Menschenexistenz, d. h. welche mehr sein will als tierische Routine ererbter Instinkte und sozialer Sklaverei. Aber diese unerschütterlichen Überzeugungen wären auf objektiven Gebiet der Wissenschaft und demzufolge auch auf dem supranormaler Tatsachen durchaus nicht am Platze, die, wenn auch noch außerhalb wissenschaftlichen Rahmens liegend, grade darin aufgenommen zu werden streben. Die praktische Notwendigkeit läßt etwas zu sehr vergessen, daß unsre Kenntnis der Erscheinungswelt nie trotz aller Absicht absolute Sicherheit erreicht, und daß, sobald man die rohen und unmittelbaren Sinnesdaten überschreitet, die bestbegründetsten Tatsachenwahrheiten ebenso wie die am sichersten zurückgewiesenen Annahmen nicht über eine Wahrscheinlichkeit hinausgehen, welche so groß oder so klein man sie voraussetzt, doch streng genommen nie gleich Unendlich oder Null ist. Um so mehr wird beim Supranormalen die von der Vernunft gewiesene Intellektual-Auffassung darin bestehen, nie absolut und unwiderruflich, sondern bloß provisorisch und sozusagen hypothetisch zu bejahen oder zu verneinen. Selbst in den Fällen, in denen man nach gewissenhafter Prüfung die Sicherheit erreicht zu haben glaubt, ist dies Wort doch nur Redensart, weil man sich hinsichtlich des Tatsacheninhalts nie über Wahrscheinlichkeit erhebt, und die Möglichkeit unvermuteten Irrtums, der die scheinbar sicherste Experimentaldemonstration fälscht, nie ausgeschlossen ist.

Diese Reserve ist besonders bei Phänomenen wie denen von Frl. Smith angezeigt, die hinsichtlich der dazu gehörigen,

für kategorische Beurteilung nötigen Ermittlungen oft viel zu wünschen übrig lassen. Darum beansprucht meine Würdigung dieser Phänomene, die weit davon entfernt ist, unfehlbar und definitiv zu sein, von vornherein das Recht, unter dem Einfluß neuer Tatsachen, die sich etwa später ergeben sollten, modifizieren zu dürfen.

Im Interesse größerer Klarheit teile ich die übernormalen Erscheinungen, die ich im vorliegenden Kapitel zu behandeln gedanke, in vier Gruppen ein: sog. physikalische Phänomene, Telepathie, Hellsehen und Geisterbotschaften. Zwar sind die drei letzten Kategorien sehr schlecht abgegrenzt und könnten leicht in eine verschmolzen werden, aber meine Einteilung soll nur eine Art ordnender Maßregel und keine Klassifizierung sein ¹⁾. Es ist wohl kaum nötig hinzuzufügen, daß alle merkwürdigen Phänomene, mit denen wir uns im Verlauf beschäftigt haben, Mitteilungen Leopolds, Gebrauch unbekannter Sprachen, Personifikationen von Simandini oder Marie Antoinette, Enthüllungen über Vorleben ²⁾ usw. in den Augen Helenes und ihrer Umgebung als gleich mysteriös und supranormal gelten, aber ich glaube, meine zu Recht oder Unrecht bestehende Ansicht und meine gute oder schlechte Interpretationsweise zur Genüge dargelegt zu haben, um nicht noch einmal darauf zurückkommen zu brauchen.

1) Siehe den interessanten Klassifikationsversuch „parapsychischer“ Tatsachen von E. Boirac, *Annales des Sciences psychiques*, Bd. III, S. 341. — Derselbe (Rektor der Akademie Dijon) hat diesen Aufsatz verarbeitet in: *La psychologie inconnue, introduction et contribution à l'étude expérimentale des sciences psychiques*, Paris, Fel. Alcan 1908, S. 82 ff., wo er diese Phänomene in 2 Hauptgruppen teilt, wissenschaftliche und außerwissenschaftliche, schon bekannte und noch unbekannte. V.

2) Die Lehre der Anterioritäten oder vorhergehenden Inkarnationen scheint ein Spezialvermöchten von Allan Kardec an den Spiritismus der alten Welt zu sein; dem Spiritismus der neuen Welt fehlt sie, was ihren dogmatischen Wert beträchtlich herabsetzt und mich ihrer Besprechung enthebt. Die Rolle, die diese Lehre in der Mediumität von Fr. Smith spielt, zeigt sehr den suggestiven Einfluß des Milieus.

II. Physikalische Phänomene.

Diese Bezeichnung umfaßt mehrere ziemlich verschiedene Kategorien seltsamer Tatsachen; ich werde nur von den zwei Arten reden, von denen Frl. Smith Beispiele lieferte, (bei denen ich übrigens nie persönlich Zeuge gewesen bin), nämlich „Apporte“ und Gegenstandsbewegungen ohne Berührung.

1. Apporte.

Außer den unbekanntem, beim Lufttransport waltenden Ursachen umfaßt die Ankunft materieller, aus oft beträchtlicher Distanz kommender äußerer Gegenstände in geschlossenem Raum für das Durchdringen der Zimmerwände sei's die Ausflucht einer vierten Raumdimeusion, sei's der Stoffdurchdringung, d. h. des Durchganges der Moleküle oder Atome des Gegenstandes (oder sogar seiner imponderablen, urstofflichen, aus seiner momentanen Dematerialisation stammenden Elemente) durch Moleküle oder Atome der Wand. Alle diese für unsere Vulgärauffassung von Stabilität der Materie oder, was schlimmer, für unsere geometrische Anschauung entstehenden Schwierigkeiten scheinen so schwer zu überwinden zu sein, daß ich versucht wäre, auf sie das Laplacesche Wort anzuwenden: „Es gibt so außerordentliche Dinge, daß nichts ihre Unwahrscheinlichkeit erschüttern kann“. Damit sollen nicht a priori alle Berichte dieser Art für falsch gelten, denn das Wahre ist nicht immer wahrscheinlich, aber sicherlich selbst im Falle des biederen Stainton Moses¹⁾ gelingt der Wucht der Beweise noch nicht, mich über die Seltsamkeit der Tatsachen hinwegzusetzen.

Was die in Helenes Sitzungen empfangenen Apporte anbelangt, so fanden sie sämtlich 1892—94 in den Sitzungen des Zirkels N. statt, in denen Dunkelheit die Produktion wunderbarer

1) Über das Medium Rever. Stainton Moses vergl. das ausführliche Inhaltsverzeichnis von Flournoys *Esprits et Mediums*, Genf 1911, besonders S. 334 usw. V.

Dinge in enger Beziehung zu Visionen und typtologischen Botschaften begünstigte.

Gewisse in den Protokollen erwähnte, akustische Phänomene zitiere ich nur als Randbemerkung: Zu wiederholten Malen erklang das Klavier unter den Fingern der desinkarnierten Lieblingsgeister des Zirkels¹⁾. Dasselbe geschah sogar mit einer Geige und Klingel. Einmal hörte man auch metallische Klänge, welche aus einer kleinen Spieldose zu kommen schienen, obwohl eine solche nicht im Zimmer war. Die Apporte — immer mit Entzücken von den Gruppenmitgliedern aufgenommen, die diese von neuem heiß ersehnten und dringend von ihren geistlichen Freunden erbaten — waren ziemlich häufig und mannigfaltig: im tiefen Winter regnete es auf den Tisch Rosen, Bündel von Veilchen, Nelken, weißem Flieder usw., ebenso grüne Zweige. Unter anderem fand sich ein Efeublatt, das in vollen Buchstaben eingepreßt, gleichsam zum durchschlagenden Beweis den Namen eines der hauptbeteiligten Desinkarnierten trug. Bei exotischen und chinesischen Visionen (S. 333) erhielt man Meermuscheln, noch feucht und voller Sand, chinesische Münzen, eine kleine, wassergefüllte chinesische Vase, in der eine herrliche Rose eintauchte²⁾ usw. Die letzteren Gegenstände waren von den Geistern direkt aus dem äußersten Osten apportiert zum Beweis, daß sie die Ehre öffentlicher Vorstellung in einer Sitzung der Société d'Etudes Psychiques in Genf hatten, und wurden auf den Präsidiententisch niedergelegt, wo jeder, auch ich, ihre Realität leicht konstatieren konnte!

Unter den Zeugen dieser Tatsachen, die ich wiederaufzufinden vermocht habe, begegnete ich allen Meinungen. Völlige Überzeugung der Echtheit, absolutester Skeptizismus, vorsichtiger Eklektizismus: einige der Apporte wären wohl echt, aber andre könnten ebenso gut aus der Tasche irgendeines Teilnehmers der ziemlich zahlreichen und gemischten Gesellschaft stammen. Fr. Smith selbst und Leopold, die ich oft befragt habe, scheinen darüber nicht ganz abgeschlossene Gedanken zu haben; am besten wäre es, wenn ich sie nur wiedergäbe.

1) Nach Aussage eines leider von Natur skeptischen Zeugen waren diese Töne immer unklar und klangen so, als ob einer der Anwesenden, der sein Knie gegen das Klavier stemmte und mehrere Noten auf einmal anschlug, sie hätte hervorbringen können. Das Klavier war offen; man stand in einer Kette herum.

2) Über die Wassermenge der kleinen Vase sind die von mir befragten Zeugen nicht einig. Nach den einen fielen beim Umkehren nur wenige Tropfen heraus, nach den anderen sei sie bis zum Rande voll gewesen; unmöglich hätte sie jemand so samt der Rose, in der Tasche bei sich tragen können.

2. Bewegung von Gegenständen ohne Berührung (Telekinese)¹⁾.

Die Ortsveränderung entlegener Gegenstände ohne Berührung und ohne jedwede bekannte mechanische Manipulation ist sehr seltsam; indes stürzt sie bloß unsre physiologischen Vorstellungen um, geht aber nicht, wie die Apporte, bis zur Veränderung unsrer Auffassung von der Konstitution der Materie oder unsrer Raumanschauung. Sie setzt nur voraus, daß das lebende Wesen fernwirkende Kräfte besitzt oder für einen Augenblick sozusagen Arten von überzähligen, unsichtbaren Greiforganen aussendet, fähig wie unsre Hände, die Gegenstände zu erfassen („Ektenische Kraft“ bei Thury, „Ektoplasmen“ bei Richet, „dynamische Glieder“ bei Ochorowicz usw.); ähnlich sind die ephemeren aber sichtbaren Pseudopodien, welche die Amöbe in alle Richtungen aussendet.

Man kann annehmen, daß ebenso wie das Atom und Molekül das Zentrum eines mehr oder minder ausgedehnten, ausstrahlenden Einflusses ist, gleichfalls das organisierte Individuum, Einzelzelle oder Zellenkolonie ursprünglich im Besitz einer Aktions-sphäre wäre, in der es ad libitum seine Kraft bald auf einen, bald auf den andern Punkt spezieller konzentrieren könnte. Durch Wiederholung, Gewohnheit, Selektion, Vererbung und andere beliebte biologische Prinzipien würden sich gewisse konstantere Kraftlinien in dieser ursprünglich homogenen Sphäre differenzieren und allmählich motorische Organe entstehen lassen. Unsere vier Glieder aus Fleisch und Knochen z. B., welche den Raum um uns beherrschen, wären nur ein von der Natur erfundenes, ökonomischeres Hilfsmittel, eine im Entwicklungslaufe herausgearbeitete leistungsfähigere Maschine, um mit geringsten Kosten dieselben Nutzwirkungen als diese primitive vage Sphärenkraft zu erzielen. So verdrängt oder umgeformt, würde sich diese nur sehr ausnahmsweise bei anormalen Zuständen

1) Vergl. Boirac, *La psychologie inconnue*, Paris 1908 Kap. XIV Contribution à l'étude télépsychie sowie Kap. XIX Le rayonnement humain et la télékinesie médianique. V.

oder Individuen offenbaren, gleichsam ein atavistisches Wiederauftreten einer seit langem in Schwund geratenen Aktionsweise, weil sie im Grunde sehr unvollkommen ist und ohne irgendeinen Vorteil eine viel beträchtlichere Lebensenergieverausgabung notwendig macht als der gewöhnliche Gebrauch von Armen und Beinen. Wenn es nicht etwa die kosmische Kraft selbst ist, der amoralische und stumpfe Demiurg, von Hartmanns „Unbewußtem“, das bei Berührung mit einem zerrütteten Nervensystem direkt hervortritt und, ohne den gewöhnlichen Weg der Muskelbewegung einzuschlagen, seine zügellosen Träume verwirklicht.

Aber von diesen nebelhaften, metaphysischen oder pseudo-biologischen Spekulationen genug, um über ein Phänomen Rechenschaft zu geben, dessen präzise Erklärung zu suchen immer noch früh genug ist, wenn seine Echtheit nicht mehr bestritten wird — vorausgesetzt, daß es überhaupt je so weit kommt. Ich für mein Teil erkläre ohne Scham, daß ich, wenigstens für den Augenblick gänzlich daran glaube.

Drei Gruppen von Beweisen verschiedener Art haben mich nach und nach dazu geführt — trotz der instinktiven Schwierigkeit, sie zuzugeben —, die Wirklichkeit dieser Phänomene als unendlich wahrscheinlichere Hypothese anzusprechen als ihre Unwirklichkeit.

1. Zuerst bin ich durch Lektüre der zu sehr vergessenen Schrift von Prof. Thury ¹⁾ stark beeinflußt; diese Schrift erschien mir — abgesehen von manchen diskutablen theoretischen dort eingeflochtenen Anschauungen — als Muster wissenschaftlicher Beobachtung, deren Bedeutung ich nur dann übersehen könnte, wenn ich sogar die Möglichkeit der fraglichen Phänomene wegen ihrer Seltsamkeit a priori ablehnen wollte, was gegen Hamlets Prinzip verstieße. Die Unterredungen, die ich das Vorrecht hatte, mit Thury zu führen, haben ihren guten Teil beigetragen, eine Präsumption zugunsten der Realität der Phänomene in mir zu erwecken, was das Buch sicherlich nicht in demselben Maße getan hätte ohne Bekanntschaft mit dem Autor.

2. Einmal entstanden, wurde meine Auffassung von der Wahrscheinlichkeit jener Tatsachen durch eine Reihe neuerer, ausländischer Arbeiten eher verstärkt als geschwächt, aber keine dieser Arbeiten, noch alle zusammen hätten genügt, diese entstehen zu lassen. So scheinen u. a., wenn einmal Ortsveränderungen von Gegenständen ohne Berührung

1) M. Thury: Les tables tournantes considérées au point de vue de la question de physique générale qui s'y rattache, etc. Genf 1855.

hypothetisch zugegeben werden, die Beobachtungen von Crookes über Gewichtsveränderungen der Körper in Anwesenheit Homes — trotz der in methodologischer Beziehung vollkommen verdienten Kritiken, welche Crookes' darauf bezügliche Publikationen ihm zugezogen¹⁾ haben — durch authentische Phänomene dieser Art viel leichter erklärlich als durch die Annahme, daß er einfach von Home hintergangen sei. Ebenso scheint in den von der S. P. R. veröffentlichten Fällen von Poltergeistern die ausschließliche Hypothese der „naughty little girl“ ohne Hinzufügung irgendeiner Spur von Telekinesie eine weniger adäquate und unwahrscheinlichere Erklärung als die Annahme reeller Phänomene, welche den Betrug geködert und unterhalten hätten²⁾. Aber natürlich hängt alles von der vorgefaßten Meinung ab, die man über allgemeine Möglichkeit oder Unmöglichkeit derartiger Tatsachen hegt und sicherlich wäre mein Sentiment ohne die vorangehende und folgende Beweisreihe anders.

3. Die Möglichkeit der Bewegung von Gegenständen ohne Berührung hat für mich einen Grad erreicht, der praktisch der Gewißheit gleich-

1) A. Lehmann: Aberglaube und Zauberei, S. 270—273, beruft sich auf die fatalen Widersprüche (oder wenigstens Differenzen) der beiden Berichte von Crookes, die auf den Wert seiner Erfahrungen gewissen Argwohn werfen; aber andererseits scheint das ungünstige Licht, das die Bemerkungen Lehmanns indirekt auf Home zurückfallen lassen, zum wirklichen Charakter dieses letztgenannten schlecht zu passen. — Bei dieser Gelegenheit möchte ich ein Wort über den berühmten Fall von Katie King einflechten. Obgleich ich nicht davon mit Rücksicht auf Frl. Smith, die nie die geringste Erscheinung von „Materialisation“ darbot, zu reden habe, behaupte ich mit Nachdruck, um jedes Mißverständnis zu vermeiden, daß ich mir schrecklich skeptisch vorkomme in dieser Sache. Ich finde die von Crookes in bezug auf Katie King veröffentlichten Beweise schwächer, in diesem Falle als in dem von Home, da die Tatsache zu beweisen m. E. kolossal schwieriger ist als sie zuzugeben. Noch dazu scheint, soviel man vergleichsweise von den Charaktern eines Homes und der Frl. Cook weiß, alles zugunsten des ersteren zu sein und trägt nicht zur Steigerung des Vertrauens in die Experimente von Crookes mit der letzteren bei.

2) S. F. Podmore, *Studies in Psychical Research*, London 1897, Kap. V: Poltergeister (Proc. S. P. R. vol. XII, S. 45); und die Diskussion zwischen Lang (*The Making of Religion*, London 1898, append. B.), Podmore (Proc. S. P. R. vol. XIV, 133—136., Wallace (*Journ. S. P. R.* Februar 1899) usw.; eine Diskussion, die im Journ. S. P. R. noch fortgeführt ist und nicht nur auf die Frage selbst, sondern mehr noch auf die psychologischen Reaktionsunterschiede der Beteiligten gegenüber den Übernormalberichten ein gutes Licht werfen.

kommt durch Vermittelung von Richet; diesem verdanke ich, während des letzten Jahres in seinem Hause einigen Sitzungen der Eusapia Palladino unter solchen Kontrollbedingungen beigewohnt zu haben, daß kein Raum für irgendeinen Zweifel blieb, wenn man nicht die kombinierten Zeugnisse des Gesichts, Gehörs und Tastgefühls, sowie das Mittelmaß einer Dosis von kritischem Sinn und Schlauheit, deren mit Recht oder Unrecht jede gewöhnliche Intelligenz sich schmeichelt, verwerfen will. Oder man müßte argwöhnen, daß die Wände des Arbeitszimmers bei Richet erschwindelt sind, und er selbst mit seinen gelehrten Mitarbeitern die schlimmen Helfershelfer im Possenspiel der liebenswürdigen Neapolitanerin gewesen wären, eine Voraussetzung, die abgesehen vom gesunden Menschenverstande, auch der elementarste Anstand absolut verbieten würde. Seit jenem Augenblick glaube ich an Wirklichkeit der Telekinesie, infolge des Zwangs der Wahrnehmung: *sensata et oculata certitudine*, um mit Galilei zu sprechen²⁾, welcher darunter sicherlich nicht unüberlegtes Anklammern an Sinnesdaten als solche verstand, wie das der Gauffer bei Kunststücken eines Taschenspielers, sondern wohl die letzte Krönung eines Gebäudes, welches als rationellen Grundzug die vernunftgemäße Analyse von Beobachtungsbedingungen und konkreten Umständen bei Vorführung des Phänomens an sich trägt.

Wenn ich sage, daß ich an diese Tatsachen glaube, so füge ich hinzu, daß es sich hier gar nicht um Überzeugung im ethischen, philosophischen oder religiösen Sinne handelt. Jener Glaube ist für mich ohne jede vitale Bedeutung und setzt keine Fiber meines Seins in Bewegung; ich würde nicht die geringste Neigung verspüren, zu seiner Verteidigung auch nur ein leichtes Martyrium auf mich zu nehmen. Die Frage, ob Gegenstände sich ohne Kontakt bewegen oder nicht, ist mir erstaunlich gleichgültig und spielt in meinen geheimen Gedankengängen über Sinn der Welt und des Lebens keine Rolle. Die Annahme der Tatsächlichkeit zwingt sich mir einfach auf, wie die eines seltenen und noch unerklärten meteorologischen Phänomens es tun würde, das ich unter ausgezeichneten, alle bekannten Irrtumsgründe ausschließenden Bedingungen konstatiert haben könnte, nachdem viele andere glaubwürdige Personen, deren Beschreibungen trotz der Seltsamkeit des Phänomens schon Eindruck auf mich gemacht haben würden, es bezeugt haben. Wenn man den Beweis liefert, daß wir allesamt Opfer einer *Fata morgana* oder sensoriiellen Illusion gewesen sind, so werde ich mich ohne weiteres ergeben. Sollte man gleichfalls dazu kommen, eines Tages die physikalischen Tricks oder psychologischen Trugprozesse zu enthüllen, welche die besten Beobachter der Telekinesie von Thury bis Richet mit der Menge verschiedener Zeugen, zu denen ich selbst gehöre, in den Irrtum gelockt

2) Galilei, *Sydereus nuncius*. Werke, ed. von Florence, Bd. III, S. 59, 76 usw.

haben, so werde ich der erste sein, der über den guten Witz, den Kunst oder Natur uns vorgemacht haben, sich amüsiert, der dem Scharfsinn dessen, der den Irrtum aufgedeckt hat, Beifall zollt, und besonders werde ich mir dazu gratulieren, übernormale Erscheinungen, deren Realität mir im Grunde ebenso gleichgültig ist, in den gewohnten Lauf der Dinge zurücktreten zu sehen. Aber hier wie sonst gelten die Prinzipien von Hamlet und Laplace: ich bestreite die Möglichkeit, daß die Tatsachen, denen ich beigewohnt habe, im Grunde nur Illusion oder Betrug gewesen sind, keineswegs, aber ich verlange noch zur Stütze dieser luftigen Hypothese einige Beweise, proportional der Seltsamkeit einer Betrügerei oder Illusion, die, sobald man ihr näher zu Leibe geht, verschwindet, und deren Wesen anzugeben noch niemand glückte. Denn es genügt nicht, vage Allgemeinründe anzuführen — wie „geschickter Betrug, Sinnes- und Gedächtnistäuschungen, Autosuggestion der Teilnehmer“ usw. —, wenn sie alle, sobald man sie präzisieren will, schwinden oder an den gegebenen Umständen scheitern¹⁾. So lange ich nicht irgendeine adäquat und spezifisch auf die von mir konstatierten Phänomene anwendbare Erklärung sehe, so lange im Gegenteil alle vorgeschlagenen und bei andern Gelegenheiten gültigen Erklärungen tatsächlich durch die konkreten Bedingungen, unter denen die Beobachtung stattgefunden hat, ausgeschlossen sind, ist für mich die Seltsamkeit des Phänomens durch seine empirische Sicherheit mehr als kompensiert: ich bleibe, bis zum Beweise des Gegenteils, beim Zugeständnis seiner übernormalen Echtheit. Anders sprechen und denken als ich es tue, wäre bei dem gegenwärtigen Standpunkt meiner Erfahrung auf diesem Gebiete ein Mangel an Freimut; ich würde mich damit selbst in die Kategorie der „Freigeister“ stellen ganz so, wie ich im Gegensatz

1) Die seit langer Zeit ans Licht gebrachten Schliche, die Eusapia, wenn man sie gewähren läßt, unbewußt anwendet (Freimachen einer Hand usw.), haben auf die Sitzungen, denen ich beigewohnt habe, keinerlei Bezug. Die Anwesenheit von Myers, der noch unter dem Eindruck der unglückseligen Experimente in Cambridge stand (1895), bei zwei solcher Sitzungen und der lebhafteste Wunsch Eusapias, ihn endgültig zu überzeugen, haben denselben ein besonderes Interesse verliehen. Die Schärfe der Kontrolle und die Augenscheinlichkeit der Phänomene trotzten dabei jeder Kritik und Betrugsannahmen, die man bei anderen Gelegenheiten hätte einwenden können: Myers hat sich für überzeugt erklärt. (S. Journ. S. P. R., Jan. u. März 1899, S. 4 u. 35.) Um der Authentizität der Telekinesie-Phänomene, die sich in Gegenwart von Eusapia Palladino produzieren, auszuweichen, finde ich tatsächlich keine andere Ausflucht — als die Hoffnung, später eine zu entdecken. — Auch hier verweise ich auf Flournoys *Esprits et Mediums*, Genf 1911 und zwar auf das besondere Kap. VIII: *Le cas d'Eusapia Palladino* S. 404 ff. V.

den Leser, welcher einzig auf Grund meiner Angaben an die Bewegung von Gegenständen ohne Berührung zu glauben akzeptieren würde, zu den „Leichtgläubigen“ zählen würde.

Ein sehr ausgedehntes Vorwort für die Tatsachen, von denen ich hier zu sprechen habe! Sie reduzieren sich auf einige Ortsveränderungen von Gegenständen ohne Berührung (Erheben von Tischen, Transport oder Wurf von Blumen und verschiedenen anderen außerhalb des Bereiches liegenden Dingen usw.), von denen Helene und ihre Mutter zu verschiedenen Malen in ihrer Wohnung Zeuge geworden sind. Obgleich man mich, der ich eben das Zugeständnis von Telekinesie-Realität dargelegt habe, wohl nicht eines hartnäckigen Skeptizismus beschuldigen kann, muß ich doch gestehen, daß alle mir im vorliegenden Falle gebotenen Berichte hinsichtlich ihrer Evidenz außerordentlich viel zu wünschen übrig lassen. Ohne die vollkommene Glaubwürdigkeit und völlige Überzeugung der Frau und Frl. Smith auch nur im Geringsten zu verdächtigen, erinnere ich bloß an die gewöhnliche Rolle von schlechter Beobachtung und von Erinnerungsfehlern bei Erzählungen übernormaler Ereignisse, so daß man dem sonst absolut einwandfreien Zeugnis der Frauen große Beweiskraft nicht beimessen kann.

Obwohl ich außerstande bin, über Phänomene, denen ich nicht beigewohnt habe, zu berichten, möchte ich doch einen Punkt hervorheben, welcher zu Gunsten ihrer Echtheit sprechen könnte, vorausgesetzt, daß die Möglichkeit der Phänomene hypothetisch überhaupt einmal zugegeben ist: die Phänomene sind immer unter Ausnahmebedingungen zustande gekommen, nämlich als Helene sich in anormalem Zustande oder als Beute lebhafter, tiefer Erregung befand. Einerseits vermehrt dieser Umstand die Chancen schlechter Beobachtung, andererseits aber wird er, wenn der Tag gekommen sein würde, an dem, wie verschiedene Beobachtungen glauben lassen, festgestellt ist, daß gewisse anormale oder emotionelle Zustände im Organismus fernwirkende, latente Kräfte in Freiheit setzen, die Annahme eines vielleicht analogen Zustandes bei Frl. Smith gestatten. Als Muster für diese verwickelten Fälle führe ich einen Vorgang an, der sich in der Periode allgemeinen Unwohlseins Helenes (vergl. S. 36)

abspielte. Ich reproduziere den Bericht, den mir Helene am folgenden Tage sandte, mit Abkürzungen und Anmerkungen.

„... Gestern abend erhielt ich den Besuch von Herrn H.! Ich brauche Ihnen meinen Eindruck nicht näher zu beschreiben, Sie werden diesen wie ich selbst verstehen¹⁾).

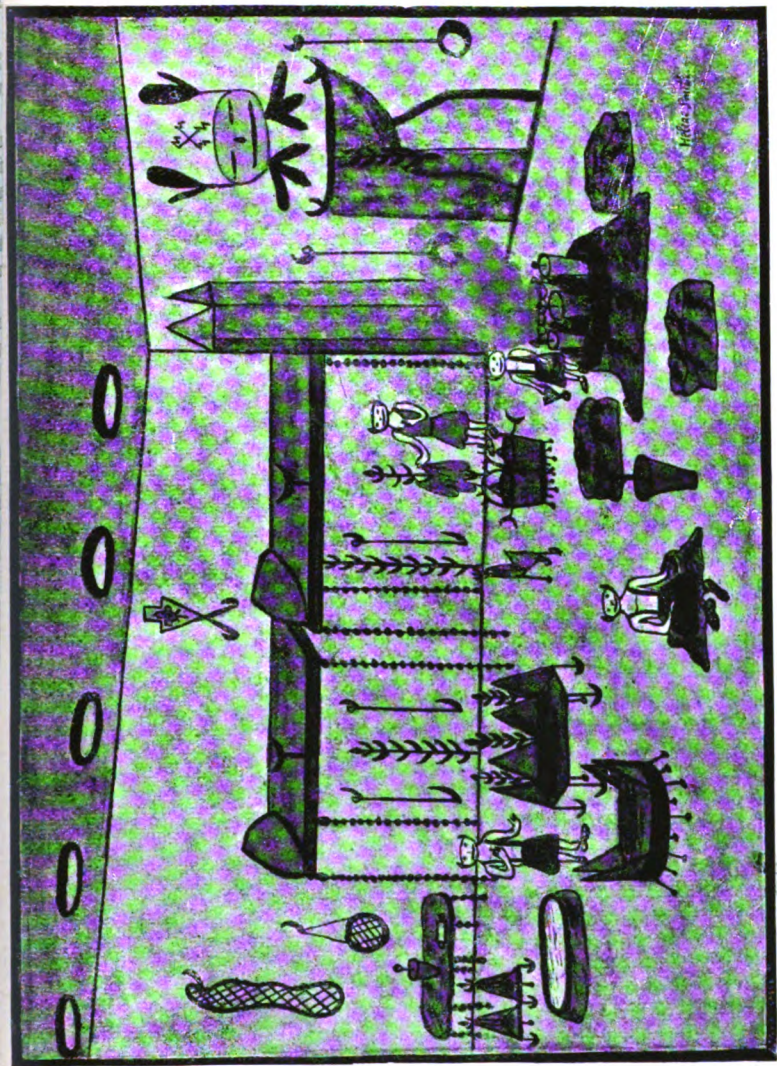
Er kam, um mir zu erzählen, daß er mit einer mir unbekanntem Dame eine Sitzung gehabt, und diese Leopold gesehen hätte, der ihr ein Heilmittel für das Leiden, das ich möglicherweise haben könnte, gegeben. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn wissen zu lassen, Leopold hätte mir erklärt, nur in meinen Sitzungen sich zu manifestieren, infolgedessen koste es mir viel Mühe, seine angeblichen Erscheinungen bei diesen und jenen zuzugeben. Aber das ist daran nicht das Interessanteste.

Während ich mit H. sprach, fühlte ich im gegebenen Augenblick lebhaften Schmerz in der linken Schläfe, vielleicht zwei Minuten später erwiesen sich meine Blicke, die sich immer wider Willen auf das Klavier richteten, wohin ich schon am Abend vorher zwei Apfelsinen gelegt hatte, — ich weiß nicht warum — gänzlich fasziniert. Dann plötzlich als wir daran am wenigsten dachten — wir alle drei²⁾ saßen in ziemlich großer Entfernung vom Klavier —, verließ eine der Apfelsinen ihren Platz und rollte mir zu Füßen. Mein Vater behauptete, sie hätte zweifellos etwas zu sehr am Rande des Deckels gelegen und wäre im gegebenen Augenblick ganz natürlich gefallen. H. sah sogleich in diesem Vorfall die Intervention irgendeines Geistes. Ich wagte mich nicht zu äußern; ich nahm schließlich die Apfelsine³⁾ auf, und wir sprachen von andern Dingen. H. ist ohngefähr eine Stunde bei uns geblieben bis grade neun Uhr. Gleich darauf ist mein Vater zu Bett gegangen und lag bald darauf in tiefem Schlaf. Ich trat in das Zimmer meiner Mutter, um ihr einige Einzelheiten von H.s Besuch zu erzählen, und erwähnte auch den Fall jener Apfelsine. Wie groß war aber meine Überraschung bei meiner Rückkehr in das Empfangszimmer und zum Klavier, um eine auf dem Klavier stehende Lampe zu holen, die berüchtigte Apfelsine nicht mehr

1) Eindruck sehr unangenehmer Überraschung. H., der, überzeugter Spiritist, durch seine Galanterien Frl. Smith lange ungeduldig gemacht hatte, war ihr entsetzlich unsympathisch; er hatte sie seit einiger Zeit in Ruhe gelassen, und sie vermutete gar nicht seinen Besuch. Besonders bei ihrem angegriffenen Zustande war sie darüber um so erregter, als ihr H. in dem Bestreben, liebenswürdig zu sein, eine von einem andern Medium erhaltene sog. Leopold-Botschaft überbrachte, eine in Helenes Augen ganz unzulässige Anmaßung. (Vergl. S. 93.)

2) H., Helene und ihr Vater, der in Bezug auf medianimistische Phänomene damals gänzlich skeptisch war. Niemand von ihnen hätte, ohne aufzustehen, das Klavier erreichen können.

3) Helene legte sie wieder auf das Klavier neben die andere.



Nouv. Obs. S. 161. Fig. 8. — Ultramarsinterieur. Boden, Decke und Wände in Sepia. Die Löcher in der Decke entsprechen sichtlich den Schornsteinen und Röhren der Fig. 5 und 6. Alle Möbel und Instrumente sind dunkel, schwarz, grau, sepia, braun-veilchenartig. Die Person im Hintergrund hält mit der Hand einen blauen Rock mit schwarzen Trägern. Rechts eine Art Herd, graue Gefässe in die roten Flammen gesenkt, geben einen bläulichen Rauch, links blaues Wasser in einem Kübel. An der Wand rechts könnte man sagen, ein dunkelgrüner Vorhang vor einer Tür halb zurückgezogen, oben ein rötliches Gesicht mit schwarzen Ansätzen, überragt von einem Zeichen des Glücks, ist gelb. $\frac{1}{2}$ Originalgröße.



zu finden — es lag nur noch eine da; gerade die, die ich vorher aufgehoben und zur anderen gelegt hatte, war fort. Ich suchte sie überall, aber vergebens; während ich meiner Mutter den Vorfall erzählte, hörten wir im Hausflur ein Hinfallen; ich nahm die Lampe, um zu sehen, was es gewesen sein könnte, und unterschied ganz hinten an der Eingangstür zur Wohnung die so sehr gesuchte Apfelsine!

Nun fragte ich mich darauf offen, ob ich nicht irgendeiner spiritistischen Kundgebung gegenüber stände. Ich versuchte, mich nicht zu sehr zu erschrecken, nahm die Apfelsine, um sie der Mutter zu zeigen, und ging zum Klavier zurück, um die zweite zu holen, damit nichts Ähnliches von neuem uns erschrecken könne — aber nun war auch die zweite ihrerseits verschwunden! Jetzt fühlte ich, wie ich zitterte, ich kehrte in das Zimmer der Mutter zurück, und während wir davon plauderten, hörten wir abermals, daß man etwas mit Gewalt hinwarf, und als ich hinstürzte, um nachzusehen, was geschah, sah ich meine zweite Apfelsine genau auf der Stelle, wie die erste (hinter der Eingangstür) und ziemlich stark beschädigt. Stellen Sie sich einmal vor, wie aufgeregt wir waren. Schnell nahm ich die Apfelsinen und schloß sie in den Küchenschrank, wo ich sie am andern Morgen wiederfand: sie hatten sich nicht gerührt. Nicht ohne gewisse Angst ging ich zu Bett, aber zum Glück bin ich schnell eingeschlafen. Meine Mutter ist überzeugt, daß es H. war, der einen bösen Geist ins Haus gebracht hat; sie ist sehr unruhig . . .“ Aus mündlichen Erklärungen Helenes und ihrer Mutter, sowie aus den Räumlichkeitsverhältnissen geht hervor, daß die Apfelsinen vom Klavier durch die nach dem Hausflur zu offene, große Tür des Salons gegen die Wohnstübentür etwa 9 Meter weit geworfen sein mußten, gleichsam um H., der einige Augenblicke vorher durch diese Tür hinausgegangen war, zu verfolgen und fiktiv zu treffen.

Sicherlich ist man berechtigt, außerordentliche Geschichten von einer Halluzinationen unterworfenen Person als zu wenig Garantien bietend von vorn herein abzulehnen. In diesem Falle aber hindert mich alles, was ich von Fr. Smith und ihren Eltern weiß, dies zu tun, und überzeugt mich, daß ihr Bericht im Grunde exakt ist, womit ich keineswegs sagen will, daß da irgend etwas Übernormales vorliege. Man hat in der Tat die Wahl zwischen zwei Interpretationen.

1. Bei der Hypothese wirklicher Telekinesie würde sich das Abenteuer folgendermaßen resumieren: Die Emotion bei dem unerwarteten und unangenehmen Besuche des H. hätte eine Bewußtseinspaltung herbeigeführt. Gefühle von krankhafter Reizbarkeit, Ärger und Widerwillen gegen ihn hätten sich in irgendeiner Unterpersönlichkeit verdichtet, welche bei der All-

gemeinerschütterung des ganzen psychophysischen Organismus auf einen kurzen Augenblick den Gebrauch der primitiven, fernwirkenden Kräfte, die gegenwärtig dem normalen Willen entzogen sind, wiedergefunden hätte. So würde automatisch nach außen ohne Mitwirkung des gewöhnlichen, durch Erziehung und Schicklichkeit gebundenen Ichs die instinktive Idee, den ungehobelten Besucher zu bombardieren, realisiert haben. Man beachte auch die schmerzhaftige ‚Aura‘ an der Schläfe und den faszinierten Blick, was nach Helenes Bericht den ersten Anzeichen des Phänomens, dem Fall und Rollen der Apfelsine zu Helenes Füßen, vorausgegangen ist.

2. Immerhin die sicherlich natürlichste Annahme ist die, daß Fr. Smith selbst, d. h. bei gewöhnlichem Gebrauch ihrer Gliedmaßen, in Anfällen von unbewußtem Muskelautomatismus die Wurfgeschosse genommen und geworfen hat¹⁾. Zwar würde diese Annahme mit der Anwesenheit ihres Vaters und des H. einerseits und ihrer Mutter andererseits, welche sie die vorausgesetzten Bewegungen nicht haben machen sehen, weniger gut stimmen, als die der Telekinesie. Aber eine derartige Zerstreutheit selbst bei normalen Zeugen würde immer noch leichter zulässig sein als die authentische Produktion eines übernormalen Phänomens.

Ich verharre nicht länger bei diesem Gegenstand, welchen die anderen, überdies sehr seltenen Episoden (höchstens 1/2 Dutz.) derselben Art, die Fr. Smith und ihre Mutter seit unserer Bekanntschaft überrascht haben, kaum aufhellen. Helene hat kein Bewußtsein, über Fähigkeiten der Fernbewegung zu verfügen und schreibt diese Phänomene immer spiritistischer Intervention zu. Andererseits hat Leopold nie anerkannt, deren Urheber zu sein. Er behauptet, Helene besitze in sich supranormale Kräfte und brauche sie nur auslösen zu wollen, um Erfolg zu haben, aber sie wolle nicht (oder verstehe nicht zu wollen). Alle meine oft

1) Vergl. z. B. die bei Eusapia Palladino beobachteten Tatsachen „unbewußten Betruges“, sowohl im Wach- als auch im Trancezustande. Ochorowicz, La question de la fraude, usw. Annales des sciences psychiques, Bd. VI, S. 99 f.

wiederholten Anregungen und Bitten bei Leopold und bei Helene im Wachzustande und Somnambulismus um irgendein physikalisches Phänomen in meiner Gegenwart, und wäre es auch nur eine ganz kleine Tischbewegung ohne Berührung, sind bisher vergeblich gewesen.

III. Telepathie.

Man kann fast sagen, man müßte die Telepathie ¹⁾ erfinden, wenn sie nicht existierte. Ich meine damit, daß eine direkte, von den Sinnesorganen unabhängige Wirkungsweise zwischen lebenden Wesen zu allem, was wir von der Natur wissen, so konform ist, daß, hätte man selbst kein wahrnehmbares Indicium darauf, sich ihre Annahme a priori schwer umgehen läßt. Denn wie könnte man in der Tat glauben, daß so komplexe Herde chemischer Phänomene, wie die Nervenzentren in Tätigkeit sich finden können, ohne verschiedene Schwingungen auszusenden. X-, Y- oder Z-Strahlen, welche, wie der Sonnenstrahl das Glas, die Schädeldecke durchdringend und in jeder Entfernung auf die homologen Zentren in andern Gehirnen wirken! Es ist dies eine einfache Sache der Intensität.

Der Lauf eines Pferdes oder der Sprung eines Flohes in Australien läßt den Erdball an der entgegengesetzten Seite mit einer dem Tiergewicht proportionalen Quantität, verglichen mit dem unseres Planeten aufrallen. Das ist wenig ohne die Berechnung, daß diese Infinitesimal-Veränderung Gefahr läuft, in jedem Augenblick durch den Sprung von Pferden und Flöhen auf der andern Hemisphäre neutralisiert zu werden, so daß im ganzen die Schwankungen unsrer Erdenwelt, die aus allem, was sich an ihrer Oberfläche bewegt, resultieren, zu schwach sind, um uns am Schlaf zu hindern. Vielleicht verhält es sich ebenso mit den unzähligen Wellen, welche von allen andern Lebewesen her in jedem Augenblick ein gegebenes Gehirn erschüttern. Ihre Wirkungen kompensieren sich oder ihre Resultante ist praktisch

1) Vergl. Boiracs Psychologie inconnue, Paris 1908 Kap. XI: La télépathie, aber auch Kap. X, XII, XIV. V.

zu niedrig, um empfunden zu werden. Trotzdem aber existieren sie tatsächlich; ich gestehe, die nicht zu verstehen, welche der Telepathie vorwerfen, sie sei seltsam, mystisch, okkult, übernormal usw. Wenn man ihr diesen Charakter im Grunde zuschreibt, so hat man ihr zuerst gütigst diesen verliehen, indem man aus jenem imponderablen Bande der Organismen unter sich eine rein spirituelle, von Seele zu Seele gehende, von Raum und Materie unabhängige Verbindung gestaltet. Daß eine derartige metaphysische Union an sich existiert, wünsche ich sehr, aber es heißt ohne Grund eine Verwirrung der Arten begehen und in den Sophismus von Ignoranz in dieser Frage verfallen, wenn man jenes hochspekulative Problem, — welches das eigentlich naturwissenschaftliche Gebiet verläßt und das Prinzip psychologischen Parallelismus in Abrede stellt — dem empirischen Problem der Telepathie substituiert, welches sich jenem Parallelismus sehr gut akkomodiert und der gesicherten Wissenschaft in nichts widerspricht.

Ob aber diese theoretische Telepathie Resultate zeitigt, die experimenteller Bestätigung zugänglich sind, d. h. ob das Netz interzerebraler Vibrationen, in das wir eingesenkt sind, einen bemerkenswerten, praktisch abschätzbaren Einfluß auf den Lauf unseres psychischen Lebens ausübt, und ob es uns begegnet, in gewissen Fällen Emotionen, Impulse, Halluzinationen zu empfinden, die der psychophysische Zustand dieses oder jenes unserer Mitmenschen quer durch den Äther und ohne gewöhnliche Vermittlung der Sinnesbahnen direkt auf uns übertragen würde, das ist eine von Beobachtung und Experiment abhängige Tatsachenfrage. Wie heftig dieser Punkt zur Zeit umstritten wird, wie schwierig es ist, ihn in entscheidender Weise klar zu legen, ebenso sehr infolge aller Fehlerquellen und Täuschungen, denen man auf diesem Gebiet ausgesetzt ist, als weil wahrscheinlich ein sehr außergewöhnliches Zusammenwirken von Umständen (das wir noch nicht nach unserem Willen zu realisieren verstehen), notwendig ist, damit die Sonderwirkung eines bestimmten Agenten über alle rivalisierenden Einflüsse den Sieg davontrage und sich genügend scharf und deutlich in das psychische Leben des Perzipienten übertrage. Alles wohl erwogen,

neige ich stark zu einer bejahenden Antwort. Die Realität telepathischer Phänomene abzulehnen, ist scheinbar schwer zu widerlegen gegenüber dem Haufen sehr verschiedener, voneinander unabhängiger Beweise, die zu ihren Gunsten streiten¹⁾. Zweifellos ist keiner der Beweise isoliert genommen absolut kräftig, aber ihre frappierende Konvergenz zu ein und demselben Resultat gibt ihrer Gesamtheit ein beträchtliches neues Gewicht, welches in meinen Augen die Wage zu ihren Gunsten neigt, wenn nicht eines Tages, sobald man daran geht, dieses Zusammentreffen zu zerstören oder sie durch eine gewöhnliche Fehlerquelle zu erklären, eine umgekehrte Schwankung voraussichtlich eintritt. Übrigens verstehe ich sehr wohl, warum die, für welche die Telepathie ein mystisches, unsern wissenschaftlichen Anschauungen heterogenes Prinzip bleibt, ihr heftigen Widerstand entgegensetzen, aber was mich betrifft, der ich darin nichts Seltsames sehe, zögere ich nicht, sie zuzugeben nicht — ist es nötig das zu wiederholen? — als unantastbares Dogma, sondern als provisorische Hypothese, welche besser als jede andre dem gegenwärtigen Stand meiner sicher recht unvollständigen Kenntnisse auf diesem Sondergebiet psychologischer Forschung entspricht.

1) Das Wort: „Hundert schlechte Beweise machen daraus keinen guten“ hat man oft der Telepathie entgegengehalten. Aber sogar die Vagheit dieses vollklingenden Aphorismus raubt ihm jede Bedeutung. Was ist ein schlechter und guter Beweis? In der Wissenschaft empirischer Tatsachen haben wir sehr selten — vielleicht sogar nie (von der Mathematik abgesehen) mit absolut gutem oder schlechtem Beweise, folglich mit dem Wert Null oder Unendlich zu tun. Alle unsre Beweise sind relativ und haben nur begrenzten und variablen Wert; jeder einzelne muß konkret in Bezug auf sich selbst und seine Beziehung zu andern untersucht werden. Dasselbe gilt seiner Widerlegung und den Gegenbeweisen, denn wir kommen aus Wahrscheinlichkeiten nicht heraus. Aus der Vereinigung mehrerer, im einzelnen mittelmäßiger Beweise kann sehr gut ein neuer Beweis, eine höhere Wahrscheinlichkeit, gleichsam Gewißheit hervorspringen, ganz ebenso wie in anderen Fällen eine gegenseitige Abschwächung, ein Widerspruch sie stützt. Das hängt von ihrer Natur und ihren Zusammenhängen ab; allgemeines läßt sich darüber nicht sagen. Die konkrete und detaillierte Prüfung der vielfachen Tatsachenargumente für und gegen die Telepathie scheint in der Tat in eine kräftige Resultante für die Telepathie hinauszulaufen.

Obwohl zu Gunsten der Telepathie voreingenommen, habe ich mit Erfolg bei Frl. Smith keine eklatanten Beweise gefunden; die mancherlei Versuche, die ich in diesem Punkte mit ihr angestellt habe, waren nicht ermutigend.

Mehrere Male habe ich versucht, Helene auf Entfernungen zu beeinflussen, z. B. ihr in ihrer, von der meinigen etwa einen Kilometer entfernten Wohnung, abends, wenn ich denke, sie sei dorthin zurückgekehrt, zu erscheinen; ich habe aber keine befriedigenden Resultate erhalten, denn mein einziger Fall auffallenden Erfolges, verschwindend unter einer Masse Mißerfolge erklärt sich, wenn man allen Nebenumständen Rechnung trägt, ebenso gut durch reine Koinzidenz und lohnt nicht die Weitläufigkeiten, in die mich ihre Erzählung zerren würde.

Im Punkt spontaner Telepathie würden einige Anzeichen zu denken geben, daß Frl. Smith bisweilen meinem unbeabsichtigten Einflusse unterliegt. Am merkwürdigsten ist ein nächtlicher Traum (oder eine Vision) Helenes zu einer Zeit, in der ich während eines Sommeraufenthaltes zwanzig Meilen von Genf entfernt, plötzlich erkrankte. Sie hörte mich im Traum an der Tür klingeln und sah mich so abgemagert eintreten und scheinbar so leidend, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihrer Mutter ihre Besorgnis meinetwegen auszusprechen. Leider nahmen die Frauen von dem Vorfall und seinem genauen Datum keine Notiz; erst drei Wochen später erzählte Helene Lemaître, grade als dieser ihr meine Erkrankung mitgeteilt hatte, deren Auftreten wohl annähernd in die Zeit ihres Traumes zurückreichte. Als sichtlicher Wert genommen, ist das wenig. Bei anderen Gelegenheiten sagte mir Helene, ich müßte, nach ihren Träumen oder vagen Intuitionen im Wachzustande zu schließen, an dem oder jenem Tage unerwarteten Ärger, Sorge oder dergl. gehabt haben. Aber die Fälle, in denen sie richtig gefahren ist, halten den irrtümlichen das Gleichgewicht.

Telepathische Beziehungen Helenes zu anderen Personen scheinen nicht präziser zu sein als zu mir; die meisten der übrigens wenig zahlreichen Fälle, von denen ich erfuhr, sind nicht der Rede wert. Eine Ausnahme muß indessen für einen Herrn Balmès (Pseudonym) gemacht werden, welcher eine Zeitlang in demselben Geschäftshause wie Frl. Smith tätig war: mit Hinsicht auf ihn hatte sie mehrere wirklich merkwürdige Phänomene. Balmès selbst war „sensitives“ Medium von sehr nervöser, erregter Natur. Er arbeitete in einer Etage über Frl. Smith und hielt bisweilen auf einige Minuten inne, um mit ihr über Spiritismus zu plaudern. Darauf beschränkten sich die gegenseitigen Beziehungen, die außerhalb des Kontors nicht ausgedehnt wurden.

Persönliche Sympathie oder besondere Zuneigung scheint nie zwischen ihnen bestanden zu haben; es ist nicht recht ersichtlich¹⁾, welchem Umstand die telepathische Verbindung zuzuschreiben ist, welche einer Helene mehr wahrheitensprechende und staunenswertere Visionen eingab bezüglich Balmès als für irgendeinen anderen. Dafür einige Beispiele:

1. Eines Morgens ließ Balmès Helene eine Zeitung, in der ein Artikel über Spiritismus stand. Er selbst hatte dieselbe von einem seiner Freunde, Herrn X., einem Franzosen, erhalten, der sich erst seit etwa zwanzig Tagen in Genf aufhielt und Fr. Smith nicht einmal dem Namen nach kannte. X. hatte den interessanten Artikel mit Rotstift angestrichen und mit schwarzem Bleistift eine Randnotiz hinzugefügt. Zu Hause ließ Helene in der Mittagszeit den Artikel, aus Mangel an Zeit aber nicht die Anmerkung mit Schwarzstift. Wieder im Kontor, setzte sie sich von Neuem an die Arbeit. Um $\frac{1}{4}$ Uhr fielen indes ihre Augen auf die Randnotiz der Zeitung; als sie die Feder ergriff, um auf einem Notizblock Berechnungen anzustellen, „began ich,“ so schrieb sie mir „ich weiß nicht, wie oder warum, einen mir ganz unbekanntem Männerkopf auf den Abrißstreifen zu zeichnen. Gleichzeitig hörte ich eine Männerstimme von ziemlich starkem oder lieber klarem und wohlklingendem Tonfall, konnte aber leider die Worte nicht verstehen. Ich fühlte mich lebhaft getrieben, eiligst Balmès diese Zeichnung zu zeigen, der sie genau ansah und entsetzt schien, denn diese Federzeichnung eines Kopfes stellte nichts anderes als den seines Freundes dar, der ihm die mit Bleistift angestrichene Zeitung geliehen hatte. Stimme und französischer Akzent waren den seinigen völlig getreu. Wie ist's möglich, daß ich mich beim einfachen Anblick einer Anmerkung mit einem Unbekannten in Beziehung befunden habe? . . . Noch an demselben Abend ging Balmès eiligst dieses seltsamen Phänomens wegen zu seinem Freund und erfuhr hier, daß in derselben Stunde, in der ich, mit ihm gänzlich unbekannt, seinen Kopf zeichnete, von Balmès die Rede war, und daß sich seinetwegen eine sogar ernstliche Diskussion zwischen X. und Andern entsponnen hatte.“

Man kann diesen Fall streng genommen auf normale Erklärungen zurückführen, indem man annimmt: 1. Daß im Verlaufe der Zeit, die X. schon in Genf zugebracht hatte, Fr. Smith ihn auf der Straße mit Balmès spazierengehen gesehen hat, ohne ihn sonst zu beachten oder sich seiner bewußt zu entsinnen. So würde die Zeitung, die, wie sie wußte, Balmès von einem Unbekannten seiner Freunde geliehen war, dank unbewußter Schlußfolgerung die latente Erinnerung an Gestalt und Stimme des ihr bereits begegneten Unbekannten erweckt haben. 2. Daß

1) Das Band war nicht wechselseitig, Balmès hatte nie Fr. Smith betreffende, telepathische Eindrücke.

in der Tatsache, wie X. gerade zu der Stunde von Balmès sprach, als Helene in einem durch Anblick seiner Randnotiz ausgelösten Automatismusanfall das Porträt des p. p. X. zeichnete und seine Stimme hörte, nur eine zufällige Koinzidenz liegt.

Nach der telepathischen Hypothese hingegen wären die Dinge etwa folgendermaßen verlaufen: Die (keineswegs ganz ruhige, sondern, wie es scheint, im Gegenteil sehr lebhaft und erregte) Unterhaltung von X. über Balmès hat diesen telepathisch beeinflusst¹⁾ und subliminal die Erinnerung an X. erweckt. Balmès seinerseits hätte, ohne es im geringsten bewußt zu ahnen, diese Erinnerung auf Frl. Smith übertragen, die an jenem Tage durch Leihen der Zeitung bereits prädisponiert war, und bei der besagten Erinnerung in graphischem, auditivem und impulsivem (das Bedürfnis, eiligst Balmès ihre Zeichnung zu zeigen) Automatismus hervortrat. So hätten die unterbewußten Schichten des Balmès als Bindeglied zwischen X., für dessen Einfluß sie leicht empfänglich waren, und zwischen Frl. Smith gedient, auf welche sie im Gegensatz aktiv wirkten. Abgesehen selbstverständlich vom abstrakten und allgemeinen Vorwurf des *Übernormalen*, den man der Telepathie machen kann, ist im ganzen die zuletzt skizzierte Erklärung den konkreten Umständen dieses Falles adäquater als die vorhergehende; die Komplikationen unterbewußter Übertragung, an welche sie appelliert, haben nichts Ungehörtes, sondern finden ihre Analogie in zahlreichen von der Soc. for Psych. Research publizierten Beobachtungen.

2. „Acht Tage nach obigem Vorfall sah ich bei einer Fahrt kurz nach 12 Uhr mittags in einem offenen Wagen der Trambahn vor mir denselben Balmès im Gespräch mit einer Dame und zwar in einem Zimmer, das zur Trambahn zu gehören schien. Das Bild war nicht sehr scharf; eine Art Nebel breitete sich über das Ganze aus, indes nicht dicht genug, um mir die Personen zu verbergen. Besonders Balmès war sehr gut zu erkennen und seine leicht gedämpfte Stimme ließ als Schlußworte hören: „Das ist merkwürdig, außerordentlich“. Dann empfand ich mit einem Male plötzlich eine heftige Erschütterung, indem in demselben Augenblick das Bild verschwand. Ich fand mich dann von neuem auf der Strecke dahinfahrend; nach der Fahrtgeschwindigkeit und überrechneten Wegstrecke zu urteilen, hätte die Vision höchstens 3 Minuten gedauert. Ich bemerke noch, daß ich während dieser paar Minuten keinen Augenblick das Gefühl meiner augenblicklichen Lage verloren habe, d. h. ich wußte und fühlte völlig, auf der Heimfahrt zu sein nach meiner täglichen Gewohnheit und fühlte mich vollständig als mich selbst, ohne irgendeine Geistesstörung²⁾.

1) Zu bemerken ist, daß X. stark hypnotischen Einfluß auf Balmès hat und ihn oft mit größter Leichtigkeit eingeschläfert hat.

2) Diese Beschreibung von Frl. Smith gibt sehr gut den Eindruck wieder, vollständig wach und im Normalzustand gewesen zu sein, ein

Zwei Stunden später ging ich zu Balmès hinauf, welcher in höher gelegener Etage des Bureaus arbeitete. Ihn offen, fast möchte ich sagen, ein bißchen geradezu anredend, äußerte ich: Sind Sie mit dem kurzen Besuch, den Sie gleich nach 12 Uhr gemacht haben, zufrieden und wäre es indiskret, zu fragen, was Sie „merkwürdig, außerordentlich“ fanden? Er schien verwirrt, niedergeschmettert, machte Miene, sogar böse zu werden und stellte sich, mich zu fragen, mit welchem Recht ich mir erlaube, seine Handlungen zu kontrollieren. Aber das Entrüstungsgefühl schwand ebenso schnell wie es gekommen, um dem Gefühl lebhaftester Neugierde Platz zu machen. Er ließ mich die ihn betreffende Vision im einzelnen erzählen und gestand, wirklich um 12 Uhr einen Besuch bei einer Dame gemacht, den vorangegangenen Fall der Zeitung mit derselben besprochen und in der Tat im gegebenen Augenblick die gehörten Worte: „Das ist merkwürdig, außerordentlich“ geäußert zu haben. Wunderbar, ich erfuhr gleichfalls, daß am Ende dieser Worte ein heftiges Klingeln sich habe hören lassen, und daß die Erörterung zwischen Balmès und der fraglichen Dame durch die Ankunft eines Besuchers jäh unterbrochen sei. Die von mir verspürte Erschütterung war also nichts anderes als das heftige Klingeln, das der Unterhaltung ein Ende bereitend, ohne Zweifel meine Vision beschlossen hatte“¹⁾.

Wenn man nicht annimmt, was logisch tunlich, ich aber hypothetisch ausschließe, daß nämlich Frl. Smith und Balmès diese Geschichte zusammen in Szene gesetzt haben oder Opfer übereinstimmender Gedächtnis- und wechselseitiger Suggestions-Halluzinationen gewesen sind, so sehe ich kaum ein normales Mittel, um den Fall zu erklären. Daß eine spontane Halluzination — denn nach Helene war das Erlebnis in der Trambahn keine einfache Idee oder gewöhnliche geistige Anschauung —

Eindruck, welcher sich bei solchen Zuständen unterworfenen Personen oft mit der Erinnerung an ihre „Visionen“ verbindet; das schließt aber einen gewissen Grad von Bewußtseinsverdunklung während der Vision nicht aus, wie sogar der Satz von Helene weiter oben beweist: Ich befand mich von neuem auf der Strecke dahinfahrend.

1) Balmès hat nach Durchsicht dieses wie des vorhergehenden Berichts von Helene diesen mit der Randbemerkung einer Erklärung von Exaktheit versehen und denselben mir mündlich bei einem Besuche, den ich ihm wenige Tage später machte, in allen ihn betreffenden Dingen bestätigt. Es besteht zwischen Frl. S. und ihm indes eine Divergenz, über die ich die Augen zudrücke, um den Beweis gern zugunsten des Übernormalen zu führen, indem ich jene Differenz auf Rechnung der Schwierigkeit unserer Zeitschätzung setze: Helene bestimmt ihre Vision auf 12 Uhr 10—12 Min., während nach der Schätzung von Balmès der telepathisch von Helene gehörte Satz erst ohngefähr $\frac{1}{4}$ Stunde später ausgesprochen sein soll.

mit komplexem Inhalt aufsteigt, Zug für Zug einer wirklichen, außerhalb des Bereichs der Sinne gleichzeitig sich abspielenden Szene korrespondierend, das wäre ein schwer annehmbarer Zufall von sehr schwacher Wahrscheinlichkeit ¹⁾. Im Gegenteil ist der Vorfall ganz im Geschmack und nach der gewöhnlichen Weise derartiger Phänomene bei für solche zugänglichen Personen. Die Tatsache, daß Helene Gegenstand der Unterhaltung von Balmès war, mußte dessen telepathische Wirkung auf sie verstärken; der emotive Chok, den er beim unerwarteten Klingelzeichen erhielt, ist vielleicht der für Übertragung der letzten Unterhaltungsworte bestimmende Zuschuß gewesen.

3. Eines Sonntagnachmittags ³/₄ zeige ich Helene bei Beginn einer Sitzung eine Glaskugel, welche zu kristallvisionären Versuchen dient. Nach wenigen Augenblicken sieht sie darin Balmès und seinen Freund X., dann über ihren Köpfen eine isolierte Pistole, die nichts mit ihnen zu tun zu haben scheint. Dann erzählt sie, daß Balmès gestern im Kontor ein Telegramm erhalten hätte, das ihn sehr aufgeregt und gezwungen hätte, noch an demselben Abend nach S. (fünf Bahnstunden von Genf) zu reisen. Sie hat Neigung, irgendein Unglück für Balmès vorauszusehen, bald aber schlummert sie ein; Leopold belehrt uns durch Fingerdiktate, daß er sie eingeschläfert habe, um ihr unangenehme, im Kristall geschaut Visionen zu ersparen, daß sie das medianimistische Gefühl von allem habe, was in S. passiert, und sich die Pistole auf Balmès bezöge. Weiteres zu erfahren war unmöglich; die Sitzung ist mit allerlei anderen Dingen erfüllt.

Balmès, der am Montag nach Genf zurückkam, und den ich noch an demselben Abend sah, war von Helenes Vision sehr betroffen: er hatte nämlich tatsächlich am Sonntagnachmittag einen Auftritt, der beinahe tragisch geendet, und in dessen Verlauf ihm sein Freund X. eine Pistole, die er immer bei sich trug, angeboten hatte. Frl. Smith und Balmès tragen kein Bedenken in diesem Zusammentreffen ein sehr charakteristisches, übernormales Phänomen zu sehen. Meinetswegen! Ich habe um so weniger dagegen einen prinzipiellen Einwurf, als die Macht der Glaskugel und aller andern Vorgänge der Kristalloskopie behufs „Externalisierung“ telepathischer, sonst latent und unbewußt bleibender Eindrücke durch viele Beobachter ins Licht gesetzt ist ²⁾. Indes liegt in unserm Sonderfalle eine Schwierigkeit vor: der Vorfall mit der

1) Helene versichert — und Balmès pflichtet ihr bei — daß kein Anzeichen sie habe vorher wissen lassen können, Balmès würde den fraglichen Besuch machen und dabei von dem Telepathie-Fall voriger Woche reden.

2) Siehe u. a.: Miss X., On the faculty of crystal-gazing, Essays in psychical research, S. 103; Recent experiments in crystal-vision, Proc. S. P. R., Bd. V, S. 486; F. Myers, id., Bd. VII, S. 318—319; A. Lang, Crystal-visions savage and civilised, Making of Religion, S. 90. In ganz

Pistole in S. fand erst zwei Stunden nach der Vision Helenes statt; Balmès versichert, daß nichts den Augenblick derselben hätte voraussehen lassen. Daraus geht hervor, daß eine Art antizipierter Telepathie, eine von einem andern als dem Hauptbeteiligten verspürte Vorherwarnung stattgefunden hätte, was die schwierige Frage supra-normaler Kenntnis zukünftiger Ereignisse veranlaßt. Für einfacher halte ich die Annahme, daß Balmès, obwohl er den Vorfall mit der Pistole nicht bewußt vorausschaute, doch unterbewußt diese Möglichkeit vorhersah, und daß diese Idee telepathisch auf Frl. Smith übergegangen ist. Er selbst erhebt gegen die Hypothese von unbewußter, auf seine konkreten Verhältnisse gestützter Schlußfolgerung keinen Einwand.

Vielleicht könnte man den Fall auch erklären, ohne überhaupt auf das Übernormale zu recurrieren. Da Frl. Smith den Charakter des Balmès und bis zu gewissem Grade auch seine persönlichen Verhältnisse kannte, da sie ferner der Gemütexplosion bei Empfang des Telegramms am Vorabend beigewohnt und, wie sie in der Sitzung sagte, den Ernst der Situation erfaßt hatte, konnte sie sehr wohl sich die Intervention einer Schußwaffe in der Affaire einbilden. Keine Einzelheit der Vision weist überdies darauf hin, daß die in der Glaskugel beobachtete Pistole mehr der des X. als irgendeiner anderen entspräche und telepathischen Ursprungs sei. Vielmehr ist sie einfach ein von subliminaler Phantasie geschaffenes und geeignetes Symbol, um die mehr oder minder dunklen Schlußfolgerungen Helenes über die Handlungen von Balmès in S. zusammenzufassen. Man weiß nie, wie weit der feine Sinn für Wahrscheinlichkeiten gehen kann, und wie richtig bisweilen bei Menschen mit lebhaftester Phantasie spontane Schlußfolgerungen ausfallen. Oft sieht man ohne Zweifel da, wo tatsächlich nur ein exaktes Zusammentreffen infolge von Divination oder glücklicher Vorhersehung vorliegt, einen übernormalen Zusammenhang. Ich muß hinzufügen, daß diese Art von Ausscheidung des Supranormalen dadurch, daß man den Anblick der Pistole auf reine subliminale Phantasieschöpfung zurückführt, dem Frl. S., welche ein eklatantes Phänomen von Telepathie vor sich zu haben, absolut überzeugt bleibt, unzulässig vorkommt.

Wie es scheint, hatte Frl. Smith viele andere telepathische Intuitionen über Tun und Lassen von Balmès. Dieser fand schließlich diese Art okkulter Überwachung seines Privatlebens durch eine dritte Person — die übrigens nichts dafür konnte und ihre mysteriösen Ausblicke in das Leben eines Fremden, der sie sehr

ander Gedankenrichtung: P. Janet, *Sur la divination par les miroirs, Névroses et idées fixes*, Bd. I, S. 407; mit der Replik von Lang a. a. O. S. 367.

wenig interessierte, gern entbehrte hätte — ziemlich unbequem und zudringlich und verließ das Kontor einige Monate später.

Dies Ensemble von Phänomenen neben verschiedenen, hier und da vorgekommenen analogen Visionen, welche sich auf andere Personen ihrer Bekanntschaft beziehen, scheint eine gewisse Präsumption zugunsten wirklicher, telepathischer, von Helene erfahrener Einflüsse zu bilden, ohne daß es indes je glücklich wäre, ein absolut beweisendes Beispiel zu finden, denn das oben angeführte zweite, m. E. das beste, ist auch noch nicht einwandfrei. Aber bekanntlich sind auf diesem Gebiete, besonders wenn man nicht selbst die Rolle des Perzipienten oder Agenten spielt und daher vollständig auf Zeugnisse Anderer angewiesen ist, Fälle, die allen Anforderungen der Beweisführung genügen, selten anzutreffen.

IV. Hellsehen.

Alle Tatsachen von Hellsehen (Clairvoyance, zweites Gesicht usw.), welche man Frl. Smith zuschreibt, lassen sich — als wirklich vorausgesetzt — streng genommen durch telepathische Eindrücke erklären, welche von lebenden Personen herrühren. Damit will ich sagen, daß ich nicht nur von vornherein kraft des Hamletschen Prinzips die Möglichkeit derartiger Phänomene zugebe, sondern auch, da Telepathie in meinen Augen nichts so Seltsames hat, ich keine subjektive Schwierigkeit empfinden würde, die Realität übernormaler Intuitionen Helenes anzunehmen, wenn sie nur irgendwie ernstliche Garantien von Echtheit böten und sich nicht noch einfacher durch gewöhnliche und normale Vorgänge erklären ließen; denn so willfährig man sich auch den Beweisen des Supranormalen gegenüber zeigt, so verlangt man noch schließlich, daß sie auf festem Grund und Boden stehen und nicht beim geringsten Versuch, sie zu analysieren oder den gesunden Menschenverstand anzuwenden, zusammenstürzen. Leider ist das kaum der Fall.

Leopold, der fast an allen diesen wahrheitkundenden Botschaften beteiligt ist, mag er sich nun selbst als Urheber hinstellen oder einfach ihre Manifestationen durch die in mehr oder

nieder tiefem Trance liegenden Helene mit seiner Gegenwart begleiten, Leopold hat mich noch nicht für würdig gehalten, mir ein einziges Phänomen unter wirklich befriedigenden Bedingungen zu bewilligen, und tadelt meine Ansprüche auf diesem Gebiete als eitle, kindische Neugier.

Was die zahllosen Phänomene anbelangt, mit denen andere Glücklichere als ich, begünstigt sind, so haben sie mir stets dieselbe Sonderheit gezeigt: schienen sie wirklich geeignet, einen eklatanten, entscheidenden Beweis ihres supranormalen Ursprunges zu erbringen, so gelang es mir nie, einen schriftlichen, präzisen und ausführlich beschriebenen Detailbericht darüber zu erhalten, sondern nur unbestimmtes und unvollständiges Geschwätz, weil sie sich zu intim und persönlich erweisen, als daß die Beteiligten ihrer Veröffentlichung zustimmen¹⁾, während, wenn man mir eine detaillierte Beschreibung aufsetzte und meiner Forderung nach exakten Angaben entsprach, die Tatsache sich auf so wenig reduzierte, daß wirklich eine Dosis guten Willens, die über mein Maß hinausgeht, dazu gehörte, um darin noch etwas Supranormales zu sehen. Das heißt Unglück haben; ich wäre berechtigt, daraus die skeptischsten Schlüsse zu ziehen. Jedoch ziehe ich vor, mich auf eine weniger strenge Interpretation zu stürzen, indem ich an die große Rolle der Wahlverwandtschaft und des R a p - p o r t s bei psychologischen Vorgängen erinnere, die in Anwesenheit von Gleichgesinnten ablaufen.

Alles wohl erwogen, wäre ich in der Tat nicht abgeneigt zu glauben, daß sich bei Frl. Smith wirkliche Phänomene von Hellsehen finden, welche indes die möglichen Grenzen der Telepathie nicht überschreiten; nur muß, damit diese Erscheinungen überhaupt eintreten können, „Leopold“, d. h. Helenes psychischer Spezialzustand, der für Aufnahme und Externalisation telepathischer Einwirkungen erforderlich ist, durch gewisse Einflüsse

1) Ich betone, daß Frl. Smith an dieser Verweigerung von Dokumenten unschuldig ist; sie hätte mir dieselben sehr gern verschafft, ist aber selbst sehr schlecht informiert. Ihre Ratgeber, die doch rein ihre Verpflichteten sind, sagen ihr nur unvollständig oder sogar überhaupt nicht, was sie von Leopold während ihrer Somnambulismen mit folgender Amnesie empfangen haben.

günstiger Stimmungen bei überzeugten Spiritisten häufiger, als sonst bei Leuten unterstützt und nicht von anderer Seite durch paralyisierende Anwesenheit unheilvoller Stimmungen, wie die eines kritischen Beobachters gehindert werden. Es ist recht schade, daß naiv Gläubige, die prachtvolle Phänomene von Hellsehen eingeben und erhalten, sich gewöhnlich so wenig um die Desiderate der Wissenschaft kümmern und vor allem fürchten, sich der zersetzenden Prüfung auszusetzen, während die Forscher auf der Suche nach überzeugenden Beweisen fast nichts eingeben und erhalten. Aber das ist ziemlich begreiflich; es steht zu fürchten, daß diese Antimonie zwischen dem für Darbietung der Phänomene und dem für Bestätigung derselben unerläßlichen Seelenzustand der Hemmschuh sei, welcher den Fortgang „Psychischer Forschung“ noch lange aufhalten wird.

Im folgenden werde ich trotzdem einige Beispiele von Luziditätstatsachen bei Frl. Smith geben; sie sind nicht sehr mannigfaltig und lassen sich in drei Kategorien einteilen: ärztliche Diagnostik und Verordnung, Wiederfinden verlorener Gegenstände und Retrokognition mehr oder minder alter Ereignisse.

1. Ärztliche Konsultationen.

Wenn ich auf S. 131 Beispiele außerordentlicher Tatsachen dieses Genres versprochen, habe ich zu viel versprochen. Zwar hat man mir viel davon erzählt: so diktierte Leopold z. B. ein neues, kompliziertes Rezept einer Pomade zur Neubelebung des Haarwuchses, bestimmt für einen Herrn im Auslande, von dem ein einziger Topf genügte, um seinen vor der Zeit kahl gewordenen Schädel mit üppigem Haar zu bedecken. Leopold hat ferner über den Gesundheitszustand einer von Genf recht fern wohnenden Person befragt, gleichzeitig die wirkliche Natur ihres bis dahin von Ärzten verkannten Leidens und dessen Ursache, die in gewissen unvermuteten, aber völlig zutreffenden Vorfällen ihrer Kindheit begründet war, und schließlich die von Erfolg gekrönte Behandlung enthüllt usw. Aber der Mangel schriftlicher Zeugnisse und genauer Auskünfte über die Begleitumstände dieser Wunderkuren erniedrigt sie zu hübschen Anekdoten, über deren Wert man sich nicht äußern kann. Bezüglich besser beglaubigter

Episoden habe ich zwar nur authentische Berichte erhalten können, aber solche, wo die Wahrscheinlichkeit eines supernormalen Elementes auf ein für mich unmerkliches Minimum reduziert ist. Ich führe nur einen Fall an.

Herr und Frau G. hatten Frl. Smith eingeladen, bei ihnen auf dem Lande, einige Meilen von Genf entfernt, im Laufe des August einen Tag zuzubringen; sie benutzten die Gelegenheit, um in einer Sitzung Leopold über den Gesundheitszustand eines ihrer Kinder, um das sie beunruhigt waren, zu befragen. Ich fasse den Vorfall nach dem schriftlichen Bericht, den mir G. später sandte, zusammen:

„Unser Töchterchen war stark anämisch und verfiel, trotz besserer Zeiten, dazwischen wieder häufig einem Schwächezustand. Für unsere Rückkehr nach Genf hatte man uns Dr. D'Espine empfohlen. Das Medium, Frl. Smith, wußte das alles nicht, und wir hatten übrigens dafür gesorgt, daß sie nichts erfuhr.“ Die Sitzung beginnt mit einigen wohlgemeinten Worten Leopolds, den G. darauf fragt, ob er gut tun würde, Dr. D'Espine zu konsultieren. Leopold antwortete: „Und ich nun? Kann ich nichts tun für Euch, Undankbare?“ Als man ihn aber bittet, eine Behandlung anzugeben, sagt er: „Wartet bis zur Ankunft in Genf.“ Man fragt ihn indes noch, ob ein Ei mit Kognak gemischt für das Kind gut sei. Das Ei sei gut, meinte er, aber Kognak sei in diesem Falle nicht nötig; weiter empfahl er, das Kind alle Tage einen einstündigen Spaziergang in frischer Luft machen zu lassen. Bezüglich der Diätvorschriften wiederholte er: „Ich habe euch gesagt, bis Genf zu warten.“ — Mitte September, nach ihrer Rückkehr, hatten Herr und Frau G. wieder Sitzung bei Helenen. Diesmal ist Leopold präziser, er rät: Nicht zu viel Milch, sondern einige kleine Gläser guten Naturwein bei jeder Mahlzeit. Dann fügt er hinzu: „Zuerst die Anämie behandeln, und Ihr werdet mit den häufigen Halsentzündungen, die das Kind schließlich zu sehr schwächen, fertig werden. Das Blut ist so geschwächt, daß die geringste Erkältung, die kleinste Aufregung, ja ich gehe noch weiter sogar die Aussicht auf ein Vergnügen hinreicht, um die Gefahr der Bräune hervorzurufen. Ihr müßt das bemerkt haben!“ Leopold, fügt G. hier hinzu, hat uns auf Einzelheiten hingewiesen, die wir bisher nicht zu erklären wußten. Alles, was vorhegeht, war absolut nicht in unserem Sinne und noch weniger in dem des Mediums. Bei jedem Satze sahen wir, meine Frau und ich, uns mit Staunen an. . . .“ Leopold ordiniert noch viel frisches Gemüse und am Abend 3 Minuten lang warme Salzwasserduschen, und: „jetzt die Hauptsache, 5 Tropfen Eisen in einem halben Glas Wasser, zweimal täglich vor der Mahlzeit; tut es und Ihr werdet in einem Monat das Resultat sehen.“ Schon nach vierzehn

Tagen dieser Lebensweise war das Mädchen nicht mehr wiederzuerkennen.

Ich habe den Fall zitiert, weil er einer von denen, die Herr und Frau G. am meisten frappiert haben, und auf die sie ihre Überzeugung der unabhängigen Existenz und der supranormalen Kenntnisse Leopolds gründen. Wenn der Fall auch kein großes mediumistisches Interesse birgt, so kann er doch zeigen, wie wenig genügt, den Glauben in spiritistischen Kreisen zu nähren. Ich vergaß zu sagen, daß Frl. Smith die Familie G. recht gut kannte, denn sie hatte während des ganzen vorangehenden Winters und Frühlings wöchentlich bei ihnen Sitzungen gegeben; es wundert mich nur, daß Leopold bei der ersten improvisierten Konsultation soweit in Verlegenheit geriet, sich auf banale Dinge wie Spazierengehen in frischer Luft und Verboten von Kognak zu beschränken und seine Verordnungen auf später zu verschieben. In der zweiten Sitzung sieht man die Wirkung einmonatlicher Inkubation: Leopold hat Zeit gehabt, in Helenes Gedächtnis die Erinnerungen an das blutarme und Bräuneanfällen ausgesetzte Kind, sowie die für den gegebenen Fall sicherlich ausgezeichneten Verordnungen wiederzufinden, die indes kaum überrnormale Wissenschaft bekunden. Nicht einmal die Telepathie braucht man hier zu Rate zu ziehen, um Botschaften zu erklären, welche durch unterbewußtes Funktionieren gewöhnlicher Fähigkeiten Helenes vollauf zur Genüge begründet werden.

Dieser Art Beispiele aus der Mediumität von Frl. Smith entnommen, ließen sich fast bis ins Unbegrenzte vervielfältigen, aber wozu? Ich behaupte nicht — dies noch einmal —, daß hinsichtlich der Anzahl Leopold nie medizinische Verordnungen gegeben hat, welche Helenes latente Kenntnisse überschritten und überrnormale Fähigkeiten von Hellsehen erforderten, ich sage bloß, daß es mir nicht gelungen ist, auch nur einen einzigen Fall zu finden, in dem die Beweise auf der Höhe eines Schlusses waren.

2. Wiedergefundene Gegenstände.

Ich kenne keinen Fall, in dem Frl. Smith den Ort eines von jemand anders verlegten Gegenstandes, über dessen Platz sie auf natürlichem Wege nicht hätte unterrichtet sein können, angeben

hätte. Alle ihre Entdeckungen bestehen, soweit ich urteilen kann, in Wiederkehr, sei's einfach vergessener, sei's im voraus eigentlich subliminaler Erinnerungen mit spiritistischem Anstrich und unter spiritistischer Inszenierung, je nachdem die Zwischenfälle, um die es sich handelt, zuerst dem gewöhnlichen Bewußtsein angehörten oder ihm immer entgingen und sich von Anfang an in das Unterbewußtsein einprägten. Es sind Tatsachen einfacher, reiner Kryptomnesie¹⁾, d. h. durch normalen und im wesentlichen sehr gewöhnlichen psychologischen Prozeß erklärbar, obwohl die von mediumistischer Phantasie hinzugefügten malerischen Ausschmückungen diesen teleologischen Automatismen einen gewissen mysteriösen, supranormalen Anschein verleihen, welcher unter anderem Milieu Helenen oder vielmehr Leopold sicherlich einen kleinen Platz neben dem heiligen Antonius von Padua verschafft hätte. Ich beschränke mich auf zwei Beispiele:

Als Frl. Smith eines Tages beschäftigt ist, den Versand von Waren aus ihrer Abteilung vorzubereiten, erhält sie ein Telegramm von einem Kunden, der um unverzügliche Übersendung von 4 m Nr. 13 459 ersuchte. „Diese lakonische Bestellung,“ sagt Helene, „war für schnelle Erledigung nicht gerade geeignet, denn wie diese Nr. 13 459 leicht aus 6—7000 andern Lagernummern herausfinden? Nachdenklich das Telegramm in der Hand überlegte ich, wie ich dazu kommen könnte: Meine Phantasie richtete sich schon auf ein mir als sehr alt in meiner Abteilung bekanntes Stück, als eine Stimme von außen, aber ganz dicht bei mir sagte: „Nicht doch jenes, sondern dies da.“ Unwillkürlich und ohne recht zu wissen, warum, drehte ich mich um, legte mechanisch meine Hand auf ein Stück, das ich mir hervorzog. Es trug tatsächlich gerade die Nr. 13 459.“

Es ist durchaus nicht nötig, Medium zu sein, um aus Erfahrung diese glücklichen Reminiszenzen oder Inspirationen zu

1) Über Kryptomnesie siehe das betreffende Kap. V von Flournoys: *Esprits et Médioms*, Genf 1911 mit mancherlei Beispielen und psychotheoretischen Ausführungen, die auf die Bedeutung der Kryptomnesie besonders für die Unterbewußtseinspsychologie schließen lassen. Die Religionspsychologie ist auch hier z. B. durch das geschichtspsychologische Interesse an der Exegese von Zitaten indirekt beteiligt. Vergl. Boirac, *La psychologie inconnue*, Paris 1908, Kap. VI: *La cryptopsychie*. V.

kennen, welche bisweilen durch blitzartiges Aufleuchten uns im rechten Augenblick aus der Verlegenheit ziehen. Was aber beim Alltagsmenschen im schwachen Zustand seines Gedankens oder inneren Bildes bleibt, nimmt bei mediumistisch Begabten gern die lebendige, bestimmte Form einer Halluzination an. Anstatt einfach sich „plötzlich zu erinnern“, wo Nr. 13 459 liegt, wie es einem andern geschehen wäre, hört Helene eine Stimme von außen und fühlt ihre Hand sich von selbst in gewisser Richtung fortbewegen. Unter auditiver und motorischer Form bildet dieser Vorfall bemerkenswerterweise das Pendant zum vokalen und visuellen Automatismus, von dem ich schon auf S. 53 berichtete. Zu derselben Tatschengruppe heut wohlbekannter und fast banaler Phänomene gehört gleichfalls das folgende Beispiel, obwohl die subliminale Phantasie es mit reicherer Dekoration ausgestattet hat unter der Form einer Vermittlung Leopolds.

Als Fr. Smith eines Sonntags Abends nach Hause zurückkam, bemerkte sie, daß sie eine kleine Brosche verloren hatte, die sie an ihrer Bluse festgesteckt trug, und an der sie als Andenken sehr hing. Am folgenden Morgen kehrte sie überall dahin, wo sie am Abend vorher gewesen war, zurück, um die Brosche zu suchen, aber vergeblich; auch ein Inserat, das sie Mittwochs unter: Verlorene Gegenstände im Feuille d'Avis einrückte, hatte keinen Erfolg. Ich überlasse ihr nunmehr selbst das Wort:

„Fest überzeugt, daß meine Brosche ganz verloren war, tat ich mein möglichstes, um nicht mehr daran zu denken, aber es wurde mir schwer, denn eines Nachts wurde ich plötzlich durch dreimaliges Klopfen an mein Bett geweckt. Etwas erschrocken sah ich mich um, ohne etwas zu sehen. Ich wollte wieder einzuschlafen versuchen, aber von neuem wurde, diesmal ganz nah an meinem Kopf mehrfach geklopft. Ich setzte mich auf mein Bett, um mir Rechenschaft vom Geschehenen zu geben (ich war aufgeregt), und kaum sitzend sah ich eine Hand vor meinen Augen meine kleine verlorene Brosche hin- und herbewegen. Die Vision hat nur eine Minute gedauert, aber lange genug, um sich mir tief einzuprägen. Am Morgen erzählte ich das meinen Eltern sogleich nach meinem Erwachen, auch sie waren betroffen.“

Am folgenden Dienstag Abend (10 Tage nach Verlust des Kleinods), begab sich Helene zu einer Sitzung zu Cuendet, an der noch zwei andere Personen teilnahmen. Sie erzählte das Abenteuer ihrer Brosche und die merkwürdige Vision darüber; dann setzte man sich an den Tisch. Nach einem typtologischen Diktat eines ganz anderen Inhalts vollzog sich der folgende Vorfall, dessen Wiedergabe ich dem Bericht entlehne,

welchen Cuendet am folgenden Morgen niederschrieb und mir gütigst mitgeteilt hat. (Es war 1894, ich kannte Frl. Smith erst dem Namen nach.)

„... Notieren wir, daß gleich zu Anfang der Sitzung Frl. Smith unseren vertrauten Geist (Leopold) signalisierte, der eine Laterne in der Hand trug. Warum? Der Tisch bewegt sich von neuem, man will uns etwas sagen; folgendes diktiert man uns: Steht auf, nehmt eine Laterne, geht die Promenade entlang bis zum Festhaus; geht den Fußweg, der über die Wiese in die Rue des Bains mündet; in der Mitte des Weges steht links nach einigen Metern ein weißer Steinblock. Nurein Meter weiter westlich von diesem Stein liegt die so sehr gesuchte Brosche. Geht, ich begleite Euch¹⁾. (Ich schreibe diese höchst befremdende Mitteilung wörtlich ab, ich füge nichts hinzu und lasse nichts weg.) Allgemeines Erstaunen! Wir zögern, schließlich stehen wir alle vier auf, zünden eine Laterne an und gehen fort. Es war 20 Minuten vor 10 Uhr.

„Wir gehen die Promenade entlang, kommen zum ‚Bâtiment électoral‘ und verfolgen den Fußsteig, der von dort zum ‚Chemin des bains‘ führt. In der Mitte des Weges einige Meter links, finden wir wirklich den angegebenen Steinblock. Wir suchen einen Augenblick erfolglos und fürchten, nichts zu finden; da, endlich finde ich, einen Meter westlich vom Block die angegebene Brosche, im Gras vergraben, mit Sand bedeckt und folglich ganz schmutzig. Offenbar hat man darauf treten müssen, denn sie ist leicht verbogen. Frl. Smith stößt einen Schrei der Überraschung aus; wir gehen alle vier wieder nach Hause, um uns von der ganz natürlichen Aufregung zu erholen.“

Es ist zu bemerken, daß der Ort, wo das Schmuckstück sich wiederfand, abseits liegt von jedem betretenen Weg, daß aber Frl. Smith grade dort vorbei gekommen ist, als sie an jenem Sonntag, an dem sie die Brosche verlor, ausnahmsweise durch das Gras gegangen war.

In den Augen Helenes und ihrer spiritistischen Freunde ist dieser Fall einer der eklatantesten, unumstößlichsten Beweise für

1) Cuendet macht in diesem Diktat, in dem es sich um die Plaine de Plainpalais handelt, auf den eigentümlichen Gebrauch anderer statt der jetzt üblichen Bezeichnungen aufmerksam: „batiment des fêtes statt Bâtiment électoral; ‚rue‘ statt ‚chemin‘ des Bains; pré statt plaine.“ Es ist in der Tat ein charakteristischer Zug von Leopold (Cagliostro), daß er in allen seinen Botschaften, seien's typtologische, seien's schriftliche oder mündliche, die modernen Eigenamen und wirklich eingeführten Ausdrücke gern durch Umschreibungen oder Äquivalente ersetzt. Es ist ja begreiflich, daß ein Geist aus dem 18. Jahrhundert über unsere zeitgenössischen oder lokalen Ausdrucksweisen nicht sehr auf dem Laufenden ist.

die objektive, selbständige Realität Leopolds geblieben. Für den Psychologen bildet er ein sehr hübsches und interessantes Beispiel von Kryptomnesie, ganz würdig, neben den lehrreichen, von Myers ¹⁾ gesammelten Fällen zu stehen, in denen Erinnerung an eine Subliminalperzeption (d. h. eine im voraus, ohne die Normalpersönlichkeit zu treffen, einregistrierte) in gewöhnlichem Schlaftraum oder unter irgendeiner andern gleichwertigen Automatismusform, wie eine Offenbarung erscheint. Hier hat sich Leopold, d. h. Helenes Unterbewußtsein, welches die Brosche fallen fühlte und bemerkte, wohin sie ihren Lauf nahm, zuerst in vorübergehender, nächtlicher Vision geoffenbart, dann die nächste spiritistische Zusammenkunft benutzt, um ihre latenten Erinnerungen völlig zu restituieren. Es ist übrigens nicht nötig, in dieser Restitution irgendeine Intention zu sehen, denn das einfache Spiel der Ideenassoziation erklärt zur Genüge, wie die in einer subliminalen Schicht eingebettete Erinnerung an den Ort der Brosche, angereizt vom Wunsche, das Verlorene wiederzufinden, mechanisch dank der mediumistischen Autohypnotisation im Augenblicke der Sitzung wieder aufzutreten und in der dramatischen, selbstverständlich dem Milieu angepaßten Form einer scheinbar übernormalen Mitteilung von seiten Leopolds hervorgeschossen ist.

Dieser letztere mit seiner Laterne und seinen typtologischen Auskünften ist das vollkommene Äquivalent des Assyriers, welcher dem Prof. Hilprecht im Schlafe zeigte, wie er es anfangen müsse, um den am Vorabend vergeblich gesuchten Sinn einer Inschrift zu erhalten ²⁾. Man erkennt hier die sichtliche Identität der Vorgänge mediumistischer Phantasie und des Traumes wieder. Vielleicht fehlt's nicht an Leuten, um an die Existenz des Assyriers, wie an die Leopolds zu glauben. Gut, alles ist möglich! Aber dann ist's recht bedauerlich, daß, wenn diese Wesen, die unsere traumhaften und hypnoiden Zustände bevölkern, etwas anderes als rein subjektive Phantasie-Schöpfungen sind, noch nicht

1) *Hypermnestic Dreams*, Proc. S. P. R. Bd. VII, S. 381—392. — Siehe auch Miss X., *Essays in Psych. Research*, S. 112 ff.

2) W. R. Newbold, *Cases of Dream Reasoning*, *Psycholog. Review*, Bd. III, S. 132; und Proc. S. P. R. Bd. XII, S. 14—20.

deutlichere Wege sich haben einfallen lassen, um uns von ihrer Realität zu überzeugen. Warum hat sich Leopold z. B., welcher den Fall der verlorenen und durch ihn wiedergefundenen Brosche immer als Beweis seiner Objektivität angab, im Laufe so vieler Sitzungen, in denen er vorgab, in der Zimmeratmosphäre frei umherzuschweben unsichtbar, aber alles sehend und geschieden von Frl. Smith und doch durch sie sich mitteilend, warum hat, frage ich, Leopold sich nie herbeigelassen, mir das geschriebene Wort oder den versteckten Gegenstand zu nennen, welche ich ihm außerhalb des Gesichtsfeldes des Mediums, bezeichnet habe?

3. Retrokognitionen.

Die scheinbar übernormalen Enthüllungen über Vergangenheit, wie sie Frl. Smith in den Sitzungen geboten hat, lassen sich in zwei Gruppen teilen, je nachdem sie Geschehnisse der Weltgeschichte oder private Ereignisse der Sitzungsteilnehmer bezüglich ihrer Familien betreffen.

1. Die Botschaften der ersten Gruppe traten in Form von Visionen, von typtologischen Erklärungen begleitet, in den Sitzungen d. J. 1894 im Überfluß auf, hatten aber nach meiner Bekanntschaft mit Frl. Smith fast gänzlich aufgehört, so daß ich nie Zeuge davon war. Nach den mir vorliegenden Protokollen beziehen sich alle diese Rückwärtsblicke auf die Geschichte des Protestantismus oder der französischen Revolution, d. h. auf zwei historische Tatsachengruppen, welche zu den bei uns bekanntesten gehören. Es bedarf keiner Erwähnung, daß der überzeugungstreue, spiritistische Zirkel, in dem diese Botschaften erfolgten, nie bezweifelt hat, daß es die Personen selbst waren, die im Kostüm ihrer Zeit vor Helene erschienen, und sich in der ersten Person sprechend, durch den Tisch mitteilten. Leopold diente ihnen nur als Ausrufer und diktierte im eigenen Namen die erforderlichen Erläuterungen. Da aber der Inhalt dieser Botschaften stets wörtliche Wiedergabe oder das fast genaue Äquivalent von Auskünften sind, wie sie sich in jedem historischen und biographischen Nachschlagebuch finden, so kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß es sich da nur um gewöhnliche Fälle von Kryptomnesie handelt.

Will man absolut festhalten, das Übernormale sich einmischen zu lassen, so könnte es nur in Form telepathischer Übertragung der Teilnehmer auf das Medium geschehen. Zugunsten dieser Annahme kann man zwei Punkte geltend machen, 1. daß Frl. Smith in jenem Zirkel als jeder geschichtlichen Vorbildung bar galt, und daß sie durch die ihr gänzlich unbekanntem Eröffnungen von Tatsachen stark überrascht war; 2. daß diesen Sitzungen regelmäßig ein oder mehrere Vertreter des Lehrstandes beiwohnten, welche zweifellos infolge ihrer Allgemeinbildung bewußt oder latent, alle die von Leopold verbreiteten, im Grunde wenig geläuterten historischen Kenntnisse besaßen.

Aber diese Argumente wiegen in meinen Augen nicht schwer. Um mit dem zweiten Punkt zu beginnen, so haben die Anwesenden selbst, da sie nach spiritistischer Gewohnheit gleichzeitig mit dem Medium die Hände auf dem Tisch hatten, ohne eigentliche Telepathie und einfach durch ihre geringen, unbewußten Muskelbewegungen und ohne ihr Wissen die Diktate des Tisches bestimmen können, indem Frl. Smith die von ihren Nachbarn kommenden Erschütterungen nur auffing und verstärkte. Es gibt Klopfmedien (ich kenne welche), deren unbewußte und durchaus ehrliche Kunst darin besteht, den Personen, welche gekommen sind, um das Medium zu befragen, durch den Tisch die subliminalen Geheimnisse zu entlocken: der Fragende selbst regelt das Tischklopfen und diktiert die Antworten; allein würde er allerdings den Tisch nicht zum Klopfen bringen können, aber seine unmerklichen, unwillkürlichen Druckvariationen werden von den Händen des Mediums verspürt, das diese in Stöße des Möbelstücks umsetzt und so ohne es zu ahnen, die Rolle eines Vergrößerungsapparates spielt. Was die angebliche Unwissenheit Helenes anbelangt, so ist sie ganz und gar nicht so groß, als man sich zuweilen eingebildet hat; die in ihren Sitzungen empfangenen historischen Eröffnungen überschreiten keineswegs das Maß dessen, was sie bewußt oder nicht, in Schule und Umgebung aufgesogen haben kann. Daher erscheint mir die Hypothese, daß die Botschaften im wesentlichen aus dem Medium selbst, d. h. aus seinem Subliminalgedächtnis stammen, am wahrscheinlichsten; bei dieser bleibe ich. Das schließt übrigens nicht die

Möglichkeit gewisser Mitwirkung der Sitzungsteilnehmer aus, deren Unterhaltung einerseits, deren unbewußte Muskelaktion auf den Tisch andererseits jedenfalls oft den Ablauf subliminaler Ideen des Mediums und die automatische Abwicklung seiner latenten Erinnerungen müssen gefördert und geleitet haben.

Schließlich könnte man noch meinen, daß, obwohl aus Nachschlagebüchern und anderen vorhandenen Quellen stammend, diese historischen Unterweisungen ohne Vermittlung der Sitzungsteilnehmer auf übernormalem Wege in Helenes Gehirn gelangt sind. Aber schon weiter oben habe ich, gelegentlich des Zitats des ganz ähnlichen Falles von Marlès Zitatenweise (S. 365) gesagt, was ich in methodologischer Hinsicht von solcher Annahme halte und komme nicht darauf zurück.

2. Die Retrokognitionen von Familienereignissen, die die Sitzungen von Helene ausschmücken, haben im allgemeinen für die Teilnehmer die Würze des Neuen, weil sie alte Geschehnisse betreffen, die sich nirgends gedruckt finden, außer im Gedächtnis einiger älterer Leute oder gewisser Liebhaber von Lokalanekdoten. In diesen Geschichten von einst, die im Lauf von Helenes Halbsomnambulismen in Form von Visionen oder Tischdiktaten ans Licht kommen, trage ich kein Bedenken Erzählungen zu sehen, die in der Kindheit gehört und längst von ihrer gewöhnlichen Persönlichkeit vergessen, aber unter der Gunst mediumistischer Autohypnotisation wieder erscheinen. Diese bringt an die Oberfläche die tiefen Schichten, aus denen das schlichte Spiel der Assoziation ganz natürlich die auf die Familien der in der Sitzung anwesenden Personen bezüglichen Erinnerungen hervorsprudeln läßt. In alle dem liegt nichts Übernormales trotz der dramatischen Form, trotz der pikanten und unvorhergesehenen Kunst, trotz des amüsanten Aufputzes, die sich die Subliminalphantasie — ich meine Leopold — in der Rolle als Historiograph und Regisseur der Vergangenheit herausnimmt.

Dies soeben geäußerte Urteil ist das Resultat einer auf Helenes Rückwärtsblicken über meine eigene Familie beruhenden Folgerung. Man gestatte, auf einige Details einzugehen, die bestimmt sind, meine Meinung zu rechtfertigen.

Zunächst bemerke ich, daß alle diese Rückerinnerungen, mit denen Leopold mich beehrte, in den ersten sechs mit Helene gehaltenen Sitzungen auftraten, wonach sich seitdem im Laufe der folgenden fünf Jahre kein einziger zeigte. Das spricht wohl zugunsten einer beschränkten Gruppe latenter Erinnerungen, herausgeholt infolge meiner Einführung in die Sitzungen, wie aus einer subliminalen Tasche oder Sack, welcher sich ein für allemal bei Gelegenheit meiner Anwesenheit geleert hat.

Zweitens betreffen diese Kenntnisse nur äußere Details, fähig die Aufmerksamkeit der Mitmenschen zu treffen und geeignet, von Mund zu Mund kolportiert zu werden. Da Familiengeschichten für fremde Leser kein großes Interesse haben, beschränke ich mich darauf, als Beispiel die Vision zu zitieren, die mich bei meiner ersten Begegnung mit Helenen in Erstaunen setzte (s. S. 2) und schon von Lemaitre publiziert worden ist¹⁾. Ich gebe Lemaitres Bericht wieder, indem ich die wirklichen Namen wieder einfüge:

„Das Medium (Frl. Smith) bemerkt einen langen Dampfstreifen, der Flournoy einhüllt. „Eine Frau!“ ruft das Medium aus und einen Augenblick später: „zwei Frauen! . . . ziemlich hübsch, brünett . . . alle beide im Brautstaat . . . das betrifft Sie, Herr Flournoy!“ Der Tisch bestätigt durch Klopfen. „Sie stehen unbeweglich, mit weißen Blumen in den Haaren und ähneln sich etwas, Augen wie Haare sind schwarz oder jedenfalls dunkel. Die eine in der Ecke, zeigt sich in zwei verschiedenen Situationen, beidemal ist sie jung, etwa 25 Jahr alt. Einmal bleibt sie in ihrem schon erwähnten Brautauzuge, das andere Mal zeigt sie sich ganz licht in großem Raume²⁾, ein wenig magerer im Gesicht und von einer Menge hübscher Kinder umgeben, in deren Mitte sie ganz glücklich auftritt. Ihr Glück manifestiert sich im Gesichtsausdruck, mehr noch in ihrer Umgebung. Die beiden Frauen scheinen im Begriff, sich zu verheiraten. Jetzt hört das Medium einen Namen, der ihm erst entschwindet, dann aber allmählich wiederkehrt, obgleich mit ziemlicher Anstrengung.

1) Aug Lemaitre, a. a. O., S. 72—73. Im zweiten Absatz dieser Arbeit (S. 73) finden sich verschiedene Punkte, welche heute, wo wir besser unterrichtet sind, nicht mehr als exakt gelten können.

2) In der medianimistischen, Frl. Smith eigentümlichen Symbolik stellen die Erscheinungen einer Person in großem, hellen Raum ihren gegenwärtigen Zustand der Desinkarnation dar, im Gegensatz zu ihren früheren erdhaften Zuständen, welche sich in anderen, weniger ätherischen und durch Kostüm, sowie andere konkrete Einzelheiten realistischeren Visionen entschleiern. Die doppelte Erscheinung bedeutet hier, daß meine Tante, die zu Lebzeiten immer ihre Kinderlosigkeit bedauerte, in ihrer jetzigen Existenz als Desinkarnierte darüber ganz getröstet und entschädigt sein soll.

Es sagt: „An! . . . An! . . . Dan . . . Ran . . . Dandi . . . Dandiran!“ Auf welche der beiden Frauen sich der Name bezieht, fragt Flournoy, auf die, welche doppelt aufträte, oder auf die andere? Antwort: Auf die, welche sich in zwei Formen präsentiert. Das Medium sieht die andere Frau nicht so klar und deutlich als die erste, aber plötzlich unterscheidet sie an deren Seite einen großen Mann, der nur vorüberschreitet; der Tisch diktiert: „Ich bin seine Schwester, wir werden wiederkommen!“ Danach wechselt die Szene: wir gehen auf anderes über!“

Diese Vision dreht sich gänzlich um die übrigens durchaus genaue Tatsache, daß meine Mutter und ihre Schwester am selben Tage heirateten ¹⁾, daß sie brünett, leidlich hübsch waren und Ähnlichkeit miteinander hatten, daß mein Vater von großer Statur war; daß meine Tante einen Dandiran heiratete und noch jung ohne Kinder starb usw. Alles Dinge, welche seiner Zeit stark zur Unterhaltung von Freunden und Bekannter meiner Familie dienten und im ganzen in einer kleinen Stadt wie Genf, mehr oder minder öffentlich bekannt sein mußten. Ebenso verhält es sich mit all den anderen Retrokognitionen Helenes über mich. Ihr Inhalt ist immer wahrheitsgemäß, aber so wie er vielen Leuten bekannt sein mußte. Das veranlaßt mich begreiflicherweise zu dem Zweifel, daß diesen Offenbarungen eine wirklich supranormale Fähigkeit der Rückerinnerung zugrunde liegt; denn warum sollte solche Fähigkeit ausschließlich sich an völlig durch mündliche, vergessene Übertragung erklärbare Kenntnisse halten, statt sich auch auf intimere, persönlichere und dieser Art Verbreitung widerstrebende Tatsachen auszudehnen, wie es bei anderen Medien der Fall ist? ²⁾

1) Meine Mutter und Tante waren geborene Claparède, Schwestern des i. J. 1871 verstorbenen Naturforschers Ed. Claparède. Ihre Doppelhochzeit fand am 17. Sept. 1853 statt. Dandiran, einige Jahre später Witwer, verheiratete sich wieder und wurde Professor an der Universität Lausanne, deren ehrwürdiger Alterspräsident er heute (1911) noch ist. Wir haben stets herzliche Beziehungen unterhalten; wie man sogleich sehen wird, verdanke ich ihm, den Ursprung der Retrokognitionen von Fr. Smith mit Sicherheit haben aufklären zu können.

2) Man weiß z. B., daß ein starker Prozentsatz der Offenbarungen von Frau Piper an ihre Besucher betreffen, die nur ihnen allein bekannt sind und nicht den Gesprächsstoff Dritter haben bilden können. Man kann nicht zu stark den Unterschied zwischen Botschaften, welche gewissermaßen den sichtlichen Stempel äußerer Information und öffentlichen Gerüchts tragen, und zwischen denen betonen —, deren Natur diesen Ursprung schwer annehmbar sein läßt und wenigstens auf den ersten Blick zugunsten der Telepathie oder anderer unbekannter Ursachen spricht. Siehe u. a. F. Podmore, Discussion of the trance-phenomena of Mrs. Piper. Proc. S. P. R. Bd. XIV, S. 50.

Ein dritter frappanter Zug ist, daß alle Rückerinnerungen Helenes über mich auf die Familie meiner Mutter und auf zwei abgegrenzte, ziemlich kurze Perioden Bezug haben, deren erste der Geburt Helenes um mehrere Jahre vorausgeht. Diese Beschränkung in Zeit und Personen scheint mir bedeutungsvoll. In der Tat wenn diese Kenntnisse der mich angehenden Vergangenheit, sei's aus übernormaler Ursache (telepathischer Übertragung meiner eigenen bewußten oder latenten Erinnerungen auf Helene, Mitteilungen Desinkarnierter usw.) stammten, sei's aus normaler derzeitiger Ursache (Erkundigungen Helenes, um ihre Sitzungen zu füllen usw.), so sehe ich nicht ein, warum diese Kenntnisse sich auf einen so eingeschränkten Kreis konzentrieren sollten, statt sich zufällig auf einen sehr viel umfassenderen Umfang auszudehnen. Denn ohne über besagte Epoche hinauszugehen, gibt's nicht weniger als sechs scharfumgrenzte Gebiete, aus denen Telepathie, Desinkarnierte oder der Klatsch des Publikums der Mediumität Helenes überreiches Material für auf mich bezügliche Rückerinnerungen hätten liefern können: nämlich meine persönliche Vergangenheit, die meiner Frau (welche den meisten Sitzungen Helenes beigewohnt hat), und die unsrer vier elterlichen Familien. Nun aber beziehen sich, das wiederhole ich, alle vermeintlichen Enthüllungen Helenes einzig und allein auf die Familie meiner Mutter während einer sehr beschränkten Zeit. Das scheint klar zu indizieren: erstens, — was für mich im gegebenen Fall überflüssig ist — die völlige Ehrlichkeit des Mediums, das ohne Mühe aus den sechs genannten Gebieten tausend Erkundigungen derselben Art, wie den Inhalt der oben erzählten Visionen, hätte einsammeln können, um sie mir dann in den Sitzungen aufzutischen; dann, daß die ausschließliche Wahl jener sehr beschränkten Gruppe alter Geschehnisse, die alle zu ihrer Zeit in ziemlich weiten Kreisen des Publikums bekannt waren, in manchen Berichten und Überlieferungen jener Zeit einst zu Helenes Ohr auf sehr natürlichem und normalem Wege gedrungen, dann allmählich aus ihrem bewußten Gedächtnis entschwinden ist.

Um möglichst die Sache zur Klarheit zu bringen, wandte ich mich an den letzten Familienvertreter jener Generation, an Prof. Dandiran in Lausanne und setzte ihm den Fall auseinander. Er entsann sich nicht ohne weiteres, ob meine Großeltern Claparède vor fast $\frac{1}{2}$ Jahrhundert zur Familie Smith in Beziehung gestanden haben. Aber am folgenden Morgen erhielt ich von ihm folgende Zeilen:

„ . . . Du hast mich über den Namen (Smith) befragt. Ist's eine Wirkung der Befangenheit, die Dein Besuch hervorrief? Tatsache ist, daß mich ganz plötzlich die bestimmte Erinnerung überkam, wie meine Mutter und Tante¹⁾, besonders erstere, sich sehr für eine junge Frau dieses Namens interessierten, welche sie schon vor ihrer Verheiratung mit einem Ungarn gekannt und als Näherin oder Modistin beschäftigt hatten. Den Ungar sehe ich noch, wie er auf seine Frau bei der Unterhaltung mit meiner Mutter und Tante wartete. (Hier folgt sein

sehr erkennbares Signalement.) Ich glaube wohl, ohne es indes mit voller Sicherheit behaupten zu können, daß die beiden Damen aus Interesse für die junge Frau, sie mit den Claparèdes bekannt machten. In meiner Erinnerung aber ist die Person des Smith mit dem Hofe der Pension von P., wo meine Mutter und Tante wohnten, eng verknüpft.“

Man errät, daß ich aus methodischen Gründen mich nicht zuerst an Frau Smith selbst gewendet habe, aber ich muß mit Nachdruck ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie mir, als ich sie dann ihrerseits fragte, alle Mitteilungen, die ich wünschte, in verbindlichster Weise gab, in vollster Übereinstimmung mit den Erinnerungen Dandirons. Ohne in die für den Leser langweiligen Einzelheiten einzutreten, genügt es zu sagen, daß alle Rückerinnerungen, die mich so sehr beunruhigten, sich grade auf zwei Epochen beziehen, in denen Frau S. oft mit der Familie meiner Mutter zu tun hatte, Epochen, durch einen Zwischenraum geschieden, wo diese Beziehungen durch die Tatsache eines mehrjährigen Aufenthalts der Eheleute S. im Auslande sich unterbrochen erwiesen. Die Begebenheiten der zweiten Epoche, wo Helene 5—6 Jahre alt war, konnte sie — und mußte sicher nach meiner Überzeugung, obwohl sie keine bewußte Erinnerung davon mehr hatte — direkt kennen. Was die Mitteilungen aus der ersten, ihrer Geburt sehr viel Jahre vorausliegenden Epoche (nämlich über die Doppelhochzeit meiner Mutter und ihrer Schwester i. J. 1853) anlangt, so hatte sichtlich Frau Smith oftmals Gelegenheit, diese ihrer Tochter später zu erzählen, obwohl keine der Beiden sich jetzt noch daran erinnert. Denn wovon spricht nicht eine Mutter mit ihren Kindern während des langen Alleinseins oder auf Spaziergängen des jugendlichen Alters, und wie soll man glauben, daß nicht Einzelheiten derartiger Mitteilungen in die Unterhaltungen der kleinen Helene mit ihrer Mutter eingeschlichen seien?

Ab uno disce omnes. Obwohl ich über Rückerinnerungen bei Helene bezüglich anderer Familien, weniger auf dem Laufenden bin, so trägt alles dazu bei, mir zu beweisen, daß sie sich in derselben Weise erklären. In den Fällen, die mir bekannt geworden sind, handelt es sich immer um pikante Anekdoten oder mehr oder weniger auffallende Episoden, die infolge ihrer Eigenart selbst nicht verfehlten, der Unterhaltung von Freunden und Bekannten Nahrung zu geben und leicht allmählich bis in Helenes unmittelbare Umgebung haben dringen können. Außerdem ist wenigstens in zwei Fällen der Beweis erbracht, daß Helenes Mutter gerade wie im Fall meiner Großeltern zu den Familien, um die es sich

1) Fr. Vignier, von der noch weiter die Rede sein wird, Schwester der Mutter von D.

handelt, während einer bestimmten Zeit in direkten, persönlichen Beziehungen gestanden hat, ein Umstand, der zur Genüge von den anfänglich sehr erstaunlichen, in Leopolds Offenbarungen enthaltenen Kenntnissen Rechenschaft gibt.

Kurz, die ganze reine Kryptomnesie scheint eine ausreichende und adäquate Erklärung für Helenes Rückerinnerungen zu bieten, die sich auf Familienergebnisse ebensogut als auf historische Tatsachen beziehen. Ebensowenig in diesem Bereich der Kenntnis von Vergangenheit, als in dem von wiedergefundenen Gegenständen oder medizinischen Konsultationen ist's mir geglückt, bisher bei Helene das geringste ernstliche Indizium irgendwelcher übernormaler Fähigkeiten zu entdecken.

V. Inkarnationen und Geisterbotschaften.

Da der Augenblick gekommen ist, über Spiritismus zu reden, fühle ich mich aus sehr verschiedenen Gründen, von denen ich einige anführen werde, ohne deren Rechtfertigung übrigens hier zu versuchen, unangenehm berührt und verlegen. Denn wie man schon oben sah (S. 454), ist mein Zweck nur, meine subjektive Stellung zu dieser Lehre darzutun, damit der Leser, wenn es ihm richtig scheint, an meine Würdigung der von Fr. Smith gebotenen derartigen Phänomene sich anschließen kann.

Zunächst gestehe ich, daß ich in mancher Beziehung instinktiv geneigt bin, den Spiritismus recht leicht und heiter zu nehmen. Ich weiß wirklich nicht warum, denn nichts, was sich mit Toten oder dem Jenseits berührt, sollte Gegenstand des Späßes sein. Vielleicht liegt der Grund im Wesen der Vermittler und in der Art der Botschaften, mit denen Geister die Gewohnheit haben, uns zu beschenken. Denn es fällt mir gewöhnlich sehr schwer, in Gegenwart von Manifestationen der Desinkarnierten meinen Ernst zu wahren. Wohl mache ich mir bittere Vorwürfe über diese lustige Stimmung, wenn ich daran denke, daß diese sich betätigt auf Kosten von Anschauungen und Glaubensüberzeugungen, welche die ersten Schritte unserer Menschheit bei ihrem dornenvollen Aufstieg gestützt haben, und deren Überleben oder atavistisches Wiederauftauchen noch heut ein Quell sittlicher Kraft, seliger Gewißheit, höchsten Trostes für eine Menge meiner Zeitgenossen ist. Manch einer ist darunter — und ich habe solche kennen gelernt — der durch die Rechtschaffenheit des Lebens, den Adel des Charakters, die Reinheit und Erhabenheit der Empfindung mich zu Achtung und Bewunderung zwingt. Jede ehrliche

und erlebte Überzeugung ist durchaus schätzungswert, auch wenn man sie nicht teilt. Darum gebe ich im voraus (und nachträglich) meinen spiritistischen Freunden und Bekannten die Ehrenerklärung bezüglich der Seitensprünge meiner Feder, die im Flusse dieser Arbeit zu begehen mir einfallen könnte (oder schon eingefallen sein könnte), sofern ich hin- und hergezerrt bin — ich wiederhole es — zwischen der Achtung, die ich für die Personen trage, und dem eher närrischen Eindruck, den mir die Lehre mitsamt ihrem Gefolge von Konsequenzen und Hilfsbeweisen hinterläßt.

Zweitens habe ich oft die enttäuschende Erfahrung gemacht, daß der Spiritismus, wenn es zur Diskussion kommt, für seine Verteidiger den großen Vorteil, für die, welche ihn näher fassen möchten, den großen Mißstand hat, flüchtig und nicht greifbar zu sein, infolge seiner Doppelnatur — Wissenschaft und Religion auf einmal — die ihm erlaubt, nie offen das Eine oder das Andre zu sein. Es erinnert mich an die nackte Maus des Fabeldichters:

Ich bin Vogel, seht meine Flügel,
Ich bin Maus, es leben die Ratten.

Will man die positiven Tatsachen, auf welche der Spiritismus seinen Fundamentalsatz: Wirklichkeit der Verbindung mit Geistern der Abgeschiedenen durch Mittlerschaft der Medien angeblich basiert, nach strikten Methoden der Wissenschaft analysieren und kontrollieren, alsbald kramen seine Adepten ihre Packen Theorien (beinahe hätte ich gesagt: ihr Theorienpack) aus und staunen über den Mangel an Ideal bei diesen abscheulichen materialistischen, nichtwissenden Wissenschaftlern, die, statt vor der Herrlichkeit ihrer Lehren das Knie zu beugen, in den Demonstrationen des Spiritismus nach Nebensachen suchen, hartnäckig. Läßt man sich alsdann vom Boden strenger Beobachtung auf den der Ethik und Religionsphilosophie ziehen, und ist man geschmacklos genug, die ungeheure Überlegenheit spiritistischer Doktrin über alle andern nicht zu bemerken, so schließen sie uns den Mund mit der Behauptung, daß allein diese Lehre, im Unterschied von allen ihren Rivallinen, welche nur Irrtümer und unbeweisbare Hypothesen seien, den unvergleichbaren Vorteil habe, wissenschaftlich begründet zu sein. Der Zirkel beginnt von neuem, sobald und so sehr man den Mut verliert, ein System zu diskutieren, das immer bereit ist, von seinen beiden Livreen, der wissenschaftlichen und religiösen, im Gegensatz zu einem Faktotum grade die anzuziehen, die man für den Augenblick nicht gebraucht.

Ein dritter Grund meiner Verlegenheit bei Berührung dieses Gegenstandes ist die Furcht, infolge der naiven und einfältigen Klassifizierung, die in Kreisen, wo Desinkarnierte aus- und eingehen, überwiegt, schlecht verstanden oder interpretiert zu werden. Spiritismus oder Materialismus, das ist die brutale Alternative, in der man sich wider seinen

Willen gefangen sieht! Gibt man nicht zu, daß Geister der Toten sich durch Tischklopfen oder in Visionen der Medien offenbaren, so ist man folglich Materialist. Glaubt man nicht, daß die Bestimmungen menschlicher Persönlichkeit auf dem Friedhof ihren Abschluß finden, so ist man folglich Spiritist; ein Mittelding gibt es nicht, da ziehe man sich nun heraus! Diese Frage von Nomenklatur und Etiquettierung ist ohne allen Zweifel kindisch. Indes niemand will gern in eine Gesellschaft gepercht werden, die, so achtenswert sie auch sei, ihm nicht sympathisch ist; es ist das eine menschliche Schwäche. Auch ich betone nachdrücklich, daß ich obige Alternative absolut zurückweise. Sie erinnert mich an jenen Träumer im kleinen Nachen, der, weil er nur Himmel und Wasser sieht, sich einbildet, daß das Weltall aus Gas und Wasser bestehe, und die Existenz des Festen vergißt. Denn es gibt trotzdem mehr Auswahl als dieses im Museum menschlichen Gedankens. Im letzten Jahrhundert z. B. gab es außer dem Spiritismus von Swedenborg und dem Materialismus von Baron Holbach noch den Kritizismus eines gewissen Kant, der einiges Aufsehen in der Welt erregt hat, und dessen Zugkraft nicht absolut verlöscht ist. Ihm mich anzuschließen, hätte ich kein Bedenken. Wenn ich heut zwischen Büchner und Allan Kardec wählen müßte — wie die Spiritisten manchmal zu glauben scheinen — so würde ich mich unbedenklich für . . . Renouvier oder ganz einfach für meinen toten Landsmann Charles Secrétan entscheiden.

Aber alles das, diese Kollektion großer Namen, so wird man mir entgegenen, sind Nüancen einer Schule und allzu abstruse Feinheiten für den groben Menschenverstand, der auf diese Distinktionen von metaphysischen Gesichtspunkten nicht achtet. Gut! Ich lege nicht weiter auf Philosophie Gewicht, und um zugleich Materialismus wie Spiritismus abzuweisen, genügt es mir —, ein leider unwürdiger, aber überzeugter — Schüler des Nazareners zu sein, der den Materialisten seiner Zeit nicht mit spiritistischen Beschwörungen antwortete, sondern mit den Worten: „Gott ist nicht der Gott der Toten, sondern der Lebendigen Gott, denn vor ihm sind sie alle lebendig¹⁾. Ich weiß nicht recht, ob diese Begründung die Sadduzäer überzeugte, aber mir gefällt sie in ihrer Schlichtheit: ich wünsche keine andere. Wenn Gott existiert, d. h. wenn die höchste Realität nicht unbewußte blinde Kraft-Substanz des Mode-Monismus, sondern souveräne Persönlichkeit oder Überpersönlichkeit ist, welche ihre väterliche Gegenwart beständig in dem klaren Bewußtsein Christi besser als in unsereinem verworrenen Bewußtsein kundgetan hat, wenn Gott existiert, so ist er sicher nicht da, um die Rolle eines Leichenbesorgers zu spielen, der einwilligt, daß die armen Geschöpfe, welche auf ihn hoffen, existieren, um sie für immer in das Nichts zurückzustoßen. Sie können wohl unsern Augen entschwinden, aber darum verschwinden sie nicht seinen Augen; für uns sind sie tot,

1) Ev. Luc. 20, 38.

aber für ihn, und somit für die wahre Wirklichkeit, leben sie, sonst wäre er nicht Gott. Das ist alles, was ich brauche. Zwar ahne ich nichts von den konkreten Bedingungen dieser anderen Existenz, deren Eigenart grade, wollte man sie entschleiern, wahrscheinlich für die irdische, an die jetzigen Bande von Raum und Zeit gefesselte Intelligenz ein verschlossener Brief bleiben würde. Aber was tut's; was ich nicht weiß, weiß Gott. Indem ich darauf harre, daß er mich mit denen vereine, die mir vorangegangen sind, ist er für mich groß genug, daß ich ihm das geheimnisvolle Geschick unserer Persönlichkeiten anvertraue. Vor ihm sind alle lebendig." Mehr verlange ich nicht von ihm und um vorgebliche Demonstrationen des Spiritismus, wahre oder falsche, kümmere ich mich einen Pfifferling.

Oder vielmehr, ich wünsche sie falsch. Denn wenn sie wahr sind, wenn es wirklich Naturgesetz ist, daß wir noch lange Jahre nach diesem irdischen Leben beklagenswert von Tisch zu Tisch, von Medium zu Medium uns verschleppen lassen, und die Besten unter uns — von andern ganz zu schweigen — in erbärmlichen Possen und dürrtigen, gemeinen Versen Beweise ihres Geistesverfalls ohne Scham zur Schau stellen müssen, nun um so schlimmer! Es ist ein Elend und Schmach mehr zu all denen, mit denen dieses satanische Universum durchwoben ist, eine dem moralischen und physischen Leiden die Krone aufsetzende Kalamität, gegen das der Christ bei jeder Wiederholung der Bitte: „Dein Reich komme“ protestiert, ein neues Skandalon zum Schwinden verurteilt samt den anderen, wenn Sein Reich gekommen sein wird. Aber auf keinen Fall beansprucht oder erhofft dies das moralische und religiöse Menschheitsbewußtsein; das steht in keiner Beziehung zu der guten Botschaft des Christentums. Zwischen empirischem Überleben in Erfahrung, Raum und Zeit, welches der Spiritismus zu begründen vorgibt, und zwischen dem ewigen Leben, proklamiert durch den Nazarener, gibt's nichts Gemeinsames. „Diese Dinge gehören nicht zur selben Ordnung“, hätte Pascal gesagt. — Darum bin ich nicht Spiritist.

Hier erhebt sich ein letzter Punkt, der mich quält, wenn ich vor Spiritisten über Spiritismus sprechen soll. Oft hat man mir entgegengehalten: „Sie halten sich nicht persönlich an diese Verbindungen der Lebenden mit denen, welche uns ins Jenseits vorausgegangen sind, und verachten die Demonstrationen des Spiritismus. Das mag ganz gut sein für Sie, der Sie Mystiker sind, und dem die Existenz des Gottes Christi ausreichende Garantie für das Geschick menschlicher Persönlichkeit und für die letzte Palingenesis erscheint. Aber nicht jeder hat dieselbe Stimmung und entschließt sich, so kühn auf Erkenntnis der Art des Lebens jenseits des Grabes zu verzichten. An Gott zu glauben und ihm geschlossenen Auges das Schicksal derer, die, das Beste unsers Daseins wegraffend, uns verlassen, zu überantworten, das ist sehr schön, aber sehr schwer. Wir leben nicht mehr in der Zeit des Psalmisten, welcher sagen konnte: „Und wenn er mich tötete, ich würde nicht aufhören, auf

Ihn zu hoffen.“ Was Christus anlangt, so war er sicher ein sehr bedeutendes Medium, aber heute können seine schlichten Behauptungen nicht als Worte des Evangeliums gelten. Die bei seinen Lebzeiten aufgetauchte Geistesart des Thomas, die er sonst nicht verurteilt hätte, hat sich verallgemeinert. Es bedarf eines festen, greifbaren Grundes für die Massen unserer Zeit, diese sind nicht fähig, eine den Sinnen überlegene Welt zuzugeben, wenn man diese ihnen nicht greifbar werden läßt mit dem Finger durch Botschaften und durch Wiederkehr der Toten selbst. Daher kommt's, daß sogar jeder Angriff, jede feindliche Haltung dem Spiritismus gegenüber direkt darauf hinausläuft, den einzigen Wall zu erschüttern, der künftig gegen Materialismus und seine traurigen Konsequenzen wirksam ist: Unglaube, Egoismus, Laster, Verzweiflung, Selbstmord und schließlich Zersetzung und Vernichtung des ganzen Gesellschaftskörpers. Sollte im Gegensatz dazu die Wissenschaft den Spiritismus endlich offiziell anerkennen und rechtfertigen, so würden alsbald mit der greifbaren Gewißheit eines anderen Lebens Mut und Kraft in das Herz des einzelnen zurückkehren, Aufopferung und alle Tugenden würden wieder zu blühen beginnen und dank der wiederhergestellten und täglich bewährten Verbindung zwischen Lebenden und den Geistern der Toten wird die neubelebte Menschheit bald den Himmel auf Erden herabsteigen sehen.“

Man ahnt meine Verlegenheit. — Einerseits gebe ich den vorstehenden Einwand gar nicht zu: Ich denke nicht daran, daß das Evangelium seine Zeit gehabt hat oder über die Fassungskraft der Menge hinaus liegt, weil gerade für diese sein Gründer es bestimmt hat; ich glaube im Gegenteil, daß der christliche Glaube, der Glaube Christi oder der Glaube an Christus in seinem innersten Wesen eine psychische Realität ist, eine persönliche Erfahrung, auch für die Niedrigststehenden zugänglich, eine Bewußtseinstatsache, welche die Vergessenheit aller theologischen Systeme, den Sturz aller Klerisei überleben, und deren Lebens- und Wiederverjüngungsmacht unsre Kultur — wenn etwas sie retten soll — retten wird, ohne spiritistischer Theorie oder Praxis etwas zu verdanken, vermittelt Individuen, welche jene Erfahrung erneuern wird. Ich teile umgekehrt den Optimismus derer nicht, welche aus dem Spiritismus ein soziales Allheilmittel machen, welche vermeinen, daß da, wo moralisches und religiöses Gewissen verstummt sind, die Botschaften der Toten mehr Erfolg haben werden¹⁾.

Andererseits aber gibt es interessante Individualfälle, welche sicherlich Beachtung verdienen: Man zitiert mir Leute, und ich kenne solche, für die es ein Todesstreich wäre, ihnen die spiritistischen Krücken zu entziehen, ohne die sie im Leben nicht mehr wandeln könnten. Dem

1) „Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie sich auch nicht mehr überzeugen lassen, sogar wenn einer von den Toten auferstände.“ Luc. 16, 31.

Einen, der sich zum streitbaren Apostel der neuen Lehre eingesetzt hat, wäre das ganze Dasein zerstört, wenn man sein Idol zertrümmerte. Ein Anderer hat die Gewohnheit, jeden Abend vor dem Zubettgehen zu seinem Tischchen Zuflucht zu nehmen, um mit seinen lieben Abgeschiedenen ein wenig zu plaudern. Warum um des Himmelswillen ihm diese so harmlose Freude nehmen und sagen, sein Dialog sei nur Monolog, er plaudre einfach mit sich selbst und seinen latenten Erinnerungen? Ein Dritter empfängt in jedem Augenblick und über die geringfügigsten Vorkommnisse des Alltagslebens durch automatische Schrift die vertraulichen Mitteilungen und Meinungen der zum Drittel oder Viertel Desinkarnierten; es wäre eine ebenso harte als unnütze Enttäuschung, ihm zu zeigen, daß das alles eine reine Verwässerung eigener Beobachtungen und unterbewußter Schlüsse sei. Jener befragt in allen mißlichen Lebenslagen eine verstorbene Verwandte, die ihm sogleich Verhaltensmaßregeln diktiert. Wozu sein Vertrauen an die Wirklichkeit dieser unsichtbaren, köstlichen Wahrsagerin zerstören und ihn auf eigenes Nachdenken verweisen, wo er dieselben nützlichen Ratschläge und oft noch bessere finden würde, deren Autorität aber ihm viel geringer dünken würde; weshalb er beim Wechsel sicherlich bezüglich der Raschheit und Bestimmtheit der Entscheidungen verlieren würde? Und so der Reihe nach. Für Millionen Menschen und in hundert verschiedenen Weisen — als religiöser Glaube, moralischer Trost, feierlich-geheimnisvoller Ritus, als alte Gewohnheit, Lieblingszerstreuung usw. — ist Spiritismus heute Stab und Stütze des Lebens. Richtet man in dem Falle nicht mehr Schaden als Gutes an, indem man denselben erschüttert, und ist's nicht vorteilhafter, die Sache ihren Gang gehen zu lassen? Warum Menschen daran hindern, sich mit Träumen zu nähren, wenn das ihr Vergnügen ist, um so mehr, als in letzter Instanz . . . wer weiß?! Alles ist möglich! Dachte Hamlet in seinem berühmten Ausruf, von wo ich dies Prinzip entlehnt habe, nicht gerade an Geister?¹⁾

1) Auch wenn die Frage noch nicht wissenschaftlich entschieden sein möchte, vermag ich dem verehrten Autor, der mit seiner französischen Liebenswürdigkeit und Anpassungsfähigkeit an entgegenstehende Anschauungen unserer deutschen Einseitigkeit von Bekenntnissucht ein hervorragendes Muster werden sollte, hier nicht zu folgen. Ist der Spiritismus als Abart des viele tiefstehende Völker beherrschenden Animismus vielleicht nicht so kulturfeindlich und dem Christentum in der spiritualistischen Tendenz nicht so fremd, so dürfte doch der Grundsatz: „Alles ist möglich“ gefährlich sein und der derzeitigen Wahrheit der geordneten Naturgesetze widerstreben. — Man ließ früher die „unschuldigen“ Naturvölker in ihrem Aberglauben, bis man die Tiefen und Entsetzen dieses Kannibalen-Aberglaubens erkannte und Missionare entsandte. Diese Mission gegen den Spiritismus hat die Wissenschaft schon in der Schule, sofern man in der einfachsten Dorfschule die zu

Das sind meine Schwierigkeiten. In der Erwartung, einen Ausweg zu finden und um mich kurz zu fassen, scheint's mir unerläßlich, reinlich zu scheiden zwischen Spiritismus-Religion, die — für viele ein Ensemble von lieben Glaubensüberzeugungen und Handlungen — und der Spiritismus-Wissenschaft — einer einfachen Hypothese behufs Erklärung gewisser, von Beobachtung abhängiger Phänomene. Die erstere sagt mir nichts oder vielmehr sie amüsiert mich und widerstrebt mir gemäß den Umständen; aber die höheren und in jeder Beziehung würdigen Gefühle, die er seinen Adepten einflößt, legen mir die Pflicht auf, sie hier außer Frage zu lassen und sie zu ignorieren. Dem Spiritismus als Wissenschaft hingegen mangelt nicht mein Interesse, wie er alle Naturwißbegierigen interessiert.

Denn es ist keine banale Frage, ob menschliche oder animalische Individualitäten nach Verlust ihres körperlich-sichtbaren Organismus fortfahren, in die physikalischen, physiologischen oder psychologischen Phänomene dieses Universums in wirksamer Weise einzugreifen. Gibt es Tatsachen, die das unumstößlich feststellen, wie viel Probleme springen da hervor, welches unerwartetes Forschungsfeld erschließt sich den Experimentalwissenschaften! Wenn die Hypothese falsch ist, was gäbe es Fesselnderes, als die Untersuchung der Einzelphänomene, die sie entstehen lassen konnten, als die Ergründung der wirklichen Ursachen, deren Verwicklung dahin führt, uns mehr oder minder vollkommen die Wiederkehr der Toten in unsere Beobachtungswelt vorzutauschen? Die Frage nach empirischer Unsterblichkeit und den scheinbaren oder wirklichen Geisterinterventionen behält, selbst abgesehen von allen Gemütszutaten, mit denen sie so leicht in Herz und Phantasie der Menschen sich umkleidet, ihre wissenschaftliche Bedeutung, und verdient mit heiterer Ruhe, Unabhängigkeit und strenger Analyse, den Merkmalen der Experimentalmethode, erörtert zu werden.

lange zurückgehaltene Seelenkunde in ihren Elementen darbietet und so dem Spiritismus vorbeugt, abgesehen von dem religiösen Ernst, dem an der noch gültigen christlichen Wahrheit mehr liegt als an vorübergehendem Wohlbefinden verhältnismäßig vereinzelter Individuen. V.

Die Geisterhypothese enthält selbstverständlich a priori nichts, was zur Erklärung mediumistischer Phänomene unmöglich oder ungeeignet wäre; sie widerspricht auch nicht, wie man sich bisweilen einbildet, notwendigerweise dem leitenden Prinzip physiologischer Psychologie — dem psychophysischen Parallelismus — welches für jedes Geistesphänomen ein physisches Korrelat verlangt, denn trotzdem wir gewöhnt sind, molekulare oder atomistische Gehirnphänomene, den Katabolismus der Neuronen als wahren Begleitfaktor der Bewußtseinsprozesse hinzustellen, so ist's doch recht wohl möglich, ja sogar ziemlich wahrscheinlich, daß die Molekularbewegungen nicht den letzten, unmittelbar der Geisteswelt zur Seite gehenden physischen Ausdruck darstellen, sondern daß die wirklichen physischen (räumlichen) Korrelate der psychologischen (nicht-räumlichen) Phänomene in Vibrationen unwägbarer Materie, im Äther gesucht werden müssen, in dem die wägbaren Atome und Moleküle ein wenig hineingesenkt sind, wie Staubkörnchen in die Atmosphäre, um einen anschaulichen, obgleich sehr ungenauen Vergleich zu gebrauchen.

Der Äther-, Perisprit-, Fluid-, Astral(usw.)leib der Okkultisten und vieler Denker, die es nicht sind, ist nur dann ein wissenschaftlich absurder Begriff, wenn man darin ein mehrdeutiges, nebelhaftes Zwischending zwischen Seele und Körper, ein unnennbares tertium quid oder einen plastischen Vermittler sieht, von dem niemand weiß, ob materiell, spirituell oder was sonst. Aber als Wirbel oder System von Ätherbewegungen aufgefaßt, ist er an sich absolut nichts anti- oder extrawissenschaftliches. Die Beziehung zwischen den subjektiven Bewußtseinsstatsachen und den objektiven Vorgängen der Materie bleibt im wesentlichen dieselbe — gleich unverständlich in Hinsicht auf die Heterogenität dieser beiden Phänomenenreihen, aber gleich zugänglich (wenigstens theoretisch) für empirische Bestimmungen und präzise Gesetze, mag man nun die materielle Welt in der unwägbaren Ätherform oder in der wägbaren Form chemischer Atome, physikalischer Moleküle und anatomischer Elemente betrachten. Nichts würde also vom Standpunkte der Naturwissenschaften der Existenz des inkarnierter Geister, welche ihre Ätherwirbel im Raum spazieren führen, von Grund

auf widersprechen. Wir inkarnierten Geister schleppen dagegen noch obendrein ein schweres Kleid wägbarer Atome mit und unterliegen in demselben vielleicht (besonders die Medien) gewissen Einflüssen seitens dieser Nachbarn, die unberührbar, aber die Ursache verschiedener Vibrationen sind, indem unsere Organismen die einen vorüberlassen, die andern aber aufgreifen würden, wie bei jeder Art Wellen.

Dies wird meinen spiritistischen Freunden gefallen haben; jetzt kommen zwei Punkte, die ihnen weniger angenehm sein mögen. Zuerst trenne ich mich von ihnen, solange sie voreilig von bloßen Möglichkeiten, von vagen Abstraktionen zur Behauptung von Wirklichkeiten schreiten. Vielleicht wird ihnen der Erfolg eines möglicherweise sogar nahen Tages Recht geben, aber ganz so weit sind wir noch nicht. Ich erkenne gern an, daß die Umstände für sie nie so günstig wie jetzt gewesen sind. Die authentische Wiederkehr von Georges Pelham und andern Toten durch Vermittlung der in Trance versetzten Frau Piper scheint von so vielen scharfsinnigen Beobachtern, die bisher nicht der Leichtgläubigkeit verdächtigt waren, zugegeben zu werden¹⁾. Die bei diesem unvergleichlichen Medium seit 15 Jahren beobachteten Phänomene sind gleicher Weise so wunderbar und wissenschaftlich so gut gewährleistet; der Fall ist mit einem Worte so unerhört und in jeder Hinsicht so erstaunlich, daß alle die, die denselben nur aus der Ferne, aus gedruckten Berichten und mündlichen Wiedergaben von Augenzeugen gehört haben, sich in unangenehmer Lage fühlen, um ihre Zweifel und Vorbehalte gegen diese Person zu formulieren. Möge es den Geistern gefallen, ihre Demonstrationen bald einwandfrei zu gestalten, indem sie das Mittel offenbaren, die kombinierte Wirkung der subliminalen Phantasie auszuschalten, deren Tücke man recht gut kennt, und der Telepathie, deren Grenzen bisher gar nicht bekannt sind! Für den Augenblick aber darf man nicht vergessen, daß der Prozeß noch schwebt.

Zweitens fürchte ich, betreffs der Medien und spiritistischen Praktiker, daß, wenn ihre Hypothese wissenschaftlich begründet sein wird, das Resultat ganz anders lauten wird, als viele sich einbilden. Es könnte wohl geschehen, daß der Tischkult, mechanische Schrift, Sitzungen und alle andern medianimistischen Praktiken grade ihren Todesstreich von der wissenschaftlichen offiziellen Anerkennung der Geister erhalten. Angenommen in der Tat, die neuzeitlichen Untersuchungen hätten endlich klar wie der Tag bewiesen, daß es wirklich Botschaften von Desinkarnierten gibt; es geht schon aus diesen selben Untersuchun-

1) Siehe R. Hodgson, A further record usw. Proc. S. P. R. Bd. XIII, S. 284.

gen mit nicht geringerer Evidenz hervor, daß in günstigsten Fällen die echten Botschaften unendlich schwer von den nicht authentischen zu unterscheiden sind. Sie stellen sich, überschwemmt von so furchtbarer Mischung von Wirrwarr, Irrtum und täuschendem Schein aller Art, dar, daß, falls man nicht Zeit und Geduld von Dr. Hodgson und ein so hervorragendes Medium wie Frau Piper hat — was ein ganz ausnahmeweiser Fall ist —, daß es wahrhaftig tolle Anmaßung wäre, im gegebenen Falle bestimmen zu wollen, was wirklich von Desinkarnierten stammen möchte, und es mit Sicherheit aus der Menge dessen zu unterscheiden, was im Gegenteil latenten Erinnerungen des Mediums, seiner unterbewußten Phantasie, den unbeabsichtigten und ungeahnten Suggestionen der Sitzungsteilnehmer, dem telepathischen Einflusse mehr oder minder entfernter lebender Personen zugeschrieben werden muß. Wenn die Menschen begriffen haben, daß diese Auslese fast stets über unsere Kraft hinausgeht, wird man der Experimente vielleicht überdrüssig werden, bei denen man in 99 unter 100 Fällen von sich selbst oder andern getäuscht werden kann und — noch ärgerlicher — bei denen selbst wenn man glücklich über die 100. Chance stolperte, man kein sicheres Mittel der Prüfung hätte!

Im Sande der Arve ist Gold zu finden, und doch sieht man niemanden suchen, weil es sich nicht der Mühe lohnt, und keiner für ein problematisches Bißchen so viel Schmutz umzukehren sich müht! Indes sind wir noch in Besitz von Probiestein und Reagenzien, welche eine sichere Unterscheidung des echten Goldes vom anderen erlauben. Wenn die Desinkarnierten nicht in gleicher Weise ein bequemes Reagenzmittel, einen magischen Probiestein an die Hand zu geben geruhen, um ihre wirkliche Gegenwart von allen wunderbaren Nachahmungen zu unterscheiden, denen die subliminalen Fähigkeiten die Medien und ihre Umgebung beständig aussetzen, so wird m. E. wahrscheinlich in eben dem Maße, als die Wissenschaft die Seltenheit reiner authentischer Botschaften und beinahe die Unmöglichkeit, sie tatsächlich zu erkennen, ins Licht setzen wird, die spiritistische Praxis mehr und mehr von ihrem Reiz verlieren. Auf Kinder allerdings werden Similor und Straß immer denselben Effekt wie echte Edelsteine machen . . .

Das Thema ist mir entschieden fatal. Ich verliere mich in ganz nutzlose Abschweifungen, denn im Grunde kommt wenig für vorliegende Prüfung der von Fr. Smith gelieferten Botschaften auf das Verdikt an, welches die Zukunft über die Geistertheorie mit oder ohne Ätherleib aussprechen wird. Selbst zur wissenschaftlichen Wahrheit geworden, wird der Spiritismus uns nicht der Mühe überheben, die Botschaften ebenso sorgfältig und streng zu analysieren, wie wenn er unbewiesene Hypothese wäre. Jeder Sonderfall wird immer fordern, für sich durchspürt

zu werden, damit man zwischen dem, was aller Wahrscheinlichkeit nach nur von vielerlei nicht-spiritistischen Ursachen abhängt, und dem eventuellen möglicherweise von Desinkarnierten stammenden Rest unterscheiden kann. Was die mediumistischen Phänomene von Frl. Smith betrifft, so muß ich von vornherein sagen, daß ihre aufmerksame Analyse mir keine evidente Spur vom Jenseits, nicht einmal gewisse Anzeichen telepathischer Übertragung seitens der Lebenden aufgedeckt hat; ich habe glücklich darin nur sehr hübsche und sehr lehrreiche Beispiele der wohlbekanntem Tendenz subliminaler Phantasie bemerkt, Verstorbene zu rekonstruieren und ihre Gegenwart zu simulieren, besonders wenn günstige Suggestionen des umgebenden Milieus dazu reizen. Da ich nicht unfehlbar bin und mich des Hamlet'schen Prinzipes erinnere, so hüte ich mich wohl vor der Behauptung, daß diese Nachahmungen und Trugbilder absolut frei von spiritistischer Mitwirkung seien; ich begnüge mich, zu wiederholen, diese nicht haben entdecken zu können, was mir auch im höchsten Grade unwahrscheinlich vorkommt. Mögen andere sie beweisen, wenn sie glauben, es zu können. Einige den Hauptinkarnationen des Mediums entnommene Beispiele mögen mir gestatten, meine Stellung dazu konkreter zu erörtern.

1. Frl. Vignier-Fall.

Da zwischen der Familie Vignier und Frau Smith früher (vergl. S. 491) Beziehungen bestanden haben, welche die Wahrsagenden, von Helene in dieser Inkarnation geoffenbarten Kenntnisse zur Genüge erklären, so hat vermutlich der Fall von Frl. Vignier keine Beweiskraft. Nichtsdestoweniger gebe ich den abgekürzten Bericht um gewisser psychologisch interessanter Punkte willen. Im Augenblicke dieser absolut unerwarteten und für alle rätselhaften Szene ahnte übrigens keiner der Zuschauer etwas von den oben angegebenen Beziehungen.

In einer Sitzung bei mir (am 3. März 1895), sieht Frl. Smith nach der auf Seite 334 beschriebenen indischen Vision eine unbekannte Dame auftauchen, deren Signalement sie folgendermaßen beschreibt: „Krumme und gebogene Nase wie die eines Adlers, kleine, sehr naheliegende Mäuseaugen, im Munde nur drei Zähne, ein bösesartiges Lächeln, mokan-

ter Ausdruck, einfache Kleidung, unmoderne Halskrause. Sie geht auf das Porträt¹⁾ zu und betrachtet es, aber nicht mit bösem Blick.“ Man fragt nach dem Namen dieser Person; der Tisch (Leopold) beginnt zu buchstabieren: „Fräulein . . .“ aber verweigert weiter zu gehen, während wie Helene sieht, die Erscheinung „mit schalkhafter Miene“ lacht. Als man darauf besteht, den Namen zu erfahren, diktiert der Tisch: „Das geht Euch nichts an“ und beginnt närrisch auf seinem Platz auf und nieder zu springen und zu tanzen, als ob er ganz außer sich sei, so über unsre Neugier zu spotten. Bald schläft Helene ein und verfällt in Somnambulismus.

Sie verläßt den Tisch und wendet sich, die unbekannte Person ihrer Vision ganz inkarnierend, dem fraglichen Porträt zu, vor dem sie wie angewurzelt stehen bleibt. Ich hake das Bild ab und stelle es in ihre Reichweite auf einen Fauteuil; alsbald kniet sie davor nieder und betrachtet es zärtlich. Dann mit der rechten Hand den Rahmen haltend, während die sehr unruhige Linke mit der Schnur spielt, sagt sie schließlich nach verschiedenen vergeblichen Sprechversuchen stark stotternd die Worte heraus: „J . . . J . . . je l'aimais b . . . b . beaucoup; je n'aime pas l'autre . . . j . . . j . . . je ne l'ai jamais aimée, l'autre . . . j'aimais bien mon nouveau . . . adieu . . . je le vois!“ Irgend eine Aufklärung über diese unbegreifliche Szene zu erhalten, ist unmöglich, bis es gelingt, einen Bleistift und ein Heft in Helenes Hand gleiten zu lassen, in welches sie fieberhaft mit einer ihr nicht eigenen Schrift die zwei Worte: „M a d e m o i s e l l e V i g n i e r“ kritzelt, dann verfällt sie in Katalapsiephase, aus der sie eine halbe Stunde später amnestisch erwacht.

Der Name Vignier erweckt weit zurückliegende Erinnerungen in mir und ruft mir undeutlich ins Gedächtnis zurück, daß Prof. Dandiran (der, wie ich schon erwähnte, die Schwester meiner Mutter geheiratet hatte), eine Verwandte jenes Namens haben muß. Sollte diese es sein, die zurückkehrt, um mir durch Vermittlung von Fr. Smith ihre Vorliebe zu meiner Mutter, deren Porträt sie so aufmerksam betrachtet hatte, auszudrücken und vielleicht ihren Kummer darüber, daß ihr Neffe sie nicht meiner Tante vorgezogen hatte? — Andererseits erinnert sich Cuendet eines mit seiner Familie befreundeten Fr. Vignier, die aber dem Signalement der Vision durchaus nicht entsprach. Er stellt nähere Erkundigungen in Aussicht und schreibt mir wirklich am folgenden Tage:

„Sehr geehrter Herr, anbei einige Auskunft über das Objekt unserer gestrigen Sitzung. Heut morgen frage ich meine Mutter: ‚Hast Du außer Deiner Freundin noch ein anderes Fr. Vignier gekannt?‘ Meine Mutter antwortet nach einer Sekunde des Besinnens: ‚Ja, ich habe noch ein Fr. Vignier gekannt, die Tante von Dandiran in Lausanne, die Schwester seiner Mutter; sie stotterte und war nicht immer sehr liebenswürdig;

1) Ein kleines Ölporträt meiner Mutter, aufgehängt in einer Türfüllung, neben welcher Fr. Smith die Erscheinung sah.

sie hatte drei große, hervorstehende Zähne und eine gebogene Nase. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu bemerken, daß ich zum ersten Mal von ihr sprechen höre. Weiteres habe ich meine Mutter nicht gefragt und mich auf die Frage beschränkt, ob sie von diesem Frl. Vignier habe sprechen hören.“

Dieser zu meinen eigenen Erinnerungen und der Vision Helenes passende Hinweis wurde mir später von Dandiran durch folgende Auskunft bestätigt: Seine Tante, Frl. Vignier, gestorben vor 35—40 Jahren¹⁾, hing tatsächlich mit großer Zuneigung an ihrem Neffen; aber von seiner Heirat war sie entzückt; der vor dem Porträt meiner Mutter ausgesprochene Satz: „Ich liebe sie sehr, die andere habe ich nicht leiden mögen“ kann sich nicht auf einen Unterschied im Gefühl zu den beiden Schwestern, für welche sie immer gleich große Liebe empfand, beziehen. Hingegen erklärte sich der Satz merkwürdig durch folgenden Umstand: Da meine Mutter und ihre Schwester sich zur selben Zeit verlobten, ließ man beide von demselben Maler in Brustbild natürlicher Größe mit Öl malen. Aber diese Bilder, Pendants bildend, wurden nicht gleichmäßig gut ausgeführt (sie sind gegenwärtig im Besitz meines Bruders). Frl. Vignier, welche sich selbst mit Malerei beschäftigte, fand immer das Bild meiner Mutter ausgezeichnet, während sie das andere, das meiner Tante, durchaus nicht mochte. Frl. Vignier war sehr lebhaft: Dandiran findet, daß das Epitheton „schalkhaft“ und die Szene des Tischdikats: „Das geht Euch nichts an“, wobei der Tisch vor Vergnügen hin- und herhüpfte, ihr Wesen recht gut wiedergibt. Im Grunde war sie indes gar nicht schlecht oder mokant, aber gewiß konnten Leute, die sie weniger kannten, einen solchen Eindruck von ihr haben. Sie stotterte sehr, hatte drei bis vier hervorstehende Zähne; auf ihrer Photographie eine ziemlich lange, gebogene Nase und eine weiße Halskrause, aber die Augen sind eher groß und liegen weit ab. Sie trug immer eine goldene Brille, von der das Medium nicht gesprochen hat.

Dem Leser, der den Einzelheiten mit Geduld gefolgt ist, wird es nicht entgangen sein, daß die charakteristischen Züge von Frl. Vignier in Vision und Inkarnation durch Frl. S. — Stottern, Zähne, Nasenform, böses Aussehen — mit den von selbst angegebenen der Frau Cuendet, welche sie wenig gekannt hat, übereinstimmen. Wenn Dandiran, der den Charakter seiner Tante besser kannte, die Note der Bösartigkeit oder mangelnden Wohlwollens falsch findet, so erkennt er an, daß Fernerstehende sich darin täuschen konnten; was soll man sagen, außer daß die Phantasie Helenes nur die äußere Erinnerung an Frl. Vignier, das sozusagen öffentliche Signalement, das sie hinterließ, dargestellt hat? Wenn man sich nun zurückruft, daß damals, als die beiden Bräute porträtiert wurden, Frau Smith durch Frl. Vigniers Schwester selbst

1) Nach standesamtlicher Eintragung starb Frl. Vignier 1860, wohl vor der Geburt von Frl. Smith.

mit meinen Großeltern mütterlicherseits in Beziehung trat, so wird es zu einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, daß Erinnerungen aus jener Zeit, welche Helene ein oder ein anderes Mal von ihrer Mutter hat erzählen hören, den Stoff zu dieser Somnambulpersonifikation geliefert haben. — Die am Schluß der Inkarnation geschriebenen Worte: „Mademoiselle Vignier“ habe ich mit Originalbriefen von Frl. Vignier und ihrer Schwester, Frau Dandiran, verglichen; die Worte erinnern nicht sowohl an die Unterschrift von Frl. Vignier, sondern nähern sich sehr der Handschrift von Frau Dandiran. Man könnte sagen, daß es sich dabei um ein aus irgend Brief oder Karte stammendes Visual-kliche handelt; dort hat wohl Frau Dandiran ihre Schwester genannt. Jedenfalls finde ich nichts, was dazu berechtigt, diesen Worten einen übernormalen Ursprung zuzuschreiben.

In diesem Beispiel, dem ich mehrere analoge hinzufügen könnte, reduziert sich die scheinbar spiritistische Kontrolle auf latente Erinnerungen an früher von Helene gehörte Berichte. In andern Fällen, in denen es aus Mangel an Informationen bisher nicht möglich war, diesen rein natürlichen Ursprung der Kenntnisse wiederzufinden, zeigt einfache Analyse von Umständen und Inhalt der Mitteilungen, daß sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach aus Reminiszenzen und Eindrücken herleiten, welche viel besser den lebenden als desinkarnierten Individuen zugehören. Mit andern Worten, diese Botschaften und Personifikationen spiegeln zu deutlich den Gesichtskreis des Mediums oder anderer, wirklicher Leute wieder, als daß man darin Intervention von Toten, deren Gesichtskreis wahrscheinlich ganz anders wäre, sehen dürfte.

Das will ich zu zeigen versuchen, indem ich als Muster grade die aufgreife, welche Lemaître schon als die frappantesten veröffentlicht hat, um auch den Schein willkürlicher, meiner These günstiger Auswahl zu meiden.

2. Steinhauer Jean-Fall.

Es handelt sich hier um eine recht merkwürdige, Frau Mirbel betreffende, spiritistische Botschaft, in der ich nicht umhin kann, bloße Erinnerungen der Letzteren zu sehen, die (in einer, ich weiß nicht wie, jedoch unbedingt nicht übernormalen Weise) auf Frl. S. statt echter Mitteilung des vorgegebenen Desinkarnierten übertragen sind.

Ich spreche hier nicht von Botschaften, welche vermeintlich von ihrem in Esenale reinkarnierten Sohn stammen, wie man sie im Verlauf des Marszyklus bemerken konnte; denn die wenigen genauen Details, die sich dort finden (Zuneigungsgefühle, die Esenale seiner Mutter bezeugt, seine Art, sie an die Hand zu greifen, der kleine Name Linet in Text 3) können zu leicht auf Rechnung imaginativer Wiederherstellung oder latenter Erinnerungen seitens des Mediums gesetzt werden, statt eine merkwürdige Mutmaßung zugunsten wirklicher Gegenwart des verstorbenen Alexis Mirbel zu liefern, abgesehen davon, daß Telepathie genügen würde, die möglichen Lücken dieser gewöhnlichen Erklärungen auszufüllen. Ich will reden von der durch Lemaitre¹⁾ zitierten Sitzung, wo Helene in Abwesenheit von Frau Mirbel die Halluzination sehr starken Schwefelgeruchs hatte, dann die Vision eines Steinbruchs am Fuß des Salève, wo sie einen unbekanntem Mann bemerkte und im einzelnen beschrieb, der nach Tischdiktaten Jean der Steinhauer zu sein erklärte und die Anwesenden mit einer herzlichen Botschaft an Frau Mirbel beauftragte. Diese, am übernächsten Tage befragt, erkannte in dem sehr genauen Signalement dieses Mannes und in allen Zügen von Helenes Vision völlig exakte Tatsachen ihrer Kindheit wieder, welche seit mehr als zwanzig Jahren aus ihrem gewöhnlichen Gedankenkreise herausgetreten waren: Es handelte sich um einen in den Steinbrüchen ihres Vaters beschäftigten Arbeiter, der ihr in ihrer Kindheit immer besondere Zuneigung bezeugt hatte, so daß er sie sogar eines Tages auf seinen Schultern bis auf den Gipfel des Salève trug.

Nehmen wir an, man müßte in Ermangelung jeglichen Beweises, daß Frä. Smith je von diesen Kindheitserinnerungen der Frau Mirbel gehört habe, auf das Übernormale zur Erklärung des Falles zurückgreifen. Daraus würde sich keineswegs wirkliche Intervention des verstorbenen Steinhauers ergeben; Lemaitre hatte m. E. wohl Recht, sich an Telepathie zu halten, indem er die Idee ätherischen Einflusses wagte, durch Helene von Frau Mirbel, die zur Stunde der Sitzung in $\frac{1}{2}$ km Entfernung davon gerade vorüberging, aufgefangen. Ohne von dem Boden der Telepathie mich zu entfernen, würde ich dieser großen Fernwirkung gerade im Augenblick eine frühere Übertragung im Verlaufe einer der Sitzungen, denen Frau Mirbel beiwohnte, noch vorziehen. Mit dem, was man von Geistesuggestion zu wissen glaubt, steht in der Tat die Annahme nicht im Widerspruch, daß Helenes Unterbewußtsein, etwa im Zustand von Esenale, aus dem von Frau Mirbel gewissermaßen latente Erinnerungen hat herauslocken können; diese haben dann bei ihr mehr oder minder lange gebrütet, bevor sie in einer Sitzung, wo Helene einigen Grund zum Gedanken von Frau Mirbels erneuter Anwesenheit hatte, wiedererscheinungsbereit waren.

1) A. a. O. S. 74—77. Frau Mirbel wird hier mit dem Namen der Frau Nadaud bezeichnet.

Wie es sich auch mit dem Übertragungsmodus verhalten möge, der Inhalt der Vision selbst scheint klar anzuzeigen, daß diese ihren Ursprung eher in persönlichen Erinnerungen von Frau Mirbel, als im posthumen Gedächtnis des Steinhauers hat. Um nur eine Einzelheit anzuführen: ich sehe nicht ein, wie die Vision, wenn sie vom vermeintlich Desinkarnierten stammt, der noch mit Liebe an das Kind seines alten Arbeitgebers denkt, mit Schwefelgeruch einsetzen könnte. Es liegt kein Grund vor, warum von allen sensorischen Eindrücken, die das tägliche Leben eines Steinhauers ausfüllen, sich gerade dieser in seinem Geiste mit der Erinnerung an Frau Mirbel verknüpft haben sollte. Ein jeder hat die hervorragende Rolle von Geruchseindrücken beim Hervorrufen der Vergangenheit bemerkt. Man kann sagen, daß an jeder Szene, Person oder Örtlichkeit, welche uns durch einen Sondergeruch frappierten, dieser Geruch (oder sein Gedanke) als charakteristisches Zeichen, als eine Art Etikette im Gedächtnis haften bleibt. Daher wäre es gar nicht überraschend, daß beim Steinhauer die Erinnerung an das kleine Mädchen seines Herrn mit der Erinnerung an irgendein Parfüm oder bloß an die frische Haut des Kindes verbunden blieb, d. h. mit Gerüchen, welche mit denen seiner Berufsatmosphäre (explodierende Minen, Staub und Schweiß) kontrastieren. Woher aber diese Assoziation mit Schwefel? Dagegen versteht man aus demselben Grunde sehr wohl, daß im latenten Gedächtnis Frau Mirbels der frappierende und unangenehme Geruch des Schwefelzunders (an den sie sich durchaus erinnert), sich unlösbar mit der Erinnerung an ihre Besuche in den väterlichen Steinbrüchen und an die Arbeiter, denen sie dort begegnete, verknüpft erweist. Ebenso verhält es sich mit anderen Zügen der Vision (hoher Wuchs des Steinhauers, Fehlen eines Hutes bei ihm usw.), diese alle sind scheinbar vom Standpunkt der Frau Mirbel, nicht aber von dem des sog. Desinkarnierten aufgefaßt.

[Nouv. Obs. S. 238: Von allen spiritistischen Mitteilungen, die Frau Mirbel durch Helenes Vermittlung erhalten hat, will ich nur eine herausgreifen — kraft des Sprichworts: ab uno disce omnes — die staunenerregendste beim ersten Blick, nämlich die vom Steinhauer Jean. Es handelt sich um einen Arbeiter, der vor etwa 40 Jahren in den bei Neydens, einem Dörfchen am Fuße des Salève, gelegenen Steinbrüchen arbeitete . . . Erst in diesem Jahre (1901) griff Lemaitre gelegentlich bei einer Unterhaltung mit Helenes Mutter folgende Information auf:

„In ihrer Kindheit ging Frau Smith Mittwochs und Sonnabends abends ziemlich regelmäßig nach Neydens und kam Freitags und Montags morgens zurück. Außerdem verbrachte sie dort bis einschließlich ihrem 12. Jahre, „alle ihre Ferien“ und wohnte bei ihrem in diesem Weiler

ansässigen Vetter B., einem Großgrundbesitzer. Jetzt ist es mindestens dreizehn Jahre her, daß sie nicht wieder nach Neydens gekommen ist.“

Angesichts dieser Tatsachen und alten Beziehungen der Familie Smith zu der kleinen Örtlichkeit, um die es sich handelt, ist es begreiflicherwise sehr schwer, die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit auszuschließen, daß Helene durch Erzählungen ihrer Mutter — oder vielleicht direkt bei irgendeinem Ausfluge nach Neydens — alle Einzelheiten über Mirbels, ihre Steinbrüche und Arbeiter längst erfahren hat, Einzelheiten, die der Somnambulismus aus Helenes latentem Gedächtnis aufsprühen ließ, als sie später Frau Mirbel in den Sitzungen bei Lemaitre begegnete. Es ist nur zu klar, daß dies jeden sichtlichen Wert den sog. spiritistischen, in Frage stehenden Botschaften raubt. Ferner hat Lemaitre, welcher den „Steinhauer-Fall“ zuerst publizierte ¹⁾ und damals zu übernormaler Erklärung dieses Vorfalls neigte, mir unter Mitteilung der obigen Auskunft erklärt, heute nicht mehr denselben Schluß ziehen zu können.]

3. Frau Flournoy-Fall.

Meine (i. J. 1875 verstorbene) Mutter hat sich in Frl. S. zweimal inkarniert. Als Beispiele will ich mich darauf beschränken, aus diesen somnambulen Szenen die beiden im Artikel von Lemaitre erwähnten Episoden hervorzuheben (a. a. O. S. 78) und zu diskutieren; ich werde zeigen daß sie keinen gültigen Beweis zugunsten der angeblichen Anwesenheit meiner Mutter liefern.

1. Meine sehr an Rheumatismus leidende Mutter konnte den Ring- und kleinen Finger nicht vollständig ausstrecken, welche sie immer mehr oder minder gekrümmt hatte. Diese Haltung frappte mich einige Momente an Helenes Händen; ich machte die Anwesenden darauf aufmerksam, und erklärte mir damals dieselbe durch unbeabsichtigte Mental-suggestion meinerseits, aber das ist nicht mehr nötig, seit ich die Beziehungen von Frau Smith zu meinen Großeltern kenne. Denn wie soll man nachweisen, daß Helene nie von der besonderen Fingerhaltung meiner Mutter hat reden hören oder gar in ihrer Kindheit direkt Zeuge davon gewesen ist? Das würde genügen, um verständlich zu machen, daß sie bei deren Personifizierung ihre Eigentümlichkeit automatisch reproduziert hat.

1) Annales des Sciences Psychiques von Dr. Dariex, Bd. VII (1897), S. 74.

2. Der zweite von Lemaitre zitierte Fall — Drängen Helenes, als sie meine Mutter nach Aussage Leopolds inkarnierte, in ein an meine Bibliothek anstoßendes Zimmer einzutreten, und ihr Verweilen vor einem niedrigen Schrank von dürrtigem Aussehen, den sie schließlich öffnete — erklärt sich in Wirklichkeit als Erregung instinktiver Neugier des Mediums viel besser, als durch Echtheit vermuteter Inkarnation. Im Augenblick war ich allerdings über Helenes Interesse an jenem Schrank — dem einzigen Möbel des Zimmers, das meine Mutter noch gekannt hat — frappiert und neigte dazu, darin abermals telepathischen Einfluß meiner eigenen Erinnerungen zu sehen. Aber minutiösere Analyse der Umstände ließ mir den Fall in verändertem Lichte erscheinen. Im Zimmer befand sich in Wirklichkeit ein anderer, meiner Mutter gleich vertrauter Gegenstand, obgleich ich an jenem Tage das nicht bedacht hatte, nämlich der früher meinem Vater gehörige, an der Wand aufgehängte Degen, welcher früher im Schlafzimmer meiner Eltern eins der Zierstücke gewesen war. Es ist mir sicher, daß von Schrank und Degen der letztere in den Erinnerungen meiner Mutter den stärksten Gemütskoeffizienten hatte und folglich in erster Linie sie hätte anziehen müssen; er blieb aber unbeachtet, obwohl er gut bemerkbar war und mehrmals, während Helenes Hin- und Hergehen, sowie ihrem Aufenthalt im Zimmer ihr Gesichtsfeld notwendigerweise gestreift hat. Dagegen ist's etwas Erstaunliches, daß der verschlossene, durch seine Häßlichkeit sogar auffallende Schrank mehr als irgendeins der anderen Möbel oder umgebenden Gegenstände, Helenes Neugier gereizt hat.

Im allgemeinen erklärt sich jede solche Inkarnationsszene sehr gut vom Gesichtspunkte des Mediums, aber absolut nicht, wenn man denselben auf die abgeschiedene Person bezieht. Wäre es wirklich meine Mutter gewesen, die dort mit Interesse mitten unter neuen Gegenständen, die ihr nichts sagen konnten, einen alten Schrank wiederfand, warum sollte sie sich nicht dieser selben Auswahl gewidmet haben in der Bibliothek, in der die Sitzung stattfand, und die ganz voll ist von Möbeln, Gemälden, Büchern, verschiedenen Gegenständen, eine Mischung von alten Sachen, die sie kannte und liebte, sowie von nach ihrem Heimgang erworbenen Anschaffungen? Nun aber ist das einzige, was sie dort betrachtet und interessiert hat, ihr Porträt, leicht erkennbar für Fr. Smith, die im Gegensatz dazu vom Ursprung des Übrigen nichts weiß.

Ebenso ist der heftige Wunsch, in das an die Bibliothek anstoßende Nebenzimmer einzudringen — welcher zu der totalen Gleichgültigkeit gegen dessen Inhalt kontrastiert — ganz und gar unverständlich, wenn man wirkliche Anwesenheit meiner Mutter annimmt, erklärt sich hingegen erstaunlich gut, wenn man darin einen natürlichen und wohlberechtigten Impuls des Mediums selbst sieht. Fr. Smith war in meiner Bibliothek, in der sie zum dritten Male Sitzung gab, schon vertraut, aber die immer geschlossene Tür als Pendant zur Eingangstür, mußte sie aufregen und die Neugier wecken, wohin sie wohl führe. Das heißt nicht, daß Helene im

Wachzustande neugierig wäre, im Gegenteil sie ist äußerst diskret und zurückhaltend. Aber man braucht kein ganz feiner Psychologe zu sein, um an sich selbst beobachtet zu haben, daß man nicht öfter in einem Zimmer empfangen werden kann, ohne den Gedanken, der schon Neugier im Keimzustand ist, zu haben, was sich wohl hinter den verschlossenen Türen oder in den bemerkten Schränken befinden möge. Nun gehören die künstlichen, durch Erziehung und Sinn für gesellschaftliche Konvenienz geschaffenen Hemmungen zu den ersten, welche die Hypnose aufhebt; daher ist es nicht überraschend, daß man im Zustande von Autosuggestion, wo man Mutter des Hausbesitzers zu sein sich einbildet, nicht mehr vom Zwang zurückgehalten wird, um schließlich nachzusehen, was im Nebenzimmer steht, und dort einen seltsamen Schrank zu öffnen.

Die Berichterstattung anderer Zwischenfälle bei angeblichen Inkarnationen meiner Mutter würde mich in überflüssige Weitläufigkeiten verstricken, denn ihre Analyse läuft auf dieselben negativen Schlußfolgerungen hinaus.

4. Verschiedene Fälle.

Bei Beurteilung von Wiedererscheinungen der Toten, die man nicht gekannt hat, deren Identität ihren Anverwandten aber in die Augen springt, ist man immer schlecht daran. Lemaître hat zwei Fälle dieser Art angeführt, die Inkarnation einer „sehr lebhaften und mit Vorliebe auf Reinmachen bedachten“ Person (ein Zug, der außerhalb der unmittelbaren Familie bekannt werden konnte), und die der Frau Duboule, welche wiedererschien, um mit ihrem Mann intime Dinge zu bereden (sie bat ihn tatsächlich um Verzeihung, was niemand in Staunen setzte). Es liegen noch sehr viel andere Fälle vor, die alle, wie ich glaube, die Überzeugung der interessierten Teilnehmer fesselte. Diese Inkarnationsszenen, die oft sehr pathetisch, ein andermal das Burleske mit der Tragik, das Rosige mit Grau mischen, gehen nie vorüber ohne gewissen Nerveneffekt auf einfache Zuschauer; man begreift, was sie erst für Verwandte und Freunde sein müssen! Aber Nervenaffekte und organische Eindrücke — Herzklopfen, Kehlzusammenschnüren, Kälteausdünstung längs Nase und Backen, leichte Schauer auf Rückenhaut usw. — all das kann wohl einen gewissen Wirklichkeitskoeffizienten psychologisch erzeugen und gleichsam ein unmittelbares Gefühl

echter Anwesenheit des Verstorbenen geben: diese subjektive Überzeugung bildet jedoch keinen vernunftgemäß wägbaren Beweisgrund. Daher kann ich mich darüber unmöglich äußern.

Denn wenn ich erkläre, daß ich in allen diesen Phänomenen, die man mir erzählte oder deren Zeuge ich war, nichts sehen kann, was überhaupt über die telepathische Hypothese hinausliegt, sondern ganz einfach künstliche Rekonstruktion des vermeintlich Desinkarnierten durch hynoïde Phantasie ist, welche auf Grund von Daten öffentlicher Offenkundigkeit und auf Grund von sehr natürlichen Schlußfolgerungen arbeitet, wenn ich sage, daß ich in der Stimme des intrancierten Frl. S. nur Veränderungen, die durch ihren vorübergehenden Gemütszustand zur Genüge erklärbar sind, wahrgenommen habe, während diejenigen, welche den Verstorbenen kannten, als verführte, wie sie es m. E. durch einen ganz gewöhnlichen¹⁾ Vorgang sind, Klang und Akzent seiner Stimme wieder zu finden meinten, mit einem Wort, wenn ich Kritik anlege, statt mich dem allgemeinen unmittelbaren und ästhetischen Eindruck zu überlassen, so gelte ich unvermeidlich als schändlicher Skeptiker, voreingenommener Mensch und Spielverderber.

Daher ziehe ich vor, nach meinem gewöhnlichen Refrain: Alles ist möglich, sogar von der Rückkehr der Toten durch Vermittlung von Frl. Smith, zu schweigen, aber wahrhaftig, die mir gebotenen Beweise dafür sind noch nicht von einem Gewicht, das der Ungeheuerlichkeit solcher Sache proportional wäre.

5. Syndikus Chaumontet und Pfarrer Burnier-Fall.

Jetzt ein letzter, ganz neuer Fall, in dem die spiritistische und kryptomnestische Hypothese sich einander unbeweglich, wie zwei Fayence - Hunde mit großen Augen gegenüberstehen, angesichts von Unterschriften, die von Frl. S. im Somnambulismus gegeben, einer Ähnlichkeit nicht ermangeln mit den authentischen Unterschriften Verstorbener, von denen sie stammen sollen.

1) Vermischung reeller Wahrnehmungselemente mit reproduzierten Erinnerungsbildern; Verwachsung nach Ampère; Assimilation nach Herbart usw.

In einer Sitzung bei mir, am 12. Febr. 1899, hat Frl. Smith die Vision eines auf weinstockbedeckter Höhe liegenden Dorfes. Auf steinigem Wege sieht sie einen kleinen, alten Mann, der ziemlich vornehm aussieht, emporsteigen: Schnallenschuhe, großer, weicher Hut und gestärkter Hemdkragen mit Spitzen bis an die Backen, usw. Ein Landmann mit Bluse begegnet ihm mit Bücklingen wie vor einer wichtigen Persönlichkeit. Sie sprechen platt, so daß Helene sie nicht versteht. Sie hat den Eindruck, als ob sie das Dorf kenne, sucht aber im Gedächtnis vergebens, wo sie es gesehen. Bald schwindet die Landschaft; der kleine Alte, jetzt weiß gekleidet und im leuchtenden Raum (d. h. in seiner gegenwärtigen Existenz als Desinkarnierter [s. Anm. 2, S. 488] scheint sich ihr zu nähern. In diesem Augenblick diktiert Leopold, während Helene sich mit dem rechten Arm auf den Tisch stützt, durch den Zeigefinger: „Drückt ihren Arm herunter!“ Ich führe den Befehl aus; anfangs leistet Helenes Arm heftigen Widerstand, gibt aber dann plötzlich nach. Sie ergreift einen Bleistift und während des gewöhnlichen Kampfes, betr. Haltung desselben, sagt sie zu dem kleinen, imaginären Alten, welcher sich gemäß Leopold ihrer Hand zum Schreiben bedienen will: „Sie drücken meine Hand zu sehr, . . . Sie tun mir sehr weh, drücken Sie nicht so sehr . . . es kann Ihnen doch ganz gleich sein, ob es Bleistift oder Federhalter ist.“ Bei diesen Worten läßt sie den Bleistift los, um eine Feder zu ergreifen und diese zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, schreibt sie langsam mit unbekannter Schrift: *Ch a u m o n t e t s y n d i c* (Fig. 44). Dann kehrt die Dorfvision wieder. Bezüglich unseres Wunsches, den Namen des Dorfes zu erfahren, bemerkt Helene schließlich einen Wegweiserpfahl, auf dem sie *C h e s s e n a z*, uns unbekannt, buchstabierte. Endlich fragt sie auf meinen Rat den kleinen Alten, den sie noch sieht, in welcher Zeit er Syndikus war, und hört ihn antworten: 1839. Mehr zu erfahren, ist unmöglich. Die Vision schwindet und macht einer Totalinkarnation Leopolds Platz, der zu uns lange mit seiner rauhen, italienischen Stimme über verschiedene Dinge spricht. Ich benutze das, um ihn über den Vorfall mit dem unbekanntem Dorf und dem Syndikus zu befragen. Seine Antworten von langen Erörterungen unterbrochen, lassen sich dahin zusammenfassen: „Ich suche . . . und bin in Gedanken an jenen großen, unten durchbohrten Berg entlang gegangen, dessen Namen ich nicht weiß¹⁾. . . Ich sehe diesen Namen Chessenaz, ein Dorf auf einer Anhöhe; ein Weg führt hinauf. Forste in diesem Dorfe nach, Du wirst sicher diesen Namen (Chaumontet) finden, suche seine Unterschrift zu kontrollieren; diesen Beweis wirst Du finden, Du wirst finden, daß

1) Bei diesen Worten wandte sich Leopold-Helene zu dem einen Fenster meiner Bibliothek, das nach der Seite von Fort-de-l'Écluse liegt. Hier findet sich tatsächlich der Tunnel Du Crédo auf dem Schienenweg Genf-Bellegarde. (Über ihre Ignoranz in bezug auf Eigennamen s. Anm. 1, S. 483).

die Schrift diesem Manne gehört¹⁾." Auf meine Frage, ob er das in Helenes Gedächtnis sehe und sie in Chessenaz gewesen sei, antwortete er auf die erstere Frage verneinend, auf die zweite ausweichend: „Frage sie danach, sie hat ein gutes Gedächtnis von allem, ich bin ihr nicht auf allen ihren Spazierwegen gefolgt.“

Nach dem Erwachen konnte uns Helene keine Auskunft geben. Am folgenden Tage aber fand ich auf der Karte ein Dörfchen Chessenaz im Departement Obersavoyen, 26 km in Luftlinie von Genf und nicht weit vom Crédo. Da die Chaumontets in Savoyen nicht selten sind, so hatte es nichts Unwahrscheinliches, daß eine Person dieses Namens i. J. 1839 dort Syndikus gewesen sei²⁾.

Vierzehn Tage später fand keine Sitzung statt, aber bei einem Besuche, den ich Frau und Fräulein Smith machte, nimmt Helene plötzlich Aussprache und Akzent Leopolds an, ohne diesen Stimmwechsel zu merken; sie meint, ich scherze, als ich sie darauf aufmerksam zu machen suche³⁾. Bald tritt der Halbsomnambulismus schärfer hervor. Helene sieht wieder die Vision vom vorigen Tage auftauchen, das Dorf, dann den kleinen Alten (den Syndikus), diesmal aber von einem Pfarrer begleitet, mit dem er scheinbar gut Freund ist, und den er (Helene wiederholt mir dabei immer mit dem italienischen Akzent Leopolds): „mon cher ami Bournier“ anredet. Auf meine Frage, ob dieser Pfarrer nicht seinen Namen durch Helenes Hand schreiben könnte, verspricht mir Leopold durch Fingerdiktat, daß ich meinen Wunsch in der folgenden Sitzung befriedigt sehen werde. Dann beginnt er mit mir durch den Mund von Helene, die jetzt gänzlich im Trance ist, von andern Dingen zu reden.

In der folgenden Sitzung bei mir, (19. März) erinnere ich Leopold an sein Versprechen. Zuerst antwortet er durch den Finger: „Wünschst Du diese Unterschrift sehr?“, und erst auf mein inständiges Bitten will er einwilligen. Bald sieht Helene dann wieder Dorf und Pfarrer, welcher nach verschiedenen Zwischenfällen sich ihrer Hand bemächtigt, wie der Syndikus es getan, und zeichnet mit der Feder sehr langsam die Worte: Bournier salut (Fig. 44). Darauf geht sie zu anderen Somnambulismen über.

Der Augenblick, die Sache aufzuklären, war gekommen. Ich schrieb auf gut Glück an die Mairie von Chessenaz; der Bürgermeister

1) Man beachte diese ständige Besorgnis bei Leopold, mir Beweise für das Übernormale zu liefern, um mich zum Spiritismus zu bringen.

2) Savoyen gehörte damals zur Sardinischen Monarchie; seine Abtretung an Frankreich im Jahre 1860 brachte die Vertauschung von Maires statt der Syndici mit sich.

3) Dieser unerwartete und ausnahmsweise bei einem meiner Besuche aufgetretene Anfall von Spontan-Halbsomnambulismus kommt wahrscheinlich daher, daß es gerade gewöhnlicher Tag und Stunde der Sitzungen war.

~~ce singt et un de maet je souhaine
certifie à tous ceux à qui la connaissance
appartient que je suis le premier~~

ce singt et un de maet je certifie
à tous ceux à qui la connaissance
appartient que je suis le premier
curé de chebena

Fig. 43. Durch die Hand der in Trance befindlichen Fr. S. (am 21. Mai 1899) geschriebene Bescheinigungen. Die oben ist aufgeregt durchstrichen, indem sie in die fehlerhafte Unterschrift ausläuft; dann die unten ist in 7 Minuten geschrieben. [Collection Lemaître] —
Natürliche Größe.

Saunier hatte die große Liebenswürigkeit, mir umgehend zu antworten: „In den Jahren 1838 und 39 war Syndikus von Chessenaz ein Chaumontet, Jean, dessen Unterschrift ich in verschiedenen Dokumenten jener Zeit wiederfinde. Als Pfarrer hatten wir ferner von Nov. 1824 bis Febr. 1841 einen André Burnier; sämtliche Urkunden von Geburten, Trauungen und Beerdigungen, damals durch die Kirchendiener aus-

Burnier salut

pour acquit
Burnier

38.

LE SYNDIC,
Chaumontet

Chaumontet Syndic

Fig. 44. — Vergleich der authentischen Unterschriften des Syndikus Chaumontet und des Pfarrers Burnier mit ihren angeblichen Unterschriften als Desinkarnierter, von FrI. S. in Somnambulismus gegeben. — Mitten in der Figur die Reproduktion eines Fragments einer Zahlungsanweisung aus dem Jahr 1838. Oben und unten die durch Helenes Hand gelieferten Unterschriften. Natürliche Größe.

gestellt, tragen in jener Zeit seine Unterschrift... Soeben finde ich aber in unsern Archiven ein Schriftstück mit zwei Unterschriften, der des Syndikus Chaumontet und Pfarrers Burnier; es ist eine Zahlungsanweisung; es gereicht mir zur Freude, Ihnen dieselbe zu übersenden.“ In der Mitte von Fig. 44 habe ich das Fragment dieses Originaldokumentes, vom 29. Juli 1838 datiert, mit den Namen der beiden Personen reproduzieren lassen; der Leser kann so für sich die ziemlich

33*

merkenswerte Ähnlichkeit zwischen diesen echten und den von Helenes Hand automatisch gezeichneten Unterschriften beurteilen.

Mein erster Gedanke war, wie man errät, daß Frl. Smith ein oder das andere Mal Akten oder Dokumente, signiert vom Syndikus oder Pfarrer von Chessenaz gesehen haben mußte, und daß es diese vergessenen, im Somnambulismus wieder auftauchenden Visualkliches waren, die ihr als innere Modelle dienten, als ihre intrancierte Hand diese Unterschriften nachzeichnete. Man errät geichfalls, wie sehr solche Konjunktur Helenes, welche keinerlei Erinnerung hat, je Namen von Chessenaz, noch seiner jetzigen oder früheren Bewohner gehört zu haben, empörte. Ich bedauere, meine unvorsichtige Vermutung nur halb, denn sie hat uns zu einer neuen, nachdrücklicheren Manifestation des Pfarrers verholfen, welcher sich in späterer Sitzung (am 21. Mai bei Lemaitre), von neuem des Armes von Helene bemächtigte und uns in guter und gebührender Form von Fig. 43 seine Identität durch Attestierung beglaubigte. Wie man sieht, hat er sich dabei zweimal gefangen. Als er sich bei der Unterschrift geirrt hatte, strich er alles, was er eben so sorgsam hingemalt hatte, auf der Stelle ärgerlich aus und fing auf einem anderen Blatt von neuem an. Die zweite Abfassung, bei der er das Wort: *sous signé* der ersten wegließ, kostete ihm 7 Minuten, aber an Klarheit und Genauigkeit läßt sie nichts zu wünschen übrig. Diese sorgfältige Kalligraphie kann wohl die eines Landpfarrers, der vor 60 Jahren lebte, sein, und in Ermangelung eines anderen Vergleichsstückes bietet sie in der Handschrift eine unleugbare Analogie mit der authentischen Quittung auf dem Zahlungsmandat in Fig. 44.

Weder Frl. Smith noch ihre Mutter hatten die geringste Vorstellung vom Pfarrer oder Syndikus von Chessenaz, indes teilten sie mir mit, daß ihre Familie in jenem Teile Savoyens einige Verwandte und Bekannte gehabt hätten, und daß sie noch mit einem Vetter, der in Frangy, einem wichtigen, für Chessenaz nächstliegenden (eine Meile) Marktflecken, in Beziehung ständen. Helene selbst hat nur vor etwa zehn Jahren einen kurzen Ausflug in jene Gegend unternommen; wenn sie auch auf dem Wege von Seyssel nach Frangy durch landschaftliche Winkel gekommen ist, welche wohl gewissen Einzelheiten ihrer Vision vom 12. Febr. — wie sie auch das Gefühl hatte, sie wieder zu erkennen, — (vergl. S. 512) entsprechen, so hat sie dagegen keinerlei Idee, in Chessenaz selbst gewesen zu sein oder davon haben sprechen hören. „Außerdem“, sagte sie, „werde ich für die, die annehmen könnten, ich sei durch Chessenaz gekommen, ohne mich dessen zu entsinnen, eifrigst die Behauptung entgegenhalten, daß, auch wenn ich dort gewesen wäre, ich keineswegs das Archiv hätte durchsehen können, um zu erfahren, daß vor mehr oder weniger zurückliegender Zeit dort ein Syndikus Chaumontet und ein Pfarrer Burnier existiert haben. Ich habe gutes Gedächtnis und versichere frei heraus, daß keine der Personen, mit denen ich in den wenigen, fern von meiner Familie verbrachten Tagen in Be-

rührung kam, mir je irgendein Aktenstück, ein Papier, kurz etwas gezeigt hat, was in meinem Gehirn eine derartige Erinnerung aufspeichern konnte. Meine Mutter hat im Alter von 14—15 Jahren einen Ausflug nach Savoyen unternommen, aber nichts in ihren Erinnerungen mahnt sie, je das Aussprechen dieser beiden Namen gehört zu haben.“ — So stehen die Sachen; der Leser mag beliebig seine Schlüsse ziehen.

Dieser Fall schien mir wert, meine rasche Untersuchung übernormaler Erscheinungen, welche die Mediumität Helenes durchziehen, abzuschließen, denn derselbe faßt zusammen und hebt außerordentlich heraus die bezüglichen, widersprechenden und unversöhnlichen Positionen spiritistischer Kreise und Medien einerseits, welche völlig ehrlich, im übrigen aber allzu leicht zufrieden zu stellen sind, und der etwas psychologischen Forscher andererseits, die immer von einem heiligen Schrecken gründlich daneben zu greifen, verfolgt werden. Den Ersteren genügt die geringste Merkwürdigkeit, eine unvermutete Vision der Vergangenheit, Tisch- oder Fingerdiktat, Anfall von Somnambulismus, Schriftähnlichkeit, um ein Kontaktgefühl mit dem Jenseits zu geben und die wirkliche Gegenwart der desinkarnierten Welt zu beweisen. Sie fragen sich nie, welches Verhältnis wohl zwischen diesen, wenn auch noch so frappierenden Prämissen und dieser ungeheuerlichen Schlußfolgerung bestehen kann. Wie und warum sollten z. B. die Toten, welche nach einem halben Jahrhundert wiederkehren, um durch die Hand einer anderen Person in Fleisch und Blut ihre Unterschrift zu geben, dieselbe Schrift haben, wie zu Lebzeiten? Dieselben Leute, die das ganz natürlich finden, obwohl sie noch keinen sicheren Fall davon erlebten, fallen aus den Wolken, wenn man vor ihren Ohren sich auf die Möglichkeit latenter Erinnerungen beruft, für die ihnen doch das tägliche Leben geläufige Beispiele liefert, die zu beobachten sie sich freilich nie die Mühe geben. Die Psychologen dagegen sind darauf versessen, hinter die Kulissen von Gedächtnis und Einbildung zu schauen; wenn sie Dunkelheit hindert, dabei etwas zu unterscheiden, so haben sie die Marotte, sich einzubilden, daß sie schließlich dort finden würden, was sie suchen — wenn man nur dort Licht machen könnte. Zwischen zwei so disparaten Geistesrichtungen eine befriedigende, dauernde Einigung je zu erzielen, wird, so fürchte ich, recht schwer sein.

11. Kapitel.

Schluß.

Dieser Band erinnert mich an den Berg, der eine Maus gebiert; seine Länge ließe sich nur entschuldigen, wenn dadurch auf physiologischem, psychologischem Gebiete oder in der Frage des Übernormalen ein Schritt vorwärts getan wäre. Daß das nicht der Fall ist, bleibt unverzeihlich; ich habe nur noch seine Mängel in dreifacher Beziehung zu konstatieren.

1. Vom physiologischen Standpunkt aus zeigt Frl. Smith nach dem Vorstehenden, wie zweifellos alle anderen Medien auch, während ihrer Visionen und Somnambulismen eine Menge Störungen in bezug auf Motilität und Sensibilität, von denen sie im Normalzustand vollkommen verschont zu sein scheint. Diese kleinen Beobachtungen reichen aber nicht aus, um das neuropathische Problem der Mediumität zu lösen; die Frage bleibt offen, ob der Ausdruck: **Mediumität** einer Sonderkategorie von Manifestationen, einem bestimmt zusammenhängenden Komplex entspricht, oder ob er nur einen beschönigenden Ausdruck für verschiedene, schon in wissenschaftlichem Gebrauch befindliche Benennungen darstellt.

Wollte man die Beziehungen der Mediumität zu andern funktionellen Affektionen des Nervensystems festlegen, so müßte man zunächst über die genauere Kenntnis einer Anzahl wichtiger, noch in Dunkel gehüllter Punkte verfügen. Über einige derselben, wie die Phänomene der Periodizität, dem Einfluß von Witterung und Jahreszeit, von Übung und Ermüdung sind uns nur sehr unbestimmte und unvollständige Hinweise ¹⁾

1) Ich kenne nur einen Fall, daß Frl. S. zwei Sitzungen binnen 24 Stunden zu geben versuchte. Es handelt sich um einen Montag in den Ferien, wo sie nach einer sehr schönen und langen Sitzung

bekannt; von den andern, noch wichtigeren Fragen, wie den Substitutions- und Äquivalenzverhältnissen zwischen verschiedenen Modalitäten des Automatismus (Nachtvisionen, Dämmerzuständen, vollständigen Trances usw.), der Wirkung spiritistischer Übungen und besonders der Sitzungen auf Ernährung und Entkräftung (Schwankungen der Körpertemperatur, der Urotoxizität usw., welche einen Vergleich spontaner und provozierter Mediumitäts-Anfälle mit schweren Neurosen ermöglichen würden) und den Phänomenen direkter oder übertragener Vererbung usw. wissen wir fast nichts. Hoffentlich stellt die nächste Zukunft einige gute Medien und deren Beobachter unter günstige praktische Bedingungen zur Aufhellung dieser Dinge, so daß man eines Tages imstande sein wird, die Mediumität an richtiger Stelle in den Rahmen der Lehre von den Krankheiten einzufügen.

2. Vom psychologischen Gesichtspunkt aus erklärt sich der Fall von Frl. Smith, obwohl er zu kompliziert ist, um ihn auf eine einzige Formel zurückzuführen, im großen und ganzen durch einige anerkannte Grundgesetze, deren Wirkung nach- und gegeneinander die mannigfachen Phänomene erzeugt hat. Zunächst ist es, wie man oft konstatierte, der Einfluß von Gemüterschütterungen und von gewissen psychischen Traumata auf die Dissoziation des Geistes, woraus das Aufkeimen hypnoïder Zustände, sei's mehr oder minder ausgeprägter zweiter Persönlichkeiten (wie wir sahen, sind die ersten Manifestationen Leopolds in der Kindheit Helenes dieser Ursache zuzuschreiben), sei's somnambuler Romane sich ergeben kann, diese sind eine Art Aufbauschung von halb unbewußten Geschichten und Träumereien, denen so viele (vielleicht Jeder) schon im Normalzustand sich ergeben. Ferner ist es die enorme Suggestibilität und Autosuggestibilität der Medien,

am Sonntag bei mir in einen ihr äußerst sympathischen, spiritistischen Kreis eingeladen war, in dem sie immer sehr bemerkenswerte Phänomene aufweist. An jenem Tage erhielt man nun absolut nichts. Helene gelang es nicht, ihren Normalzustand zu verlassen und nach mehr als einer Stunde Wartens wurde die Sitzung aus Ärger aufgehoben. Man könnte sagen, da ihre erschöpften mediumistischen Fähigkeiten wegen der Sitzung des vorangehenden Abends noch nicht Zeit hatten, sich zu erholen. Bezüglich der Periodizität hat Frl. S. selbst bemerkt, daß gewöhnlich ein Wiederausbruch und eine Art Anwendung spontaner Automatismen 3—4 Tage vor den Menses (wo Leopold ihr jede mediumistische Betätigung untersagt), besonders in Form von Visionen morgens im Augenblick des Erwachens vorkommt.

welche diese für alle Einflüsse spiritistischer Sitzungen so sensibel macht und das Auftreten der glänzenden subliminalen Schöpfungen begünstigt, in denen sich gleichzeitig der einseitige Ideenkreis der Umgebung und die latente emotionelle Tendenz des Mediums selbst spiegeln. So erklärt man sich mit Leichtigkeit die Entwicklungen der Persönlichkeit Leopold-Cagliostros von Beginn der Sitzungen Helenes an, ebenso den Marstraum und Helenes Vorleben als indische Fürstin oder Königin von Frankreich. Schließlich geben Kryptomnesie, das Erwachen und die Betätigung vergessener Erinnerungen leicht Rechenschaft von den echten Elementen, die in den großen vorangehenden Konstruktionen, den Inkarnationen oder vereinzelt Visionen Helenes im Verlauf ihrer Sitzungen enthalten sind.

Aber abgesehen von dieser allgemeinen Erklärung, wieviel Einzelheiten bleiben einerseits in Dunkel gehüllt, wie der Ursprung vom Sanskrit Helenes und vieler ihrer Retrokognitionen, und zwar aus Mangel an genauer Auskunft über die tausend Vorfälle des täglichen Lebens, in denen die Daten zur Begünstigung der Somnambulismen ihren letzten Grund haben können. Andererseits ist es außerordentlich schwierig, sich eine richtige Gesamtvorstellung ihrer Veranlagung zu bilden, da unsere Begriffe über Konstitution und Formation der menschlichen Natur nur roh, und unsere Kenntnis auf dem Gebiete psychischer Ontogenese fast gleich Null ist!

Ohne von den vorübergehenden Inkarnationen Helenes zu reden (in denen wir keinen Grund haben, etwas anderes als Nachahmungen infolge von Autosuggestion zu sehen), sind die verschiedenen, viel beständigeren Persönlichkeiten, die sich in ihrem hypnoiden Leben manifestieren: Leopold, Esenale, die Schauspieler des Marsromans, Simandini, Marie Antoinette usw., — wie ich schon mehrfach ausführte, für mich nur variierte psychische Zustände von Frl. S. selbst, sozusagen allotrope Modifikationen oder Polymorphismus-Erscheinungen ihrer Individualität, denn keine dieser Somnambulpersönlichkeiten unterscheidet sich, sei's durch intellektuelle Fähigkeiten, moralischen Charakter oder Gedächtnisspaltung hinreichend von Helenes normaler Persönlichkeit, um die Hypothese einer Fremd-B e s e s s e n h e i t zu rechtfertigen, eine Hypothese, die selbst in den berühmtesten Beispielen von ambulatorischem Automatismus und Doppelbewußtsein, die ganz anders gewährleistet und viel frappanter sind als die Helenes, so schwer zu verteidigen ist (gibt es denn überhaupt einen einzelnen Fall, wo es wirklich geglückt ist?).

Aber die Theorie des psychischen Polymorphismus ist noch ziemlich unvollständig und unzutreffend für die Wiedergabe der embryologischen Nuancen, die in den Subliminalprodukten Helenes hervortreten, oder für die Perspektive, welche sie rückwärts auf die verschiedenen Stufen oder Momente ihrer Entwicklung eröffnen . . . Vielleicht hätte ich mehr die Tatsache ins Licht rücken müssen, daß Leopold selbst eine Art archaischer Schöpfung, ein Auswuchs kindlicher Bewußtseinsschichten ist, wie das nicht nur aus dem frühzeitigen Auftreten im Leben Helenes, sondern besonders aus dem innigen Zusammenhang mit gewissen Sphären und verborgenen Organfunktionen und aus seinem so kindlichen und naiven Charakter bis zu seinen dialektischen Geistreicheleien hervorgeht. Man kann seine Versmanie hinzufügen, die ihn oft sogar bis in seine sichtliche Prosa beherrscht (vergl. Fig. 8 auf S. 150) sein Gesundheitsattest, das aus zwei ganz deutlichen, reimenden Alexandrinern zusammengesetzt ist . . .¹⁾ Wie die Lehre von Mißgeburten die Embryologie beleuchtet, welche jene erklärt, und wie alle beide die Anatomie zu klären beitragen, so wird uns hoffentlich die Erforschung der Mediumitätstatbestände helfen, einen genaueren und fördernden Einblick in die normale Psychogenese zu tun, welche letztere wiederum das Auftauchen dieser merkwürdigen Phänomene besser begreifen lassen wird: die gesamte Psychologie wird dadurch eine bessere und exaktere Anschauung von der menschlichen Persönlichkeit gewinnen.

3. Was das Übernormale betrifft, so habe ich in Helenes Mediumität wirklichen Phänomenen dieser Art vergeblich nach-

1) An dieser Stelle kommt Flournoy auf die durch Hineinziehung der *Nouv. Observ.* seitens der Übersetzung überflüssig gewordenen Erörterungen zurück, daß der psychologisch interessanteste Punkt in Helenes Mediumität das Überleben oder die momentane Wiederkehr niedriger Phasen sei, die durch die Entwicklung überholt seien: die primitive Natur und die verschiedenen Lebensalter Helenes sollen sich in den verschiedenen hypnoïden Ausbrüchen der Phantasie widerspiegeln. Schon früher habe ich hierzu meine Bedenken durchblicken lassen, daß man wie früher *pathologisch*, so jetzt die Unvollkommenheiten der durch die Ausschaltungen bewußter Persönlichkeit hervorgerufenen Zustände kinderpsychologisch erklären wolle. Andere nehmen andere von ihnen als Minderwertigkeiten abgeschätzte Tatbestände, wie die der Religion, des weiblichen Geschlechts als Analogien. Verfügen wir erst einmal über eine Psychologie des Somnambulismus oder dergl., dann werden wir wohl psychogenetisch die Ursachen desselben aufdecken, aber nicht diesen durch jene Anfänge umschreiben. Die Bedeutung der Infantilität, die zu überschätzen heute allgemeiner üblich ist, darf nicht ohne weiteres vom physiologischen Gebiete, wo das mehr am Platze sein mag, auf das psychologische übertragen werden. V.

gespürt. Etwas Telekinesie und Telepathie glaube ich wohl beobachtet zu haben, aber nur von Ungefähr, und ich möchte meine Hand nicht für die Richtigkeit meiner Wahrnehmung ins Feuer legen. Bezüglich des Hellsehens und spiritistischer Botschaften bin ich nur jenen vorzüglichen Rekonstruktionen begegnet, die die hypnoïde Phantasie der Medien, unterstützt vom latenten Gedächtnis so ausgezeichnet herausarbeitet. Darüber beklage ich mich nicht, denn für den Psychologen, der nicht auf Wunder veressen ist, sind jene trefflich gelungenen Nachahmungen durch das Licht, das sie auf die verborgene Tätigkeit unsrer Fähigkeiten werfen, ebenso interessant und lehrreich als die erstaunlichsten Fälle von echtem Übernormalen, mit denen wir heute noch nichts anfangen können, und angesichts deren man sich noch darauf beschränken muß, mit offenem Munde davor zu stehen, ohne davon etwas zu verstehen.

Natürlich sieht Frl. Smith und ihre Umgebung die Sache anders als ich an. Nach deren Meinung ist meine fest entschlossene Feindseligkeit gegen den Mediumismus schuld daran, daß ich so folgere, wie ich es tue, denn alles oder beinahe alles bei Helene müßte ja supranormal sein von den Reminiszenzen an ihre Lebensformen als Marie Antoinette oder als Simandini (sofern ihre absolute Gewißheit gegeben ist, daß sie nie etwas über diesen Gegenstand gelesen oder gehört hat) bis zum Marsroman (den sie sicherlich nicht selbst komponiert hat) und den Inkarnationen von Cagliostro, von Frl. Vignier oder vom Pfarrer von Chesenaz (den sie nicht hat kennen können, da sie noch nicht geboren war!).

Sogar das Endurteil, das Frl. Smith über mein Buch fällt, scheint übernormalen Ursprunges zu sein, denn wenn es auch annähernd die Meinung ihrer Normalpersönlichkeit ausdrückt, so hat es ihr doch eines Morgens, ehe sie aufstand, von außen eine unbekannte Stimme — nicht Leopold, denn sie kam von rechts, während Leopold von links spricht — zugeflüstert. Helene schrieb es sogleich auf, zum Glück, denn sie konnte sich im Laufe des Tages und auch später seiner nicht entsinnen, auch nicht, nachdem ihr die Stimme mehrmals morgens die Worte beim Erwachen wiederholt hatte. Auf ihre Forderung erfülle ich eine Pflicht gegen mich, dieses automatische Diktat wörtlich zu veröffentlichen, was mir die Mühe erspart, selbst das Verdikt von Frl. S. über meine Arbeit zu formulieren: „Sie behauptet, daß, indem ich alles, was an der spiritistischen Sache mangelhaft sein könne, hervorsuche und mich dessen bemächtige, ich ihre besten psychischen Phänomene und die interessantesten Fälle ihrer Mediumität

und die schönsten psychischen Phänomene durch gelehrte und beabsichtigte Kritik nach Belieben entstelle.“ Bevor ich mein Haupt unter dieser Anschuldigung beuge, möchte ich doch zwischen den Fällen oder Phänomenen und ihrer Interpretation eine Unterscheidung treffen. Ich bin mir nicht bewußt, irgend eines der ersteren „entstellt“ zu haben, sondern habe mich im Gegenteil bemüht, sie mit möglichster Genauigkeit nach den Originaldokumenten, den Sitzungsprotokollen, den Notizen der Teilnehmer über den Moment selbst usw. wiederzugeben. Was die Interpretation anlangt, so erkenne ich die Beschuldigung in dem Sinne für begründet an, als ich, nicht Adept spiritistischer Philosophie, keinen Grund habe, der okkultistischen Lehre besondere, außerwissenschaftliche Rücksicht zu erweisen, und daß ich mich nicht versucht fühle, ihre Mängel zu verheimlichen oder zu ihren Gunsten ihren Rivalen Unrecht zu tun, wenn es sich um Erklärung gegebener Tatsachen handelt ...¹⁾.

[Nouv. Observ. S. 242 f.: Ein wichtiger Punkt würde sein, die psychophysischen Bedingungen zu bestimmen, die bei Helene die Auswahl äußerer Tatbestände bewirken und den Eintritt grade gewisser unter diesen mit Ausschließung anderer in die subliminale Vorratskammer begünstigen, um da für die Somnambulismen Nahrung abzugeben . . .

Zweifellos kann man zugeben, daß Helene in ihrem latenten Gedächtnis noch über andere Unterschriften von früher oder später abgeschiedenen Personen verfügt; daß ihnen zum Hervortreten nur Gelegenheit (d. h. irgendein Vorfall, geeignet sie durch Assoziation zu wecken), fehlte. Indes scheint es zweifelhaft, daß die Vorräte, über die Leopold verfügt, sehr umfassend sind; wir wissen schon, daß sie sich bei weitem nicht zugleich auf Helenes gesamtes Leben ausdehnen, weil ihr Führer eine Menge Details ihres täglichen Lebens nicht kennt, was er mit der Behauptung erklärt, daß er nicht immer bei ihr sei. Außerdem würden ihre automatischen Schöpfungen noch größere Mannigfaltigkeit aufweisen, als es der Fall ist, wenn alles, was sie frappiert, abgesehen sogar von der Art der Dinge, die sie interessieren, bis in die Sublimalschichten eindringe und sich dort aufspeichere zur Verfügung für die hypnōide Phantasie. Zum Beweis richte ich mein Augenmerk nur auf die Dürftigkeit und Seltenheit graphischer Produktionen im indischen Zyklus: außer dem einen arabischen Klischee (S. 359) und einigen vereinzelt Sanskritbuchstaben hat sie nichts an orientalischen Schriftzügen ge-

1) Des Indes schließt mit dem „berühmten und unaufhörlich bestätigten Worte Bacons: Die Wahrheit ist die Tochter der Zeit und nicht der Autorität“. V.

liefert, während ihr sicherlich mehr unter die Augen gekommen sein muß, wären es auch nur Inschriften auf Teeschachteln und Cichorienpaketen! Ebenso stellen die Tatbestände, wie sie in den Sitzungen enthielt wurden, bezüglich verstorbener Verwandter der Teilnehmer, im ganzen nur einen ganz kleinen Teil von alledem dar, was Helene sicher über Familien, zu denen ihre Mutter in Beziehung stand, erfahren hat. Zieht man außerdem in Erwägung, daß der Inhalt ihrer medianimistischen Botschaften Helenen im Wachzustande immer unbekannt, d. h. vergessen war, so wird ziemlich klar, daß eine spezielle Bedingung die Einführung ihrer Bestandteile in die Tiefschichten, wo sich automatische Produktionen herausarbeiten, hat bestimmen müssen, so daß das gewöhnliche Gedächtnis nicht daran teilnimmt.

Unter dieser Bedingung hat man im allgemeinen wohl einen gewissen Sonderzustand der Persönlichkeit zu verstehen, eine gewisse Augenblicksdisposition, sei's nun eine hypnoïde (Zerstreuung, Träumerei, Schläfrigkeit usw.), oder eine affektive Disposition (jede Art Erregung, namentlich die sich auf die verborgene tiefliegende Sphäre beziehen, aus der Leopold seine ersten Ursprünge ableitet). Aber auf weitere Präzision muß man verzichten, da wir, abgesehen von neueren, in Spiritistensitzungen aufgesogenen Suggestionen, nicht Zeuge jener ältesten Vorfälle gewesen sind, welche ihr das hauptsächlichste Material ihrer Somnambulismen lieferten. Ein weiteres Problem, das der Glaubwürdigkeit¹⁾ von Frl. S., ist öffentlich durch die Gesellschaft Psychischer Forschungen in Genf am Ende ihres Widerlegungsversuchs von Des Indes (Autour usw., siehe unten S. 537) angeregt.

Abgesehen von der Echtheit des Trance verzweigt sich oder bildet sich das Problem der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des Mediums um in mehrere andere Fragen, die ein ziemlich verschiedenes Interesse haben. Es würde sich zunächst um dessen

1) Flournoy beklagt, daß die Spiritisten erst da die Aufrichtigkeit von Frl. S., an der er selbst festhält, verdächtigen, wo er nachgewiesen hat, daß die übernormale Auslegung der Phänomene beinahe unhaltbar geworden ist, und die Geister wahrscheinlich in allen den schönen Erscheinungen nichts bedeuten. Die objektiven Beweise der Wirklichkeit ihrer Somnambulismen sieht Fl. in jedweden physiologischen Erscheinungen, Alterationen von Motilität und Sensibilität, Anästhesien, Allochirie, Synkinesie, Kontrakturen und Registrierveränderungen muskulärer Zitterbewegung, abgesehen von psychischer Amnesie. V.

Wahrheitsliebe im Wachzustande handeln, dies aber kann beiseite gelassen werden; denn es ist im Grunde nicht so außerordentlich wichtig darüber nachzudenken, ob die Medien in den Berichten und Auskünften, die sie aufkrotroyieren wollen, mehr oder weniger als andere Menschen bei gewissen Punkten zur Übertreibung und Ausschmückung, bei andern zum Verschweigen und Verheimlichen geneigt sind. Nur dann müßte man grade das Maß ihrer Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit unbedingt genau kennen, wenn man allein von ihren Aussagen die betreffenden Urteile über ihre normalen oder übernormalen Phänomene abhängig machte, was bei meinen Beobachtungen über Frl. Smith nie der Fall war.

Daran würde sich die psychologisch interessantere Frage reihen nach dem Einfluß beabsichtigter oder unbeabsichtigter Vorgesankten im Wachzustande auf spätere Somnambulismen. Selbst bei wirklichem, nicht fingiertem Trance kann man sich fragen, ob er nicht trotzdem etwas Künstliches, Berechnetes, Gewolltes in dem Sinne sei, daß er hinsichtlich seines Inhaltes durch Wünsche des Mediums in seinem Normalzustand, durch sein Streben auf ein gewisses Ziel, durch Konzentration seines Denkens auf einen bestimmten Gegenstand und durch Orientierung seiner halbbewußten Träumereien in einer Richtung mehr als in einer anderen im voraus bestimmt und gestaltet ist. Dies Problem ist bereits berührt auf S. 71 ff. unter der Rubrik der Sitzungsvorbereitungen, sofern das Vorauswissen von Ort und Teilnehmerschaft der nächsten Versammlung in umfassendem Maße bei Helene die subliminale Herausarbeitung der sich entfaltenden Szenen leitet. Aber es bleibt die Frage offen zu erfahren, wie weit bei dieser zugrunde liegenden Inkubationsarbeit die Zwischenkunft willkürlicher Bestrebungen gehen kann; ich bin nicht genügend mit Dokumenten ausgerüstet, um mich über diese Frage bei Helene auszusprechen. Sicherlich wird ihr Unterbewußtsein sich je nach Umständen und Personen, die sie erwartet, bald auf extraterrestrische Sprachen, bald auf Hinduszzenen oder auf Inkarnation irgendeines Verstorbenen u. dergl. vorbereiten.

Aber vollzieht sich diese latente Anpassung von selbst, gänzlich unter dem gewöhnlichen Bewußtseinsniveau, wie man sich

instinktiv und ohne es zu merken, auf den Besuch, den man dem Freunde machen will, vorbereitet oder setzt sie wohl eine Gedankenarbeit, Anstrengungen innerer Meditation, kurz eine Willensspannung voraus, wie die, welche bei mir der Plan zum Halten einer Vorlesung oder zum Schreiben eines schwierigen Briefes begleitet? Ich weiß es umsoweniger, als wahrscheinlich die ganze Stufenleiter möglicher Übergänge und Nuancen bei diesem Vorgang wechselseitiger Wirkung und Gegenwirkung einerseits von bewußter Voreingenommenheit, andererseits eines gewissen unterbewußten Verdauungsprozesses durchlaufen wird.

Endlich bleibt als letzte Frage die fesselndste von allen, auf die ich in meiner Antwort an die Spiritisten hinwies: Die der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, nicht mehr des wachen Mediums, sondern seiner Traumpersönlichkeiten, dann, wenn sie ihre Lügenpossen verbreiten. Wenn z. B. Leopold behauptet, der berühmte Cagliostro vor 100 Jahren zu sein, oder Ramié seine linguistischen Phantasien als Planetensprache vorsetzt, wenn Helene im Trance als Marie Antoinette spricht und sich benimmt oder Esenale sich als Sohn der Frau Mirbel ausgibt usw., was geht dabei im geheimnisvollen Bewußtsein vor sich und belebt in jenem Moment den Organismus von Fr. S.? Ist dieses Bewußtsein völlig von seinen Behauptungen überzeugt? Und wie hat dann eine so völlige Illusion entstehen und den Kontrastassoziationen und dem offenbaren Skeptizismus einiger Zuschauer widerstehen können? Oder ist sich wohl dieses Bewußtsein darüber klar, daß es lügt, und dann, welcher Beweggrund kann es in diesem Fall veranlassen, diese alberne Komödie fortzusetzen, die die Anwesenden schon deutlich durchschaut haben?

Ich habe die Idee geäußert, daß die Wahrheit wahrscheinlich zwischen diesen zwei Extremen liegt, und daß die Lösung des Problems wenn nicht immer, so doch meist in jenem eigenartigen psychischen Tatbestande gefunden werden kann, der das Spiel charakterisiert. Wenn wirklich einerseits das Spiel, wie Karl Groos gut nachwies, in seinem Wesen und Grund der Kindheit und Jugend zugehört, wenn andererseits sekundäre Zustände wahr-

scheinlich sehr oft Rückbildungserscheinung, ein flüchtiges Auftauchen einer früheren Periode der Psychogenese sind, ist es ziemlich wahrscheinlich, daß Fälschungen, Irrtümer und jugendliche Erfindungen von Traumpersönlichkeiten zum großen Teil ähnlich wie Ergötzungen des Kindesalters verstanden werden müssen. Weil in Wirklichkeit die spiritistischen Mitteilungen vom psychologischen Standpunkt aus Kinderspiele sind, machen sie so oft den Eindruck reiner Kindereien. Am Schlusse meiner Mitteilungen auf dem Pariser Kongreß für Psychologie habe ich bei der Betrachtung der hypnoïden Schöpfungen von Frl. Smith diesen Punkt schon hervorgehoben:

„Man halte mir nicht die geringe Bedeutung, um nicht zu sagen die kolossale Albernheit dieser Produkte der unterbewußten Phantasie entgegen. Nichts ist, ich gebe es zu, kindlicher, als das somnambule Leben von Frl. S. und ihre Offenbarungen extraterrestrischer Sprachen. Aber dieser selbe Charakter von jugendlicher Torheit, der der vorherrschende Zug medianimistischer Manifestationen ist, verdient eine Untersuchung hinsichtlich seines wirklichen Ursprungs. Dieser gibt zu bedenken, daß die Phänomene sozusagen aus kindlichen, primitiven Individualschichten aufschießen und eine Art von momentanem Wiederauftreten, Überleben oder anormaler Wucherung weit zurückliegender, psychischer Entwicklungsphasen darstellen. — Ein anderer Hinweis, der zur Stütze dieser Interpretation dient, ist die naive Zuversicht, mit der die sekundären Persönlichkeiten ihre Flausen als authentische Wahrheiten aufzudrängen, z. B. ihre linguistischen Phantasien als Sprache eines anderen Planeten passieren zu lassen, suchen. Diese sonderbare Lügenmanie läßt bisweilen an wirkliche Teufel-Inspiration, an die Gegenwart eines Perversitäts-Dämons glauben, ein Eindruck, welcher in der berühmten Spiritistenlehre von Spottgeistern seine sehr einfältige Formulierung gefunden hat. Dieser offenbare Verlust jeden objektiven Wahrheitssinnes scheint mir nur eine Nachwehe der gänzlichen Unschuld, mit der die Kindheit sich ihren Fiktionen und Spielen hingibt. Die Frage aufzuwerfen, ob beim kleinen Burschen, wenn er mit dem Holzsäbel in der Hand seine Rolle als General spielt, oder beim Mädchen, das uns von Unarten seiner Puppe erzählt, deren unerschütterlicher Ernst gekünstelt oder aufrichtig ist, hätte das wohl Sinn? Tatsächlich täuschen sie weder sich noch wollen sie andere täuschen; sie spielen einfach. Ein ebensolcher Mißgriff wäre es, zu untersuchen, ob Leopold von allen seinen Behauptungen wirklich überzeugt ist oder ob er sich über uns lustig macht. Die Frage nach der Ehrlichkeit dieser somnambulen Personen drängt sich nicht auf, sobald man in ihnen Rückbildungsphänomene, mehr oder minder kindliche Streiche der sich selbst überlassenen Phantasie sieht, bei denen nicht mehr die

Kontrolle des bewußten, vernünftigen Ichs interveniert, wie es im Wachzustande der Fall ist¹⁾.

Diese Betrachtungen würden erfordern, in einer vergleichenden Studie einer großen Anzahl von Fällen wieder aufgenommen zu werden. Wahrscheinlich sind die meisten Medien während ihrer Trancezustände in einem ähnlichen Zustand wie jene hypnotisierten Personen, die Fälschungen schreiben oder andere Leute mit einem Dolch aus Pappe ermorden, indem sie sich im Grunde darüber klar sind, daß es doch nicht ernst gemeint ist; analog vielen unserer Träume: wir haben das dunkle Bewußtsein, zu träumen und empfinden einen gewissen Reiz, den Faden selbst eines unangenehmen Traumes zu verfolgen, weil wir uns zugleich als Urheber sowie als Opfer fühlen, analog endlich so vielen Dämmer- und Halbwachzuständen, wo der normalste Mensch eine unvollständige Verdopplung erfährt zwischen „fiktivem Ich“, das den Vordergrund der Szene einnimmt, und einem „wirklichen Ich“, das in Halbschatten zurückgedrängt, bei der selbstgespielten Komödie aber ein dumpfes Vergnügen spürt. Ich behaupte nicht, daß diese Auffassung sich auf alle Mediumitäts-Phänomene anwenden läßt. Ebenso wie in der Mehrzahl unserer Träume und in fixen Ideen des Irren volle Realitätsüberzeugung liegt, so können auch gewisse automatische Botschaften von völligem Glauben begleitet sein. Diese vielfachen Möglichkeiten in allen ihren Graden und ihrer Differential-Diagnose wären sicherlich ein schönes Forschungsgebiet.

Um auf Frl. Smith zurückzukommen, so habe ich den Eindruck, daß ihre Mediumität im allgemeinen sich in den ersten Fall einordnet. Konform der kindlichen, archaischen Natur Leopolds ist der Trancezustand bei ihr ein Rückfall in einen früheren und niederen Zustand seelischer Entwicklung; ihre somnambulen Schöpfungen stellen ein Wiederauftauchen und neue Triebe primordialen Spielinstinktes dar. Die Genfer Spiritisten haben wahrer als sie glauben, aber in anderem Sinne als dem ihrigen

1) 4. Internat. Kongreß für Psych. in Paris, 1900. — Comptes rendus des séances et texte des Mémoires, Paris 1901, S. 111—112 (bzw. Nouv. Obs. V.)

geredet, indem sie behaupteten, Fr. S. fabriziere ihr Mars, um mir Vergnügen zu verschaffen. Diese Behauptung scheint mir exakt bei einer doppelten Verbesserung. Zuerst ist sie nicht wahr in bezug auf die wache Helene, vielmehr in bezug auf die intrancierte und in Kindheit zurückgefallene (das ist hier der Fall), wie die Analyse ihrer Spracherfindungen genügend zeigt. Dann tut sie es nicht, um mir persönlich Vergnügen zu bereiten: ihre extraterrestrischen Idiome vervielfältigen sich tatsächlich beständig dann, wenn ich nicht mehr dabei bin; sondern zum Vergnügen für jedermann, an erster Stelle für sich selbst. Astané und Ramié bekunden sicher beim Fabrizieren ihrer neuen Sprachen einen ähnlichen Genuß, wie die Schüler, die sogar Alphabete und verschiedene Arten von Geheimschrift erfinden. Nach meinem Dafürhalten beabsichtigen die ersteren ebensowenig als die letzteren, jemanden zu täuschen oder sind so töricht, sich selbst zu täuschen, wenn sie uns ihre kindlichen Kunstwerke offenbaren.

Charles Martin hatte die Güte, mir eine Nationalhymne vom Marsplaneten mitzuteilen¹⁾, komponiert von einem neunjährigen Knaben in einem Mußeaugenblick. Er tat es, um „sich zu amüsieren“ und scheint nie nötig befunden zu haben, die, denen er sein kleines Gedicht zeigte, vor dem Glauben, es käme wirklich von jenem Planeten, zu warnen. Das entspricht nach meiner Vorstellung ziemlich genau dem Bewußtseinszustande der „Geister“ Helenes, die uns das Martische offenbaren: sie amüsieren sich, weil sie jung sind und nicht die Idee haben, vernünftige Leute könnten so naiv sein, sie ernst zu nehmen. Auch machen sie sich keine Gewissenbisse, ihre Fiktion ohne böse Absicht fortzusetzen und aufrecht zu erhalten. Dieselben Betrachtungen ließen sich auf den Königin- und Hinduzyklus anwenden, in denen sich die intrancierte Helene gefällt, aber der empfundene Reiz, der die Entwicklung und Fortdauer dieser hypnoïden Romane erklärt, überschreitet hier bei weitem in seiner Kompliziertheit die

1) Diese Komposition, Text wie Musik, betitelt: Chintoa nitacuïloa Mirsoa (= Mars-Nationalgesang) geht der Publikation von: Des Indes um mehrere Monate voraus. Helene und ihre Marssprache haben also nichts damit zu tun.

niedere Freude einfacher Kinderspiele und schwingt sich bis zum Genuß auf, der die sog. „ästhetische Illusion“ begleitet ¹⁾.

Kurz im Gegensatz zu sei's spiritistischen, sei's okkultistischen, sei's teuflischen Theorien der Mediumitätsphänomene scheint der Fall: Helene Smith ein hübsches Beispiel zu bilden zugunsten dessen, was man Jokaltheorie — ich wage diesen Neologismus (von *jocus* = Spiel, Scherz) — nennen könnte, wenn man nicht Ludiktheorie (von *ludus* = Spiel, Schauspiel) vorzieht. Helenes Somnambultaten lassen sich weder auf echte Anwesenheit von Desinkarnierten oder Bewohnern anderer Planeten, noch auf einen Einbruch von Gespenstern, Kobolden, Elementargeistern und anderen Ungeheuern der Finsternis oder Theosophie, noch endlich auf irgend eine dämonische Machination zurückführen, welche ungesunde Menschenneugier durch täuschenden Schein strafen will. Ich sehe darin einfache, instinktive, an sich recht unschuldige Belustigungen einer wenig stabilen Persönlichkeit, die der Trancezustand für Augenblicke in die Lage kindlicher Einbildung versetzt. Wie das Kind Kutscher, Soldat, Jäger usw. spielt, sogar mehrere Rollen zugleich, je nachdem es durch die Umgebung von Personen und Sätzen dazu verlockt wird, so spielt das intrancierte Medium ganz natürlich den Desinkarnierten, weil man in den Kreisen, wo sich seine „psychischen Fähigkeiten“ entwickelt und in Aufregung versetzt

1) Wenn neuerdings die Theorie des Schönen eine m. E. nicht unwichtige psychologische Vertiefung durch Müller-Freienfels erfahren hat (vergl. seine Aufsätze in Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. Bd. 32 und 33. Zur Theorie der ästhetischen Elementarerscheinungen und Zur Analyse der schöpferischen Phantasie), sofern dieser den Genuß des Schönen auf Lebenserhöhung im Sinn Nietzsches zurückführt (vergl. seinen schon zitierten Aufsatz in Z. f. Psych. 57 S. 186), so läßt sich vielleicht die Mediumität von Frh. S. als Bedürfnis nach Lebenssteigerung verstehen (vergl. desselben Autors Aufsatz in Z. f. angewandte Psych. IV: Künstlerisches Genießen und seine Mannigfaltigkeit, besonders S. 73 f.: Kunstgenuß als Gefühlsstrom), aber wenn weiter Müller-Freienfels diese ästhetische Erregung von der teleologischen mit einem Ziele unterscheidet, so würde die Mediumität rangieren unter jene teleologische, die hier sich selbst und Anderen eine Befriedigung schaffen will. Dabei wiederhole ich, daß natürlich die koordinativen und regulativen Bewußtseinssphären ausgeschaltet sind. V.

haben, gerade allein dies von ihm erwartet¹⁾). Wenn die Zuschauer solche Amusements ernst nehmen, wer trägt die Schuld? Als Saul die Hexe von Endor — ein schönes Beispiel für visuell-auditive Mediumität — befragte, geschah ihm nur, wie er es verdiente, wenn sie im Halbsomnambulismus den alten Samuel erheuchelte, der wiederkam, um dem unglücklichen König die Wahrheit zu sagen. Der einzig Schuldige bei diesem Abenteuer, oder wenn man lieber will, der Dumme war — Saul selbst.

Eine Frage ganz verschiedener Art, die zur vergleichenden Psychologie gehört, sogar die Metaphysik berührt, habe ich aus Mangel an Zeit und auch an genügend umfassenden, historischen Kenntnissen nicht aufgeworfen, nämlich die, Helenes hynöide Phänomene ihrem allgemeinen Inhalt nach genau in ihrer Stellung unter allen bekannten Automatismusfällen zu umschreiben. Aber das würde nichts Geringeres, als eine vorangegangene Klassifizierung der Medien einschließen, wobei man diesen vagen Terminus bis auf die ausdehnt, deren Normalbewußtsein ein oder das andere Mal von einem Funken durchzuckt ist: Offenbarung, Inspiration, plötzliche Idee, die ihnen scheinbar anderswoher als aus sich selbst kommt. Bei der Schwierigkeit, eine Grenzlinie zu ziehen in den unmerklichen Abstufungen, die die größten Genies bis zum vulgus pecus gewöhnlicher Geister verknüpfen, würde die ganze Menschheit Gefahr laufen dazu zu gehören. Eine derartige Klassifizierung dürfte sich übrigens nicht auf die psychologische Form der Automatismen, sondern auf „Wertunterschiede“ ihres Inhalts gründen. Nun aber behauptet, wer einen Wert behauptet, notwendigerweise eine moralische und

1) Selbst in Fällen, welche mit größter Evidenz für eine gewisse Möglichkeit übernormaler Kenntnisse im Inhalt medianimistischer Mitteilungen sprechen, ist die Jokaltendenz, den Desinkarnierten zu spielen, offenkundig. „Fast unmerkbar, sagt ein ausgezeichnete Beobachter der Frau Thompson, übernimmt das Medium die Rolle des Geistes, vervollständigt dessen Informationen, ordnet, fügt hinzu, kurz, macht den Geist vorstellbar . . . Es ist mir unmöglich, auch nur daran zu zweifeln, daß Frau Thompson — durchaus im guten Glauben — die Geister zum großen Teil imitiert.“ F. van Eeden, *Quelques observations sur les phénomènes dits spiritiques*, IV. Internat. Psychologenkongreß, Comptes rendus, S. 129 bis 130.

soziale Einschätzung, folglich auch Teleologie, Geschichtsphilosophie und schließlich Metaphysik. Ich hätte dieses Thema nicht einmal gestreift, das in der Psychologie als positivistischer Wissenschaft (vorausgesetzt, daß sie das sein kann) befremden würde, wünschte ich nicht lebhaft die pikante Zusammenstellung zu erwähnen, die Lang ¹⁾ zwischen Frau Piper, Frl. Smith und — Jeanne d'Arc vollzog. Wie man errät, fällt der Vergleich bezüglich der Tragweite der Automatismen nicht gerade zugunsten der beiden ersteren aus; denn selbst wenn Frau Piper schließlich in der Geschichte der Wissenschaft, worauf scheinbar viele rechnen, das Werkzeug werden sollte, durch das die Desinkarnierten den ersten, wirklich haltbaren Experimentalbeweis ihrer Beziehungen zu uns geben, so werden die Inspirationen der Heldin von Domrémy stets dem Denker den Eindruck hinterlassen, aus noch höheren oder tieferen Regionen zu stammen als die notorisch unbedeutenden Botschaften, mit denen die Toten die Besucher des berühmten amerikanischen Mediums beglücken. Was Frl. Smith betrifft, so glaube ich genügend gezeigt zu haben, daß sie ein sehr guter Typus von Kryptomnesie und schöpferischer Sublimaleinbildung ist, aber hinsichtlich des — scheinbaren oder wirklichen — Übernormalen könnte sie wenigstens bisher in keiner Weise mit Frau Piper rivalisieren. So interessant auch die psychische Genesis ihrer mediumistischen Botschaften sein könnte, so ist ihr innerer Wert nicht derartig, einen einzigen Augenblick vermuten zu lassen, daß „der Wille des Himmels“ dabei etwas bedeute, wie es nach der Idee von Lang im Genie der Jeanne d'Arc der Fall war, oder sogar daß, wie man es von den Botschaften der Frau Piper und Frau Thompson behauptet, sie aus den Zwischenregionen stammen, wo die wirre Menge unserer desinkarnierten Vorgänger schwebt. Wohl einzig und allein der eigenen Individualität Helenes, ihrem Gedächtnis, ihren latenten Fähigkeiten scheint der übrigens reiche und mannigfaltige Inhalt ihres somnambulen Lebens zu entspringen. Das gilt übrigens unbeschadet des metaphysischen Problems letzter Beziehungen zwischen „Individuum“ und „Absoluten“ und unter Vorbehalt der

1) Andrew Lang: Three Seeresses, Anglo-saxon Review. 1900.

Werte, welche andere Beobachter später in den Enthüllungen von Frl. Smith entdecken könnten.

Eine Frage, die sich nicht mehr auf den Sonderfall von Frl. Smith bezieht, hätte ich schließlich gern eingehender erörtert, nämlich die nach der allgemeinen Stellung, welche übernormalen (oder angeblich solchen) Phänomenen gegenüber einzunehmen ist. Ich werde mich indes in dieser Hinsicht mit wenigen Bemerkungen begnügen. Berühmte Meister moderner Psychologie verhehlen ihre Abneigung gegen dies Gebiet nicht, welches scheinbar in besonderem Maße das der Illusion und des Betruges ist. Nach ihrer Meinung gehört das zu den Themen, von denen ernste Wissenschaft sich sorgsam fernhalten müsse, um ihre Würde dabei nicht zu kompromittieren. Überall, besonders wo Spiritismus, Okkultismus oder Theosophie im Spiele sind, ist die Chance des Irrtums und die Gefahr des Verderbens zu beträchtlich, als daß ein Gelehrter, der sich achtet, sich ihr mit Recht aussetzen dürfte. Man könnte sogar meinen, daß sie im Grunde all dieser nebelhaften Chimären etwas Wahres zu entdecken fürchten; man weiß nicht recht was, aber schließlich etwas, das dem im Laufe dieser letzten drei Jahrhunderte so sorgsam errichteten Gebäude unserer positiven Wissenschaften Gefahr bringen könnte. Diese Befürchtungen oder Vorurteile teile ich nicht; sie scheinen übrigens sogar in offiziellen und akademischen Kreisen immer mehr zu schwinden. Andererseits teile ich nicht weiter den simplen Optimismus, welcher meint, es genüge, unsere ein bischen vernachlässigten Beziehungen mit den Desinkarnierten auf wissenschaftlicher Basis wiederherzustellen, um das Gesicht dieser Welt zu ändern, unsere Zivilisation auf den rechten Weg zurückzubringen und die soziale Frage zu lösen. Aber das ist Sache persönlicher Wertbeurteilung; ich bestehe nicht darauf. Was ich hier sagen will, ist, daß nach meiner Meinung Wissenschaft vor allem nicht in ihren Resultaten besteht, die infolge wachsender Ausdehnung menschlicher Erfahrung immerfort Modifikationen ausgesetzt sind, sondern in ihrer Methode; es ist daher kein Grund, ihrer Anwendung willkürliche Grenzen zu ziehen und ihr das Betreten gewisser jungfräulicher Gebiete unter dem Vorwand zu untersagen, es sei gefährliches Gestrüpp. Es ist das sogar ziem-

lich befremdlich, da gerade die Methode das Mittel ist, durch die Komplikation der Tatsachen einen unpersönlichen Weg zu schlagen, auf dem ein jeder einhergehen kann; es ist ziemlich befremdend, sie dort ausschließen zu wollen, wo man ihrer am nötigsten bedürfen sollte. Leider läßt sich wissenschaftliche Methode nicht in zwei Worten definieren, noch sich im Handumdrehen lehren und lernen, sondern sie setzt, wie Malerei, Politik und jede Kunst eine Art Spezialsinn voraus, den Praxis verfeinert und entwickelt, aber nicht schafft. Nun aber mangelt dieser Sinn den phantastischen Köpfen beinahe gänzlich, welche das Publikum — Autor und Leser — der meisten der hundert und mehr (um nicht von Büchern zu reden) spirito-theosophisch-okkultistischen Zeitschriften unseres Erdballes ausmachen. Ferner werden begreiflicherweise positive Geister mit diesem Wissenschaftssinn ausgestattet, von Übelkeit ergriffen, wenn sie zufällig einmal die Nase in diese Literatur und in die Art der Beweisführung, die diese liebt, stecken. Ein mißlicher Stand der Sache: Die, welche Methode besitzen, interessieren sich nicht für Untersuchung okkultur oder übernormaler Psychologie, und die, welche sich dafür interessieren, beweisen zu oft eine beklagenswerte Ignoranz jeder Methode. Indessen scheinen glückliche Zeichen¹⁾ das Nahen einer neuen Ära anzukündigen, wo infolge fortschreitender Erweiterung und immer größeren gegenseitigen Verständnisses der noch vor kurzem fast unversöhnlichen Gesichtspunkte sich jene Antinomie lösen wird. Diese Annäherung, für die die Mitglieder der Society for Psychical Research in London in diesen letzten zwanzig Jahren zu Pionieren geworden sind, nämlich zwischen einer Liebhaberei, die keine apriorischen Grenzen zuläßt, und zwischen einer strengen Methode oder einer solchen, die wenigstens unaufhörlich sich müht es mehr zu werden,

1) Z. B. die im Jahr 1900 erfolgte Gründung des Internationalen Psychologischen Institutes. Auch die Begründung der Revue du psychisme expérimental, jetzt nach dem I. Jahrgang verschmolzen mit Journal du Magnetisme (vergl. oben S. 443, Anm.) dürfte auch bei den etwas dürftigen Resultaten von 1910/11 ein hoffnungsreiches Zeichen sein, ebenso der von jener Revue veranlaßte internationale Kongreß, der Ende 1911 zum zweiten Mal zusammentritt. V.

gestattet die Hoffnung, daß eines Tages wenigstens über einige dieser Probleme, die jederzeit die Menschheit beschäftigt haben, das Licht erstrahlen wird. Was das letzte Wort über Realität und Leben betrifft, so kann die Metaphysik versichert sein, daß die exakte Wissenschaft gerade um ihres Wesens willen immer kluges Schweigen über diesen Punkt bewahren, nie ihre Sportübungen auf jenem Felde stören wird.

Noch ein Wort, das mich persönlich betrifft. Viele geben in den verschiedensten Gebieten gerne ihre Zustimmung dazu, daß man sich wissenschaftlich mit dem Übernormalen befasse, aber unter ausdrücklicher oder stillschweigender Voraussetzung, daß es geschehe, um zu einem gewissen, bestimmten und von vornherein festgestellten Resultate zu gelangen; z. B. zum Erweis des Spiritismus für die einen, zu seiner Widerlegung für die anderen. Man hat mir vorgeworfen, Partei für die letzteren zu nehmen; ich hätte meinen Urteilsspruch im voraus gefällt. Das ist ein gänzlicher Irrtum. Wenn ich für den Spiritismus, sofern er religiöse und philosophische Lehre ist, nur negative Anziehung empfinde, so gilt das nicht ebenso für den Spiritismus als wissenschaftliche Hypothese, der mit dem vorhergehenden nur den Namen gemeinsam hat, und gegen den ich nicht durchaus gleichgültig, aber wenigstens völlig neutral verbleibe (vergl. S. 498). Diese unparteiische und objektive Methode habe ich versucht, bei der Analyse des auf den ersten Blick so außerordentlichen Falles von Frl. Smith einzuführen, aber ich verhehle mir keineswegs die Lücken und Unvollkommenheiten meiner Untersuchung. Bei jedem Unternehmen bleibt die Ausführung hinter dem erträumten Ideal zurück; ich konnte mich sehr häufig in den Forschungsprinzipien irren, die ich anzuwenden mich mühte. Wenn ich auf einen Irrweg geraten bin, nicht nur in diesem oder jenem Einzelpunkte, sondern im ganzen, so würde ich der erste sein zu dem Erfolge derer zu applaudieren, die die Aufgabe wieder aufgreifen und mit strengerer Anwendung exakterer Methoden arbeitend, ihr endgültiges Ziel — welches es auch sei — verfolgen würden. *Multi pertransibunt, et augebitur scientia.*

12. Kapitel.

Anhänge aus Nouv. Observ.

S. 117 ff. Zu Leopold: Die rein psychische Entstehung Leopolds, welche ich von dieser zweiten Persönlichkeit zu skizzieren versucht habe, hat von wissenschaftlicher Seite keine Kritik verursacht. Was die spiritistischen Autoren anlangt, so scheint — obwohl sie selbstverständlich meine Auffassung keineswegs zugeben und wenn nicht für die Identität Leopolds mit dem verstorbenen Grafen von Cagliostro, so doch wenigstens für seine objektive, von Fr. Smith unabhängige Existenz eintreten — die Schwäche, um nicht zu sagen, die vollkommene Wertlosigkeit ihrer Einwände mir in diesem Punkte vollauf einen Gewinn des Prozesses zu bieten. Selbst der heimgegangene F. W. H. Myers, den seine hohe wissenschaftliche Einsicht und sein tiefes Verständnis für Methode übrigens weit über das gewöhnliche okkultospiritistische Gros stellen, selbst er, der dennoch so gewandt ist, in psychologischen Beobachtungen die geringsten Möglichkeiten des Übernormalen zu entdecken, sagt bei einer Äußerung über den geistigen Führer von Fr. Smith, er sei viel wahrscheinlicher (much more probably) die entwickeltste Form ihrer zweiten Persönlichkeit¹⁾; indem er diesen Fall unter die Rubrik: pseudopossession bringt, erkennt er ziemlich ausdrücklich an, daß zugunsten spiritistischer Hypothesen daraus nicht viel zu entnehmen sei. Ohne Zweifel sind wir noch nicht so weit, die Probleme

1) F. W. H. Myers, Pseudopossession. Proceed. of the Soc. f. psych. Research XV S. 399 (Oct. 1900).

dieser Art durch mathematische Demonstrationen zu entscheiden, aber bis zu besserer Information kann man in Erwartung späterer Entdeckungen, welche andere eindringendere Beobachter über das wirkliche Wesen Leopolds anstellen können, in ihm kaum etwas anderes als die Haupt-Unterpersönlichkeit von Frl. Smith sehen.

Die Mehrzahl meiner Kritiker aus spiristisch-okkultistischem Lager haben es für angebracht gehalten, die Frage zu umgehen. Delanne sagt nichts. — De Rochas ahmt Delanne's kluges Schweigen nach und nennt Leopold nicht einmal. — Dr. Gyel wagt nicht sich auszusprechen. Nachdem er sehr treu meine Ansicht und einige der sie stützenden Beweise wiedergegeben hat, begnügt er sich mit der Bemerkung, die ganze „eingehend und auch sehr logisch geführte Begründung“ könne die, die schon sonst vom Spiritismus überzeugt sind, nicht überzeugen. Einen präzisen Beweis für die spiritistische Hypothese oder einen vollgültigen Einwurf gegen die „unterbewußtseinsmäßige“ Hypothese in ihrer Anwendung auf diese somnambule Persönlichkeit führt er nicht an. — Die „Gesellsch. f. Psych. Stud. in Genf“ widmet Leopold ein ganzes Kapitel¹⁾, das aber so geschraubt ist, daß es mir nicht glückte, daraus eine klare Idee zu entnehmen. Der (anonyme) Verfasser gibt sich allen möglichen Digressionen hin, anstatt offen zu erklären, ob er die psychische Genesis des sog. Leopold in: Des Indes annimmt oder diese Persönlichkeit für ein objektives, von Frl. S. unabhängiges Wesen fernerhin zu halten verharrt. Zweifellos neigt er mehr zur zweiten Meinung und würde wohl den scheinbaren Dualismus zwischen Leopold und seinem Medium in einen „unauflösbaren“ umgestalten; da er sich indes darauf beschränkt, die Beschreibungen zu wiederholen, und die Erklärungen, die ich von dieser Erscheinung gegeben habe, sorglich mit Stillschweigen übergeht, so fördert seine Arbeit die Aufhellung des Problems kaum. . . . M. E. wäre es angebrachter gewesen, wenn eine Gesellschaft, welche ihren Stolz in ernste Methode setzt und von der gewisse Mitglieder (nicht die wenigsten) ebensoviel, wenn nicht mehr Sitzungen mit Frl. Smith gehabt haben als wir, sich die Mühe gegeben hätte, die Realität des teuren Freundes Leopold anders zu verteidigen als indem sie über die Idee eines zweiten oder subliminalen Ichs vor Erstaunen außer sich gerät; denn tatsächlich schrumpft die ganze Argumentation, welche die offiziellen Wortführer — in Disputen

1) *Autour des Indes à la Plan. Mars*, unter Leitung der Société d'Etudes Psychiques de Genève veröffentlicht ohne Angabe des Autors; Genève 1901, In 12°, S. 94 ff. Ich habe auf diesen Band, der übrigens nicht ohne Interesse ist, in der *Semaine Littéraire de Genève* (1. und 8. Juni 1901: „A propos d'un livre spirite“) geantwortet.

oder in Versen¹⁾ — der ehrenwerten spiritistischen Gesellschaft meiner psychologischen Auffassung über den Geistesführer von Helene entgegensetzen, auf jenen vagen Eindruck von Staunen zusammen.

Die spiritistische Lösung des Problems, welche aus Leopold einen Desinkarnierten macht, hat den unbestreitbaren Vorteil der Bequemlichkeit und Einfachheit, denn sie dispensiert von jeder Forschung, während man bei der Annahme einer zweiten Persönlichkeit die schwere Arbeit auf sich läßt, die Psychologie dieses nebelhaften Wesens irgendwie zu begründen und ihm seine Stellung, Entstehung und Funktionen im Gesamtleben Helenes zuzuweisen, was ich, so gut oder schlecht ich konnte, versucht habe; niemand hat bisher präzise Kritik an der Art, mit der ich mich meiner Aufgabe entledigte, gegen mich geübt. . . . Leopold ist kurz die Synthese einer ganzen Reihe von Instinkthemmungen, verständigen Reflexionen, latenten Bedenken, welche zweifellos nur dunkel und ungenügend von der gewöhnlichen Persönlichkeit ohne die halluzinatorische Verstärkung, die er bestimmten Momenten mitteilt, empfunden sein würden.

S. 139 ff. Zu den **a s t r o n o m i s c h e n** Z y k l e n: Die seit Veröffentlichung von: Des Indes geäußerten Ansichten über Marsroman und -sprache von Fr. Smith lassen sich in ihren zahlreichen Nüancen und sekundären Abzweigungen auf drei Grundtendenzen zurückführen: 1. Die mehr oder minder unversöhnliche spiritistische Ansicht, welche in diesem allem authentische Enthüllungen sieht, wenn nicht auf den Planeten Mars selbst bezüglich (denn die Geister sind Wesen, die scheinbar wie wir bedauerlichen Namensverwechselungen unterworfen sind), so wenigstens auf irgendein anderes Gestirn als das unsrige, das aber wirklich existiert. 2. Die elastischere und zurückhaltendere okkultistische Ansicht, für welche die Marssomnambulisten ein unbestimmbares Gemenge von Elementen sind, teils von Fr. Smith selbst, teils aber aus dem Jenseits stammend. 3. Endlich die wissenschaftliche Ansicht, welche vorläufig den ganzen Marszyklus als reines

1) Prof. Cuendet, Vizevorsitzender der oben genannten Gesellschaft, hat nach Nouv. Observ. S. 119 in einer humoristischen Zeitschrift (Le Papillon, Genf, 24. Juli 1901, ein fünfstrophisches Spottgedicht auf: Les exploits du Subliminal veröffentlicht. V.

Produkt unterbewußter Träumereien von Frl. Smith betrachtet und vorsichtig abwartet, bevor man darin einen Teil von übernormalen Kommunikationen anerkennt, über die Spirito-Okkultisten uns einige Tatsachenbeweise bringen müßten, die schlaukräftiger sind als ihre billigen Beteuerungen und luftigen Hypothesen.

Da ich nicht alle die, welche in der Tagespresse oder in periodischen Spezialzeitschriften diesen Gegenstand berührt haben, Revue passieren lassen kann, so will ich für jede Gruppe mich an einem wichtigen Beispiel dafür halten.

1. Als bemerkenswerten Vertreter spiritistischer Kreise will ich Erny anführen, für den das Mars „keineswegs eine fabrizierte oder dem Französischen nachgeahmte Sprache ist, sondern vom Planeten Mars oder einem andern Planeten stammt, das läßt sich unmöglich genau bestimmen, denn ein Desinkarnierter kann in solchen Dingen oft Verwechslungen begehen“¹⁾. . . . Aus zwei Gründen unterlasse ich jedoch, mit dem verehrten Mitarbeiter der *P a i x U n i v e r s e l l e* zu diskutieren: I. hat er meine Ignoranz so derb ausgescholten, daß ich mich als ein zu kleiner Bube neben einem so unterrichteten Herrn fühle, um noch zu wagen, den Mund in seiner Gegenwart aufzutun. II. müßte man zum Diskutieren noch Einwürfe, Beweise, schließlich irgend etwas zum Einhaken vorfinden, während Erny sich all das ersparen zu dürfen glaubt und sich auf die Wiederholung, daß zwischen den Marsworten und den französischen keine Ähnlichkeit bestehe, beschränkt (siehe S. 266).

2. Der Gedanke, daß die martischen Nachtgesichte, ohne objektiv völlig echt zu sein, doch das Maß überschreiten, wozu die Fähigkeiten von Frl. Smith an sich fähig sein würden und somit ein Mitwirken höherer Mächte einschließen, ist rein logisch wohl ganz haltbar, denn die psychologische Analyse ist noch weit von der Präzision mathematischer oder chemischer Analyse entfernt — wird sie je dahin gelangen? — und läßt sich nicht in Gleichungen fassen, bei denen man mit einem Blick ersehen kann, ob die beiden Glieder wohl gleichwertig sind; daher ist die Annahme immerhin

1) A. Erny, *Des Indes à la Planète Mars. La Paix Universelle*, Lyon Aug. 1901, S. 114.

zulässig, daß die Leistungen eines im Trance befindlichen Mediums nicht ausschließlich aus seiner eigenen Tiefe stammen, sondern eine intime Verschmelzung autochthoner Produkte und fremder Einwirkungen darstellen. Es läßt sich nicht streng beweisen durch Zergliederungen der Mars-Automatismen von Helene, daß deren Inhalt rein intramediumistischen Ursprunges ohne eine Zutat von extramediumistischen Einflüssen ist (Suggestionen von Spottgeistern im Raum, Träumereien desinkarnierter Philologen und Linguisten, telepathische Entlehnungen von Bewohnern anderer Welten, Absorption von in der kosmischen Seele ¹⁾ hin- und herwogenden Erinnerungen usw.). Im spiritistisch-okkultistischen Lager wird man immer leichtes Spiel haben mit der Erklärung, der absolute Beweis sei nicht erbracht, daß der ganze Marszyklus bloß ein Werk der subliminalen Phantasie Helenes sei. Der berechtigteste Vertreter dieses Gesichtspunktes scheint Dr. Gyel zu sein, mit dem zu diskutieren stets Interesse und Vergnügen gewährt, denn er ist durchaus höflich und Gründen wissenschaftlicher Art sehr zugänglich, und voll verständiger Zurückhaltung im Gebrauch okkultistischer Hypothesen. Nachdem er meine Kritik der Marsbotschaften zusammengefaßt hat, drückt er seine Meinung folgendermaßen aus:

„Die Gründe, welche gegen die Realität dieser Marsoffenbarungen sprechen, sind, wie man sieht, außerordentlich schwerwiegend; man kann ihnen kaum nur Einwände des Zweifels entgegenstellen. Man kann mit Bedenken den unterbewußten Vorgang von Sprachbildung mit neuem, kompliziertem Vokabular und Alphabet alles in allem für möglich halten: Es wäre das eine rein automatische Sprachbildung, ohne jede Reflexionsarbeit und unabhängig von jedem leitenden Willen. Da es andererseits ganz sicher scheint, daß die Dinge auf dem Mars nicht so sind, wie das Medium sie beschreibt, so könnte man sich fragen, ob das Medium nicht bloß der Spielball seiner desinkarnierten Berichterstatter gewesen ist. Wenn man nun diese leichte, etwas gemißbrauchte Theorie spiritistischer Täuschungen nicht zulassen will, so bleibt noch eine andre, vielleicht befriedigendere Erklärungshypothese, welche Flournoy nicht berücksichtigt hat: Man könnte zugeben, daß in den Marsenthüllungen ein wenig Wahrheit mit vielem Irrtum verquickt sei. Wenn das Medium wirkliche Marsvisionen hat, so sind diese sicherlich nur blitzartig. Von diesen

1) Das wäre etwa die Überseele Emersons und anderer Pantheisten. V.

seltenen Visionen könnten sich die meisten vielleicht nicht einmal auf dem physisch-terrestrischen Boden manifestieren; das Wenige, was dahin gelangen könnte, wäre außerdem nach langer Inkubation im Unterbewußtsein des Mediums entstellt, den irdischen Formen und Gewohnheiten angepaßt, bevor es in den Sitzungen durch gewöhnliches Verfahren objektiviert werden könnte, kurz, diese Visionen würden sich am wenigsten von den Dingen unseres Planeten unterscheiden. Ich gebe diese Erklärungshypothese als das, was sie ist; bestehe nicht auf ihr . . . “¹⁾

Mit solcher Vorsicht und unter solchem Vorbehalt ausgedrückt, kann sichtlich die okkultistische Hypothese vom extramediumistischen Ursprung des Marsromans Helenes nicht widerlegt, nicht einmal mehr bewiesen werden. Sobald die Mitteilungen vom Mars nur blitzartig erfolgen und sich auf einige entstellte, den terrestrischen Formen angepaßte Brocken reduzieren, schließlich nur das enthaltend, was zu unserm Planeten und zu uns die größte Analogie aufweist, so sehe ich nicht wohl die Möglichkeit, sie von gewöhnlichen Visionen unseres Erdballs zu unterscheiden. Jedenfalls würde damit das Problem auf die Frage beinahe infinitesimaler Grade und Quantitäten zurückgeführt und dadurch praktisch unlösbar sein, denn, wie ich wiederhole, die Psychologie ganz im Hintertreffen gegen die Chemie, besitzt noch kein Maßverfahren, zwischen den wenigen Wahrheiten und den vielen Irrtümern zu unterscheiden, aus denen sich Gyel die Marsbotschaften vielleicht zusammengesetzt denkt. Der einzige, positive Einwand, den ich vorzubringen habe, ist methodologischer Art: Sind wir berechtigt, zu jenen abstrakten Möglichkeiten ohne sichere Basis unsere Zuflucht zu nehmen, um Phänomene zu erklären, deren psychischer Ablauf völlig genügende Rechenschaft von einer schon gut gesicherten Realität gibt? Meinerseits denke ich nicht so und betrachte den Versuch, die Quellen ihres Marstraumes jenseits der Individualität Helenes zu suchen, als unberechtigte Übertretung des wissenschaftlichen Grundgesetzes, daß man ohne Notwendigkeit die Ursachen nicht vervielfältigen darf.

S. 193 ff. *Zum orient. l. Zyklus*: Nach der Art wie derselbe in der Presse und von den Anhängern der okkultistischen

1) Dr. E. Gyel, *Des Indes à la Planète Mars*, Revue scientifique et morale du spiritisme Bd. V. S. 483 f. Febr. 1900.

Richtung aufgegriffen ist, zu urteilen, würde der orientalische Traum von Fr. S. die wertvollste Perle ihrer ganzen Mediumität in theosophischer Hinsicht sein, sofern derselbe eine experimentell glänzende Bestätigung der Lehre von sukzessiven terrestrischen Existenzen bietet — ebenso wie die Unterschriften der Autoritäten von Chessnaz und der Vorfall des Steinhauers die wertvollsten Kleinodien in eigentlich spiritistischer Hinsicht ausmachen würden, sofern sie unleugbare Beweise der Identität angeblicher desinkarnierter Vermittler beibringen . . .

Hätte ich mich darauf beschränkt, in: Des Indes den Hindu-Zyklus in 10—12 Zeilen zu behandeln — wohlverstanden mit okkultistischer Schlußfolgerung — so wäre ich jetzt eine der Autoritäten des Spirito-Okkultismus, und mein Name würde in die berühmte Redewendung: „Männer wie Mapes, Hare, Crookes, Aksakof u. a.“ aufgenommen werden, die durch alle Bücher und Artikel der Welt drüben fast ohne Varianten wiederkehrt als ein auf das Haupt der Ungläubigen niederschmetternder wissenschaftlicher Keulenschlag. Da ich zu meinem Unglück aber 60 Seiten in Des Indes dem Zweck gewidmet habe, die orientalischen Automatismen Helenes mit aller Sorgfalt, deren ich fähig, zu erörtern und zu analysieren, so bin ich, wie Erny so gut gesehen, nur noch ein Ignorant, „der von derartigen Fragen nicht das Geringste versteht“, der „unmittelbar und ohne Beweis Schlußfolgerungen zieht“, und den seine „systematische Anästhesie für all das, was zu Gunsten des Spiritismus sprechen könnte“, verhindert hat, „das Sanskrit und die Hindu-Erinnerungen von Fr. Smith in ihrem vollen Werte abzuwägen“¹⁾. Diese letzten Vorwürfe stammen von Delanne, dem verehrten Direktor der *Revue scientifique et morale du Spiritisme*, der, wie ich vermute, eine kleine Schwäche für die rhetorische Figur der Antiphrase besitzt, denn ich bilde mir ein, daß, wenn er mich ganz laut tadelt, diese wunderbaren Produktionen nicht nach ihrem rechten Werte abgewogen zu haben, ganz leise vielleicht denkt, daß ich sie leider nur zu gut abgewogen habe.

1) G. Delanne, *Les Adversaires du Spiritisme*. *Revue scientifique et moral du spiritisme*, Bd. V S. 455, Febr. 1900.

S. 212 ff.: Dem Zweifel an Helenes Kenntnissen des Sanskrit, das bei ihr (Nouv. Obs. S. 203) ohne Zweifel entstellt, verstümmelt, sehr inkorrekt, vielleicht vermengt ist mit fabrizierten Worten und Imitationen wirklicher Worte, begegnet Declanne a. a. O. mit den Worten: „Vergeblich hält man Flournoy vor, daß Frl. Smith, ein einfaches Geschäftsfräulein, nie Sanskritgrammatik gelernt oder jenes in der Schweiz eher seltene Idiom¹⁾ hat sprechen hören. Das Ich (von Flournoy) will von seiner Verstocktheit nicht ablassen und versteift sich, darin wider alle Evidenz, nur eine von Helenes gewöhnlichem Bewußtsein vergessene Erinnerung zu sehen.“ Das ist nicht ganz exakt. Ich bin nicht hartnäckig darauf versessen, in dem Hindu-Traum nur vergessene Erinnerungen zu sehen, sondern zu untersuchen, ob dieser Traum nicht einfach dies sein könnte. Diese etwas feine Nuance ist Delanne, welcher scheinbar nicht mehr begreift, daß der interessante Punkt nicht der Häufigkeitsgrad von Sanskrit hierzulande ist, sondern die rechte Kenntnis, ob Frl. S. wirklich oder niemals in der Lage war, auf normalem Wege einige Begriffe dieses Idioms zu erwerben. Wenn Delanne und die Spiritisten wirklich Freunde von Licht und Wahrheit, wie sie vorgeben, wären, so würden sie, anstatt mich verstockt zu nennen, mir vielmehr unter diesen Umständen ihre Hilfe geliehen haben. Vielleicht würden sie mich haben belehren können, ob es wahr ist, wie ich gewisse Gründe zu glauben habe, daß eines der Mitglieder der verehrlichen Gesellsch. f. Psych. Studien von Genf, Y., bei dem Helene während des ganzen, dem Aufblühen des indischen Traumes vorausgehenden Jahres Sitzungen gab, sich etwas mit dieser Sprache beschäftigt hat und eine Grammatik grade in dem Zimmer besaß, wo die Sitzungen stattfanden. Das würde sicherlich noch nicht beweisen, daß Frl. Smith diese Grammatik unter den Augen hatte oder daß ihr Sanskrit aus diesem Milieu eher stammt, als einem anderen; wohl aber würde

1) Nouv. Obs. S. 213 Anm. gibt Fl. seinem Erstaunen Ausdruck über die Menge derer, von denen er nachträglich eine Kenntnis von Sanskrit in Genf erfahren hat. Vergl. übrigens zu dieser ganzen Diskussion oben S. 395. V.

dies beweisen, daß die Frage nicht so absurd und gegen alle Evidenz ist, wie Delanne vorgibt, ob Frl. Smith in ihrer gegenwärtigen Existenz gewisse Berührungspunkte mit diesem — in der Schweiz doch ziemlich seltenen — Idiom hatte.

S. 227 ff. Zur Übernormalität: 1. Persönliche Tendenzen hinsichtlich des Übernormalen.

Meine Allgemeinbetrachtungen über das Übernormale, dessen „Logik“ bei einem Einzelfall wie dem von Frl. S. noch nicht entschieden werden kann, haben keinen Einwurf erfahren. Anders verhält es sich mit meiner subjektiven Neigung bezüglich der brennenden Fragen, mit denen Helenes Mediumität sich berührte. Mein zweifellos etwas rücksichtsloser und scheinbar nicht sehr parlamentarischer Freimut in der Wahl der Ausdrücke hat mir — glücklicherweise ungefährliche — Donnerschläge seitens der Andersdenkenden zugezogen. Einige meiner Kritiker haben, ohne zu bedenken, daß die Darlegung meiner Stellung nur eine Einzelheit des Hintergrundes von: Des Indes bildet und sich übrigens als Übertragung des Laplaceschen Prinzipes in die Praxis rechtfertigt, sie haben meine persönlichen Meinungen bekämpft. Statt dies einfach zu konstatieren durch den Zusatz, daß sie dieselben nicht teilen, haben sie die allein wichtige Sache, nämlich den Fall von Frl. S. und die Interpretation ihrer Phänomene hintenangesetzt, um meine Meinung zu zerfetzen und zu brandmarken.

Von spiritistischer Seite haben die einen (wie Erny) einen Beweis völliger Bewußtlosigkeit, die andern dagegen (wie Delanne) ein Phänomen von Doppelbewußtsein in der unerhörten Tatsache gesehen, daß ich noch nicht vor der Doktrin und Praxis der Adepten Allan Kardecs in Ohnmacht gefallen bin . . . Alle übrigens sind einig, eine solche Verirrung meinerseits einem bedauernden dogmatischen Entschluß, sei's bewußt, sei's unterbewußt zuschreiben zu müssen¹⁾. . . .

1) Vergl. nach Nouv. Observ. S. 230 das Urteil von Hyslop, Professor der Logik und Moral an der Columbia-Universität (New-York), der in seiner Besprechung von Des Indes Flournoy tadelt, daß dieser ein Glaubensbekenntnis in seinem Urteil über Spiritismus abgelegt habe, was

Von wissenschaftlicher Seite haben mir Kollegen, deren Wissen ich bewundere, einen Vorwurf gemacht, weil ich die Telekinesie und die Telepathie zugebe, welche noch nicht akademisch erwiesen sind. Außerdem haben sie die Einschränkungen meiner Urteile im Falle Helene Smith nicht richtig verstanden. Zweifellos habe ich es an Klarheit fehlen lassen; ich hole daher mit folgenden Worten das Versäumte nach: Ich bestehe nicht auf der Telekinesie und Telepathie; es genüge die Äußerung, daß, wenn ich persönlich für den Augenblick die Realität oder sehr große Wahrscheinlichkeit dieser Tatsachen zugebe und folglich subjektiv gegen sie nicht eingenommen bin, ich doch in Helenes Mediumität keine festen, überzeugenden Beweise dafür gefunden habe; andererseits habe ich, da ich nur Indifferenz oder Abneigung gegen Geisterbotschaften instinktiv empfinde, für meine Pflicht gehalten, offen darzulegen, wie gering meine angeborene Sympathie für spiritistische Lehren ist, damit die Leser meine gleichfalls negative Wertschätzung von derartigen Phänomenen bei Frl. Smith beurteilen könnten. . . .

S. 233: Den Fall Chaumontet und Burnier haben verschiedene Autoren für den Spiritismus auszubeuten versucht. Da Des Indes davon Abstand nahm, kategorisch zwischen der spiritistischen und kryptomnestischen Hypothese zu entscheiden, vielmehr dem Leser dies überließ, so gesteht Flournoy sein Peccavi zu.

Spiritistische Autoren sahen in meiner Zurückhaltung der Form sofort ein Geständnis meiner Unfähigkeit, diese Unterschriften psychologisch zu erklären. So beglückwünscht sich Delanne zu diesem „so interessanten Falle“, den „meine ganze Voreingenommenheit entschieden

Widerspruch und Muckerei sei. Flournoy erwidert, daß der Gelehrte nicht einer Holothurie gleiche, als ob er seiner menschlichen Eingeweide entleert sei, um nur noch den reinen und unpersönlichen Saft bewiesener Wahrheiten einzusaugen. Dieses Kraftstück meinen manche nach Fl. durchgeführt zu haben, indem sie ihre kleine Philosophie als die einzig zulässige ausgeben. S. 232: Derselbe Hyslop hat in umfangreichem Bericht über die Erfahrungen mit Frau Piper sich zugunsten der Vermittlung von Desinkarnierten geäußert, während diese selbst erklärt, kein Telephone der anderen Welt zu sein.

nicht auf Rechnung des unterbewußten Gedächtnisses setzen kann“. Auch die Gesellsch. für Psychische Studien in Genf, vor der ich doch meine Anschauungen des Langen und Breiten in Worten klar legte, hat es bequemer gefunden, die Ohren zu verschließen; ohne meine — gute oder schlechte — Erklärung auch nur zu erwähnen, schreibt sie: „Flournoy geht um die Erklärung herum, wie die Katze um den heißen Brei“ (Autour, S. 141). Sogar in der Revue Philosophique hat ein so scharfer Beobachter, wie de Rochas, meinen Grundgedanken mißverstehen können, was mich nötigte, an den Redakteur der Revue folgende Berichtigung (Juli-Nr. 1900) zu senden:

„Genf, 5. Juni 1900.

Sehr geehrter Herr,

In dem lebenswürdigen Artikel, den Albert de Rochas soeben meinem „Des Indes“ widmete, behauptet er bei Besprechung der vom Medium im Trance gelieferten angeblichen Unterschriften eines verstorbenen Syndikus und Pfarrers, daß bei gegenwärtigem Stand unserer Kenntnisse allein die spiritistische Hypothese diese Tatsachen erklären können. Da man glauben könnte, daß diese Stelle die Meinung von de Rochas, wie auch meine eigene ausdrückt, so muß ich leider bemerken, daß dem nicht so ist, daß ich in diesem Punkt diametral entgegengesetzter Meinung bin wie mein geehrter und gelehrter Kritiker. Für mich genügt völlig die ganz reine Kryptomnesie, die Annahme von im latenten Gedächtnis verborgenen Visual-Klischenes, welche im Somnambulismus ohne irgendwelche Intervention von Desinkarnierten wieder hervortreten, um im gegebenen Falle diese merkwürdigen Schriftähnlichkeiten zu erklären. Wenn ich formell die spiritistische Hypothese nicht ausgeschlossen und dem Leser überlassen habe, sich nach Belieben zwischen dieser und der kryptomnestischen Hypothese zu entscheiden, so geschah dies mit Rücksicht auf Freiheit und Sentiment des Anderen, aber nicht, weil ich selbst im Geringsten schwankte. Übrigens scheint meine persönliche Meinung zwischen den Zeilen klar genug zu lesen zu sein, so daß kein Irrtum möglich ist. Vielleicht habe ich mir aber das nur eingebildet und hätte meinen Standpunkt ausdrücklicher formulieren sollen. Mit bestem Dank usw.

Th. Flournoy.

Meine Überzeugung, daß die fraglichen Unterschriften aus einfach vergessenen Erinnerungen (Kryptomnesie) stammen und nicht aus wirklicher Intervention von Desinkarnierten, gründet sich auf einem Ensemble von Zügen, die bei einigem Nachdenken leicht in dem Paragraphen, der diesen Fall behandelt, aufgefunden

werden konnten (siehe S. 511). Wir wollen die wichtigsten dieser Züge, deren Zusammenwirken für mich einem Beweise gleichkommt, hervorzuheben.

1. Einerseits geht aus dem Briefe von Saunier, dem Bürgermeister von Chessenaz, hervor, daß an Dokumenten und verschiedenen Aktenstücken mit Unterschriften von Pfarrer Burnier oder Syndikus Chaumontet kein Mangel ist, wenn sie nicht von allen beiden zugleich herühren, wie in dem Fig. 44 reproduzierten Fragment, das ich unter Augen hatte. Andererseits ergibt sich aus Mitteilungen von FrL. Smith und ihrer Mutter, daß beide jeder Zeit verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen in jenem Teile Savoyens hatten, und daß Helene, die (bis zu ihrer jüngsten Reise nach Paris) fast nie aus dem Kanton Genf herauskam, sich vor einigen Jahren in Frangy, dicht bei Chessenaz, aufhielt. Ist also wohl die Annahme extravagant, daß man ihr bei dieser (oder anderer) Gelegenheit irgendeinen Geburts-, Trau- oder Totenschein oder jedwedes anderes interessante Familiendokument oder auch Briefe von den fraglichen Beamten gezeigt hat, und daß die Erinnerung an ihre Unterschriften sich infolge momentaner Begleitemotion (Neugier, verschiedene Sozialgefühle, spezieller Affektzustände usw.) tief in ihr Unterbewußtsein eingegraben hat? Hinsichtlich dieser Wahrscheinlichkeit darf man ohne weiteres eine so einfache Konjektur in die Wagschale werfen zugleich mit der abgeschmackten Annahme eines unbekanntem Geistlichen und Syndikus aus Savoyen, die ohne Sinn und Verstand ein halb Jahrhundert nach ihrem Tode zurückkehren und im Arbeitszimmer eines Genfer Psychologen durch die Hand eines Fräuleins, die ebenso wenig wie jener jemals mit ihnen zu tun hatte, ihre Unterschriften geben.

2. Allerdings protestiert FrL. Smith energisch gegen eine Interpretation, welche einer ihrer hübschesten Somnambulproduktionen jeden übernormalen Charakter nehmen würde. Sie stützt sich auf den vollständigen Mangel einer Erinnerung an diese angeblichen Dokumente, die sie gesehen haben soll, aber dieses Fehlen bewußter Erinnerung — bei allen Medien einer der konstantesten Züge und gleichzeitig das ewige Argument naiver Spiritisten — widerspricht, abgesehen von seinem völligen Mangel an Beweiskraft, in diesem Sonderfalle den aus Helenes Mund selbst gesammelten psychologischen Daten, ohne daß man übrigens ihr aus ihren Widersprüchen den geringsten Vorwurf machen darf. Im vollen Wachzustande erinnert sie sich absolut nicht, das Dorf Chessenaz je gesehen zu haben oder je dort gewesen zu sein. In der Periode des Halbsomnambulismus aber, in der die erste Dorfvision auftauchte, hatte sie den Eindruck, diese Örtlichkeit zu kennen und suchte sich wieder zu erinnern, wo sie diese schon gesehen hätte, ein ziemlich klarer Beweis, daß wir vor einer kontinuierlichen Erinnerungskette stehen, welche, obwohl sie an einem Ende aus der bewußten Persönlichkeit Helenes herausgetreten ist, dennoch zu ihrem Totalgedächtnis gehört.

3. Die Tatsache, daß es sich wohl bei Fr. Smith um **vergrabene Reminiszenzen** handelt, wird durch die **Beteuerung** verstärkt, mit der Leopold — über den man hier denken mag wie man will — versichert, die **Unterschrift des Pfarrers** würde mir „in der nächsten Sitzung“, deren Datum nicht einmal festgesetzt war, erteilt werden. Leopold weiß also bestimmt, daß diese Unterschrift sich schon in Helenes Besitz befindet, d. h. einen Bestandteil latenter Kenntnisse bildet, und daß sie keineswegs das Werk eines unabhängigen Desinkarnierten sein werde; denn welche Garantie hätte er in diesem Falle, gemäß der spiritistischen Doktrin selbst, daß dieser Desinkarnierte genau auf die Minute und doch ungewiß über diese nächste Sitzung gerade zur Stelle und in Stimmung sein werde?

4. Heben wir noch die Tatsache hervor, daß, wenn man die gegebenen Unterschriften von Fr. Smith betrachtet, man in ihrem um die Hälfte größeren Maßstab als dem der echten Proben, denselben schon bei Reproduktion des arabischen Klisches bemerkten Charakter der Übertreibung, der auch bei den Marstexten frap্পiert hat, wiederfindet. Es scheint eine psychische Spezialtendenz Helenes zu sein, gleichsam einer ihrer Persönlichkeitskoeffizienten¹⁾, die seelischen Bilder, welche ihre Hand kopiert, in größerem Maßstabe zu reproduzieren. Diese Einzelheit spricht auch klar für ein **Visualklisché** nach originalen, bei irgendeiner Gelegenheit ungenau gesehenen Unterschriften, das im **Somnambulismus** von neuem her wiederbelebt, der langsam zeichnenden Feder als inneres Vorbild dient.

5. Zu diesen Hauptargumenten, die sich gerade aus dem Text von Des Indes ergeben, will ich zwei andere sekundäre Betrachtungen fügen. Erstens trägt die Familie meiner Frau ebenfalls den an den Ufern des Genfer Sees sehr verbreiteten Namen **Burnier**; diese Verbalassoziatio n hat schließlich mit der Zeit, wie leicht begreiflich, in Helenes Unterbewußtsein die Erinnerung an den Pfarrer von **Chessenaz** und seinen Genossen, den **Syndikus**, erweckt. — Ferner die **Bescheinigung** des genannten Pfarrers durch die Hand Helenes (vergl. Fig. 43 S. 514), welches man mir als **Ergänzungsbeweis** der Identität entgegenhalten könnte, gewährt nicht mehr Garantie, als die gleichartigen Schriften von **Cagliostro**, **Marie Antoinette** und **Dr. Barthez**: die hypnoide Einbildung, welche diese letzteren fabriziert hat, brauchte im Besitz der Erinnerung an eine wirkliche Unterschrift des Pfarrers nicht in Verlegenheit zu geraten, um nach diesem Prototyp vier Zeilen einer für einen **Savoy** Geistlichen aus der Zeit vor sechzig Jahren ziemlich gut passenden **Kalli- und Orthographie** zu schmieden.

1) Will man die somnambulen Erscheinungen mit **Flournoy** als **Repristinatio n** der Kindheit ansprechen, dann dürfte auch die größere Schrift daher abgeleitet werden. V.

Dieser letzte Punkt führt mich zu einer Digression über Schriftähnlichkeiten und zur Kritik seitens der Spiritisten gegen mich in diesem Punkte. Sie haben „einen kleinen Widerspruch“ darin gesehen, daß ich mich einerseits auf den Mangel an Ähnlichkeit in den sommambulen Schriften von Cagliostro oder Marie Antoinette berufe, um ihre Echtheit zu bestreiten, und daß ich mich andererseits durch die Ähnlichkeit der Unterschriften aus Chessenaz mit den Originalproben nicht überzeugen lasse¹⁾. Der Einwand hat einen Anstrich von Wahrheit und der Widerspruch, den man mir vorwirft, ist scheinbar vorhanden. Wenn jemand behauptet, ganz oben auf dem Eiffelturm gewesen zu sein, und man nachweist, daß er nicht einmal bis zur ersten Plattform gekommen ist, so braucht man ihm nicht erst die Ersteigung der oberen Etagen zu bestreiten. In den Fällen der Schriften Leopolds oder Marie Antoinettes war es, da der Ähnlichkeitscharakter (welcher nach spiritistischer Theorie die erste zu erfüllende Bedingung wäre, um die Ansprüche auf Echtheit zu rechtfertigen), völlig ausblieb, gar nicht nötig, die Diskussion weiter zu führen. Erst im Falle des Syndikus und Pfarrers, wo die Ähnlichkeit existiert, hatte man Anlaß zur Frage, ob sie ein genügender Authentizitätsbeweis sei. Da die Spiritisten „ja“ meinen, so habe ich mir erlaubt, ihnen die Frage vorzulegen: Warum und wie sollten Verstorbene, welche nach einem halben Säkulum wieder durch die Hand einer anderen Person aus Fleisch und Blut signieren, dieselbe Schrift haben, wie zu ihren Lebzeiten? Darauf erwidert Dr. Gyel: „Längst hat der Spiritismus diese Frage durch die Lehre gelöst, daß die Desinkarnierten durch die bloße Tatsache, sich in der physischen Welt zu manifestieren, momentan sich wieder als das vorkommen, was sie vor dem Tode waren.“ Das ist mindestens sonderbar, da nach Hodgson die Desinkarnierten, wie sie sich durch Frau Piper manifestieren, nicht mehr das sind, was sie hienieden waren, sondern sich im Gegenteil ent- und fortentwickelt haben, seitdem sie in der anderen Welt sind²⁾. Man wird mir gestatten zu warten, bis die Spiritisten Europas und Amerikas sich über diesen schwierigen Punkt geeinigt haben, um die Frage über Ähnlichkeit medianimistischer und echter Schriften wieder aufzunehmen.

Vorstehende Argumente scheinen mir den kryptomnestischen Ursprung der geheimnisvollen Unterschriften unzweifelhaft zu machen. Vielleicht wird man einwenden, daß meiner Beweisführung wesentliche Punkte, nämlich das corpus delicti und die Zeugenaussagen fehlen. Nun, ich würde vielleicht, hätte ich in Frangy bei Helenes Vettern Nachfrage gehalten, schließlich in

1) Revue scientifique et morale du Spiritisme (Febr. 1900) S. 487, Anmerk.

2) R. Hodgson, A further record of observations of certain phenomena of trance, Proceed. S. P. R. Bd. XIII, S. 369, 371, 383 usw.

irgendeiner Schublade oder Brieftasche einen Taufschein oder Kaufkontrakt, beziehungsweise von Pfarrer und Syndikus unterzeichnet, ausgespürt haben; man hätte mir dann erzählt, daß bei dieser oder jener bestimmten Gelegenheit Helenen die Schriftstücke vorgelegen haben. Offenbar würde meine Demonstration dadurch viel an Glanz gewinnen, aber ist es wohl auch sicher, daß die Spiritisten sich darein ergeben würden? Hätte ich andererseits bei den Vettern in Frangy nichts gefunden, die vielleicht von ihren Genfer Verwandten vor meinem indiskreten Charakter und inquisitorischen Vorgehen gewarnt wurden, hätte man aus diesem Mißerfolg nicht ein neues Argument entnommen — an sich wertlos (denn ein negatives Indizium beweist hier nichts) — aber doch geeignet, Neugierigen zugunsten von Vermittlungen von Desinkarnierten Sand in die Augen zu streuen? Darum habe ich mich jedes Schrittes nach Frangy enthalten. Selbstverständlich sind meine Reflexionen über Ursprung der Unterschriften von Chessnaz für den Leser bestimmt, dessen Urteil noch frei ist, nicht für die, die sich a priori lieber für die spiritistische Hypothese entschieden haben. Ich denke auch nicht mehr daran, ein allgemeines Verdikt über die Möglichkeit, echte Unterschriften von Desinkarnierten zu erhalten, abzugeben. Sollte die Tatsache eines Tages gebührend gesichert sein, so werde ich sie annehmen und sogar sehr interessant finden; nur bin ich genügend klug geworden, um vorläufig allen derartigen Geschichten zu mißtrauen infolge mancher Erfahrungen darüber und besonders infolge der unglaublichen Leichtfertigkeit, mit der viele Spiritisten auf das bloße Ansehen von Fig. 44 und nach Lektüre derselben Seiten, aus der für mich die entgegengesetzte Augenscheinlichkeit sich ergab, die Echtheit der Unterschriften Chaumontet und Burnier zugelassen haben. . . .

S. 239: 2. Neue übernormale Erscheinungen. Ich selbst bin bei Fr. Smith keiner neuen Tatsache begegnet, die mit irgendwelchem Schein von Begründung auf irgendeinen übernormalen Ursprung Anspruch erheben könnte. . . . Die medianimistischen, in: Des Indes berichteten Phänomene sind weit entfernt alles zu erschöpfen, was Helene auf diesem Gebiet innerhalb 7 bis 8 Jahren spiritistischer Praxis produziert

hat. Es ist also wenigstens möglich, daß außerhalb der von mir analysierten Daten andere Vorkommnisse bleiben, welche evidentere Beweise supranormaler Einflüsse enthalten; in diesem Fall müßten die, welche davon Zeugen waren, sie bekannt geben. Es scheint sogar, daß diese Aufgabe besonders die Gesellsch. f. Psycholog. Studien in Genf gereizt haben müßte, die sehr wohl für ein solches Unternehmen geeignet ist, weil einige ihrer Hauptmitglieder die Mediumität von Frl. S. länger als wir studieren und unendlich vielmehr Beobachtungen über sie gesammelt haben. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß die Veröffentlichung dieser Beobachtungen, und wäre es auch nur aus Gründen der Schicklichkeit, sich aufdrängte, weil einer meiner Hauptkritiker sich auf dieselben bereits öffentlich gegen meine psychologische Erklärung berufen hat; Dr. Gyel sagt nämlich in der Tat in seinem Artikel der „Revue scientifique et morale du Spiritisme (Febr. 1900, S. 491):

„Infolge der Liebenswürdigkeit von Cuendet, des Vizepräsidenten der Gesellsch., habe ich von einer großen Zahl Dokumenten, die sich auf die Mediumität von Frl. Smith beziehen, Kenntnis genommen. Es handelt sich um Visionen, welche das Astralbild von Ereignissen, geschehen in verschiedensten Zeiten und Orten, sein würden und alle dem Medium und den Anwesenden unbekannt sind. Die Mehrzahl dieser Visionen hat durch zahlreiche, geduldige Nachforschungen kontrolliert werden können und sich als vollkommen exakt herausgestellt; in der großen Menge dieser Visionen sehe ich einen neuen und sehr schweren Einwand gegen Flournoys Theorie. . . .“

Als die „Gesellsch. f. Psych. Stud.“ eine Antwort auf meine Arbeit ankündigte, erwartete ich natürlich, endlich diese neuen überzeugenden Dokumente, welche sie nur aus der Sammlung ihres Vizepräsidenten entnehmen konnte, veröffentlicht zu sehen. Meine Enttäuschung war jedoch groß, als ich bei Durchsicht des Buches nicht im Geringsten jener reichen Fundgrube als supranormal eingeschätzter Tatsachen begegnete. Man wird zugeben: bezüglich des Verfahrens ist es ziemlich befremdend, wenn man dem Dr. Gyel, der beauftragt ist, Des Indes in einer bedeutenden Spiritisten-Zeitschrift zu würdigen, mit einer Menge wirklicher Visionen von Ereignissen, „dem Medium wie den Anwesenden unbekannt“ bekannt macht und dann, wenn der Augenblick kommt,

endlich diese entscheidenden Beweise von medianimistischem Hellsehen zu veröffentlichen, davon kein Wort mehr verlauten läßt. . . .

Gleichwohl leugne ich damit nicht die Möglichkeit gelegentlicher Phänomene dieser Art bei Frl. Smith. Gewisse Anzeichen geben mir sogar zu denken, daß, wenn einmal hypothetisch in unserer Welt die Existenz unerklärlicher Tatsachen infolge offiziell anerkannter Mittel begründeter Wissenschaften zugegeben wird, Helenes psychisches Temperament einen sehr guten Boden für deren Produktion abgeben müßte. Aber eine fast unübersteigbare Schwierigkeit läge darin, sie mitten aus einem Wirrarr anderer anormaler, soviel man wolle, aber nicht übernormaler Vegetationen herauszulösen. — Ich werde u. a. die Meinung von Prof. Marchot zitieren, der im letzten Jahre mehrere Sitzungen mit Frl. Smith hatte und daraus den klaren Eindruck entnahm, daß ihm Leopold schon seit dem ersten Male gewisse persönliche Dinge gesagt hat, die Helene augenscheinlich auf gewöhnlichem Wege nicht kennen konnte. Diese Enthüllungen schlossen nach Marchot nicht gerade die Intervention von desinkarnierten Geistern ein, aber wenigstens eine außerordentliche Divinationsgabe bei Frl. S. oder Fähigkeit telepathischer Mitteilung, durch welche latente Erinnerungen unbedingt von ihm selbst auf Helene hatten übergehen müssen. Leider fand sich, daß diese Brocken übernormaler Erscheinungen so schnell und in solcher Menge von sichtlichen Ungenauigkeiten auf Seiten Leopolds untermischt waren, daß Marchot es dabei hat bewenden lassen müssen, um so mehr, als ihm dies Jahr Frl. Smith weitere Sitzungen versagt hat, in denen er vielleicht seine im vorigen Jahr erhaltenen Eindrücke hätte kontrollieren und neu beleben können.

Als typisches Beispiel für Irrtümer, wie sie Leopold begeht, will ich folgende, ganz neue Szene anführen: In den letzten Septembertagen 1901 erhielt Frl. Smith den Besuch einer Dame fremdländischen Akzents, welche um eine Sitzung bat. Helene weigerte sich und bemerkte zur Seite der Besucherin den „Schatten“ von Prof. Marchot; sie schloß daraus, und erzählte es kurz nachher diesem letzteren, daß diese Unbekannte eine gewisse Dame sein müsse, von der er einige Tage vorher gesprochen hatte als von einer Person, die gewöhnlich nicht in

Genf wohne, sondern welche sich augenblicklich dort aufhalte und eine Sitzung zu haben wünsche (die Helene ihr sonst nicht gewährt hätte). Man begreift die Verkettung der sehr natürlichen unterbewußten Schlußfolgerungen: der Besuch einer Unbekannter mit besonderem Akzent erinnert an die Dame entsprechend dem unbestimmten Signalement, das Prof. Marchot von ihr gegeben hatte, und läßt in Zusammenhang mit der Fremden sein Bildnis erscheinen. Hätte nun in diesem Falle die geringste Spur übernormaler Fähigkeiten bei Helene mitgespielt, so hätte sie (oder Leopold) fühlen müssen, wenn auch nur unklar, daß besagte Besucherin zwar nichts mit Prof. Marchot, der bis auf ihren Namen und ihre Existenz nichts wußte und umgekehrt, zu tun habe, sondern vielmehr mit mir, der ich eine meiner Cousinen aus dem Auslande, die auf der Durchreise in Genf war, inkognito zu Fr. Smith geschickt hatte, alles Dinge, von denen Helene bei normalen Vorgängen natürlich kaum eine Ahnung haben konnte, da meine Beziehungen mit ihr seit $\frac{3}{4}$ Jahren vollständig aufgehört hatten.

In den Sitzungen der amerikanischen Periode soll Helene eklatante Beweise übernormaler Begabung geboten haben, nicht nur nach ihrer Mutter Aussage, sondern auch nach einigen unabhängigen Personen, die dazu gelegentlich zugelassen waren und deren Urteil beachtenswert erscheint.

So sollte Helene z. B. in einem Hause außerhalb Genfs, wohin sie zum ersten Mal in ihrem Leben kam, das Vorhandensein einer gewissen Photographie in einem bestimmten Kasten erraten und einer Ausländerin, die sie noch nie gesehen hätte, gewisse Personen genau beschrieben haben, mit denen diese Dame im vergangenen Winter in England besonders zu tun hatte. Begreiflicherweise erkläre ich mich bei diesen, wie bei sehr vielen andern Vorkommnissen für inkompetent, da ich ohne dabei gewesen zu sein, nicht weiß, ob nicht die Zuschauer selbst, ohne ihr Wissen, dem im Trance befindlichen Medium gewisse Hinweise gegeben und es so allmählich auf die Spur dieser scheinbaren Enthüllungen gebracht haben. Schließlich liegt denen, die Augenzeugen dieser Großtaten gewesen sind, auch ihre Publikation ob, und wär' es nur als Dokumente, die der Kritik unterliegen. Ich wiederhole: Obwohl die auf den ersten Blick erstaunlichen Phänomene, über die ich in: Des Indes berichtet habe wie Seifenblasen zerplatzt sind, sobald ich sie näher fassen wollte, so ziehe ich daraus doch keinen allgemeinen Schluß gegen die vorge-

gebenen übernormalen Fähigkeiten von Frl. S., denn ich weiß recht gut, daß auf diesem Gebiete tausend Mißerfolge nichts bedeuten gegen einen Sieg, und daß die negativen Fälle nichts gegen einen einzigen positiven Fall beweisen, nichts, es sei denn die Berechtigung der Warnung, sich durch den ersten Schein, selbst den glänzendsten nicht täuschen zu lassen und bei der stets sehr delikaten Würdigung dieser Art Manifestationen so peinlich und anspruchsvoll wie möglich zu sein. Diese Lektion über Vorsicht und verständigem Mißtrauen würde, wenn sie künftigen Beobachtern von Frl. Smith und allen Medien des Weltalls nützen könnte, schon an sich eine genügende Entschuldigung für die Länge von: Des Indes, noch verdoppelt durch die Nouv. Obs. sein.

Namenregister.

d'Ache 162.
Aksakow 364.
Azam 133.

Baker 351.
Barth 356, 384.
Bauer 370.
Beauchamp 153.
Beck 209.
Betz 257.
Boirac 455, 458, 467, 481.
Bréal 272.
Breuer 174, 341.
Broca 366.
Brugelmann 410.
Buchanan 357.
Büchner 494.

Chaponière 350.
Charkot 62.
Cicero 396.
Claparède 489.
Comte 448.
Crookes 460.
Cuendet 3, 6, 11, 34, 98, 107, 483,
503, 538.

Dandiran 489, 503.
Delanne 394, 542, 544.
Delboeuf 56.
Demole 209.
Denis 31.
Deussen 393.
Dibelius 192.
Dow 357.
Dumas 106, 130.

Du Prel 47.
Durville 443.

van Eeden 531.
Emerson 540.
Erny 325, 539.

Favre 357.
Ferrari 122.
Flammariion 160.
Freud 90, 174, 341, 409.

Gallilei 445, 448, 461.
Giardon 350, 375, 377, 384, 392, 395,
411.
Goodrich-Freer 152.
Gyel 540, 549.

Hall 284.
Harlez 395.
Hartmann 364, 459.
Hennig 443.
Henry 188, 267, 271, 398, 400.
Héricourt 122.
Hilprecht 484.
Hodgson 121, 451, 500, 549.
Holbach 494.
Hyslop 544.

Jacob 324.
James 104, 214.
Janet 17, 36, 62, 139, 349, 475.
Jones 62.

Kant 494.
Keppler 445.
Kik 443.

- Katie King 324, 460.
 Kardec Allan (pseudon. für Hippol. Denisard Rivail vergl. J. f. Psych. 49, S. 36) wird von Flournoy oft als Spiritistentyp zitiert.
 Landolf 36.
 Lang 389, 460, 474, 532.
 La Bruyère 447.
 Laplace 447, 450.
 Learoyd 8, 17.
 Le Baron 209, 214.
 Leuba 284.
 Lehmann 103, 460.
 Lefébure 221.
 Lemaître 1, 11, 86, 163, 221, 295, 350, 374, 488, 505, und sonst.
 Livius 396.
 Löwenfeld 443.
 Lombard 260.
 Lombroso 41.
 Lordat 440.
 Macdonell 400.
 Machuet 370.
 Marchot 88, 323, 349, 395, 400, 552.
 Marles 265, 358, 401.
 Martin 529.
 Méchanik 285.
 Michel 357, 384.
 Mill 450.
 Miller 152.
 Moll 62, 109, 126.
 Montet 369.
 Morsier 383.
 Moses (Stainton) 456.
 Müller - Freienfels 529.
 Myers 19, 89, 327, 444, 474, 484, 536.
 Newbold 484.
 Nietzsche 530.
 Ochorowicz 458, 466.
 Oltramare 374.
 Orléans, Jungfrau v., 532.
 Palladino 445, 462, 466.
 Paris 451.
 Pascal 495.
 Pattay 15.
 Pelham 121.
 Piper 2, 121, 133, 156, 489, 500, 532.
 Piperkoff 161.
 Podmore 443, 460, 489.
 Prince 153.
 Pythagoras 188.
 Rapin 370.
 Raspail 164, 371.
 Rennell 357.
 Renouvier 494.
 Richet 109, 122, 458.
 Rilliet 436.
 Rochas 546.
 Sardou 162.
 Saul 531.
 Saussure 375, 380, 384, 396.
 Schiaparelli 162.
 Schiller (F. C. S.) 400, 443.
 Secrétan 494.
 Seippel 383, 403.
 Sewell 357.
 Sidgwick 452.
 Staddard 404.
 Swedenborg 103, 494.
 Thompson 156, 530, 532.
 Thury 459.
 Toulouse 36.
 Tout (Hill) 137.
 Ungern-Sternberg 125.
 Vignier 491.
 Wallace 460.
 Wilks 357.
 Zola 36.